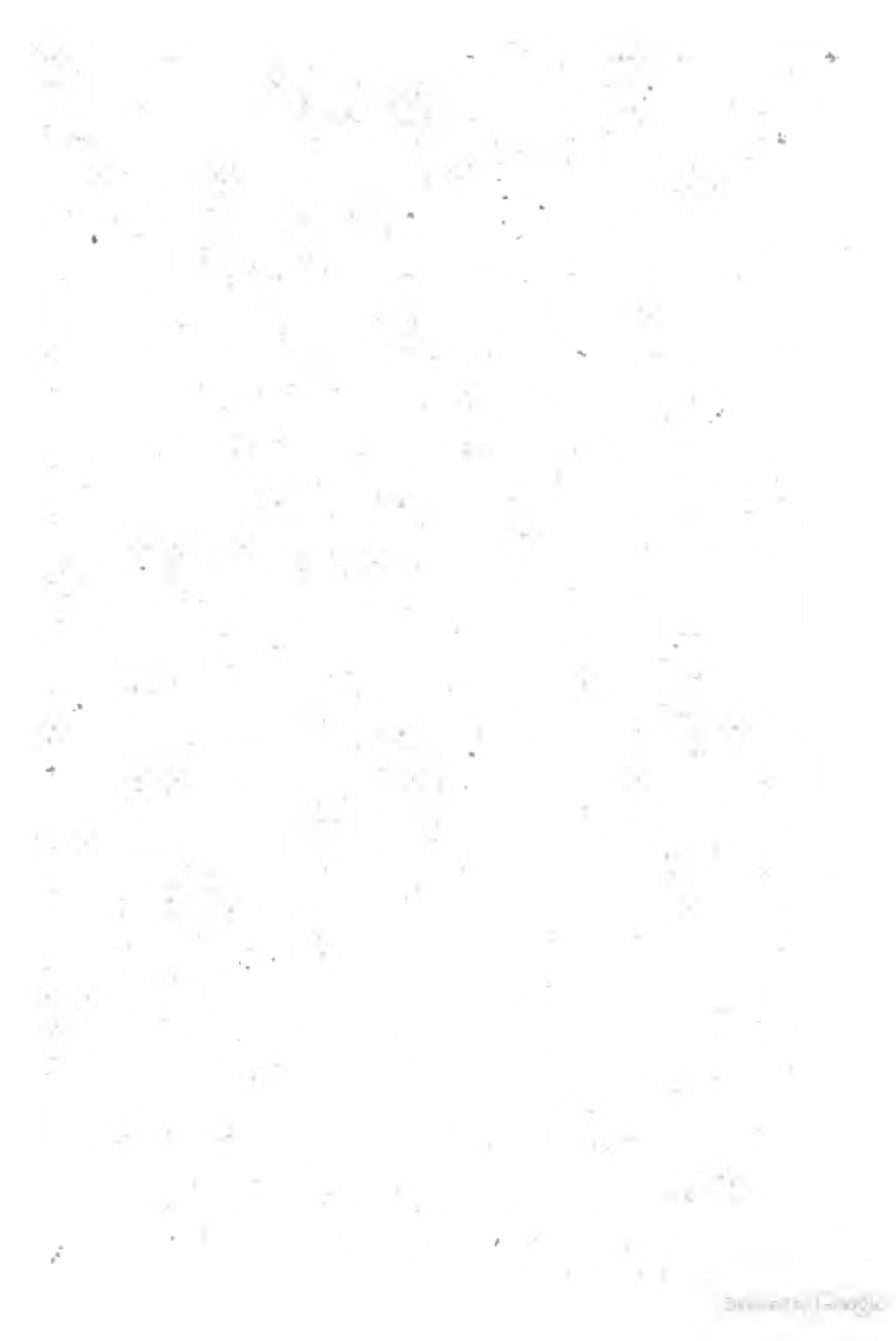


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

920.0494

B29

1884-85

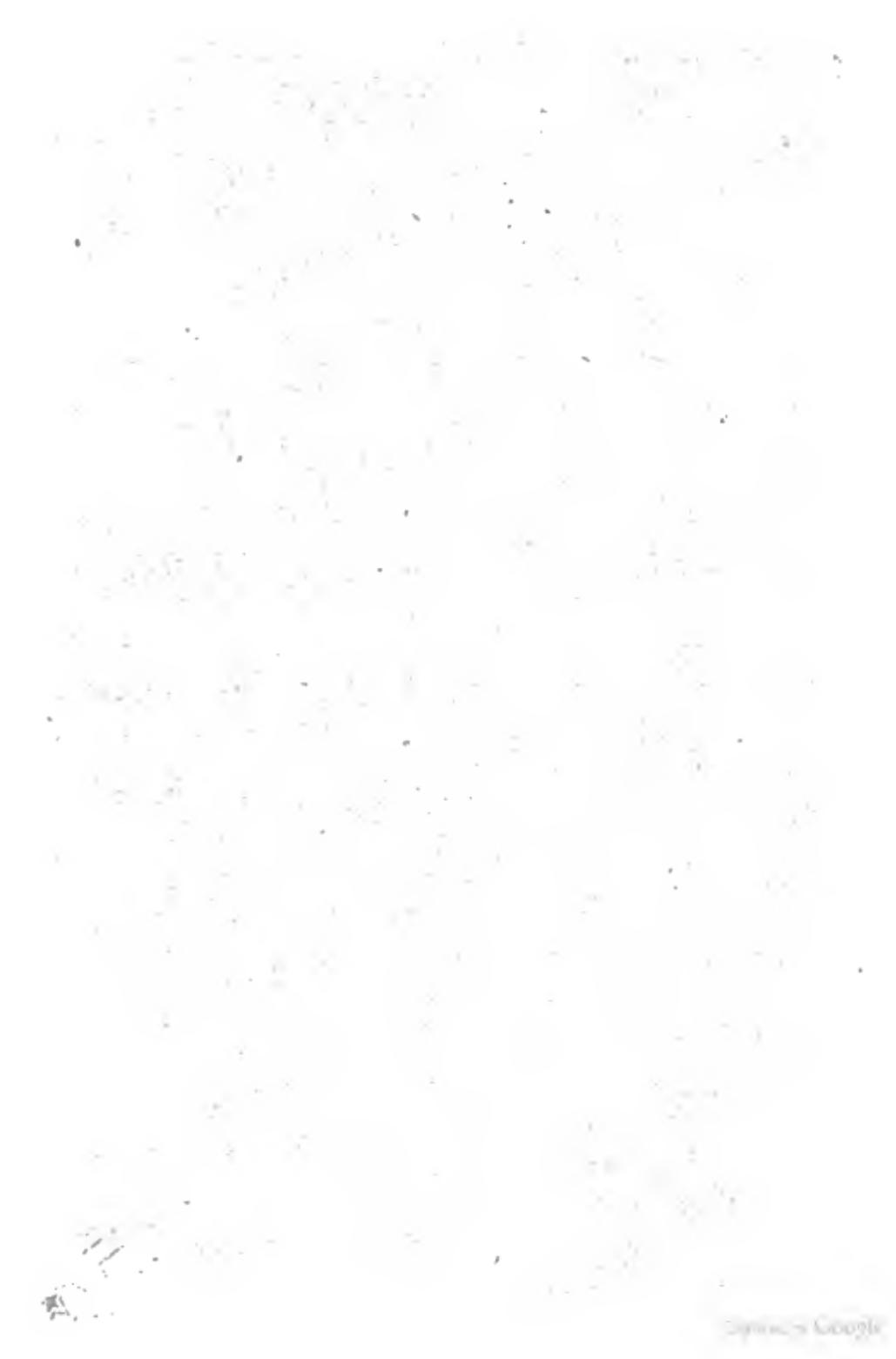


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

920.0494

B29

1884-85





LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS





Photolithographie von E. BOSSERT, Bonn.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Basler Jahrbuch

1884.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1884.

920.0494

B29

1884-85

Vorwort.

„Was dieses zeitliche Leben anbelangt, ist ein köstlich
„Ding um wahrhaften Bericht vergangener Sachen. Dann
„was die ganze Vernunft zu sittigem ehrbarem Wesen, zu
„Erhaltung Land und Leuten, nützlich sein sagt, das bezeugen
„die Historien mit Exempeln. Deshalb sind die Ethici
„gleich einem Aufreißer menschlicher Ehrbarkeit und Lebens-
„maß, die Historici aber desselbigen Illuminierer und Aus-
„streicher. Sie stellen je mit lebendigen Farben für Augen,
„was jederzeit gesunde oder gähe Ratschläge, gute und böse
„Werke, für Endschafft gehabt, wie es bey den Frommen und
„Gottlosen ergangen: daraus ein jeder, so die Historien be-
„dächtlich und mit gutem Urtheil liest, in sonderbaren und
„gemeinen Geschäften desto bedächtlicher handeln und wandeln
„kann, auch Ursach findet, auf seiner Zeiten Läufe und Ge-
„schichte desto besser Achtung zu geben. Welches dann den
„Verstand mehret, ja so mans recht erwiegt, ist aus dieser
„Dingen Wahrnehmung alle Fürsichtigkeit entsprungen.“

Also der Vater der baslerischen Geschichtschreibung,
Christian Wurstisen. In derselben Meinung, dabei ebenfalls

172504

aus „natürlichem Amnuth zum Vaterland“ haben wir dieses Basler Jahrbuch vordem auf uns genommen und legen nun auch in diesem Jahre, zu fröhlichem Winteranfang, einen Band desselben in die Hände unserer Freunde, alter und neuer Freunde, bisheriger und neuer uns geneigter Leser; mögen jene uns treu bleiben, mögen diese sich zahlreich einfinden! wir glauben beides auch durch das diesmal Gebotene redlich verdient zu haben.

Des vielgewanderten redseligen Künstlers Martinus Vogt selbstgezeichnetes Lebensbild verdanken wir der Freundlichkeit zunächst seiner eigenen Familie in Colmar, sodann der liebenswürdigen Vermittelung des Herrn Archivar Mosmann ebendort, welcher seine schöne Copie der Originalhandschrift uns mittheilte; zur Ergänzung der Biographie, die nur bis 1818 reicht, können wir hier beifügen, daß Vogt von Arlesheim als Organist nach St. Gallen berufen wurde und 1837 in derselben Eigenschaft nach Colmar kam, wo er am 18. April 1854 starb. Eine Ergänzung oder ein Gegenbild zu dieser Biographie ist die Darstellung des Basler Concertwesens im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert: an Stelle des Kettners einer Klosterkirche zeigt sie uns das Podium des Concertsaales zu Basel, an Stelle des etwas verfahrenen Virtuofentums das emsige wenn auch zum Theil dilettantische Streben und Bemühen einer bürgerlichen Corporation. Wie hier ein Vergleich mit dem heutigen musikalischen Basel nahe liegt, so in gleicher Weise ein Vergleich unseres Zeitalters

der Schulhausbauten mit derjenigen Zeit, in welche die Geschichte der Gemeindeschulen 1817—1822 uns hineinführt.

Der neuern Zeit gehört auch die Erzählung zweier Kleinbasler Geschichten aus Helvetik und Mediation an, die Niemand ohne Vergnügen lesen wird; sie erinnern an jene Periode, in welcher der Same gelegt wurde für diejenigen Zerwürfnisse, deren bitterste Frucht der 3. August 1833 war. Das Gedächtniß dieses Tages ist nun zum 50. Male wieder-gekehrt; daran glaubten wir durch die Mittheilung des Berichtes eines wackern Mitkämpfers wohl in unserer Weise erinnern zu dürfen und zu sollen.

Die Darstellung von Basels Theilnahme an den Hufitenkriegen führt in ein ferner entlegenes Jahrhundert, in die Zeit, da Basel sich rüstete, den Weg zum Gipfel seiner Macht emporzusteigen; ein kleines Bild aus der Geschichte der Zünfte in jenen Jahren, zugleich ein Angeld künftiger umfassenderer Darstellung, ist der Bericht vom Neubau des Schlüsselzunfthauses, der auch einen wohlbewährten Künstler in einer bisher unbekanntenen Leistung zeigt.

Dies die „Historien“ aus alter und neuerer Zeit; sie finden ihren Abschluß in einem statistischen und einem chronikalischen Rückblicke auf das nächst vergangene Jahr, Abrechnungen mit dem Geleisteten, wie sie vor dem Uebertritt in ein neues Jahr sich wohl geziemen mögen.

Neben den ruhigen Worten der Erzählung ertönt auch in diesem Bande ein Klang der Dichtung; der Mund, dem

er entströmte, ist längst geschlossen; um so mehr wird jeder Leser mit uns an diesen frischen Tönen seine Freude haben.

Des Titelbildes ist im Buche selbst ausführlicher Erwähnung getan. Und so schließen wir unser Vorwort mit herzlichem Danke vorab an diejenigen, die durch Beitrag und Mitarbeit uns in unserm Unternehmen beigestanden haben, mit Dank auch an alle, welche diesem Unternehmen wohlwollend gesinnt sind und mit uns übereinstimmen in der Liebe zu unsrer guten Vaterstadt.

Basel, geschrieben an der Vigilie
des ersten Advents 1883

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Martin Vogt	1
Zum Titelbild	100
J. W. Heß: Die Gemeindefchulen der Stadt Basel 1817—1822 .	104
Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner (1833—1861) .	135
Dr. Bernhard Riggenschach: Der 3. August 1833. (Aufzeichnungen eines Augenzeugen.)	145
Dr. Cr. Geering: Der Neubau des Zunfthauscs zum Schlüssel durch Roman Häsli 1485—1488	170
Paul Meyer: Basels Concertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts	181
Dr. G. Bischoff: Zwei Geschichten aus der Chronik von Jakob Christoph Bad	237
Der Glockenfortschritt. (Gewidmet der freien Stadt Basel.) 1883.	257
Albert Burdhardt: Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421	260
f. Föhr: Repertorische Rückblicke auf das Jahr 1882	275
Basler Chronik vom 1. Oktober 1882 bis 30. September 1883 .	300





Martin Vogt.

Geboren den 3. April 1781, zu Kullmain, Landgericht Stadt Kemnath in der obern Pfalz. Mein Vater war Schullehrer, Organist und Verwalter der Güter des Grafen Morowitzky; meine Mutter eine geborne Zsch, Bierbrauers Tochter aus Fichtelberg. Ich erinnere mich sehr wohl in meiner Jugend vernommen zu haben, daß meine Urgroßeltern aus Franken stammten, und daß meine Mutter eine Anverwandte des berühmten Domkapellmeisters und Contrapunctisten Zsch in Mainz war. Mein Vater Ambrosius Vogt war nicht nur ausgezeichneter Organist, besonders Fugist, sondern spielte nebst den Saiten-Instrumenten auch noch alle Blas-Instrumente, vorzüglich Horn und Trompete. Der ältere Bruder meines Vaters war Benediktiner im Kloster Weißenohe bey Nürnberg, ebenfalls ausgezeichneter Musiker; der jüngere Bruder meines Vaters war Weltgeistlicher und Musik-Director im Jesuiten-Seminario zu Amberg, zu selber Zeit berühmt nicht nur als Musiker, sondern auch als Componist. Ich war vielleicht 7 bis 8 Jahre alt, als der jüngere Bruder meines Vaters aus dem Priester-Seminario von Regensburg als geweihter Priester nach Hause kam, um seine erste Messe zu lesen. Zu dieser ersten Messe wurden nun viele musikalische Vorbereitungen

gemacht, denn obwohl alle Sonn- und Feiertage bey dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienste Vocal- mit Instrumental-Musik gemacht wurde (nur aus Liebhabern, meistens Professionisten bestehend) so wollte man bey dieser Feierlichkeit doch etwas ausgezeichnetes aufführen. Die Messe die aufgeführt wurde, war soviel ich mich zu erinnern weis, vom Dreyer, damals einen der berühmtesten Kirchen-Componisten.

Kurz vor der Feiertlichkeit der ersten Messe meines Du- kels, war ich unwohl; eines abends sang er alles was in einem Amte zu singen vorkommt: ich lag auf einem Bank, und nach den Endworten der Prefation: *Sine fine dicentes*, fieng ich an, wie es in allen Kirchen Deutschlands beim herausgehen des Priesters am Altar, nach Abstimmung des Gloria, Credo, nach dem Sanctus, *Ite missa est* und am Ende der Messe üblich ist, einen sogenannten Duschjanjare zu blasen, und da ich schon damals im Gesange ziemliche Fortschritte gemacht, mußte ich das *Benedictus (canto solo)* singen.

Da mein Vater im Gesange alle tage Unterricht ertheilte, um den Gesang in der Kirche immer zu erhalten, war ich im Gesang bald so vorwärts, daß ich alles vom Blatt singen konnte, was man mir vorlegte, denn zu damaliger Zeit wurde keine Messe aufgeführt, wo nicht 2 bis 3 Jugen darin waren. Es war Musik im Kirchenstyle, und nicht Tanzmusik, wie heutiges Tags. Zu selber Zeit noch wurden keine Clavier- spieler, sondern Organisten gebildet: deswegen mußte ich den Anfang mit beziffertem Baß machen, lernte die Accorde kennen und konnte in kurzer Zeit die Messen mit Orchester auf der Orgel begleiten. Daß ich Clavierstücke spielen lernte, weis ich mich nicht mehr zu erinnern. Ob ich von meinem Vater Unter- richt im Violin spielen erhielt, erinnere ich mich ebenfalls nicht mehr. Wohl ist mir sehr erinnerlich, daß ich am Vorabend

des Namenstages unseres herren Pfarrers, am 5. Jenner, wo ihm eine Nachtmusik aufgeführt wurde, Violin second mitspielte.

Daß ich in meinem zehnten Jahre, bei einem Kaplan unsers Ortes die lateinische Sprache zu erlernen anfangen mußte, ist mir noch ganz rememberlich; ob und was ich aber erlernte, ist mir durchaus unbewußt. Dieser Kaplan hielt vorzüglich viel auf Kircheremonien, und da mein Geburtsort zu Böhmen gehörte, so wurde vor allen das Fest des heiligen Johann von Nepomuk recht feierlich gehalten; nicht nur auf jeder Brucke, sondern in Mitte jedes Ortes ist die Statue dieses Heiligen anzutreffen; die Festlichkeit dauert acht Tage, und alle Abend wird vor der Statue gebethet und gesungen. Während dieser Andacht ist der Platz sehr schön beleuchtet. In meinem Geburtsort ist Johann von Nepomuk sehr schön und groß von Stein. Da nun keine Lichter angebracht werden konnten, so band dieser Kaplan dem Johann von Nepomuk mehrere Laternen, große und kleine, an Stricken um den Hals. Eines dieser Lieder welche bey dieser Feierlichkeit gesungen wurden, ist mir noch wohl bewußt, und heißt:

O Heil'ger Johannes von Nepperbuk!

Du Zierde der Prager Bruck!

Prager Bruck,

Nepperbuk,

Nepperbuk,

Prager Bruck.

Am 22. April 1791 war mein Vater abwesend: ich stieg mit einigen Kameraden in des Pfarrers Garten auf Bäume um Vogelnester zu suchen. Unglücklicher Weise brach ein Ast; ich fiel herunter ohne mir zu schaden; allein der Lärm brachte den Pfarrer herbei, der mir gleich drohte es meinem Vater zu

sagen. Mein Vater war sehr streng; an Schlägen litt ich keinen Mangel bei ihm, meine Mutter hingegen desto nachsichtiger. Mein Vater kam abends spät nach Haus; den andern Tag war Georgs- und Feiertag; wie gewöhnlich gieng er vor dem Gottesdienste in den Pfarrhof; zu Haus angelangt, nahm er eine frische birkenne Ruthe, deren er immer mehrere in Bereitschaft hatte, legte selbe ins Wasser und gieng gleich in die Kirche. Ich wußte nun was ich zu erwarten habe, und da ich die Ruthe schon im Ueberfluß empfunden hatte, so beschloß ich Vater, Mutter, eine Schwester die ein Jahr jünger war als ich, und noch zwey jüngere Brüder, Namens Joseph und Johann, zu verlassen. Da Feiertag war, hatte ich meine bessere Kleider an; ich machte mich also, sobald ich meinen Vater auf der Orgel hörte, auf den Weg. In Amberg, 12 Stunden von meinem Geburtsort, war ein Bruder meiner Mutter als Student: zu diesem wollte ich mich begeben. In Stadt Remnath, nur eine Stunde von Kullmain, war ein Franziskaner Kloster, wohin sich viele Leute aus der Umgegend zur Frühmesse begaben; dort traf ich mehrere Bekannte, die mich fragten wo ich hin wolle? Nach Amberg war meine Antwort. Ich mochte vielleicht drey Stunden gewandert seyn, als ich das Städtchen Pressath erblickte. Da ich Hunger fühlte und auch nicht einen Kreuzer im Sack hatte, beschloß ich bey dem dasigen Organisten, der ein guter Bekannter meines Vaters war, anzusprechen; da sie eben am Mittagessen waren, nahm ich die Einladung mit ihnen zu halten gerne an.

Nach dem Mittagessen setzte ich meine Wanderung fort, kam Abends zu einem Verwandten meiner Mutter, der Schullehrer und Organist war, und wurde sehr gut aufgenommen. Nach dem Nachtessen erzählte ich nun daß ich von Haus fortgelassen. Man suchte mich dazu zu bereben, wieder nach Haus

zurückzukehren. Da ich aber durchaus nicht dazu zu bereben war, wurde ich den andern Morgens mit 6 Kreuzern versehen um meine Reise fortsetzen zu können. Gegen Abend kam ich dann in Amberg an und erfragte gleich den Bruder meiner Mutter. Dieser war nicht wenig erstaunt mich zu sehen.

Zu damaliger Zeit war beynah die Hälfte der Studenten sogenannte Bettelstudenten, die täglich ihr Mittagessen in Klöstern oder andern gutthätigen Häusern, in zwey Häfelchen die aneinander waren, abholten; was sie dann vom Mittagessen übrig ließen, wurde als Nachtmahl verzehrt. Mein verehrtester Herr Onkel hatte nun auch das Glück unter die Bettelstudenten gezählt zu seyn, und vermuthlich hatte er bey meiner Ankunft einen sehr kargen Kosttag, denn beyde Häfelein waren leer, und Geld hatte der Herr Onkel eben so wenig als ich. Zum Glück wohnte er bey einer alten Jungfer, die als Präsidentin der Bettelstudenten bekannt war. Diese half aus der Noth und füllte meinen hungerigen Magen mit Brod das sie nicht mehr beißen konnte. Diese Bettelstudentin hatte auch Studenten in der Kost; wie ich später vernahm, wurden diese aber für ihr ziemliches Kostgeld nicht überfüttert: sie hatte keinen Zahn mehr im Maul, konnte das Fleisch nicht mehr beißen, lullte selbes nur aus, und Nachts bekamen ihre Kostgänger dieses ausgelullte Fleisch wieder gefotten oder gebraten, und ich war so glücklich auch öfters mit diesen bettelstudentischen Ueberbleibseln gesättigt zu werden.

Gleich nach meiner Ankunft schrieb mein Onkel an meinen Vater, sich erkundigend was er mit mir machen solle, fügte meinen Entschluß bey nicht mehr nach Haus zurückkehren zu wollen. In einigen Tagen langte die Antwort meines Vaters an, daß er gerne billige, wenn ich mich zu seinem Herren Bruder, Professor und Musikdirector in Cham, begeben. Auch

legte mein Vater noch etwas wenigens Reisegeld bey, und so machte ich mich auf den Weg, begleitet von meinem Herren Onkel, und langten nach 2 Tagen in Cham an.

Meines Vaters Bruder nahm mich sehr gefällig auf; da er aber selbst im Pfarrhof in Kost und Wohnung war, übergab er mich dem Organisten in Kost und Wohnung. Meine Stimme als Sopranist erreichte damals das drengestrichene F, und die Arien die ich damals sang, schickte mir mein Vater nach Amberg.

Bald nach meiner Ankunft in Cham, war ein Festtag, an dem aus der Umgegend viele Prozeffionen ankamen. Ich sang eine Aria von Madlfeber, und gleich wurde ich als ein Wundersänger in der ganzen Gegend ausgeposaunt. In dortiger Gegend waren mehrere Klöster, und schon nach einigen tagen erhielt mein Onkel eine Einladung aus dem Kloster Schönthal. (Augustiner Ordens) mich dorthin zu schicken. Ich wurde nun in einer Kutsche abgeholt, sang dort das ganze Amt mit und zwey meiner mitgebrachten Arien, die sowohl gefielen, daß man mich fast auf den Händen vom Chor wegtrug. In diesem Kloster waren aus anderen Klöstern wieder Herren anwesend; durch diese wurde ich nun bekannt und mußte nun von einem Kloster zum andern wandern.

Mein Onkel in Cham war ausgezeichnete Musiker, und da ich nur sechs Monathe bey ihm war, habe ich doch viel bey ihm gelernt, obwohl seine zeit die er mir widmen konnte, sehr beschränkt war. An Sonn- und Festtagen war ich nie bey ihm, sondern wurde immer in die Klöster abgeholt. Für einige Tage war er einmal abwesend; ich brachte meine Zeit mit Clavierspielen und lateinisch lernen auf seinem Zimmer zu; meine Feder war abgenutzt; ich wollte selbe in Ordnung bringen, hatte aber kein Federmesser; zufällig erblickte ich das

Rasirmesser meines Onkels; ich benutzte selbes sogleich eine Feder zu schneiden: die Feder war zwar nicht geschnitten, das Rasirmesser aber ganz dahin. Ich war freilich in großen Aengsten, deswegen gestraft zu werden; allein mein Onkel lachte dazu und ich auch.

Anfangs August, machte nun mein Vater die Reise von ungefähr 27 bis 28 Stunden um mich zu besuchen, kündete mir auch an daß ich einige Tage vor Michelstag im Kloster Michelsfelden eintreffen müsse, wo ich als erster Sopranist angenommen sey. Anfangs September begleitete mich nun der Bruder meines Vaters nach Amberg, und übergab mich dort dem Bruder meiner Mutter, der mich zu meinen Eltern zurückführte. Bey meiner Ankunft zu Haus, fand ich wieder eine neugebohrne Schwester, Namens Theres, die fünfte meiner Geschwister. Einige Tage vor Michaeli führte mich mein Vater ins Kloster Michelsfelden, wo ich sehr gut aufgenommen wurde. Um damals in einem Kloster als Singknabe aufgenommen werden zu können, mußte man eine Prüfung im Gesange bestehen, und diese bestand darin, daß man dem Sänger eine Fuge aus den ältesten Zeiten vorlegte, die nur vom einfachen Baß begleitet wurde. Mir nun wurde diese Prüfung erlassen, da ich als Sänger bekannt war, der treffe was man ihm vorlege.

In diesem Kloster Michelsfelden, eine der herrlichsten Gegenden in Franken, zwischen Bayreuth und Nürnberg, waren nun unser 8 Chorknaben, 4 für Sopran und 4 für Alto; Tenore und Basso wurden von Klosterherren gesungen. Wir hatten folgende Ordnung: Sommer und Winter um 5½ [Uhr] aufstehen; dan seine Aufgaben lernen bis 7 Uhr; um 7 Uhr Messe nur für die Singknaben, während welcher immer einer abwechselnd die Orgel spielte und die andern mitunter deutsche

Lieder sangen. Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, Frühstück mit einer guten Suppe. Um 8 Uhr, kam der Professor uns Unterricht in der lateinischen und deutschen Sprache zu geben. Um 9 Uhr, war täglich Amt mit Instrumentalmusik. Von 10 bis 11 Uhr, Unterricht in der Instrumentalmusik. Um 11 Uhr, Mittagessen, dann Erholung bis 1 Uhr. Von 1 bis 2, Clavier und Orgel-Unterricht; von 2 bis 3, wieder lateinisch und deutsch. Um 3, Vesper, an Sonn- und Festtagen musiziert. Von 4 bis 5, Recreation und Abendessen; von 5 bis 6, wieder Unterricht im Clavier und Orgel. Von 6 bis 7, Repetition der Aufgaben für folgenden tag, oder Repetition der Musik, wenn am folgenden tag ein Sonn- oder Festtag war. Um 7 Uhr, Nachtessen; dann Recreation und um 9 Uhr ins Bett.

Der größte Theil der Herren dieses Klosters waren Musiker, und darunter ausgezeichnete, sowohl auf Saiten- als Blasinstrumenten. Meinen Unterricht auf der Orgel setzte ich hier, wie bei meinem Vater angefangen, bloß in Partiturspielen fort; mein Lehrer war Sebastian Deisenberger, der mehrere Werke für Generalbaß drucken ließ. Pater Sebastian war ausgezeichnete Baßsänger und Pater Nepomuk ein ausgezeichnete Tenorist. Bey einem Duett das sie an einem Festtage sangen, ließ der Bassist seiner Stimme vollen Lauf; die zarte Tenorstimme wurde dadurch übertönt; der Tenorist schwieg und sagte, sich zum Bassisten wendend, ganz laut: Er brüllt wieder wie ein Ochs. Der Bassist Pater Sebastian war immer überspannt: von nun an wurde er so närrisch, daß man ihn binden und bewachen mußte. Mit der Zeit wurde sein Zustand zwar besser, mußte aber noch immer bewacht werden. Indeß plötzlich verschwand er, ohne entdecken zu können wo er hingekommen. Da die sogenannte Clausur, wo die Religiosen wohnten, immer geschlossen war, und zur Porte niemand außer der

Portner einen Schlüssel hatte, so war es unbegreiflich wo Pater Sebastian hingekommen sey. Es war am Donnerstag wo er vermißt wurde. Alle Freitag wird auf dem Chor, um 9 Uhr morgens, von den Singnaben *Tenebrae factae sunt*, mit der großen Orgel begleitet gesungen. Wie nun der Organist im Pedal das unterste I, 16 Fußton antritt, entsteht ein fürchterlich Gebrüll. Vor Schrecken entläuft der Organist mit uns Singnaben. Wie nun die Religiosen mit den Bedienten herbeieilen, entdecken sie den Pater Sebastian in der großen Orgelpfeiffe. Hinter der großen Orgel befand sich eine Stiege die in [den] Kirchturm führte: vermuthlich wollte Pater Sebastian in [den] Kirchturm, verfehlte die Treppe und fiel in die Orgelpfeiffe. Die Pfeiffe wurde nun herausgenohmen, das obere Blatt abgelöst. Pater Sebastian halb todt herausgenohmen, kam nie mehr zum Verstand und starb bald darauf.

Ich bekenne es ganz frei, diesem Kloster habe ich den größten Theil meiner musikalischen Bildung zu danken. Nicht nur der größte Theil der Religiosen waren ausgezeichnete Musiker, sondern selbst alle Angestellten waren musikalisch, so daß an jedem Sonn- und Festtag wohlbesetzte Musik mit Orchester war. Indessen, wie fast in allen Klöstern Deutschlands, hatten wir Singnaben in diesem Kloster auch keinen Mangel an Schlägen und andern barbarischen Mißhandlungen. Einer meiner Mitschüler, ein Schullehrerssohn aus dortiger Gegend, mußte wegen einem geringen Vergehen acht Tage lang immer auf dem Boden knien, selbst beim Essen. An den drey letzten Tagen konnte er's vor Schmerzen nicht mehr aushalten: er fieng auf den Boden kniend an, den Kopf immer an die Wand zu stoßen. Auf unser Befragen, was er machen wolle? gab er zur Antwort, er wolle sich todt stoßen, um seiner Schmerzen los zu werden. Dieß war Wasser auf unsere Mühle; da wir

auch der Prügelei und anderer Straffen satt waren, glaubten wir davon befreit zu werden, wenn wir ihm in seinem Unternehmen behilflich wären: wir halfen ihm sämmtlich den Kopf an die Wand stoßen, in der Hoffnung, wenn er sich todt gestoßen, wurden doch wir besser behandelt werden. Als er aber den Stoß zu sehr empfand, wollte er doch nicht mehr, sondern entschloß sich davon zu lauffen, daß er gleich am andern Morgen that. Aber schon am Nachmittag kam seine Mutter, holte seine Kleider und sagte dem Professor statt Dank nur Schand und Spott. Auf diesen Vorfall hin wurden wir nur noch übler behandelt, und gleich darauf machten wir an einem Vankanztag einen Spaziergang, kamen zu Haselnußstauden und füllten unsere Rastücher mit Haselnußen, die kaum reif waren. Ein Bedienter des Klosters, der uns auf dem Heimweg antraf, sah die Haselnußen in unsern Rastüchern, und da selbe bloß für den Gebrauch des Klosters waren, so wurden wir so durchgeprügelt, daß keiner mehr sitzen konnte. Auf dieses hin nahm ich auch die Flucht. Zu Haus angekommen, verbarg mich meine Mutter vor dem Vater, der eben abwesend war, und ließ mich durch den Schulgehülffen sogleich wieder ins Kloster führen. Da angekommen, wurde ich auf eine Bank gebunden und mit Haselnußstöcken so gehauen, daß ich nicht mehr aufstehen konnte. Der dasige Doctor, damaliger Zeit nur ein Barbier, Aderlasser und Larirgeber, untersuchte meinen Hintern, der alle Farben wie ein Regenbogen hatte, und um die Schmerzen und Geschwulst zu stillen, mußte ich nun warme Ueberschläge darauf machen.

Mit Nahrung und Kleidung waren wir hinlänglich versorgt. An gemeinen Sonntagen hatten wir graue Röcke, kurze Hosen und blaue Strümpfe. An sogenannten Priorfesten, an denen nemlich der Prior das Hochamt hielt, grüne Röcke mit

rothen Krügen, grüne Hosen und graue Strümpfe. An großen Fest oder Prälatenfesten, grüne Röcke mit rothen Krügen und Goldborten darum, grüne Hosen und weiße Strümpfe und Huth mit Goldborten.

Ungefähr 4 Stunden vom Kloster entfernt war eine Wallfahrtskirche des H. Lorenz und Bartholome, die zum Kloster gehörte, mitten in einem Wald, wo nur an den Patronstagen Gottesdienst gehalten wurde, und dabei befand sich nur allein die Wohnung des Meßners. An den Patronstagen wurde in dieser Kirche feyerlicher Gottesdienst gehalten, der aus der ganzen Umgegend sehr zahlreich besucht war. Am Festtag selbst waren Morgens 4 Uhr zwey vierspännige Kutschen bereit, welche die Herren, die zu diesem Feste bestimmt waren, mit vier Chorknaben an diesen Wallfahrtsort führten. Als Alt=solo=Sänger mußte ich auch mit, und die freude für diese Reise in einer vierspännigen Kutsche war für uns Knaben über alles. Ich stieg nun Morgens 4 Uhr voller freude in die Kutsche; am Ort selbst angelangt, mußte ich dem Professor bey der ersten Messe dienen. Dem Altar gegenüber war die Sakristei, unter dessen Thüre sich viel Volk befand. Während der Messe zeigten diese Leute unter anhaltender Gelächter auf mich, so daß ich auch mitlachte. Als ich zur ersten Einsenkung die Altarstufen hinauftrat, fieng auch der Professor zu lachen an. Vom Altar herabtretend, blickte ich abwärts: o welcher Schreck! ich hatte an einem Fuß einen blauen, am andern einen weißen Strumpf. Tags vor der Reise ordnete ich wohl meine Kleider, allein vor lauter Freude auf die Fahrt, betrachtete ich die Strümpfe nicht, und als wir Morgens abfuhren, war es noch dunkel. Nach geendeter Messe aber lief mir alles Volk nach, und während dem Mittagessen, wo auch die benachbarten Geistlichen anwesend waren, mußte ich vor den

Tisch stehen, damit alle meine Fußbekleidung betrachten konnten, hatte aber weder Mangel am Essen noch am Trinken.

Ich hatte nun bald zwey Jahr in diesem Kloster zugebracht, und länger als zwey Jahr wurde kein Chorknab behalten. Von Seite des Klosters Michelsfelden wurde ich nun mit Empfehlungsbriefen ins Kloster St. Emmeran in Regensburg versehen, und mein Vater machte mit mir die Reise dahin. In Regensburg angekommen, begaben wir uns in St. Emmeran zu Herrn Emerich, einem Verwandten meiner Mutter, der Praefect der Chorsänger zu St. Emmeran war. Dieser führte uns zu Herrn Pater Sebastian Briri, Chordirector zu St. Emmeran und ausgezeichneten Organiſt. Im Jahr vorher wurde ein Chorknab aus Michelsfelden in St. Emmeran angenommen, und kurz vor unser Ankunft ist dieser davongeloffen, so daß nun der Chordirector keine Chorknaben von Michelsfelden mehr annehmen wollte. Herr Emerich führte uns nun zu Herrn Joob, Praefect im Seminario zu St. Paul: dort wurde ich geprüft und sogleich als Altjänger angenommen. Dieß war im Monat Juni 1794: ich kehrte also nach Michelsfelden zurück, wo ich bis Ende August noch blieb, und dann zu meinen Eltern zurückkehrte. In den Klöstern Deutschlands war es damals üblich, daß die Chorknaben den Geistlichen nicht nur zu den Namenstagen und neuem Jahre, sonderu auch zu den Weihnacht-, Oſter- und Pfingstfeiertagen Glück wünschten, und für diesen Wunsch mit Geld beschenkt wurden, welches der Professor aufbewahrte, und jedem bey seinem Austritt seinen Theil einhändigte. Bis Mitte October blieb ich bei meinen Eltern. Der Bruder meines Vaters, Professor in Cham, holte mich ab und führte mich Ende October nach Regensburg. Am 1. November 1794, trat ich nun als Student auf, mit einem neuen Mantel, denn damals durfte sich kein Student auf der

Gasse ohne Mantel sehen lassen, und als Altist zu St. Paul, bey den Jesuiten. Die Studentklassen waren damals eingetheilt in die 1. und 2. Grammatik, Syntar, Poesie, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und in diesen Klassen waren über tausend Studenten. Ich war nun in der ersten Grammatik, in der hundert und in die dreißig Schüler waren. Es scheint mein Professor im Kloster Michelsfelden war kein guter Lateiner, oder ich habe nichts lernen wollen, den ich war im lateinischen immer unter den letzten. Im Seminario zu St. Paul waren Studenten aus allen Klassen, selbst Philosophen und Theologen. Unter den 50 bis 60 Studenten im Seminario waren fast alle Musiker, und für die Musik in der Jesuitenkirche verpflichtet, weßwegen sie gar nichts bezahlen durften und ganz frei waren. Nur wenige die nicht zur Kirchenmusik verpflichtet waren, bezahlten das ganze Kostgeld mit 70 Gulden, traf also für die Woche kaum 3 Franken Kostgeld, und die Kost war wirklich gut und im Ueberfluß.

Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Kirchenmusik, die wir bey St. Paul hatten, und die als die beste in Regensburg gerühmt wurde. Wir hatten einige Messen, Vespere und Lytaneien von Mozart, die ich seither nie mehr gehört habe. Täglich nach dem Wittageßsen, von 12 bis 1 Uhr, wurden Repetitionen für Gesang und Orchester gehalten; Abends von 5 bis 8 Uhr kamen die besten Meister Unterricht im Violin und Blasinstrumenten zu ertheilen. Ich hatte Lust die Oboß zu erlernen, wurde aber wieder Willen zu Erlernung der Violine eingetheilt, da ich schon einen Anfang hatte. Von Tag zu Tag bekam ich mehr Abneigung für die Violine, um so mehr, da unser Lehrer, Herr Kasla, uns nur zu oft und zu stark auf die Finger klopfte, und um der Violine befreit zu werden, griff ich so falsch, daß Herr Kasla selbst dem Herrn

Prefect rieth, mich von der Violine zu befreien, weil ich kein reines Gehör hätte. Im Seminario hatten wir eine Orgel: ich wurde nun zum Unterricht auf der Orgel eingetheilt, und erhielt den berühmten Organisten Pater Sebastian Bixi zum Lehrer.

Ich hatte mich während diesem Schuljahr in der Musik schon sehr vervollkommenet, im lateinischen aber blieb ich immer unter den letzten. In den Schulen der Jesuiten wurden die Schüler nach den durch die Woche gemachten Aufgaben in die Bänke eingetheilt, das nannte man setzen, und so waren diejenigen, welche gar keine oder nur wenige Fehler in ihren Aufgaben hatten, die ersten in den Bänken, und so wurde nach der Anzahl der Fehler fortgesetzt. In jeder Klasse waren nun mehrere Schüler aus unserm Seminario, und der beste musste immer aufzeichnen, der wievielte jeder geworden, so oft gesetzt wurde, und diese Liste dem Herrn Prefect eingeben. Nun war bestimmt, daß wer im Setzen unter die 60—70—80 hinunter kam, musste sein Nachsteffen stehend oder gar auf dem Boden sitzend nehmen, und da ich immer unter den letzten war, musste ich mein Nachsteffen nur stehend oder auf dem Boden sitzend nehmen.

Das erste Jahr verstrich nun, und ich kehrte Anfangs September zu meinen Eltern in die Valanz zurück. Während der Vakanz besuchte ich die benachbarten Klöster, wo es sich traf, daß manchmal über hundert Studenten zusammen kamen: die Musiker konnten bleiben, so lang ihnen beliebte, Nichtmusiker durften nur drey Tage bleiben: wollten sie nach drey Tagen nicht abziehen, so kam Morgens nach dem Frühstück der Dekonom mit den Worten: Heute ist doch herrliches Wetter zum reisen; es wäre schade, wenn man es nicht benutzen würde. Und dann wußte man schon, was man zu thun hatte.

Ende October kehrte ich nun wieder nach Regensburg zurück und mußte die nemliche Klasse wiederholen: das nannte man sitzen bleiben. Die Schüler-Anzahl war die nemliche, und als das erstemal gesetzt wurde, war ich der neunte, und erhielt mich das ganze Jahr hindurch unter den ersten. Der Professor für dieß Jahr 1795 war ein Jesuit, und nur zwey Stunden von meinem Geburtsort zu Haus, Namens *Mur von Waldeck*. Dieser Professor war sehr streng und ein Freund vom schlagen: begieng ein Schüler einen großen Fehler, so wurde der Diener, der die Schulzimmer in Ordnung halten mußte, gerufen, wir mußten die Mäntel überm Kopf nehmen, und dem Schüler wurde der bloße Hintere mit der Ruthe gepeitscht.

Dieses Schuljahr vergieng nun, und im Sommer kamen die Franzosen üben Rhein nach Deutschland, so daß schon Anfangs August die Studenten entlassen werden mußten, weil St. Paul zu einem Militärspital bestimmt war. Aus meinem Geburtsort waren noch zwey Studenten in Regensburg. Wir machten uns auf die Reise, mußten aber durch die ganze österreichische Armee, und um nicht unter die Franzosen zu kommen, mußten wir einen Umweg von wenigstens 12 Stund machen, und zwar zu Fuß. Bald darauf wurden die Franzosen vom Erzherzog Karl bey Amberg und Würzburg geschlagen und Deutschland wieder befreit.

Während der Vakanz begab ich mich nun von einem Kloster zum andern. In Stadt Kemnath war ein Franziskaner Kloster: dorthin wurden alle in der Umgegend befindlichen Studenten einmal in der Vakanz zum Mittagessen geladen. Ueber 40 Studenten waren anwesend. Damit das Bier immer frisch blieb, hatte jeder Student ein halb Schoppenglas vor sich, welches, wenn es leer war, immer von dem Bruder Portner

wieder gefüllt wurde. Um den Bruder Portner immer zu beschäftigen, waren die obern Gläser schon wieder leer, wenn er die untern anfüllte. Er machte die Reihe etlichemal durch, setzte sich dann an seinen Platz und ließ die Gläser leer. Als der Guardian die leeren Gläser sah, rief er dem Portner zu, er möchte doch einschenken: Es nützt nichts, sie trinkens immer leer, war dessen Antwort.

Mit Ende October begab ich mich nun wieder nach Regensburg, meine Studien fortzusetzen, die den 1. November anfiengen. Da aber für dieß Jahr wegen dem Spital das Collegium noch nicht ganz gesäubert war, fiengen die Schulen erst vier Tag nach dem 1. November an. In der 2. Grammatik erhielt ich einen andern Professor, der kein Jesuit, dessen ohngeachtet ein schätzenswerther Mann war. Ich erhielt mich auch dieses Jahr durch unter hundert Schülern immer unter den ersten; in der Musik, besonders im Orgelspiel, kam ich sehr vorwärts, da der damalige Organist mir bey allen Nebengottesdiensten die Orgel spielen ließ.

Wie schon oben bemerkt, hatten wir zum Frühstück nur ein Stück Brod; nur wer Geld hatte, konnte für einen Kreuzer ein Schüsselchen warme Milch haben. Im gleichen Seminario war auch ein Student aus Lindau in Schwaben, dessen Vater in dem dasigen Damenstift Verwalter war. Dieser Student aß nun die Milch gar zu gerne; auf unser Befragen, ob er zu Haus auch so viele Milch geessen, war dessen Antwort: O gewiß, denn mein Vater hatte sechs Stiere im Stall, und da hatten wir täglich Milch genug. Der nemliche Student war auch Sänger, und wurde in einer andern Kirche ein fest gefeyert, wo nicht Singknaben waren, so wurden wir eingeladen da zu singen. Zur alten Kapelle, einer herrlichen und zwar der schönsten Kirche in Regensburg, wurden wir

begehrt Canto und Alto zu singen an einem Hauptfeste. Wie in ganz Deutschland überall üblich, wird bey den Messen nur Musik mit Orchester gemacht; denn Choral wird nur bey den gewöhnlichen Horas in Klöstern gesungen: so wurde nun auch eine Messe mit Orchester an diesem Feste zur alten Kapelle aufgeführt, und wie gewöhnlich wurde zwischen der Epistel und dem Evangelio ein Concert aufgeführt; wurde aber die Orgel nur allein gespielt, so nannte man dieß Episteltanz. An diesem Feste nun wurde ein Violinconcert durch den Hofmusiker von Thurn und Taxis, Namens Schmid, componirt von Et in München, dessen ich mich noch jetzt wohl zu erinnern weiß, aus E major gespielt. Bey seiner Ankunft im Seminario sagte der Lindauer, nichts habe ihm so sehr gefallen als das Violinconcert, denn der Concertgeber spielte immer in der Vificatur (Applicatur).

Unter vielem Lernen im Cornelius und andern Auhöres, und unter vielem Musiziren, war nun auch das Schuljahr von 1796 vollendet, und ich brachte nun meine Balanz auf der Reise in den Klöstern, und zwar sehr vergnügt zu. Zum Schuljahr 1796 auf 1797 nach Regensburg zurückgekehrt, blieb ich in der 3. Grammatik oder Syntax, und mußte mich mit Ovid, Sallust, den Briefen Cicero's bekannt machen. Aber, aber und abermal aber, der Organist von St. Paul, Namens Beck, war in ein Kloster gegangen, nach der 2. Rhetorik, und Martin Vogt wurde in der 3. Grammatik schon als Organist zu St. Paul angestellt. Wenn heutiges Tags einer etliche Märsche, Walzer und auf die neuere Mode einige Polkas auf dem Clavier herunter klimpern kann, so ist er auch schon ausgezeichnete Organist. Allein mir gieng es nicht so; ich kannte zu damaliger Zeit nichts von diesem Geklimper; ich hatte ganz und gar nichts erlernt als den Generalbaß, und nach dessen Regeln war

mein Orgelspiel, wie noch jetzt in meinen alten Tagen, geordnet. Der Organist in Deutschland muß bey jeder Orchestermusik den Generalbaß mitspielen: wie würden sich manche Organisten heut zu Tag in Verlegenheit finden, wenn sie Messen wie dortmals von Mabelseder, Zach, Briri, wo die schwersten Fugen nur im Generalbaß gesetzt sind, begleiten müßten. Ich behaupte es dreist, wer nicht den Generalbaß in seiner Jugend lernt, wird niemals Organist, aber wohl Clavierspieler auf der Orgel, deren wirklich weit aus die größte Anzahl der Organisten ist. Der damalige Prefect Weisbirtb im Seminario war nicht nur gründlicher Generalbassist, sondern selbst ausgezeichnete Componist; auch befaud sich damals ein ausgezeichnete Componist, Namens Knieschek in Regensburg, der die herrlichsten Werke für Kirche componirte: diesen beyden habe ich zu verdanken, daß ich schon damals in meinem fünfzehnten Jahre als tüchtiger Organist bekannt war. In diesem Jahr beschäftigte ich mich nun mehr mit Musik, und fieng auch schon an mich an einige Kirchencompositionen zu setzen.

Unweit dem Seminario St. Paul war Obermünster, ein adeliches Damenstift, dessen Vorsteherin immer Fürstin war. An deren Namenstag wurden nun aus allen Klöstern in Regensburg die Vorsteher zur Tafel geladen, und wir mußten Tafelmusik machen, wobei Sinfonien und Chöre aufgeführt wurden. Der oben benannte Lindauer Student war bey dieser Musikaufführung gegenwärtig: im Seminario angekommen wurde er befragt, ob viele Gäste da waren? O sehr viele, Franziskaner, Kapuziner, Benedictiner, Bernhardiner, Minoriten, Augustiner und noch viel dergleichen Lumpenpack, war dessen Antwort. Auch dieses Jahr war ich noch immer unter den ersten in meiner Klasse; auch wurde in diesem Jahr die Zauberflöte von Mozart zum erstenmal in Regensburg

aufgeführt. Die Musiker im Seminario zu St. Paul erhielten die Erlaubniß in diese Oper zu gehen, und diese Oper wurde wenigst 40 bis 50 Mal nacheinander aufgeführt, und immer bey vollem Hause. O wie war ich entzückt dieser Oper beywohnen zu können! In Deutschland gehen nicht nur die Welt-, sondern auch die Klostergeistlichen ins Theater. In der Zauberflöte nun wurde ich mit dem Pater Jacob, aus dem Schottenkloster in Regensburg, bekannt, der ein vorzüglicher Freund der Musik war. In dieses Kloster zu den Jacobinern oder Schotten kommen Knaben aus Schottland, von 10, 11 bis 12 Jahren, meistens aus adeligen Familien. Diese machten ihre Studien im Gymnasio zu Regensburg, kehrten nach vollendeten Studien nach Schottland zurück, oder blieben im Kloster und wurden Benediktiner. So oft es mir nun möglich war, besuchte ich diesen Pater Jacob, und dieser machte mir so große Lobsprüche von dem Schottenkloster in Wien, daß ich ihm versprechen mußte, nach vollendeter Rhetorik nach Wien zu gehen. In diesem Jahr habe ich mich nun mehr der Musik als dem Studiren gewidmet, war dessen ungeachtet Ende des Jahres noch immer in meiner Klasse unter den Bessern. Die Vakanz brachte ich wieder in den Klöstern zu, und besuchte in dieser Vakanz die meisten Klöster Bayerns, und kam sogar bis nach Bamberg.

Im Schuljahr von 1797 auf 98, war ich nun in der Poesie oder ersten Rhetorik; allein das Studium der Musik war mir mehr angelegen als Poesie und Rhetorik, und in diesem Jahr wurden schon eine Messe, ein Miserere, eine Litanie, mehrere Offertorien und Gradualien mit Orchesterbegleitung von meiner Composition aufgeführt. Nach vollendeter Poesie giengen die Studenten den Klöstern zu, und besonders in den sogenannten Bettelklöstern, als Augustinern,

Franziskanern, Minoriten, Kapuziner, wurden die Studenten nach der Poesie gerne angenommen; aber auch in den Prälaturen mußte man sich nach der ersten Rhetorik schon melden, um nach der zweiten Rhetorik im Kloster aufgenommen werden zu können.

Während dieser Vakanz brachte ich nun die meiste Zeit in den Klöstern zu; kehrte Ende October wieder nach Regensburg zurück und vollendete die 2. Rhetorik. Während diesem Jahr erhielt ich aus mehreren Klöstern Einladungen, mich nach vollendeter Rhetorik dahin zu begeben, wo ich mit Freuden aufgenommen würde. Allein Pater Jacob aus dem Schottenkloster zeigte mir mehrere Briefe aus Wien vor, die melbeten, daß ich auf dem Chor bey den Schotten in Wien als Musiker aufgenommen werde. Mein Entschluß nach Wien zu reisen war nun gefaßt. Gegen Ende August besuchte ich nun meine Eltern nochmals, die meinen Entschluß nicht billigen wollten, indem sie gerne gesehen hätten wenn ich mich in ein Kloster in ihrer Nähe begeben hätte; allein mein Entschluß war nicht mehr zu ändern. Nur acht Tage hielt ich mich bei meinen Eltern auf, gieng nach Regensburg, traf da zwey meiner Mitschüler, auch Musiker, die ebenfalls entschlossen waren nach Wien zu gehen, ihre Studien fortzusetzen.

Mit einem Empfehlungsschreiben an den Chordirector der Schotten in Wien und einigen Gulden Reisegeld vom Pater Jacob, begaben wir uns in Regensburg auf das Ulmer Schiff oder Floß, nach Wien, und machten die Reise auf der Donau. Wir waren fest entschlossen, unsere Reise von Regensburg nach Wien auf der Donau zu machen, da diese Reise sehr wohlfeil, wegen der Menge der Mitreisenden für uns junge Leute sehr unterhaltend war; allein auf der ersten Station, wo wir übernachteten, in Straubing, trafen wir mehrere bekannte Studenten,

die während der Balanz sich nur in Klöstern aufhielten. Diese machten uns eine so angenehme Schilderung von dem Balanzleben in den Klöstern dieser Gegend, daß wir unser Vorhaben, die Reise nach Wien auf der Donau zu machen, aufgaben und uns entschlossen, mit diesen Studenten den Klöstern nachzuziehen.

Am andern Morgen schon giengen wir in Straubing, einem kleinen Städtchen, das 6 bis 7 Klöster hatte, von einem zum andern, und erhielten überall auf unsere Vorzeige der Testimonien mit dem gewöhnlichen Spruch — (*pauper studiosus rogat humiliter viaticum*) — Reisegeld. Von Straubing wendeten wir uns nach Vogenberg, einer sehr reichen Prämonstratenser Abtei und berühmten Wallfahrtsort. In diesem Kloster befand sich der damals so berühmte Kirchencomponist Pater Evermod Groll; obwohl seine Compositionen für Kirche alle im theatral Styl waren, so war er doch sehr geschätzt und allenthalben wurden seine Messen mit Beyfall aufgeführt. Von diesem nun wurde ich sehr gut aufgenommen, um so mehr, da ich einige Stücke aus der Zauberflöte, die damals alles und alles war, auf der Orgel spielte. Bey unserer Abreise erhielten wir zwar alle unser gewöhnliches Viaticum; allein Pater Evermod Groll beschenkte mich noch extra mit einem halben Thaler und einem recommendations schreiben an Herrn Kraus im Kloster Metten, ein Benedictiner Kloster in einer der angenehmsten Gegenden an der Donau. Ich beehrte mich mein Schreiben an Pater Lampert Kraus abzugeben, mußte aber mit Leidwesen vernehmen, daß er wegen zu hohem Alter ganz kribisch wäre. Indeß ich sah ihn, und habe noch jetzt Achtung vor ihm, denn die gut ausgeführten Fugen in seinen Kirchencompositionen sind mir ein sicherer Beweis seiner gründlichen Musikkennntnisse, und noch in meinen alten Tagen

erinnere ich mich mit Vergnügen seines *Requiem's*, in *solamen omnium fidelium defunctorum*, besonders des *offertorium's*, eines *recitativ's*: *Responde mihi, quantas habeo iniquitates et peccata.*

Von Metten aus besuchten wir die herrlichen Benedictiner Abteyen Ober und Niederalteich. Aus diesen beyden Klöstern wurden beynabe alle Gymnasien Bayerns mit Professoren versehen, da darin in allen Wissenschaften die gelehrtesten Männer gebildet wurden; auch Pater Megidius Sais war aus diesen Klöstern. Nun gieng es Passau zu, und da wir durch herumwandeln in den Klöstern unsere Geldseckel nicht geleert, sondern vielmehr den Inhalt vermehrt hatten, und da uns auch Studenten in Passau sagten, daß die Studenten in den Klöstern Oestreichs nicht so gut aufgenommen wurden als in Bayern, so beschloffen wir die Reise wieder auf der Donau zu machen. In Engelhardtzell, dem ersten Ort in Oestreich, angekommen, mußte alles aus dem Schiff; alle Waaren wurden ausgeladen, ausgepackt und visitirt. Wir Studenten mußten unsere Tornister auspacken, unsere Zeugnisse vorweisen und waren nun die ersten, die entlassen wurden. Da die Visitation von Morgens 10 bis Abends 4 Uhr dauerte, so wurden wohl alle Waaren wieder auf das Schiff gebracht; man konnte aber nicht mehr weiterfahren, mußte nun in Engelhardtzell über Nacht bleiben.

Den andern Morgen fuhrten wir sehr früh ab und kamen Nachts in einem sehr großen Dorfe an, um zu übernachten. In Bayern erblickt man auf beyden Seiten der Donau die herrlichsten Wiesen und Aecker, in Oestreich hingegen die schoensten Reebgelände. Wer nun Geld hat, steigt aus dem Schiffe, um in einem Wirthshause zu übernachten; diejenigen die nicht Geld haben, verlangen von den Bauern

in den Scheuren übernachten zu können. Wir Studenten giengen nun einem Wirthshause zu, worin viele Gäste beim Wein saßen. Wir verlangten Bier, erhielten aber zur Antwort, daß man hier kein Bier habe. In der Beglaubigung nun, daß der Wein bloß für reiche Herren und die Geistlichkeit wachse, da wir in Bayern nie Wein, sondern nur Bier in den Wirthshäusern sahen; in der Ueberzeugung nun, daß der Wein sehr theuer und unsere Geldseckel zu sehr leeren würde, getrauten wir uns nicht um den Preis des Weins zu fragen. Doch wir fasten Muth und fragten was der Wein koste: Wir haben achter, zehner und zwölfer, war die Antwort. Auf diese Antwort mußten wir soviel als vorher, bis uns ein Gast bedeutete, daß die Maas ordinären Wein 8 Kreuzer, besseren 10, und vom besten 12 Kreuzer koste. Dies war nun Wasser genug auf unsere Mühle, und wir verlangten sogleich eine Maas achter, und die Maas in Oestreich ist noch von den größten die ich sah, außer Ungarn. Wir ließen uns nun wohl seyn, kannten aber die Kraft des Weines eben so wenig als Noe. Wie viel wir nun getrunken und was mit uns vorgefallen, wußten wir nicht, denn als am Morgen wie immer vor der Abfahrt großer Lärm entstand um alle die mitfahren wollten zu wecken, befanden wir uns in der Scheuer des Wirthshauses, und zwar in einem betrübten Zustand. Es scheint der zu viel genossene Wein wollte nicht bey uns bleiben, und wir waren wie vom Wein übergossen. Um nun die Abfahrt des Schiffes nicht zu versäumen, mußten wir uns aufmachen. Als wir vor dem Wirthshaus vorbeikamen, stand der Wirth unter der Hausthür und rief uns zu: Macht daß ihr fort kommet, denn solche Sauhund habe ich noch keine beherbergt. In den Wirthshäusern Deutschlands war es zu damaliger Zeit noch etwas seltenes auf dem Lande

in Betten übernachten zu können: es wurde nur Stroh in die Wirthsstube gebracht, die Stühle umgekehrt, das Stroh ausgebreitet, worauf man sich dann legte. Warum uns nun diese Lagerstätte nicht zu Theil wurde, erfuhren wir auf dem Schiff. Nur einige der Mitreisenden waren auch in diesem Wirthshause, nicht um zu übernachten, sondern bloß um zu trinken: diese erzählten nun, daß wir eine Maas Wein nach der andern kommen ließen, auch andern davon zu trinken gaben, daß unsere Geldseckel immer auf dem Tisch lagen, die wir dann dem Wirth hingaben sich für den gehollten Wein selbst bezahlt zu machen; daß man uns vor dem zu starken Trinken und auch die Geldseckel zu versorgen gewarnt: wir achteten aber keine Ermanung bis wir zu Boden fielen, und der Wirth seinen Knechten befahl uns in die Scheuer zu schleppen. Sogleich suchte ich meinen Geldseckel, der noch zwischen 4 bis 5 Gulden enthalten mochte: dieser war nicht zu finden; auch der des andern Kameraden war weg: der dritte hatte in einer Gurt um den Leib sein Geld, und dieß war gerettet. Vermuthlich haben diejenigen die uns unser nächtliches Abenteuer erzählten, oder die Knechte die uns in die Scheuer schleppten, unser Geld an sich gezogen, um uns für die Zukunft nüchtern zu erhalten. Indessen hatte ich noch 3 große Thaler in meinem Tornister, der auf dem Schiff aufbewahrt war. Das Wetter war an diesem Tag ausgezeichnet schön, und wir konnten unsre Kleider trocknen und reinigen. An Sticheleien hatten wir von den Mitreisenden keinen Mangel; besonders ein junger schöner Mann strich immer mit den Worten um uns herum: Meine jungen Herren, sie hatten gestern eine tüchtige Indigestion vom Wein; nehmen sie sich in Zukunft in acht! Ich hatte nun für lange Zeit Eckel am Wein.

Unsere Fahrt auf der Donau gieng nun über den Wirbel

und Strudel ohne Hinderniß vorbei, und wir kamen glücklich in Wien an. Abends gegen 5 Uhr, langten wir in Wien an und begaben uns in ein Schenkhaus. Schon auf unserer Donaureise, hörten wir öfter erzählen daß die Wiener die gutmüthigsten Menschen seyen, nur halten sie alle Menschen die nicht aus Wien sind, und wenn selbe aus Afrika und Amerika kämen, für Schwaben. Um 4 Uhr Abends nimmt jeder Professionist in Wien seinen Hut und Stock, und geht ins Wirthshaus. In dem Schenkhaus nun wo wir eintraten, trafen wir eine ziemliche Anzahl dieser Bürger. Gleich bei unserm Eintritt wurden wir mit den Worten empfangen: „Ha! diese sind Schwaben die auf der Donau angekommen sind!“ Neugierig wie die Wiener sind, da sie außer Wien weder Land, Stadt noch Dorf kennen, wurden wir um alles ausgefragt, und da damals die Franzosen unter Moreau oder Jourdan, dessen ich mich nun nicht mehr wohl zu erinnern weiß, ziemlich weit vorgeedrungen waren in Deutschland, wurden wir nun um alles ausgefragt. Wir erzählten von dem Kriege der Deutschen mit den Franzosen viel; vielleicht zwey drittheil waren erlogen, unter andern daß wir von den Franzosen ausgeplündert wurden, und wir hatten doch nie Franzosen gesehen. Unsere Erzählung rührte die Gutmüthigkeit der Wiener; wir wurden hinlänglich mit Roßbrattle, Bier und Wein versorgt. Ein Männchen von etwa vier Fuß Höhe, das den Ton anzugeben schien, war besonders für uns besorgt. Er setzte sich zu uns, fragte, ob wir schon Zimmer hätten? Auf unsere verneinende Antwort, da wir hier ganz fremd wären, machte er uns den Antrag mit ihm nach Hause zu kommen, da er immer Studenten bey sich habe. Wir nahmen sein Anerbieten freundlich an und giengen mit ihm nach Haus.

Nächst der Getraidmarkt-Kaserne, in einem Haus im

vierten Stock oben angelangt, war nun unser Hausherr ein Schneider, der zwei artige schon erwachsene Töchter und einen Sohn von 10 Jahren hatte: er selbst war Wittiber. Bey unserm Eintritt ins Zimmer spielte eben eine Tochter Clavier; unser neuer Hausherr stellte uns seinen Töchtern als Musiker aus Schwaben vor, und wir wurden sehr freundlich von ihnen aufgenommen. Da jeder Hausherr täglich Abends ins Wirthshaus geht, so scheint das Nachteffen der Familie zu Haus kurz beyfammen zu seyn, denn wir hörten und sahen nichts mehr vom Nachteffen. Indessen war unser Hausherr so höflich uns zu fragen, ob wir vielleicht noch Lust zu weißem, mailänder oder gar pluzer oder horner Bier hätten? Wir bemerkten nun wohl, daß der Hauswirth Lust habe noch eins auf unsere Rechnung zu trinken; wir wollten nun von jeder dieser Gattung Bier haben, und sahen nun daß das weiße so schwarz wie dinte, das mailänder von der Farbe des deutschen Biers, aber viel schwächer, und das pluzer in gestoppelten Krügen war. Wir blieben bis nach Mitternacht bey unserm Bier, und schliefen dann in den Betten der abwesenden Studenten, weil eben Vakanz war.

Am andern Morgen gieng unser Hauswirth mit uns auf die Polizei, wo wir gegen Vorweisung unserer Studienzeugnisse Aufenthaltskarten erhielten. Meine Kameraden, die entweder Jus oder Medicin studiren wollten, trennten sich nun von mir, und ich gieng dann mit meinem Hauswirth wieder nach Haus, wo ich dann meine Wohnung für monatlich 1 Gulden 12 Kreuzer bey ihm nahm. An diesem Tag war ich auch Gast bey meinem Hausherrn zu Mittag, und ich muß bekennen, hätte ich mein Leben lang so gutes Mittagessen gehabt, ich hätte mirs auf dieser Welt nicht besser wünschen können. Nachmittags wollte ich nun ins Schottenkloster, mein Empfehl-

ungsschreiben abzugeben; mein Hausherr bemerkte mir aber, daß es nicht schicklich sey Nachmittags ein Empfehlungsschreiben abzugeben: ich solle bis Morgen warten. Am andern Morgen nun gegen 9 Uhr, begab ich mich ins Schottenkloster; aber wer stellt sich meinen Schrecken vor, als ich vernahm, der Chordirektor sey nach Schottland verreist, und der Chor sey für dieß Jahr schon hinlänglich mit Musikern versehen. Die Schotten sind meistens aus adeligen Familien, und kommen in diese Klöster, die nur für Schotten gestiftet sind, ihre Studien zu vollenden: nach vollendeten Studien steht es ihnen nun frei, ins Kloster zu treten, oder nach Schottland zurückzukehren und einen andern Stand zu wählen. Wie ich nun vernahm war der Chordirektor, der ebenfalls aus einer guten Familie war, mit mehreren jungen Schotten auf der Reise sie in ihr Vaterland zu begleiten, und der damalige Krieg zwischen England und Frankreich werde ihn wohl für längere Zeit in Schottland zurückhalten.

Meine Lage mit nur noch einigen Thalern, ohnè Aussicht etwas zu verdienen, war nun nicht die fröhlichste. Ich gieng nun zwischen den Vorstädten und der Stadt umher, allenthalben [gab es] Lebensmittel genug, gesottene und gebratene Würste, und für einen Kreuzer Wurst und einen Kreuzer Brod hatte ich ein hinreichendes Mittagessen zu damaliger Zeit. In meiner betrübten Lage bey meinem Hauswirth angekommen, meldete ich ihm nicht, daß ich bei den Schotten kein Unterkommen fände, und auf seine Einladung mit ihm diesen Abend wieder in sein gewöhnliches Schenkhaus zu gehen, erwiederte ich ihm daß ich lieber ein Schenkhaus vorzöge, wo Musiker anzutreffen seyen. O ja, Sie haben ganz recht, war seine Antwort; ich werde Sie wohin führen, wo Sie deren genug antreffen. Er führte mich zum blauen Bock auf der Wieden, und

da befanden sich Musiker, Studenten von allen Nationen: Deutsche, Italiener, Böhmen, Ungarn, Mährer, Slavonier, kurz von allen Nationen. Man hörte 4stimmigen Männergesang, Quartetten für Streichinstrumente und auch Harmoniemusik. Mir wurde nun ganz wohl, um so mehr da ich meine Reisekameraden wieder antraf und mit mehreren Musikern Bekanntschaft machen konnte. In diesem Schenkhause wird nur rother Ofner Wein getrunken, der sehr wohlfeil und sehr gut ist. Mein Hauswirth ließ sich wohl schmecken, und es scheint er habe es mit seinen Töchtern abgekartet, uns mit nach Hause zu bringen, denn nicht nur meine Kameraden, sondern noch andere lud er ein mit ihm nach Hause zu kommen, erklärte uns aber zugleich, daß wir einige Flaschen Ofner mit nach Hause nehmen müßten. Meine Kameraden und die andern die uns begleiten wollten, lehnten den Antrag Wein mitzunehmen ab, und ich war zu voreilig meinem Hausherrn einen Thaler zu geben, den Wein zu besorgen. Bey meinem Hausherrn angelangt sahen wir wohl auf was es abgesehen war, da sich außer den Töchtern des Hausherrn, noch einige Frauenzimmer da befanden, setzte ich mich ans Clavier und es wurde getanzt bis Morgens 3 Uhr. Für wieviel mein Hausherr aus meinem Thaler Wein gekauft, weiß ich nicht; nur soviel weiß ich daß er nie mehr davon sprach. Der Thaler war nun weg, und ich hatte nur noch einen und mußte nun noch meine Wohnung bezahlen, da dergleichen von Fremden in Wien immer voraus bezahlt werden muß.

Ich war nun in einer betrübten Lage; obwohl noch jung, konnte ich doch nicht schlafen. Nicht weit von meiner Wohnung war die Kirche Maria-Trost, weiter oben die schöne Kirche Maria-Hilf. Ich war früh aufgestanden, und kam eben bey der Maria-Hilf vorbei, wo bey der ersten Messe eben der

Segen gegeben wurde, und das ganze Volk das bekannte Lied: Heilig, singt. Mit meinem abgetragenen Studentenmantel begab ich mich nun in die Kirche: es war Ende October und Morgens 6 Uhr noch nicht ganz Tag. Ganz hinten an der Kirchthür kniete ich nieder, die ganze Messe durch voll Andacht, meinen Huth vor mir liegend. Nach geendeter Messe wurde das Heilig wieder angestimmt und der Segen gegeben. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beym Herausgehen besonders viele Frauen Geld in meinen Huth werfen sah. Ich war zwar sehr beschämt darüber; allein da ich keinen Menschen und auch mich niemand kannte, hielt ich dieß in meiner damaligen Lage für eine Schickung Gottes. Als die Kirche leer war, verließ ich auch selbe, und fand in meinem Huth über einen Gulden an verschiedenen kleinen Münzen, eine namhafte Summe zu damaliger Zeit für meine Lage.

Abends gab ich meinem Hausherrn an, ich sey von Studenten eingeladen selbe in ihrer Wohnung zu besuchen, und begab mich nun in das bekannte Studentenwirthshaus, das so zu sagen die Zunft aller nach Wien kommenden Studenten war. Es waren nur noch einige Tage bis Allerheiligen, und die Studenten ruckten von allen Gegenden heran; auch aus Schwaben und Bayern waren wieder angekommen, meistens arme Teufel und Rusfiter, die in Klöstern unterzukommen oder Kosttage zu erhalten suchten. Am andern Morgen begab ich mich vor Anfang der Messe wieder in die Kirche nach Mariahilf, und ich war so glücklich noch mehr Almosen in meinen Huth werfen zu sehen als gestern. Dieses Bettlerhandwerk trieb ich nun mehrere Tage. Den Abend vor Allerheiligen war ich wieder im Studentenverein, und hörte vierstimmigen Männergesang. Ich machte bald Bekanntschaft mit diesen Sängern. Einer davon, aus der Gegend von Passau, fragte mich ob ich auch

Sänger sey? Auf mein Bejahren, übergab er mir eine Baßparthie. Ich sang einige Stücke mit ihnen, und die Bekanntschaft war gemacht. Ich stellte diesen Sängern meine gegenwärtige Lage offenherzig dar, und ich wurde eingeladen am Morgen am Allerheiligentag in der Kirche der Franziskaner um 9 Uhr im Amt zu erscheinen. Nun hielt ich mich schon für reich genug und hätte vielleicht mit keinem Prinzen getauscht, und vermuthlich habe ich in meiner zu großen freude ein Glas voll Ofner zu viel getrunken, denn ich erzählte den anwesenden Schwaben und Bayern alles was ich bisher in Wien erlebte, und auch meine schöne Einnahme in der Kirche zu Mariahilf. Wie groß aber war mein Erstaunen am andern Morgen, als ich in die Mariahilfskirche kam, und schon drey Studenten da knien sah, die eben so wie ich Almosen zu erhalten suchten. Da ich ihnen Abends vorher erzählt hatte, durch welche Quelle ich einiges Geld erhielt, wollten sie diese Hilfsquelle auch benutzen. Ob sie etwas bekommen haben oder nicht, ist mir unbekannt, denn gleich bei ihrem Anblick entfernte ich mich aus der Kirche, und kam auch niemals in dieser Absicht mehr dahin. Um 9 Uhr gieng ich ins Franziskaner Kloster, wurde freundlich aufgenommen und ersucht im Amt den ersten Baß mitzusingen. Die Messen wurden vierstimmig mit Männerstimmen gesungen, bey jeder Stimme waren vier Studenten, und im Tutti sangen auch noch einige Franziskaner mit. Pater Angelus, ein trefflicher Organist, war zugleich Chordirektor. Zum Offertorio mußte ich ein Solo von seiner Composition singen; meine Stimme war nicht gar stark, aber angenehm; im Treffen war ich geübt genug, und wurde nach dem Amt sogleich als Sänger aufgenommen und zum Mittagessen eingeladen. Wir Sänger hatten täglich unser Mittagessen um 11 Uhr, mit Suppe, Rindfleisch und Gemüß, und ein Laibchen Brod. Nun war wenigst für

den Hauptunterhalt gesorgt. In der Burg war die damalige Hofmusikhandlung Artaria: auch dahin wurde ich durch Bekannte geführt, und da gab es immer Musik genug zum Kopieren, die Seite zu 3 Kreuzer, also wieder Nebenverdienst.

Von nun an machte ich Bekanntschaft über Bekanntschaft mit Musikern; die Adventzeit rückte heran und ich war täglich zu einem rorate-Amt bestellt. So wie in ganz Deutschland, sind vorzüglich diese rorate-Aemter in Wien während der Adventzeit sehr im Gang, denn es wird nicht leicht eine vermögliche Bürgerfamilie seyn, die nicht ihr rorate-Amt halten läßt; auch sind viele gestiftet die jährlich gehalten werden müssen, und so nehmen diese rorate-Aemter in manchen Kirchen schon Morgens 4 Uhr ihren Anfang, und von halb Stund zu halb Stund immer eins bis 7 Uhr. Die Musiker die in diesen rorate-Aemtern mithelfen, werden bezahlt. Am ersten Adventsonntag begab ich mich Morgens 5 Uhr mit andern Musikern in die Michelskirche ins rorate, und um 6 Uhr in die Augustinerkirche. Nach geendeten rorate riefen mir die Musiker mit ihnen zu kommen eine rorate-Wurst zu essen. Ich folgte ihnen in ein nah gelegenes Schenkhäus, wo jedem ohne Begehren sogleich eine Leberwurst mit Brod und einem Seidel Wein hingestellt wurde. Ohne einen Kreuzer im Sack zu haben, und in der festen Beglaubigung daß diese Wurst der Lohn für unser Musizieren im rorate sey, verzehrte ich selbe mit bestem Appetit. Als ich aber aufstand und mich entfernen wollte, packte mich der Wirth an der Thüre mit den Worten [an]: He, Herr Patrone, 6 Kreuzer bezahlt für Wurst, Wein und Brod! Auf meine Erwiederung daß ich der Meinung war, man bekomme dieses der rorate wegen unentgeltlich, fiengen der Wirth und die anwesenden Gäste herzlich zu lachen an; indeß einer der Musiker sagte dem Wirth er solle mich

gehen lassen, er werde für mich bezahlen. Ich war nun die ganze Adventzeit durch täglich in 2 bis 3 rorate-Memtern, wo für jedes, nachdem es bloß mit Gesang oder mit Instrumental Musik war, für jeden Musiker 6 bis 10 Kreuzer bezahlt wurde.

Nun kam die Zeit mich auf der Universität zu melden, um meine Studien fortzusetzen, mußte aber vernehmen daß jedes Fach das man besuchen wolle, bezahlt werden müsse. Da ich aber zum zahlen gar keine Lust hatte, kehrte ich der Universität den Rücken und wendete mich der Musik zu. Pater Angelus, Organist bey den Franziskanern, componirte viele 3 und 4 stimmige Messen. Da es zu selber Zeit noch nicht üblich war dergleichen Messen drucken zu lassen, so wurden selbe nur abkopirt, und in die Klöster verschickt, wo sie sehr gut bezahlt wurden. Herr Domkaplan Weigl, Verwandter des Componisten Weigl, damals vielleicht der beste Violoncellist in Wien, war sehr viel bei Pater Angelus; auch dieser componirte viel, und mit kopiren hatte auch ich immer Verdienst bey ihm, mußte aber alles in seiner Wohnung kopiren, was mir um so angenehmer war, da ich im Winter kein Zimmer zu heizen vermochte. Durch diesen Herrn Weigl wurde ich im Priester-Seminario bekannt, und durch ihn erhielt ich auch die Erlaubniß die Vorlesungen in der Philosophie unentgeltlich besuchen zu dürfen, nemlich Anthropologie, Logik, Physik und Metaphysik; gestehe es aber aufrichtig, ich war nicht der fleißigste Besucher. Wochentlich drey mal kam der Gesangverein beim blauen Bock auf der Wieden zusammen, von dem ich nun auch Mitglied war. Einmal wollte ich nicht dahin gehen, weil ich kein Geld hatte: man versicherte mich aber, ich könne ohne Sorgen dahin gehen, der Wirth borge ja. Ich ließ mich bereben, gieng hin und ließ mir den Ofner auch wohl schmecken. Der Wirth stand

eben vor mir, ich stand auf, griff und suchte in allen meinen Säcken, und sagte zum Wirth: „O nun habe ich vergessen Geld mitzunehmen!“ — „Geh der Herr nur, ich keune diese Kniffe schon: hätte er Geld zu Haus, so hätte ers gewies mitgenohmen,“ erwiederte der Wirth. Bei Herrn Weigl war ich nun sehr viel, und jeden Abend spielte er Stundenlang auf dem Violoncello; ich hörte ihm mit Vergnügen zu, besonders wenn er seine Phantasien spielte. Auf seine Frage ob ich nicht auch Lust hätte Cello spielen zu lernen? war meine Antwort daß ich wohl freude es zu erlernen, aber die Mittel nicht dazu hätte. Dem ist bald geholfen, sagte er, gieng ins Nebenzimmer, holte ein Cello heraus, übergab es mir mit den Worten: Morgen wollen wir damit anfangen. Schon früh am andern Morgen war ich am Cello. übte die Gammern und schon einige Wochen [darauf] war ich so glücklich, mit Herrn Weigl Duetten spielen zu können. Ich verwendete nun alle meine Zeit zur Erlernung des Cello, und schon an Ostern war ich soweit, Duetten von Reicha mit ihm spielen zu können. Am Osterdienstag begaben wir uns mit unsern Cellos nach Klosterneuburg, unweit Wien. Nach Tische spielten wir Duetten, und ich wurde als junger Violoncellist allgemein bewundert, mit dem Erfuchen ja doch so oft hieher zu kommen als mir beliebe, und beim Abschied drückte mir noch ein Pater einen Bancozettel von 5 Gulden in die Hand, mit der Einladung doch recht bald wieder zu kommen. Wer war froher über dieses Geschenk als ich, da ich wirklich keinen Kreuzer im Sack hatte. Klosterneuburg ist von Wien aufwärts gegen Krems; man fährt dahin mit Fiakern oder Zeisselwägen, wo 30—40 Persohnen darin Platz haben; allein zurück nach Wien fährt man auf der Donau. Da Herr Weigl im Hinweg für mich bezahlte, war ich mit meinem Bancozettel gleich bereit den Rückweg auch für ihn zu bezahlen; allein er

gab mir den Bancozettel zurück und bezahlte auch die Rückreise. Da die Tage schon länger und es nicht mehr so kalt war, hatte ich das Violoncello bey mir, um mich zu Hause üben zu können. In Wien angekommen begab ich mich sogleich mit meinem Cello zum blauen Bock auf der Wieden, wo die Singgesellschaft versammelt war. Nachdem einige Quartettengesungen waren, spielte ich ein Adagio auf dem Cello, und da sich unter den Sängern auch mehrere und zwar gute Violinspieler befanden, wurde auch sogleich eine Gesellschaft für Quartette in Saiteninstrumenten errichtet.

Unsere Sing- und Quartettengesellschaft zog nun im blauen Bock immer mehr Gäste zu, denn die Wiener leben und schweben in Musik, besonders wenn man ihnen auch ein lustiges Liedchen zum besten giebt, an denen es nie fehlte, und so waren wir Musiker immer zehrfrei.

Herr Weigl hatte einen Bruder, der ebenfalls Domkaplan in Sant-Pölten war; mit Herrn Weigl war ich nun in der Vakanz in Sant-Pölten, einer sehr artigen Stadt, wo ein Priesterseminar und ein Franziskaner Kloster ist. Von hier besuchten wir mehrere Klöster, als die berühmte Benedictiner Abtei Mölk, Lilienfeld und noch mehr andere, deren Namen mir entfallen, und im Rückweg nach Wien die schöne Abtei Kettwein. Studenten die Musiker sind, finden in den Klöstern Oesterreichs überall gute Aufnahme, Nichtmusiker aber haben die gastfreundliche Aufnahme nicht zu erwarten, wie in den Klöstern Bayerns, Schwabens und in Franken. Ich kam in dieser Vakanz wohl beschenkt in den Klöstern nach Wien zurück, und traf die meisten meiner alten Bekannten unter den Studenten wieder an; auch unsere Sing- und Saitenquartette wurden wieder fortgesetzt. Gegen Neujahr wurde die Schöpfung Haydn's aufgeführt: da Herr Weigl als Violoncellist mitwirkte,

nahm er auch nicht mit, und dieß war die erste große Musikaufführung die ich mitmachte. An Sängern und Instrumentalisten mochten wohl über tausende [gewesen] sein; Haydn selbst dirigitte am Flügel. Bey dieser Aufführung machte ich Bekanntschaft mit vielen Musikern, und man suchte mich für das Theater in der Josephsstadt mit einer fixen Besoldung als Violoncellist zu engagiren; allein Herr Weigl hatte es mir höchst mißrathen, und ich danke ihm jetzt noch dafür, denn ein junger Mensch, ein Bekannter von mir, der zur nemlichen Zeit als Violonist angestellt wurde, ist durch eine Komediantin, mit der er Bekanntschaft unterhielt, so ins Elend gekommen, daß er bei Nacht und Nebel Wien verlassen mußte. Einige Jahre später traf ich ihn auf meiner Reise nach Venedig in Villach, als Direktor einer Komediantentruppe, aber auch im höchsten Elend.

Das Jahr 1801 fieng unruhig an; die Franzosen fielen in Deutschland ein. In Wien sowie in allen Städten Oesterreichs wurden freiwillige als Soldaten angeworben; von Morgens 10 Uhr an den ganzen Tag hindurch, zogen Werber mit Geld auf Tellern und Musik voran in den Städten herum, um freiwillige als Soldaten nur für die Kriegsbauer anzuwerben. In jeder Vorstadt hatten diese Werber einige Schenkhäuser, wo Tag und Nacht hindurch getanzt wurde, und wirklich bei der Nacht wurden viel mehr angeworben als bei Tag. Mit einigen meiner Kameraden kam ich auch einmal wieder Willen in eines dieser Werbhäuser; wir wurden da herrlich bewirthet, und man versprach uns alle nur möglichen Avancements, so daß wir in kurzer Frist Generale seyn konnten. Allein mein Weg führte mich täglich bey der Alster-Kaserne vorbey, wo alle Morgen Executionen mit Spießruthen lauffen, Arschprügeln und dergleichen waren; nur ein, höchstens zweimal war ich Augenzeuge dieser tyrannischen Behandlung, und

alle Lust zum Soldatenleben war mir benohmen. Indeß die Franzosen näherten sich Oesterreich, und da die Akademiker ein eigenes Bataillon errichteten, dem die Kaserne Maria-Theresia selbst einen Fahnen schickte, bewarb ich mich unter die Musik dieses Bataillons zu kommen, und wurde auch wirklich als zweiter Hornist angestellt, obwohl ich vorher niemals ein Horn an den Mund gebracht hatte. Wir hatten nur einen Marche; wer ihn componirt, weiß ich nicht mehr, nur der Marche selbst ist mir noch wohl im Ohr, und die Töne, die ich auf dem Horn zu blasen hatte, waren bloß e g c. Indeß glaubte niemand daran, daß wir Wien jemals verlassen müßten; allein wir waren irrig daran, denn unvermuthet kam Befehl zum vorwärtsrücken, da alle Truppen abwesend waren, und wir nur für den Dienst der Garnisonen bestimmt waren. Wir mußten also Wien verlassen, und ich mit meinem Horn mitmarschiren. Am dritten Tag unsers Marsches kamen wir nach Sant-Pölten, wo wir Rasttag hatten. Da ich früher schon da war und Bekannte hatte, wurde ich sehr wohl aufgenommen. Ob wir in Sant-Pölten bleiben oder noch weiter marschiren sollten, ist mir unbewußt; nur weiß ich sehr wohl, ich war den zweiten Tag unserer Ankunft in Sant-Pölten bey den Franziskanern zum Nachessen eingeladen, als plötzlich Lärm entstand, die Franzosen seyen schon im Anzug. Ich suchte meine Kameraden auf und fand sie schon auf der Flucht Wien zu. Ich schloß mich ihuen eiligst an, und im Schrecken vergaß ich mein Horn mitzunehmen, das bey einem Barbier lag, bey dem ich einquartirt war. Wie ich auf dem Rückmarsch war, habe ich gesehen, daß mehrere unserer Musiker ihre Instrumente zurückgelassen, den in diesem Schrecken in welchem wir uns befanden, würde die Harmonie nicht erbaulich gewesen seyn. Wirklich kamen die Franzosen auch bis Wölk, wo Friede geschlossen

wurde. In den ersten Tagen unserer Ankunft in Wien wurden wir wohl als Vaterlandsvertheidiger überall mit Jubel empfangen, und da wir unsere Heldenthaten erzählten, auch allenthalben wohl bewirthe't, und zwar überall gratis: da wir aber nach dem Abschlusse des Friedens nur als Schwaben angesehen wurden, hatten wir keine Lust mehr in Wien zu bleiben, wir errichteten ein Quartett für Streichinstrumente und begaben uns auf Reisen, zuerst durch Ungarn bis Ofen und Pest, wo wir bey den Franziskanern acht Tage lang gastlich bewirthe't, aber voll von Gewandläufe zurückkamen.

Unsere zweite Reise gieng durch Mähren, einen Theil von Polen und Böhmen durch Prag. Die dritte Reise gieng durch Steyermark, wo sehr viele Klöster und wir überall gastlich aufgenommen wurden. Im Kloster Admont war der damalige Prälat ein ausgezeichnete'r Violoncellist; er lebte nicht für das Kloster, sondern nur für die Musik. Während unsers Aufenthalts daselbst wurde beinahe immer musizirt, besonders ich mußte sehr viele Duetten für Cello mit ihm spielen. Dieser Herr Prälat gewann mich so lieb, daß ich mich entschloß, mich von meinen Kameraden zu trennen und da zu bleiben. Dieses Kloster Admont, wie die meisten Klöster in Steyermark und Kärnth'n, haben sehr viele Eisenbergwerke, an denen die daselbst Angestellten fast immer Musiker sind. Ich hatte nun das Vergnügen in dem Winter 1802 mit diesem Herrn Prälaten von einem Hammerwerk zum andern im Schlitten fahren zu können, ein großes Vergnügen in diesen kalten Gegenden. Um diese Zeit erschienen Haydn's sieben Worte in Quartetten, und diese wurden überall durchgemacht. Den folgenden Sommer hindurch versah ich den Organistendienst in einer benachbarten Pfarrey, und die Woche durch ertheilte ich den Zöglingen des Schullehrer-Seminar's, die für ganz Steyermark in

Admont versammelt waren, Unterricht im Gesang und Orgel, unter der Leitung des Pater Andreas, dieses Klosters. Dieser Pater Andreas war ausgezeichnete Komponist und Organist; er erhielt alle neuern Musikalien aus Wien, den er war mit allen Komponisten Oesterreichs in Correspondenz. Um diese Zeit erhielt Pater Andreas die sieben Worte von Haydn vom Domorganisten Albrechtsberger für die Orgel arrangirt. Ich übte diese Stücke auf der Orgel ein, und spielte selbe einmal auf der Klosterorgel, in Gegenwart mehrerer Musikliebhaber. Man munterte mich auf, diese Stücke auch an andern Orten zu spielen, und mein Entschluß war bald gefaßt, ich sieng wieder an zu reisen.

Mit Empfehlungsbriefen in die Klöster hinlänglich versehen, gieng ich durch Steyermark nach Kärnthén. In Klagenfurth war alles überfüllt von französischen Gefangenen. Man kann sich keine Vorstellung machen wie wohlfeil man damals in Klagenfurth lebte; in den Kasernen (den ehemaligen Klöstern) konnte man für 6 Kreuzer sehr gut zu Mittag essen. Bald hatte ich Bekanntschaft in Klagenfurth gefunden, und wurde auf die benachbarten Hammerwerke eingeladen, wo ich sehr wohl empfangen und gut bewirthet wurde. Mit einigen Herren kam ich nach Villach, wo eben ein Fest der Bergwerker gefeyert wurde. Bey dem Gottesdienst spielte ich die Orgel, und wurde nachher zur Tafel geladen. Hier machte ich Bekanntschaft mit einigen tyroler Studenten (ebenfalls Musikern), die nach Italien reisten, und ich schloß mich ihnen gerne an. In Villach erhielt ich 5 Gulden Bankozettel. Von da begab ich mich mit diesen Studenten Italien zu, und zwar nach Triest. Der Weg von Villach nach Triest ist sehr bergigt; auf der Höhe angekommen, hat man eine herrliche Aussicht übers Meer; allein in Triest wurde ich mit meinen Empfehlungsschreiben in den

Klöstern nicht so gut aufgenommen als ich erwartete. Zu damaliger Zeit waren in und in der Umgegend von Triest viele Klöster und auch darin viele Religiosen, besonders aus den österreichischen Staaten; allein die Vorsteher waren immer Italiener und Haßer der Deutschen, besonders zu damaliger Zeit wo die Franzosen beinahe ganz Italien inne hatten. In einem Kaffeehaus trafen wir mehrere Deutsche, die uns ersuchten mit ihnen zu kommen; diese führten uns in keinen der ersten Gasthöfe, aber in ein Schenkhäus, wo gar zu viele Deutsche versammelt waren. Wir ließen dort ein vierstimmiges Lied ertönen; soviel ich mich noch zu erinnern weiß, war es das: „Stille, Stille,“ von Haydn, und wir waren geborgen; von allen Seiten wurde uns zugesprochen am andern Abend wieder zu erscheinen, und wirklich war die Gesellschaft viel zahlreicher als am vorhergehenden Abend. Wir sangen sehr viel, besonders spaßhafte Lieder; ein Deutscher übernahm es für uns einzusammeln, und wir hatten überflüssig die Kosten zur Überfahrt nach Venedig zu decken. Indeß wurden wir eingeladen am andern Tag nochmals in diesem Schenkhause zu singen, und wirklich die Einnahm übertraf unsere Erwartung, denn nun glaubten wir Herren zu seyn. Wir hätten in Triest unsern schönen Lebensunterhalt gefunden; allein einer unserer Reisegefährten wollte durchaus nicht mehr bleiben, und wir begaben uns mit wohlgespickter Börse aufs Meer nach Venedig.

In Venedig angelangt, waren wir betrogen, den in den Gast- Kaffee- und Schenkhäusern allenthalben Gesang genug, und nichts als Gesang in allen nur erdenklichen Sprachen. Da wir Geld hatten, besahen wir das Merkwürdigste, und begaben uns nach Padua, wo wir sehr gastfreundlich von den Franziskanern empfangen wurden. Es war Abends 5 Uhr, als wir da anlangten, und wir wurden eingeladen in der Vi-

taney mitzusingen. Ich war noch jung, doch war mir und meinen Kameraden das Spiel des Organisten, eines Italieners, zu edelhaft, denn aus Deutschland kommend waren wir dieses italienischen Operspiels in der Kirche nicht gewöhnt. Nach der Litaney zum Nachtessen und auch zum Übernachten bey den Franziskanern eingeladen, nahmen wir die Einladung gerne an, und unterhielten nach dem Nachtessen diese Franziskaner, die vom ersten bis zum letzten alle Italiener waren, mit unserm vierstimmigen Gesang so sehr, daß sie uns noch mit Cyprienwein bewirtheten, der erste und auch der letzte den ich in meinem Leben getrunken. Unser Vorhaben war, in dem berühmten Kloster von Padua einige Tage zubringen zu können; des andern Tags aber wurden wir von niemand eingeladen noch länger da zu bleiben. Wir begaben uns also wieder nach Venedig zurück, wo wir durch Vermittlung des Herrn Bratea, der mit uns Student in Wien war, alles sehenswerthe besehen konnten. Ins Inquisitionsgericht eingeführt, verloren wir allen Muth länger in Italien zu bleiben, da die Ansicht der darin verhafteten jedes menschliche Gefühl empört; wir besichtigten nur einige der Behältnisse unterm Kupferdach, wo im Sommer die Hitze so groß, daß die Gefangenen in immerwährendem Schweiß dasitzen. Meine und meiner Kameraden Lust Venedig weiter zu besehen war nun gestillt, und wir schifften wieder nach Triest zurück.

Von Triest aus beschleunigten wir unsere Reise ins Tyrol und kamen glücklich in Innsbruck an, vernahmen aber zu unserm größten Leid daß in Bayern alle Klöster aufgehoben worden. Einige meiner Kameraden bezogen jährlich Unterstützungen aus den Klöstern Bayerns: da diese nun aufhörten, konnten sie ihre Studien nicht mehr fortsetzen, und wir trennten uns in Innsbruck. Ich begab mich nach Fiecht, einem benedictiner Kloster

bey Schwaz, wo ich Herrn Pater Jacob Brieser, von Einsiedlen, antraf. Dieser war als Emigrant in allen Klöstern Oestreichs bekannt, wurde in Salzburg mit Abbé Vogler bekannt, der im Benediktiner Kloster zu Sant-Peter die Orgel nach seiner neuen Art einrichtete. Pater Jacob hatte sehnliches Verlangen den Orgelbau kennen zu lernen, und war immer in Briefwechsel mit Abbé Vogler, und erhielt eben einen Brief von ihm, in dem er meldet daß er sich wirklich in München befinde, wo er die Orgel in der Theatiner-Kirche simplifizire. Pater Jacob machte mir den Antrag die Reise nach München mit ihm zu machen. Ich entschloß mich um so lieber diese Reise mitzumachen, da ich sehnliches Verlangen hatte meine Eltern und Geschwister wieder zu sehen, indem ich volle vier Jahre nichts von ihnen und sie nichts von mir vernahmen. Vor unser Abreise besuchten wir noch das herrliche Bernardiner Kloster Stams. Bald hatten wir die Tyroler Berge hinter uns und kamen in Bayern in den sogenannten Pfaffenwinkel, wo sich von halb Stund zu halb Stund ein Kloster befindet. Aber welch ein trauriger Anblick gegen vorher in diesen Klöstern, alles öde und still, die Küchen und Keller leer, der unentgeltliche Aufenthalt für die reisenden Studenten war verschwunden: *sic transit gloria mundi*. An dem Chiemsee angekommen, übernachteten wir in einem Dorf am See, wo wir mehrere Religiosen aus den benachbarten aufgehobenen Klöstern antrafen, unter denen sich auch der Organist aus dem aufgehobenen Kloster Chiemsee befand. Wie es bei Musikern geht, wir waren bald miteinander bekannt. Er machte uns den Antrag, er wolle uns am andern Morgen in einem Schiffelein ins Kloster rudern, wo wir an der noch gut erhaltenen und berühmten Orgel Vergnügen haben werden. Am frühen Morgen saßen wir schon im Schiffelein, und der

geistliche Herr ruderte mit uns dem Kloster zu, das auf einer sehr erhöhten Insel liegt. Alles im Kloster war verschlossen; ein Bruder des Klosters der Koch war, hatte einige Gebäulichkeiten gelehnt und eine Wirthschaft errichtet für die zahlreichen Fremden die im Sommer dorthin kamen. Dieser hatte die Schlüssel und wir konnten im Kloster die leeren Zimmer und Säle alle besuchen. Da außer dem Kloster gar keine Häuser, also auch keine Pfarrei da war, wurde die Orgel gar nicht mehr gebraucht und auch kein Gottesdienst in der Kirche gehalten; allein ich muß [es] bekennen, die Orgel übertraf meine Erwartung. Der Organist spielte die Orgel; auch er war ausgezeichnet und Meister seines Instrumentes. Wir wurden eingeladen im Wirthshaus ein Frühstück zu nehmen, das wohl sehr mager ausfiel, weil nichts zu haben war als schwarz Brod, Kettig und Bier; indeß vergaßen wir Hunger und Durst bey den Erzählungen des Organisten. Wie er uns erzählte, habe er seine Studien in München vollendet, und konnte selbe als Musiker in den dasigen Klöstern unentgeltlich vollenden. Seine Vakanz brachte er in Klöstern zu und fand die beste Musik in Chiemssee. Der damalige Prälat des Klosters war so ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, daß er gar keinen als Bedienter in Kloster nahm, der nicht Musiker war, viel weniger einen der Religios werden wollte. Kaum war der Organist ein halbes Jahr im Kloster, starb der Prälat und dessen Nachfolger war ein Erzfeind der Musiker: er liebte vorzüglich die Jagd und Fischerey und andere Ergötzlichkeiten mehr als die Musik. Auf unser Befragen, welcher Ordens sie waren, war seine Antwort: Wir waren regulirte Chorherren *exempti ordinis*, und zwar im Essen, Trinken und schlaffen regulirt, in Kirche und Chor aber unregulirt. Nicht ganz eine Stunde von diesem Kloster ist auch ein Nonnenkloster im See; wie

uns der Organist erzählte, hatte ein Religios ihres Klosters Bekanntschaft mit einer Klosterfrau; dieser hatte wochentlich ein Schifflein in der Nacht losgemacht, worin er sich zur Klosterfrau begab, die ihn an einer Strickleiter in ihr Zimmer zog. Während er einmal auf dem See war, kam ein Sturm, das Schifflein schlug um, er ertrank und wurde erst nach acht Tagen im See wieder gefunden. Ob dieß war, kann ich nicht bestätigen, denn ich war damals noch nicht auf der Welt, und wäre ich schon da gewesen, so wäre ich doch nicht im Wasser ertrunken, da ich niemals ein Freund vom Wasser war.

Von da weg nahmen wir nun unsern Weg über Rosenheim nach München, aber welcher Abstand gegen früher! Die vielen sich in dieser Gegend befindenden Klöster waren alle leer, und wir mußten, wie früher in Klöstern, nun in Wirthshäusern übernachten. In München angelangt traf ich viele meiner ehemaligen Mitschüler, die aus den aufgehobenen Klöstern kamen; alle waren sehr gut mit Geld versehen, und so brachte ich einige vergnügte Tage in München zu. Abbé Bogler war wirklich nicht in München anwesend, und Pater Jacob wollte dessen Ankunft abwarten, ich aber reiste mit einigen Kameraden nach Landshut, wo ich auf der dasigen Universität wieder mehrere meiner alten Mitschüler antraf, und wieder einige Tage sehr vergnügt mit ihnen zubrachte. Von da gieng ich nun nach Regensburg, wo ich vorher sechs Jahre im Seminar zu Sant-Paul zubrachte, und wo ich noch viele meiner Bekannten antraf, und auch einige Tage zubrachte. Von Regensburg bis Amberg besuchte ich noch viele meiner ehemaligen Bekannten, wo ich überall mit Freuden empfangen wurde. In Amberg zum Thor hereintretend, wurde ich von einem meiner ehemaligen Mitschüler aus Regensburg angerebet, der mich so gleich erkannte: von diesem erfuhr ich nun wer von meinigen

ehmaligen Mitschülern aus Regensburg hier anwesend war. Kaum war eine Stunde verflossen als alle ehemalige Bekannte um mich versammelt waren. Auf einem Berg bey Amberg ist ein Wahlfahrtsort, Mariahilf, wo immer die Geistlichkeit versammelt ist. Dorthin begab ich mich mit meinen Kameraden, und traf da einen meiner besten Freunde, Namens Schoenecker, einen Landsmann aus Boehmen, der mit mir sechs Jahre lang im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war. Er trat nach der Rhetorik ins Kloster Waldsassen, Bernardiner Ordens; als alle Klöster in Pfalz und Bayern aufgehoben wurden, setzte er seine Studien mit erhaltener Pension in Amberg fort. In dem Wahlfahrtswirthshaus, wo alle meine Bekannten versammelt waren, machten wir uns lustig. Bey der Trennung gab mir mein ehemaliger Freund Schoenecker 6 Bayen, mit dem Bemerkten als Almosen, und dieß schmerzte mich so sehr, daß ich nicht Abschied von ihm nehmen konnte. Die andern Kameraden begleiteten mich in mein Absteigquartier: ihnen meine Bekräftigung über Schoeneckers Behandlung mittheilend, sagten sie mir daß ers allen andern seinen ehmaligen Bekannten so mache, denn aus einem reichen Kloster austretend, beziehe er eine Pension gleich einem Domherrn.

Von da begab ich mich nun nach Haus zu meinen Eltern, langte in der Nacht um 11 Uhr sehr ermattet dort an, klopfte an der Hausthüre und auf Befragen meiner ältern Schwester: „Wer klopfe?“ nannte ich ihr meinen Namen, sie kam mir öffnen, fiel mir um den Hals mit den Worten: „Ach! lieber Bruder, wie freut es uns dich wieder zu sehen! Wir glaubten dich nie wieder zu sehen.“ Meine Eltern und Geschwister waren sogleich da mich zu umarmen, und verweilten bis gegen Morgen, indem ich ihnen meine Erlebnisse und Reiseabenteuer erzählen mußte. Der Bruder meines Vaters war Pfarrer in meinem

Geburtsort, zugleich der Prior des aufgehobenen Klosters Weissenhohe, ebenfalls meines Vaters Bruders, beyde ausgezeichnete Musiker, bey ihm, und da am Tag nach meiner Ankunft zu Haus Sonntag war, spielte ich im Amt die Orgel und wurde nach dem Amt von allen Freunden und Bekannten bewillkommt. Ich hatte im Amt mehrere neue Orgelstücke gespielt, die ich aus Oestreich mitgebracht, die allgemein gefielen. Die wenigen Tage die ich bey meinen Eltern zubrachte, war ich fast immer auf der Orgel, oder es wurde im Zimmer musizirt, denn die benachbarten Geistlichen aus den aufgehobenen Klöstern waren immer bey uns auf Besuch; allein meine Eltern hatten dadurch gar keine Unkosten, da wir immer bey Herrn Graf von Morawitzky zur Tafel geladen waren.

Der Aufenthalt bey meinen Eltern währte nicht lange; schon acht Tage nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief von Pater Jacob aus München, daß ich mich Mitte October in München einfinden möchte, indem er für einen Platz im Benedictiner Stift in Salzburg auf dem Chor für mich besorgt war, und ich die Reise von München dahin mit ihm unentgeltlich machen könne. Die Trennung von meinen Eltern war wohl schmerzhaft, denn ich sah sie zum letzten Mal, und ich hatte keine andere Wahl, mußte nothgedrungen den Wanderstab wieder in die Hand nehmen. Auf meiner Reise nach Amberg gieng es mir sehr wohl; fast in jedem Ort traf ich Studenten auf der Reise dahin mit wohlgefüllten Geldseckeln. In Amberg selbst war die gewöhnliche Zusammenkunft auf dem Mariahilfsberg. Von Amberg bis Regensburg gieng es eben so; die Reisegesellschaft vermehrte sich von Ort zu Ort, so daß wir so zu sagen wie ein ganzes Regiment in Regensburg, oder vielmehr im Bayrischen Hof, wo jedes andere Haus eine Bierbrauerei ist, einzogen und dort übernachteten. In der Gegend

von Amberg und Regensburg befinden sich sehr viele Klöster aller nur erdenklichen Orden; daher kam es daß so viele Studierende in Regensburg zusammenströmten, die theils die Profession schon abgelegt, ins Priesterseminar tratten um Geistlich zu werden, oder diejenigen welche die Profession noch nicht abgelegt hatten, erhielten hinlänglich Geld ihre Studien fortsetzen zu können. Ich verlebte also unter diesen aus den Klöstern vertriebene Jugendfreunden in *dulci júbilo* mehrere Tage. In Regensburg sammelte sich wieder Gesellschaft nach Landshut, meistens aber Juristen und Mediziner, wenige Theologen. In Landshut hielt ich mich wieder einige Tage [auf]; meine ehemaligen Kameraden begleiteten mich einige Stunden weit, und so kam ich Morgens 10 Uhr in München am nemlichen Tage an, an dem abbé Vogler sein letztes Orgel-Concert in der Theatinerkirche gab, welche Stücke nachher bey Falter in München der Königin von Bayern gewidmet, unter dem Titel *Pelymelos* für das Clavier arrangirt herauskamen. Schon am andern Morgen reiste ich mit Pater Jacob nach Salzburg ab, und wurde auf dessen Empfehlung hin sogleich auf dem Chor im Kloster zu Sant-Peter angenommen.

Die Musik in der Kirche war bloß von Studenten besetzt und fast lauter Studenten aus Schwaben, denn da in Bayern die Klöster alle aufgehoben waren und die Studenten die Musiker waren, nun keinen Unterhalt mehr fanden, so strömte alles Oestreich und Salzburg zu. Michel Haydn war Kapellmeister in der Domkirche, und dirigirte zugleich das Orchester zu Sant Peter. Für Sopran und Alto waren 24 bis 30 Studenten aus den erstern lateinischen Klassen, die im Kloster täglich ihr Mittag- und Nachteffen bekamen. Die Tenor und Basse, so wie die Streichinstrumente waren durch

die größere Studenten besetzt, und diese Anzahl war immer 40 bis 50. Blasinstrumente waren außer Horn und Trompetten keine andern. Diese größern Studenten waren nun in zwei gleiche Parthien getheilt; während die eine Parthie ihr gewöhnliches Mittagessen mit Suppe, Fleisch und Gemüß erhielt, begab sich die andere Parthie ins Convent und erhielt die Speisen die vom Tisch der Religiosen abgetragen wurden, denn es durften auf dem Tisch der Religiosen nie aufgewärmte Speisen aufgetragen werden, und so kam es daß die Parthie die im Convent war, manchmal mit hungrigen Wagen abziehen mußte, und nichts bekam als die Gerstensuppe die immer am Ende des Essens noch aufgetragen wurde; indessen wurde auch manchmal so viel abgetragen, daß wir davon im Überfluß gesättigt wurden, und noch davon verkaufen konnten, wozu sich im Klosterhof immer Abnehmer fanden die darauf warteten, besonders an Festtagen. Auch hatte die Parthie die Mittags im Convent war, den Vortheil zum Nachteffen auch dahin gehen zu können, außer im Advent und [in] der Fasten, wo hingegen die andere Parthie nie etwas zum Nachteffen bekam, und so wechselten diese beide Partheien täglich [ab]. Überdieß bekam noch jeder täglich 1 $\frac{1}{2}$ Brod, das von drei zu drei Tagen ausgetheilt wurde.

Die Kirchenmusik im Kloster Sant-Peter war für einen Musiker wirklich ein Kunstgenuß. Außer den Kirchencompositionen von Michel Haydn und den Compositionen vom Domkapellmeister Michel, wurden nur classische Kirchencompositionen aus ältern Zeiten aufgeführt, und zwar Messen, Vespern, Litanien, denn täglich war Amt und Vesper mit figural Musik, auch sehr oft Litanien in der Klosterkirche oder in einer andern Kirche der Stadt, wobei wir zu erscheinen verpflichtet waren.

Pater Regibius Jais war Rector magnificus au

der Universität, und ich war nun Theolog; Professor der Kirchengeschichte war ein Benediktiner aus dem Kloster Weingarten, ausgezeichnete Musiker und auch Compositeur; bei diesem brachte ich weit mehrere Stunden in der Musik als in der Kirchengeschichte zu. So wie in Wien war auch in Salzburg Mangel weder an Quartettgesang noch an Quartetten für Streichinstrumente. Bey den Augustinern, wo Michel Haydn alle Abende bey dem guten Bier zubrachte, war alle Abend Quartettgesang; von da gieng es in die Schenke zu Sant-Peter, zu dem guten Öffner Wein, und von da zu dem Hofwirth, der eine Wirthschaft nächst der Residenz hatte, denn der Fürst von Salzburg hatte für alle vier Jahreszeiten eine andere Residenz. Bey diesem Hofwirth nun, der ledig und vorzüglicher Freund der Musik war, war unsere Quartettgesellschaft sowohl für Gesang als Streichinstrumente alle Abend versammelt, und deswegen kamen auch die besten Bürger aus der Stadt dahin, da der Wirth selbst wegen seiner Heiterkeit, da er noch ledig war, und auch unsere Musik sie anzog. Der Wirth selbst war beinahe alle Abend so berauscht, daß man ihn ins Bett tragen mußte. Wie überall in Deutschland hangen an den Wänden schwarze Tafeln worauf Numero gezeichnet sind; jeder Gast der täglich erscheint, hat sein Glas mit einem zinnernen Deckel, worauf ebenfalls ein Numero gezeichnet ist, und so viele Gläser er austrinkt, eben so viele Striche werden mit der Kreide auf der an der Wand hangenden Tafel gemacht, um zu wissen wie viele Schoppen er getrunken. Die Studenten, wie überall gebräuchlich, waren nicht gewöhnt täglich ihre Zeche zu zahlen; deswegen wurde aufgeschrieben und immer aufgeschrieben, und war nun die Tafel ganz mit weißen Strichen angefüllt, so trug der Wirth den Kellnerinnen auf die Studenten bezahlen zu machen. Was geschah nun? Sobald

der Wirth zu Bette gebracht war, fieng man zu tanzen an, worauf sich die Kellnerinnen schon den ganzen Tag durch freuten. Unser erster Violinspieler Namens Leonard, der immer am wenigsten Geld und am meisten Durst hatte, hatte auch gewöhnlich die meisten Striche auf der schwarzen Tafel; während dem Tanz stellte er sich als glitsche er aus, fiel an die schwarze Tafel, rieb mit seinem breiten Buckel darauf herum und wischte die weißen Striche aus. Die Kellnerinnen jammereten freilich, allein die Sache wurde dadurch wieder gut gemacht, daß jeder soviel an seine Zecher bezahlte, als er Geld im Sack hatte. Indes hatte der Wirth doch keinen Schaden an uns, denn unser musiziren brachte ihm viele Gäste zu, die uns öfters bewirtheten, welches dem Wirth schönen Gewinn brachte. Für diese Gesellschaft componirte ich nun sehr viele drey und vierstimmige Lieder, wovon die meisten bei Häcker in Salzburg gedruckt wurden. Da man immer wieder etwas Neues hören wollte, machte ich mich bey meiner Ankunft zu Hause, Nachts um 11 oder 12 Uhr, an die Arbeit, und am Morgen war wieder etwas Neues componirt und copirt. Es nahm mich seither schon oft Wunder, wie ich mich bey so wenigem Schlaf so wohl befinden konnte. Ich hatte ein ganz kleines Zimmerchen, und da ich das Papier für Copirung der Noten selbst rastrirte, so war öfters davon nicht nur Tisch und Kommode, sondern sogar Bett und der Boden voll. Ein Augustiner kam einmal zu mir, mit dem Ersuchen Abends in der Vitanei bey ihnen die Orgel zu spielen. Bey seinem Eintritt mußte ich erst das frisch rastrirte Notenpapier vom Boden wegräumen: zu Haus erzählte er nun daß er heute bei einem Musiker war, der diesen Namen auch in Wahrheit verdiene, denn dieser sitze, gehe, stehe und liege auf Noten.

Auch in dem Keller zu Sant-Peter fanden wir uns

Abends sehr oft entweder beim Bier oder guten Offner Wein. Auch hier ließen wir wie gewöhnlich auf die schwarze Tafel weiße Striche machen; allein wir kamen hier nicht so wohlfeil weg als beim Hofwirth, denn länger als einen Monath wurde nicht geborgt: konnte dann einer nicht bezahlen, so gieng der Kellner zum Chordirector und legte Arrest auf das was wir für Leichen oder andere Gottesdienste, wofür wir bezahlt wurden, zu beziehen hatten, und dennoch blieben immer noch von mehreren weiße Striche bey ihrer Abreise von Salzburg auf der schwarzen Tafel stehen, denn beim Herannahen der Vakanz betheuerte jeder auf Leben und Tod daß er Salzburg nicht verlassen werde, weil immer die Hälfte zur Unterhaltung der Kirchenmusik auch in der Vakanz dableiben mußte. Wer nun viele weiße Striche auf der schwarzen Tafel hatte, blieb beim Anfang der Vakanz noch einige Tage, gieng alle Abende in den Keller, den Kellnern glauben zu machen er bleibe da; aber plötzlich ist er verschwunden, und so gieng es auch mir: wenn meine weißen Striche auf der schwarzen Tafel nach meiner Abreise von Salzburg nicht ausgewischt worden sind, so stehen sie gewiß noch jetzt dort.

Im Seminario der Domkirche gab Michel Haydn den Zöglingen die für Gesang in der Domkirche bestimmt waren, Unterricht in der Composition und dazu hatte jeder Student mit Bewilligung Michel Haydns Zutritt, und diesen Unterricht besuchte ich weit fleißiger als meinen theologischen. Michel Haydn war damals schon ziemlich alt; konnte er den Unterricht nicht erteilen, so waren von seinen Schülern da, die Unterricht gaben, so Hacker, Pater Martin von Sant-Peter und noch viele andere ausgezeichnete Theoretiker. Pater Martin von Sant-Peter, der die Leitung und Anordnung der Musik in der Stiftskirche zu Sant-Peter zu besorgen hatte, war ein

Schüler Michel Haydn's und Theoretiker dergleichen es vielleicht wenige giebt; er brachte viele seiner Compositionen als Messen, Vespers, Litaneien, auf dem Chor zur Aufführung; die Composition selbst war ohne Tadel und ganz schulgerecht, allein ohne Saft und Kraft, ohne Gedanken und Erfindung; bewegten wurden diese Compositionen immer mit Widerwillen und ohne Begeisterung aufgeführt. Sein musikalischer Unterricht in der Composition hingegen war ausgezeichnet. Auch der Domorganist Paris componirte viel für Kirche, aber wie? Er war weder Organist noch Componist, wurde vom Erzbischoff Colloredo auf Kosten des Domstiftes nach Italien geschickt, sich für die Musik auszubilden, und wie Michel Haydn sagte, er gieng als Esel nach Italien und kam als Esel nach Salzburg zurück. Als die geistlichen Fürsten ihrer Länder beraubt wurden, bekam der Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz von Oestreich, Großherzog von Toskana, Salzburg als Großherzogthum; dieser brachte einen geistlichen Kapellmeister, Namens Gade, aus Italien mit, und Paris wurde pensionirt. Der Erzherzog Ferdinand war, wie alle Prinzen des Hauses Oestreich, nicht nur ausgezeichneter Musiker auf mehreren Instrumenten, sondern selbst Componist, so wie dessen Herr Bruder Rudolph, Erzbischoff in Ollmütz und Cardinal, Schüler Beethovens, der mehrere Messen componirte und vorzüglicher Protector des Sohnes Mozart war, den er wahrlich fürstlich unterstützte.

Bei seiner Ankunft in Salzburg, brachte der Großherzog nur einige Musiker von seiner Hofkapelle, meistens Deutsche, mit; durch die Protection eines Kaufmanns in Salzburg, wurde ich als Violoncellist für die Winterconcerte angestellt, so wie auch im Theater, wo wöchentlich zwei Opern gegeben wurden, und ich befand mich in oekonomischer Hinsicht sehr

wohl, und wurde wohl Salzburg nie mehr verlassen haben, wenn ich nicht dazu gezwungen werden wäre. Im Jahr 1805 rückten die Franzosen, Ende October, in Salzburg ein; am 1. November konnte nirgends Gottesdienst gehalten werden, da alle Kirchen mit österreichischen Gefangenen angefüllt waren. Noch muß ich beifügen daß während diesem Sommer abbé Bogler die Orgel zu Sant-Peter nach seinem Simplifications-System errichtete und Anfangs October noch einige Concerte darauf gab. Nachdem Abbé Bogler verreist war, begab ich mich mit mehreren Studenten auf eine Reise durch das Salzburgerische; allein allenthalben trafen wir schon österreichische Truppen an, die Deutschland zu marschirten. Gegen Ende October vernahmen wir allenthalben daß die Östreicher unter General Mack in Ulm capitulirt, die ganze österreichische Armee gefangen sey. Auf diese Nachricht hin tratten wir unsere Rückreise nach Salzburg sogleich an, und zwar über die Gebirge, da sich mehrere Studenten zu uns gesellten, die alle Gebirge wohl kannten. In Berchtholbsgaden angekommen, suchten wir eine Führe die uns am nemlichen Tage noch nach Salzburg bringen sollte. Mit vieler Mühe konnten wir einen Fuhrmann dazu bewegen uns zu führen; allein kaum eine halbe Stunde von Berchtholbsgaden entjernt, sahen wir schon von weitem französische Husaren gegen uns kommen. Der Fuhrmann lehrte seinen Wagen um, jagte in vollem Gallopp wieder Berchtholbsgaden zu, ohne von uns eine Bezahlung zu fordern; wir aber blieben stehen bis die Husaren bei uns waren. Der Unteroffizier dieser Husaren sprach sehr gut deutsch, und sagte uns daß wir heute nicht in die Stadt könn-ten, indem wir mit ihnen ins Lager mußten, das eine Stunde außer der Stadt sey. Es war schon ziemlich dunkel als wir bey den ersten Vorposten ankamen, und diese Truppen waren

bayerische Dragoner. Die Offiziers sagten uns ebenfalls daß wir heute nicht mehr in die Stadt könnten, indem wir von den vielen Truppen nicht durchgelassen würden, und da in den umliegenden Gegenden alle Häuser mit Soldaten überfüllt waren, blieb uns keine andere Wahl, als die Nacht im Lager zuzubringen. Wir setzten uns zu den Soldaten ans Feuer, und wurden im Überfluß mit Bier, Brandwein und Brod versehen. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr gerieth alles in Bewegung, und die Truppen marschirten der Stadt [zu]. Wir folgten den Soldaten nach und kamen erst gegen 9 Uhr in die Stadt. Es war der Vorabend von Allerheiligen, an welchem Tage wir uns Musiker alle auf dem Chor zu Sant-Peter in der Vesper einfänden sollten. Bey unserer Ankunft in Salzburg waren alle Häuser so mit Soldaten angefüllt, daß wir nicht einmal in unsere Wohnungen konnten. Wir giengen alsogleich nach Sant-Peter, und waren sehr willkommen, denn wir wurden sogleich beordert den Soldaten Speis und Trank zu bringen. Außer der Clausur waren alle Zimmer so mit Soldaten überfüllt, daß selbst noch in dem großen Klosterhof Tische aufgerichtet werden mußten. Ein Theil von uns Studenten holte nun die Speisen aus den Küchen, die andern das Getränk aus den Kellern. Der Ab- und Zugang der Soldaten war Tag und Nacht gleich, so daß wir unaufhörlich mit Aufträgen beschäftigt waren. Indessen befanden wir uns sehr wohl dabey; manchen Laibbrod, manches Stück Fleisch und manche Kanne Bier machten wir auf die Seite, wozu wir immer Liebhaber fanden, die uns selbe gerne abkauften. Am Allerheiligentag hörte man in der ganzen Stadt keine Glocke; in keiner Kirche war Gottesdienst, denn alle Kirchen waren mit östreichischen Gefangenen angefüllt. Vernadotte wohnte im Winter-Pallast des Großherzogs, und verließ am

3. November Salzburg; mit ihm zog der größte Theil der Truppen ab, und zwar nach Osterreich, Steyermark und Tyrol. Der größere Theil der Truppen die noch in Salzburg zurückblieben, waren Bayern und Würtenerberger. Nur sieben Stunden von Salzburg, in Lofer, ist der Durchpaß zwischen engen Bergen ins Tyrol. Diese Berge waren von den tyroler Scharfschützen besetzt. Die Bayern wollten den Durchpaß zwingen; allein am andern Tag schon wurde der bayrische General mit vielen Wägen voll Bleesirten nach Salzburg gebracht. Leider zeigte ein Verräther den Bayern die Wege über die Berge, und die Tyroler mußten weichen, um nicht gefangen zu werden. Die Universität wurde nun als Spital benutzt und wir hatten Ferien. Zum Glück für uns wurde das Theater wieder eröffnet, und wir Musiker bekamen wieder Verdienst. Erst nach der Schlacht von Austerlitz wurde die Universität wieder eröffnet, und Salzburg kam an Osterreich. Ich glaubte mich nun geborgen, und lebte in der sichersten Hoffnung nun für immer in Salzburg bleiben zu können. Da aber in Deutschland alles geändert wurde, so kam auch mein Vaterort an Bayern. Für alle Ausländer die auf der Universität waren, denn die wenigsten Akademiker waren Salzburger, der größte Theil waren Bayern, Würtenerberger und Badenser, wurde diese Länderumkehrung bald fühlbar. Schon gegen Ostern wurde uns Ausländern angezeigt, wer seine Studien auf der Universität in Salzburg fortsetzen wolle, müsse von seiner nunmehrigen Landesregierung die Bewilligung hiezu vorweisen.

In Salzburg befand sich schon seit einigen Monaten ein Schmiedeknecht aus meinem Geburtsort, der mich öfters besuchte. Es war am 1. Mai 1806, an welchem Tag immer die Keller mit dem Merzen- oder Lagerbier eröffnet wurden. Ich besuchte mit meinen Kameraden mehrere Keller und kam spät nach

Haus. Am andern morgen sagte mir mein Hausherr, daß mein Landsmann da war, der mich ersuchen lasse zu ihm zu kommen. Sogleich begab ich mich zu ihm, und er gab mir einen Brief von meinem Vater der an ihn adressirt war. Mein Vater meldete mir daß er vom Landgericht Stadt Remuath die Weisung erhalten habe, mir anzuzeigen daß ich mich nach Verfluß von drey Monaten zu Haus einfinden solle, da ich der Conscription unterworfen und spielen müsse. Vor Schrecken entfiel der Brief meinen Händen; ich wußte mir weder zu rathen noch zu helfen. Nach Verfluß von einigen Wochen, war schon der größte Theil der Akademiker die Ausländer waren, aufgefordert sich in ihrem Geburtsorte einzufinden, und da eben damals der ganze Rheinbund oder beinahe ganz Deutschland an das Sklavenjoch Napoleons gespannt war, so hatten die wenigsten von uns Lust unters Militair und sich für Napoleon todt schießen zu lassen. Täglich entwarfen wir für unsere Zukunft einen andern Plan, denn wir Theologen konnten uns unmöglich darzu verstehen, für die Dogmatik und Moral unterm Arm, ein Gewehr auf die Schulter zu nehmen. Wir Musiker wollten uns nun durchaus nicht trennen, besonders unsere Quartettgesellschaft für Gesang und Streichinstrumente, und wir waren fest entschlossen eine musikalische Reise durch Ungarn und von da entweder nach Rußland oder gar in die Türkei zu unternehmen. Allein homo proponit, Deus disponit. Unser erster Violinspieler bekam eine Anstellung im Orchester beim Erzherzog Ferdinand, der für Salzburg Würzburg bekam, und dadurch wurde unsere Quartettgesellschaft aufgelöst. Ich schloß mich nun einer andern Gesellschaft an, die nach Rom zu den Redemptoristen gehen wollte, und war auch schon ganz dazu entschlossen, als Vater Jacob von Einsiedeln nach Salzburg kam. Dieser machte mir nun den Vorschlag mit ihm in die

Schweiz zu gehen, wozu ich sogleich entschlossen war. Ich machte nun mit Pater Jacob, der sein eigen Pferd und Kutsche hatte, die Reise bis Regensburg, in der festen Hoffnung meine Schriften für ins Ausland erhalten zu können. Ich wendete mich deshalb an einige bekannte Professoren, erhielt aber die traurige Antwort, daß ich mich hiefür nur nicht bemühen solle, denn Fürst Primas Dalberg sey ein eingefleischter Napoleonist, und da ohnehin Bayern durch die Aufhebung der Klöster von Geistlichen nur zu überladen sey, so liefere Fürst Primas dem Napoleon lieber Soldaten. Ich wollte auch meine Eltern nochmals besuchen; es wurde mir von jedem Bekannten mißrathen und mir gerathen Bayern so geschwind als möglich zu verlassen. Da Pater Jacob seinen Weg durch Franken nahm, indem sich Abbé Vogler eben damals in Würzburg befand, so wendete ich mich Augsburg zu, um desto geschwinder in der Schweiz zu seyn. Am 1. August wanderte ich früh Morgens Augsburg zu; da ich sehr viele Leute in Sonntagskleidern antraff, vernahm ich daß bei den Franziskanern in Augsburg das Porti=ciunculafest gefeyert werde. Welch freudige Nachricht für mich! In Augsburg angelangt, begab ich mich sogleich auf den Chor zu den Franziskanern, da das Amt schon angefangen hatte. Eine vierstimmige Messe wurde aufgeführt, und ohne dazu aufgefordert zu seyn, stellte ich mich zum zweiten Baß. Gleich nach dem Amt nahm uns der Organist, ein Franziskaner, mit ins Refectorium, wo wir zum Mittagessen eingeladen wurden, und erst da bemerkte ich daß alle Sänger die auf dem Chor waren, Studenten, Theils aus Augsburg oder München, waren, meist Theologen, die am Anfange der Vakanz sich zu diesem Feste hieher begaben. Am Mittagessen waren über hundert Gäste anwesend, Theils aus Augsburg selbst, vorzüglich aber viele Geistliche aus der Umgegend. Meine

Bekanntschaft mit den Studenten war bald gemacht, und da ich mehrere Quartette für Gesang vom Michel Haydn bey mir hatte, die diesen Sängern noch ganz unbekannt waren, so drangen alle in mich eines dieser Quartette singen zu lassen. Wir machten nun den Anfang mit dem Quartett: Leise, leise, von Michel Haydn, das so wohl gefiel daß wir es drei Mal wiederhohlen mußten. Nachdem dieses Quartett vollendet war, kamen mehrere Geistliche zu mir, unter denen auch Herr Bühler, der berühmte Kirchencomponist und Chordirector an der Domkirche in Augsburg. Ich wollte am nemlichen Tag schon wieder von Augsburg verreisen; allein Herr Bühler drang in mich noch einige Tage bey ihm zu bleiben, welche Einladung ich mit Freuden annahm. Ich hielt mich noch drey Tage in Augsburg [auf], und Herr Bühler nahm mich jeden Abend in eine Musikgesellschaft mit, gab mir bey meiner Abreise ein schönes Reisegeld und noch eine Marschrouten, in welcher ich von Augsburg weg bis Lindau an alle Pfarrherrn und die noch existirenden Klöster anempfohlen war.

Ich benutzte nun meine Marschrouten. Traf ich Mittags in einem Pfarrhof ein, wurde ich zum Mittagessen geladen; ebenso zu Nacht; bey den andern Pfarrherrn wo ich weder zu Mittag noch Nacht ansprach, bekam ich immer Reisegeld. Am 3. oder 4. Tag meiner Reise kam ich in einen Pfarrhof, zeigte mein Empfehlungsschreiben und wurde gleich zum Mittagessen eingeladen. Der Herr Pfarrer war ein Klostergeistlicher aus der Benedictiner Abtey in Regensburg, und als ich ihm erzählte daß ich ebenfalls sechs Jahre im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg zugebracht, war ich ihm nun desto willkommener. Der Herr Pfarrer hatte ein schönes Clavier, denn in Deutschland giebt es wenige Pfarrhöfe, wo man nicht ein Saiten- oder Blasinstrument antrifft. Ich spielte nun Varia-

tionen: „Zu Stephan sprach im Traume,“ von Mozart, dann noch die Fantasie in c mol von Mozart. Als diese geendet, packte mich jemand rückwärts am Kopf und gab mir einen Kuß: ich sah mich um, und wieder ein Benediktiner, aus der berühmten Abtey Ottobeuren, und zwar der Organist und Chordirektor, stand vor mir. Dieser wollte mich noch diesen Abend mit ins Kloster nehmen, allein der Herr Pfarrer bey dem ich zu Mittag war, ließ mich nicht fort, versprach aber mich den andern Morgen selbst nach Ottobeuren zu begleiten. Gegen abend begleiteten wir diesen Herrn von Ottobeuren eine Strecke weit; bei unserer Zurückkunft im Pfarrhof war der Tisch schon für mehrere Personen gedeckt, und bald darauf erschien ein Edelmann mit drey Frauenzimmern aus der Nachbarschaft. Ich hatte das Glück neben einer Dame zu sitzen, die man Gräfin nannte, leider erinnere ich mich des Geschlechts nicht mehr; indessen waren alle große Musikliebhaber. Nach dem Nachtessen mußte ich auf Verlangen des Herrn Pfarrers die Variationen von Mozart wiederholen, und noch wußte ich nicht daß der Herr Pfarrer selbst Clavierspieler sey, bis er die Sonate von Mozart zu vier Händen in c auf's Clavier legte, die wir dann miteinander spielten. Bis nach Mitternacht wurde nun musizirt, und beym Abschied druckte mir der Edelmann 2 Kronenthaler in die Hand. Am Morgen vor 6 Uhr weckte mich der Herr Pfarrer schon, ich mußte ihm während der Messe die Orgel spielen. Nach dem Frühstück begaben wir uns auf den Weg nach Ottobeuren, wo wir am Thor vom Organisten schon erwartet wurden. Nachdem wir dem Herrn Prälaten vorgestellt waren, wurden wir ins Tafelzimmer zum Mittagessen geführt, wo schon mehrere Gäste versammelt waren. Gleich nach der Tafel führte man mich in die herrliche Kirche, wo sich drey herrliche Orgeln befinden. Zuerst

spielten wir auf den drey Orgeln abwechselnd, dann spielte ich mehrere Fugen auf der großen Orgel allein. In's Tafelzimmer zurückgekehrt, spielte ich noch einige Stücke auf dem Violoncello allein; als ich geendet, kam der Herr Prälat und sagte mir: „Wäre unser Kloster nicht aufgehoben, wir würden Sie nicht mehr von uns fortlassen.“ Als wir uns am Tisch zum Nachtessen setzten, kam der Organist, verlangte mein Testimonium und gieng damit fort. Als er zurückkam, übergab er mir mein Testimonium auf einem Teller, der mit 6 und 12 Kreuzerstücke belegt war; der Organist gieng nemlich mit meinem Testimonio ins Refectorio, wo noch über achtzig Religiosen bey'm Nachtessen versammelt waren, und sammelte für mich; auch brachte er mir noch 4 Kronenthaler vom Herrn Prälaten. Nach dem Nachtessen begleiteten wir den Herrn Pfarrer, der mich ins Kloster gebracht hatte. Nach der Zurückkunft ins Kloster verlangte ich mich zur Ruhe begeben zu dürfen, denn ich hatte keine Ruhe mehr bis ich wußte wie reich ich nun sey. Als ich von Augsburg verreihte, hatte ich noch 10 Gulden, und nun war ich 84 Gulden reich. Am andern Morgen war ich sehr früh auf und wollte weiter reisen; allein ich mußte noch im Amt, wo die drey Orgeln gespielt wurden, auch noch beim Mittagessen bleiben; dann aber ließ mir mein Reichthum keine Ruhe mehr, ich mußte weiters. Man gab mir noch Empfehlungsschreiben nach Memmingen und Kempten mit.

Dieser Theil des Schwabenlandes war vorher östreichisch; nach der Schlacht von Austerlitz wurde er bayrisch, und deswegen stark mit bayrischen Truppen und Franzosen besetzt. Die Klöster waren zwar alle schon aufgehoben; die Religiosen mußten aber noch bey'sammen bleiben, weil die Pensionen noch nicht geregelt waren. Weder in Memmingen noch in Kempten waren mir meine Empfehlungsschreiben von großem Nutzen,

denn beyde Städte waren mit Soldaten überfüllt, und jedermann hatte genug für sich zu sorgen; außerdem war alles sehr theuer, und da man mir gerathen, wegen den immerwährenden hin- und herzügen der Soldaten lieber zu fahren als die Reise bis Lindau zu Fuß zu machen, so befolgte ich diesen Rath zum großen Nachtheil meines Geldseckels. In Lindau wollte ich einen Kameraden besuchen, der mehrere Jahre mit mir im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war und dessen Vater Verwalter in dem adelichen Damenstift in Lindau war; allein mein Kamerad war schon unter dem bayrischen Militär. Ich wollte Abends auf dem See nach Korschach, gieng indessen in dem Städtchen herum, hörte in einer Bierbrauerei Astimuligen Männergesang, trat ein und fand da eine Gesellschaft Studenten, von denen zwei auch am Porticiuncula [fast] bey den Franziskanern in Augsburg waren, und die mich gleich erkannten. Ich blieb bey dieser Gesellschaft sitzen, während dem das Schiff nach Korschach abfuhr. Indessen überredeten sie mich am andern Morgen mit ihnen eine Reise ins Borarlberg zu machen.

Wir giengen über Bregenz in die eine halbe Stunde von da entfernte Benedictiner Abtey Mererau, die auch schon aufgehoben war, und wo eben bayrische Commissarien anwesend waren, das Inventarium aufzunehmen. Nach dem Mittagessen begaben wir uns wieder nach Bregenz und von da in ein benachbartes Bad, wo sehr viele Badgäste waren. Wir blieben da über Nacht, und ich ließ mich zum Spiel verleiten; man setzte nemlich etwas gewisses auf eine Karte; mir war das Glück gar nicht günstig und ich verlor die Hälfte meiner Barschaft. Den andern Morgen giengen wir auf den Adlerberg im Gebirge herum, und kamen Abends wieder in das nemliche Bad zurück; ich versuchte mein Glück nochmals im

Spiel, allein umsonst; das Glück war mir nur zu ungünstig. Ohne Abschied von meinen Reisegefährten zu nehmen, wanderte ich am andern Morgen sehr früh Lindau zu, und hatte eben noch so viel Geld um ein Frühstück und die Überfahrt nach Korsbach bezahlen zu können. Ohne Geld kam ich nun in Sants Gallen; in der sichern Erwartung etwas Reisegeld zu bekommen, gieng ich gleich dem Kloster zu, wurde aber am Thor von einem Polizeidiener zurückgewiesen. Ich erkundigte mich ob noch Klöster in der Nähe wären? Man nannte mir Teufen, ein Frauenkloster. Ich wanderte den Weg hinauf; die Nacht überfiel mich und ich mußte in einem Bauernhaus auf dem Heustock übernachten. Am andern Morgen, es war Sonntag, gieng ich im Kloster Teufen in das Amt, meldete mich nachher im Kloster und wurde zu dem Beichtiger geführt. Dieser war ein Religios des Klosters Fischingen, und nahm mich sehr freundschaftlich auf. Während dem Mittagessen erzählte ich ihm meine Lage; er gab mir einen Kronenthaler Reisegeld und Empfehlungsschreiben an benachbarte Frauenklöster, die ich alle besuchte. Endlich am 14. Augst, gegen Mittag, kam ich in Einsiedeln an, und da ich mehrere Empfehlungsschreiben hatte, wurde ich sehr wohl aufgenommen. Da am 15. Augst Mariahimmelfahrt und ein großes Fest war, wurde die Vesper am Vorabend feierlich gehalten. Ich spielte die Orgel, die eben vom Herrn Orgelbauer Bergenzel verfertigt und noch nicht vollendet war. Am 15. August selbst, schon Morgens 5 Uhr, war ein Amt, und so von Stund zu Stund; um 9 Uhr das Hochamt. In allen diesen Ämtern half ich mitmusizieren, bald auf diesem oder jenem Instrumente oder der Orgel. Am 16. war wieder ein feierliches Hochamt, in welchem der damalige Fürstabt den Contrabaß und ich neben ihm Violoncello spielte. Nach dem Gottesdienste wurde ich zu dem Fürst-

abt Beda Kittel berufen, der mir ein schriftliches Zeugniß übergab, daß ich mit Freuden in dem Stifte Einsiedeln aufgenommen werde, wenn ich nebst der landesherrlichen auch die bischöfliche Entlassung beybringen könne. Der Fürstabt sagte mir noch mündlich, daß sie mich wegen meinen musikalischen Talenten gar so gerne in dem Stifte aufnehmen würden, allein ohne diese Entlassungen könnte es nicht geschehen, indem sie erst kürzlich einen talentvollen Mann aus dem Vorarlberg, das eben von Osterreich getrennt und mit ganz Tirol zu Bayern kam, aufgenommen, den sie wieder entlassen mußten, und der sogleich in Bregenz unter das bayrische militär genohmen wurde. Da ich versichert war daß ich die Entlassung nicht erhalten werde, wollte ich nicht wieder nach Bayern zurück, sondern entschloß mich die Schweiz zu durchreisen. Ich kam nach Zürich, kehrte beim Naben ein, traf da mehrere Deutsche, unter denen auch Studenten, die sich unter die Schweizer Truppen in französischen Dienst hatten anwerben lassen. Die Werber, so wohl als die Angeworbenen, umgaben mich gleich und machten mir Anträge. Da ich aber niemals Lust zum Militär hatte, so war mir in der Lage in der ich mich nun befand, nicht mehr ganz wohl. Ein honett gekleideter Mann, der meine Verlegenheit mochte bemerkt haben, winkte mir ihm zu folgen; draussen sagte er mir: „Junger Mensch, wenn sie nicht Lust haben Soldat zu werden, so trachten sie so geschwind als möglich von hier fortzukommen.“ Ich befolgte dessen Rath und gieng Baden zu. Eine halbe Stunde hieher Baden hörte ich in dem dasigen Bernhardiner Kloster Wettingen mit allen Glocken läuten; auf mein Befragen was dieses bedeute, erhielt ich die Antwort, daß Morgens am Bernhardsstag das Hauptfest sey. Ich meldete mich an, wurde in ein Zimmer geführt wo schon viele Musiker aus der Umgegend für das morgige

Fest versammelt waren. Nach dem Nachteffen wurde die Messe für folgenden Tag probirt; da am Morgen noch mehr Musiker, besonders aus Zürich, erwartet wurden und jetzt schon jedes Instrument doppelt, ja dreifach besetzt war, blieb ich Zuhörer, und wirklich am andern Tag war der Chor so voll, daß die Musiker sich selbst kaum bewegen konnten. Die Menge der Gäste war so groß, daß ich mich gleich nach dem Mittagessen entfernte und Baden zu gieng. In Baden angekommen, sah ich vor einem Wirthshaus die nemlichen Werber die in Zürich waren, mit mehreren Rekruten; ich lehrte sogleich um und gieng Basel zu; den Werbern auszuweichen, vermied ich nun die Landstraße und nahm Seitenwege. Da ich auch vernahm daß sich in Basel mehrere Werbungen befanden, gieng ich auch nicht in die Stadt Basel, sondern auf Seitenwegen in das Badische.

Nicht weit noch von Basel entfernt, sah ich auf einem hohen Berge ein Gebäude das einem Kloster glich: ich gieng dahin und dieß war eine Propstei des berühmten Stiftes Sant-Blasien, nemlich Bürglen. Der damalige Probst, Pater Martin, nahm mich gastfreundlich auf. Von diesem erfuhr ich nun daß die Klöster im Badischen ebenfalls alle aufgehoben und dem Fürstabt von Sant-Blasien vom Kaiser in Östreich ein Kloster in Kärnthn angewiesen worden, das er mit seinen Religiosen, die Lust zum auswandern haben, als Eigenthum beziehen könne. Wie mir der Herr Probst sagte, werden die jüngern Religiosen und Novizen alle mit dem Fürstabt nach Kärnthn wandern, und wie er vernohmen, werden sich dieser Wanderung aus dem benachbarten Kloster Sant-Trudpert auch noch Religiosen und Novizen anschließen. Ich nahm nun meinen Weg Sant-Trudpert zu, und langte am andern Morgen gegen Mittag daselbst an. Im Klosterhof angelangt, traf

ich einen Religiosen, den ich als Student um ein Viaticum ansprach; er langte in [den] Sack und gab mir ein 24 Kreuzerstück. Da es eben Mittag war, erinnerte mich mein Magen auch an sein gewöhnliches Bedürfnis, und ich sprach diesen Herren auch um ein Mittagessen an. Er nahm mich mit ins Kloster, führte mich ins Zimmer zu einem jungen Bruder, der eben Violin spielte, und empfahl diesem für mich das Mittagessen zu besorgen. Dieser Bruder spielte eben das Thema über das bekannte Lied: „Ä Schüsserl und ä Rainerl,“ und ich fand daß es sehr musikalisch war. Der Bruder gieng nun ins Convent zum Mittagessen; auch mir wurde das Mittagessen gebracht. Während dem Essen nahm ich das Papier in die Hand worauf das Thema geschrieben war, das der Bruder gespielt hat; ich fand noch Raum darauf und schrieb noch etliche Variationen dazu. Wie mir der Bediente sagte, der mir das Essen brachte, seyen im Convent viele Gäste anwesend die noch längere Zeit am Tisch bleiben werden. Da ich ganz allein war und lange Weile bekam, nahm ich das Violoncello das an der Wand hieng und spielte darauf. Das Speisezimmer war nicht weit von dem Zimmer entfernt, in dem ich mich befand, und ich hörte wohl daß man dort ziemlich lebhaft war; nicht lange spielte ich auf dem Cello, als ich auch merkte daß es dort stille wurde. Während ich das zweite Stück spielte, öffnete sich die Zimmerthüre und herein trat der Religios den ich im Klosterhof antraf, mit noch einem andern Religiosen und dem Bruder. Bey ihrem Eintritt hörte ich zu spielen auf; sie drangen aber in mich fort zu spielen, und als ich geendet, nahm mir der Bruder das Violoncello aus der Hand, und ich mußte mit ihnen in den Speisesaal. Hier waren Religiosen aus den benachbarten Klöstern und auch weltliche Beamte aus der Umgegend versammelt. Ich spielte mehrere

Stücke auf dem Violoncello, wurde von der ganzen Gesellschaft umringt und wurde befragt, ob ich nicht auch Orgel spiele? Als ich dieß bejahte, gieng die ganze Gesellschaft in die Kirche; ich wurde auf die große Orgel geführt und ersucht etwas zu spielen. Ich spielte eine Phantasie im gebundenen Style, und darauf eine Fuge von Albrechtsberger, nach deren Beendigung ich ersucht wurde das Thema das man mir auf der untern Orgel im Choral Chor angaben werde, zu beantworten. Der Organist der auf der untern Orgel spielte, war ein Religios aus dem Kloster Sant-Trudpert, Namens Augustin Violand, der mehrere Messen componirt, die gedruckt wurden. Dieser fieng nun, dessen ich mich noch sehr gut erinnere, aus d mol zu spielen an, immer im freien Styl, den ich auf der großen Orgel immer wiederholte. Nun wurde auf der untern Orgel ein Fugen Thema in f dur und zwar nur der Führer angegeben, und ich führte dieß Thema in allen 4 Stimmen durch; beim Wiedereintritt des Thema mit 4 Stimmen fiel ich durch den verminderten Sept Accord auf Dis in c dur; statt aber dieß Thema in e zu beantworten, blieb die untere Orgel still, und Pater Roman, ebenfalls Religios in Sant-Trudpert und einer der ausgezeichnetsten Organisten damals bekannt, wußte durch diesen Übergang von f ins e das Thema nicht mehr zu finden. Von allen wurde ich nun mit dem Ruf umringt: „Oh! der hat ihn erwischt!“ Pater Augustin und Pater Roman kamen nun auch auf die große Orgel, und letzterer gab mir noch einige Fugen Thema an, die ich durchführte. Auch der Herr Prälat kam auf die Orgel; auch ihm mußte ich noch einige Stücke spielen. Da es schon Abend wurde, entfernten sich die meisten Gäste, ich speiste mit den Religiosen im Convent zu Nacht, wurde dann auf die Abtei geführt, wo ich noch auf dem Clavier und Violoncello spielen mußte, wo auch der

Herr Prälat anwesend war, der mich nun einlud bey ihnen zu bleiben. Herr Blasius Metzger, Großkellner, war ein sehr guter Clarinettist; Herr Trubert Müller ein guter Violinist und Bassfänger, und Bruder Joseph ebenfalls guter Violinist. Als ich zu spielen aufhörte, kam der Bruder mit dem Notenblatt, worauf ich ihm zu dem Thema einige Variationen geschrieben, und fragte ob ich diese Variationen aufgesetzt? Als ich es bejahte, ersuchte er mich noch einige dazu zu schreiben. Als ich nun ins Schlafzimmer geführt wurde, verlangte ich noch rastrirtes Notenpapier, Dinte und Federn; man brachte mir das Verlangte; ich fieng zu schreiben und fertigigte ein Quartett für Clarinett, Violin, Viola und Violoncello. Unter Tags schrieb ich die Stimmen aus, und nach dem Nachtessen wurde das Quartett mit großem Beyfall aufgeführt, und so brachte ich fast täglich etwas neues, entweder für Gesang oder [für] Instrumente; auch am ersten Sonntag meiner Anwesenheit führten wir schon eine Messe für 4 Männerstimmen und Orgel von mir auf.

Ich verlebte da mehrere glückliche Wochen, bis endlich zwei Kommissäre aus Karlsruhe zur Aufhebung des Klosters ankamen, und da beide Kommissäre vorzügliche Musikliebhaber waren, so führten wir fort alle Abende zu musizieren. Der Herr Prälat kam weder Mittags noch Abends zum Tisch; er war leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und wurde auf einer Jagd aus Unvorsichtigkeit von einem Jäger in den Hintern geschossen; deswegen konnte er nicht sitzen, und wie man mir erzählte, war dort die Jagd so ergiebig, daß man die Rehe, Hirschen und Wildschweine von den Klosterfenstern aus schießen konnte. Während der Anwesenheit der Kommissäre kam Herr Professor Hebel, Verfasser der Allemanischen Gedichte auf Besuch: ich setzte die meisten dieser Gedichte für Gesang

mit Clavier oder Guittaren Begleitung, die nachher in Karlsruhe gedruckt wurden.

Die Zeit der Auflösung des Klosters rückte nun heran, und mir wurden zu meiner künftigen Verforgung die vortheilhaftesten Anträge gemacht; ich konnte mich aber zu nichts entschließen bis Pater Joseph aus Mariastein, der mit Pater Mloys als Emigrant in Sant-Trudpert war, zu mir kam, und mir anzeigte daß er eben einen Brief aus dem Kloster Mariastein erhalten, mit der Anzeige daß der dortige Organist Pater Ambrosius gestorben, und man dort einen Organisten suche. Wieder in einem Kloster unterkommen zu können war mein Wunsch, und ich entschloß mich nach Mariastein zu gehen. Bevor ich aber Sant-Trudpert verließ, wurde ich noch am Narrenseil geführt. Der dasige Conventdiener Hans hatte Bekanntschaft mit einer Bauerntochter auf einem Berg, eine gute Stunde weit vom Kloster, und jedermann wußte daß er alle Abende dorthin gieng, zu Kilt gehen, wie ers nannte. Wenn wir Nachts länger ausblieben als sonst gewöhnlich, und der Hans gerufen wurde um noch Wein zu bringen, hieß es gewöhnlich: „Oh! der ist schon zu Kilt gegangen!“ Neugierig was dieses Kiltgehen bedente, sagte er mir gleich er wolle mich einmal mitnehmen. Schon nach etlich Tagen fragte er mich nach dem Nachteffen, ob ich heute mit ihm zu Kilt gehen wolle? Und ich war dazu bereit. Nach 9 Uhr Nachts, es war eine stockfinstere Nacht, giengen wir aus dem Kloster und den Berg hinauf. Beim obersten Bauernhaus angekommen, führte er mich an der Hand in einen Holzschopf und befahl mir ja vorzüglich an mich recht still zu halten, daß mich der Hund nicht wittere, der sehr böß sey, und mich zerreißen würde, und da es schon Mitte Oktober und ziemlich kalt war, versprach er mir mich bald ins Haus hinein abzuholn. Ich setzte mich

in das Eck wohin er mich geführt hatte, und getraute mich wegen dem Hund nicht zu bewegen, und war vor Kälte fast ganz steif, aber der Hans kam nicht mich abzuholen. Endlich als ich beinahe schon halb verfroren war, kam der Hans, nahm mich bey der Hand und gieng statt ins Haus hinein mit mir wieder den Berg hinab. Ich fluchte den ganzen Weg ab und Hans lachte. Um 4 Uhr Morgens im Kloster angekommen, gieng ich gleich zu Bette, konnte mich aber nicht erwärmen. Kaum war der Tag angebrochen, trommelten Religiosen und Bediente an meiner Zimmerthüre und fragten ob der Kiltgang lustig war, denn Hans hatte es vorher schon allen im Kloster erzählt, welch Poffen er mir auf den Kiltgang spielen werde.

Herr Pater Joseph erhielt nun einen Brief aus Mariastein, mit der Anzeige daß ich dort erwartet werde. Herr Großkellner und Herr Trudpert begleiteten mich bis Schliengen; dort nahm ich einen Lohnkutschner der mich nach Basel führte. Bey Herrn Beda, Religios von Mariastein und katholischer Pfarrer in Basel, stieg ich ab; da ich nicht übernachten wollte, begleitete mich der herr Pfarrer zum Thor hinaus und zeigte mir den Weg nach Mariastein. Als ich am Berg ankam, wurde es schon dunkel; ich gieng den Berg hinauf, und statt ins Kloster, gieng ich in die französische Festung Landskron. Eine Dame die am Thore stand, fragte mich, zu wem ich wolle? Als ich ihr sagte daß ich den Herrn Prälaten zu sprechen wünsche, fragte sie mich ob ich vielleicht der Organist sey den man erwarte? Als ich dieß bejahte, gab sie mir einen Bedienten mit, der mich ins Kloster führte.

Man war am Nachteffen als ich dort ankam. Noch waren mehrere Religiosen dieses Klosters in auswärtigen Klöstern in Emigration; nur Herr Prälat mit noch einigen

Religiosen war anwesend. Während der Revolution in den 90er Jahren wurde das Kloster Mariastein, ganz an der Grenze Frankreich, beinahe gänzlich zerstört; bey meiner Ankunft daselbst war man in voller Arbeit selbes wieder herzustellen. Herr Prälat Placidus war großer Liebhaber der Musik, und da schon seit einigen Jahren das Knabeninstitut wieder errichtet war, war es leicht die Musik wieder empor zu bringen. Vom verstorbenen Organisten Pater Ambrosius waren noch mehrere 3stimmige Messen da, die ich durch die meinigen vermehrte, und so fiengen wir auch bald mit instrumental Musik an. Pater Columban war sehr guter Clarinettist und wir brachten es so weit daß wir schon an Fastnacht eine kleine Operette, der Telegraph, mit schwacher instrumental Begleitung aufführen konnten. Beim Sopran und Alt waren immer ausgezeichnete Stimmen. Dort setzte ich ein Heiliggeistlied, das noch jetzt in der Schweiz und im Elsaß unter dem Namen: „der große heilig Geist,“ bekannt ist. An den drei Pfingsttagen wurde in Dornach bey den Kapuzinern die Seeligsprechung des Bruders Krispin gefeiert, wo wir an den drey Tagen Amt und Vesper mit instrumental Musik machten. Alle Religiosen und Studenten aus Mariastein, die Musiker waren, befanden sich an diesen drey Tagen in Dornach. Das war wirklich ein seeliges Leben, und hätte diese Feyerlichkeit nur noch drey Tage gedauert, so wären wir alle seelig geworden.

Ich war dortmals noch gar zu großer Liebhaber vom Bier, und da in Mariastein keins zu bekommen war, gab mir der Herr Prälat an Banktagen öfters Geld, um in Basel Bier trinken zu können. Pater Johann Baptist, ebenfalls Religios aus Mariastein und Pfarrvicar in Basel, war ebenfalls großer Liebhaber vom Biertrinken; einmal giengen wir zusammen auf die Gerberzunft, wo immer das beste Bier

in Flaschen zu haben war. Herr Pfarrer mußte wo wir uns beim Bier befanden, und da wir um 7 Uhr zum Nachtessen nicht erschienen, kam er uns abzuholen; allein der Tisch an dem wir saßen war so mit Bierflaschen überfüllt, daß er uns gar nicht sah. Endlich bemerkte er uns hinter den Bierflaschen, und wir begaben uns mit nach Haus. Beim Nachtessen war der Herr Vicar sehr gesprächig; immer rief er: „O Herr Pfarrer! mir ist wohl, keinem Menschen ist so wohl wie mir; ich höre die Engel singen!“ Diese Ausrufungen dauerten so lange bis der Herr Vicar todtensblaß wurde, und wir ihn ins Bett bringen mußten.

Am Endsfezt der Studenten führten wir ebenfalls wieder eine kleine Oper auf, und nachdem uns die Studenten alle verlassen hatten, machte ich auch eine Bakanzreise durch die Schweiz. Ich gieng nun, wie gewöhnlich in Deutschland, den Klöstern nach, und kam bis Dissentis in Graubündten. Dieses Kloster wurde in den 90er Jahren, wo sich die Östreicher mit den Franzosen daselbst schlugen, ganz abgebrannt, der Prior des Klosters erschossen; nur die Mauer des Klosters blieb noch stehen. Als ich nach Dissentis kam, war das Kloster wieder soweit hergestellt, daß man es bewohnen konnte. Ich wurde in Dissentis sehr gut aufgenommen, und Herr Prälat sowohl als alle Religiosen drangen in mich bey ihnen zu bleiben. In dieser Gegend von Graubündten wird Romansch gesprochen, ein Gemisch aus allen Sprachen, vorzüglich aber italienisch, und wie man mich versicherte, lerne dieses Volk alle andern Sprachen am leichtesten. Die Sprache sowohl als die geringe Liebhaberei für Musik hielten mich davon ab da zu bleiben, denn ein musikalisches Amt das ich da mitmachte, bestand aus zwey Singstimmen, einer Violine, einer Flöte, einer kleinen und großen Trommel. Außer gedörreten Kind-

und Bärenfleisch kömt in dieser Gegend kein anders Fleisch auf den Tisch; selbst die Suppe ist von diesem Fleisch, und für Brod wird meistens nur Käs, wovon immer ein Laib wie bey uns Brod auf dem Tische steht, in die Suppe gebrockt. Die Viehzucht ist in dieser Gegend zwar sehr groß; allein man mästet das Vieh, treibt es nach dem Herbst nach Italien und verhandelt es gegen Wein. Der Beltliner Wein ist [ein] ausgezeichnet rother Wein, und für den gewöhnlichen Gebrauch zu theuer; deswegen wird meistens Brandwein getrunken. Mit einem Herren von Manz, der früher in römischen Diensten, Liebhaber der Musik und auf Besuch in Dissentiß war, verließ ich nun das Kloster und gieng mit nach Manz. Herr Planta, so hieß dieser Herr aus Manz, hatte ein Clavier das seine Frau aus Italien mitbrachte, und schon am ersten Abend unserer Ankunft in Manz, war beynah das ganze Städtchen bey Herrn Planta versammelt, um Clavier spielen zu hören; selbst der Herr Pfarrer mit Frau und Töchtern war anwesend, und da ihm Herr Planta sagte daß ich auch Orgel spiele, wurde ich vom Herrn Pfarrer eingeladen den folgenden Tag die Orgel in der Kirche zu spielen. In der ganzen Umgegend befanden sich viele adelige Gutsbesitzer, die alle eingeladen wurden und Nachmittags 3 Uhr war die Kirche ganz von Menschen angefüllt. Ich spielte fast bis 6 Uhr Abends, und wurde ersucht am folgenden Tag nochmals auf der Orgel zu spielen. Herr Planta machte durch mich gute Geschäfte, denn als wir aus der Kirche giengen, strömte alles seinem Wirthshause zu, und ich spielte wieder bis nach Mitternacht auf dem Clavier. Am andern Mittag kamen mehrere Gutsbesitzer aus der Umgegend zum Mittagessen, und [um] 3 Uhr begab ich mich auf die Orgel, und die Kirche war wieder überfüllt von Menschen. Eine Stunde lang hatte ich auf der Orgel gespielt,

als der Herr Pfarrer kam und mich ersuchte ein wenig auszurufen. Die Orgel war nun still und der Herr Pfarrer sprach zu den Zuhörern: Der Herr Vogt hatte schon gestern und auch heute die Gefälligkeit uns die Orgel zu spielen; er wünsche daß man für diese Gefälligkeit erkenntlich sey, und er werde nun eine freiwillige Beisteuer einsammeln. Ich sieng nun wieder an zu spielen, und der Herr Pfarrer gieng in der Kirche herum einzusammeln. Bey Herr Planta angekommen, brachte mir der Herr Pfarrer 5 Louisd'or in Gold, auch war ein schönes Nachtessen bereitet. Als selbes vollendet, setzte ich mich wieder ans Clavier; man ersuchte mich Tänze zu spielen und bis um hellen Morgen wurde nun getanzt. Den andern Morgen führte mich Herr Planta in seiner Kutsche nach Reichenau, wo ehemals in dem dasigen Institut König Louis Philipp als Professor war; man zeigte mir noch dessen Zimmer. Ich wollte von Reichenau sogleich nach Chur; allein Herr Planta hielt mich noch zum Mittageßen zurück. Nach Vollendung desselben, wanderte ich Chur zu.

In Chur angekommen gieng ich ins erste Wirthshaus das ich antraf; in dem Gastzimmer stand ein Clavier, worauf ein Mann spielte, und ich vernahm daß der Wirth Organist in der Stadtkirche sey; unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ich wurde sehr wohl bewirthet. Am andern Tag verließ ich Chur und kam nach Ragaz. Die vielen Kutschen die ich da antraf machten mich neugierig, und auf mein Befragen erhielt ich die Antwort, daß diese Kutschen Reisenden wären die sich im Pfäferss Bade befänden. Ich wußte nun daß das Kloster Pfäferss nicht weit sey; ich gieng den Berg hinauf und kam ins Kloster, wo ich über Nacht blieb. Am andern Morgen nach dem Frühstück äußerte ich den Wunsch die Bäder besuchen zu können; man sagte mir daß ich mich beeilen müsse, indem

heute die meisten Badgäste verreisen werden. Man beauftragte einen Bedienten mich in die Bäder zu führen. Im Bad angekommen führte mich der Bediente in einen Saal wo man sich eben zu Tisch setzte, und sagte zu dem Badverwalter: „Hier ist noch ein Herr.“ Dieser nahm mir gleich meinen Huth und Regenschirm ab, und wies mir einen Platz am Tische an. Da ich niemand kannte, ließ ich mir das Essen wohl schmecken. Als die Gesellschaft vom Tische aufstand, erhob ich mich ebenfalls, nahm Huth und Regenschirm und wollte zur Thür hinaus; der Verwalter hielt mich mit diesen Worten an: „Hat der Herr schon bezahlt?“ Ich sagte ihm ganz trocken, ich sey ein Student und habe kein Geld. Er nahm mich am Arm, führte mich oder stieß mich vielmehr zur Thüre mit den Worten hinaus: „Lumpenhund! warum setztest du dich zur Tafel, wenn du kein Geld hast? Packer dich so geschwind als du kannst!“ Und ich gieng sogleich den Berg hinab, ohne nochmals ins Kloster zurückzukehren. Wie ich nachher erfuhr, hat diese Gesellschaft die verreiste, das Mittagsmahl früher genohmen, und da man mir im Kloster sagte, ich solle mich beeilen und der Bediente mich dem Badverwalter übergab, so glaubte ich sicher man habe mich dahin geschickt, um da zu Mittag zu essen. In Ragatz erwartete ich die Churer Post, und fuhr mit nach Zürich, wo ich mich einige Tage aufhielt, um meines Geldes los zu werden. Von Zürich begab ich mich nach Kloster Muri, verweilte einige Tage und war eben anwesend als der neue schöne große Saal eingeweiht wurde, wo ich ein Violoncello Concert spielte. Von Muri gieng ich nach Kloster Sant-Urban; da man eben ein Knabeninstitut errichtete, machte man mir Anträge als Organist und Musiklehrer bey ihnen zu bleiben. Ich begab mich von da nach Basel, wo ich bey Herrn Pfarrer Beda den Herrn Pfarrer Berger von Hünningen antraf, der mit

sagte daß er den Auftrag habe, mich für das Institut des Herrn Moll in Eschenzweiler als Musiklehrer zu engagiren, und als ich in Mariastein ankam, war wirklich schon ein Brief vom Herrn Moll da, der mir nebst freier Kost und Wohnung 12 Louisd'or Besoldung antrug. Ich zeigte diesen Brief dem Herrn Prälaten, der die Besoldung sehr hoch fand, und sagte daß man in den Klöstern nicht so hohe Besoldungen geben könne, indem man die gute Kost hoch anschlagen müsse; in dessen gab er mir den Rath, ich sollte selbst nach Eschenzweiler gehen um zu sehen wie es mir gefalle.

Den andern Tag früh Morgens trat ich meine Reise an, und war Abends schon in Eschenzweiler. Herr Moll, der Director des Instituts, war ein Geistlicher des aufgehobenen Maltheiser Ordens; sein Herr Bruder Peter und ein Schwestersohn, Herr Lecoeur, waren ihm im Lehrfach behilflich. Herr Moll [der] Johanniter, war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber; sein Herr Bruder Peter hingegen war ausgezeichnetes Clavier- und Violinspieler; auch war noch Herr Alexander, Einnehmer in Eschenzweiler, ebenfalls ein Bruder und auch musikalisch. Schon am ersten Abend meiner Ankunft wurde bis Mitternacht Musik gemacht. Am andern Morgen sagte ich Herrn Moll zu bey ihm zu bleiben, gieng nach Mariastein zurück und war am dritten Tag darauf schon wieder in Eschenzweiler um da zu bleiben. Im Institut befanden sich 30 bis 40 Knaben aus den bessern Häusern im Elsaß; die meisten davon lernten Clavier, nur einige Violin. Alle Abend nach dem Nachtessen wurde Musik gemacht bis 10 oder 11 Uhr. Herr Moll [der] Johanniter lernte sogar noch Violoncello bey mir, und so blieb ich ganze Nächte auf, Musik zu verfertigen und zu schreiben, die wir am andern Abend einstudierten, und so vergieng der Winter bis in der Woche vor der Charwoche,

Herr Moll krank wurde und am siebenten Tag seiner Krankheit starb. Dieser Todesfall brachte mich nun wieder in Verlegenheit, denn ich war in diesem Hause ebenso angesehen als gehörte ich zur Familie. Herr Peter Moll behielt nach dem Absterben seines Herrn Bruders das Institut noch bey, allein er bekam eine Anstellung in Düsseldorf und das Institut löste sich auf.

Ich machte nun wieder eine Reise in die Schweiz, vernahm in Basel daß man in Sant-Urban vernohmen daß ich nun ohne Anstellung [sey] und mich dahin zu engagiren suche. Ich begab mich nun sogleich nach Sant-Urban, und da die Zöglinge des Institutes erst seit etlich Tagen angekommen waren, wurde ich sogleich als Musiklehrer im Institut und als Organist in der Kirche angestellt. Der Herr Prälat des Klosters Sant-Urban war Herr Ambrosius Gluz, eine der besten Familien in Solothurn, dessen Herr Bruder Schultheiß in Solothurn war, und gleich nach meiner Ankunft in Sant-Urban, daselbst zum spanischen Ritter geschlagen wurde. Acht Tage nach dieser Feierlichkeit, am Karlstag, machten wir nach dem Nachteffen Quartettmusik im Zimmer des Herrn Lorenz Fremer, Kornherrn, dem der Meh[s]ger, Bäcker und Müller den Betrag der an Auswärtige verkauften Waren alle Abende abliefern mußte. Wir spielten eben ein Quartett von Pleyel, als der Bediente kam und meldete daß Gäste aus Luzern angekommen seyen. Der Herr Großkelner Friedrich Pfluger, der Violin second spielte, entfernte sich die Gäste zu empfangen; bald darauf wurde auch Herr Kanzler geruffen, der Violin prim spielte. Da wir nicht weiter spielen konnten, wollten wir uns am Wein erfreuen; allein kaum hatten wir die Gläser in die Hand, wurde an der Thüre des Herrn Kornherrn geklopft, Herr Stadtschreiber Amrhyn mit einem Secretaire und

Standesweibel wendete sich mit den Worten an Herrn Kornherrn: „Wir sind von der hohen Regierung in Luzern beauftragt ihre Schriften und Gelder zu versiegeln.“ „Wie Sie befehlen, gab Herr Kornherr zur Antwort; nur muß ich Sie durch mein Schlafzimmer ins innere Zimmer führen, wo sich die Schriften und Gelder befinden.“ Er öffnete die Thüre; die Abgeordneten giengen voran, und Herr Kornherr deutete uns noch auf zwey Korbchen, die auf seinem Schreibpult standen; in diesen zwey Korbchen befand sich das an diesem Tage abgelieferte Geld, und Herr Pater Martin, Herr Steiner, ein ehemaliger Officier in napolitanischen Diensten, der als Professor für die französische und italienische Sprache und auch fürs Exerciren angestellt war, und ich, wir leerten den Inhalt dieser Korbchen in unsere Taschen; allein es war sehr wenig, und wir wollten den Abgeordneten nur die Mühe ersparen, selbes nicht auch zu versiegeln. Kaum aber hatten sich die Abgeordneten aus dem Zimmer entfernt, so vernahmen wir schon daß auch beym Herrn Prälat, bey Herrn Großkellner und Herrn Kanzler alles versiegelt sey.

Am andern Tag wurden alle Religiosen des Klosters ins Kapitel beruffen; der Regierungskommissär zeigte ihnen an daß die Regierung von Luzern schon seit mehreren Jahren vom Herrn Prälaten einen Ausweis über die Einnahmen und Ausgaben des Klosters verlange, und da sich der Herr Prälat immer weigere diesen Ausweis der Regierung zu übergeben, so sey er nun von der Regierung gesandt die sämtlichen Religiosen des Klosters zu fragen, ob sie sich auch weigern werden der Regierung Rechnung zu stellen. Als sich alle Religiosen einstimmig zur Ablegung der Rechnung erklärten, wurde sogleich der Standesweibel nach Luzern abgeschickt, und schon am andern Abend kam der Standesweibel mit noch einem

Commissär und 20 Mann Cavallerie aus Luzern zurück. Der Herr Prälat bekam sogleich zwey Mann Wache vor sein Zimmer. Nochmals begaben sich die Commissäre, so wie auch alle Religiosen zum Herrn Prälaten, ihn zu Ablegung der Rechnung zu bewegen; allein er war nicht dazu zu bewegen, und am andern Morgen wurde er als Gefangener nach Luzern abgeführt.

Im Kloster war nun alles drunter und drüber; die Jünglinge des Institutes wurden alle von ihren Eltern und Verwandten abgeholt. Ich war allso wieder ohne Anstellung; doch wollte man mich nicht entlassen und mich als Organisten behalten, indem man hoffte daß das Institut wieder hergestellt werde. Herr Steiner, der als Sprachlehrer ebenfalls ohne Beschäftigung und aus Luzern war, machte mir den Antrag mit ihm nach Luzern zu gehen. Überall hörte man nur von der Gefangennehmung des Herrn Prälaten von Sant-Urban reden, und folgendes wurde uns erzählt.

Als während der Revolution die Franzosen in die Schweiz drangen, verließ der Herr Prälat das Kloster und gieng ins Ausland, wo er mehrere Jahre blieb. Als es in der Schweiz wieder ruhig war, kam der Herr Prälat wieder ins Kloster zurück. Da die Religiosen während den Unruhen immer im Kloster beyfamen blieben, und da die meisten aus den bessern Familien der Stadt Luzern waren, so scheint es habe man sich an die Regierung in Luzern gewendet, um zu erfahren wie das Kloster in finanzieller Hinsicht stehe. Auch vernahmen wir daß zur Gefangennehmung des Herrn Prälaten vorzüglich viel dazu beigetragen, da als sein Herr Bruder, Schultheiß Gluz in Solothurn, im Kloster Sant-Urban zum spanischen Ritter geschlagen wurde, nebst allen auswärtigen Gesandten auch aus allen benachbarten Kantonen Regierungsräthe eingeladen, und

aus Luzern gar niemand dazu eingeladen wurde. Der Herr Prälat war nun als Gefangener im Franziskaner Kloster, und im Kloster Sant-Urban blieb Herr Stadtschreiber Amrhyn [samt] Herrn Rusconi und Herrn Schmidlin aus Luzern, die das Inventarium machten. Beynahe ein halbes Jahr hatten diese daran zu arbeiten, und als alles fertig war, wurde der Herr Prälat abgesetzt, erhielt eine Pension, die er aber nicht im Kanton Luzern verzehren durfte. Im Kloster selbst wurde eine Commission ernannt aus Herrn Prior, Herrn Großkellner und Herrn Kornherrn, die die Verwaltung des Klosters besorgten.

Das Pensionat wurde nun aufgehoben, und ich hatte nun keine andere Beschäftigung als während der Woche im Amt, Vesper und Complet die Orgel zu spielen, und an Sonn- und Festtagen beim Gottesdienst das Orchester zu dirigiren. Nebenbey übte ich mich täglich noch einige Stunden auf der Orgel, besonders die Fügen von Bach und andern ältern Meistern; auch machten wir den ganzen Winter durch alle Abende nach dem Nachteffen Quartetten für zwey Violin, Viola und Violoncello, wobey die Quartetten von Pleyel, Gyrowetz, Fränzel immer den Vorzug hatten; auch von Haydn und Mozart wurden die Quartetten eingeübt; die „Sieben Worte“ von Haydn in Quartetten blieben aber immer die Lieblingsstücke, so daß wir öfters nach der Epistel oder statt dem Offertorio davon spielten. Es ist in ganz Deutschland üblich, nach der Epistel wird an einem Festtag eine Symphonie oder ein Concertstück auf einem Instrumente gespielt, und dieß nennt man Episteltanz. In Sant-Urban spielte ich dann an Festtagen ein Flöten- oder Clarinettsolo.

Ich wurde nun in Langenthal, einem berühmten Handelsstädtchen im Kanton Bern bekannt, und man ersuchte mich in

mehreren vornehmen Häusern den Kindern Unterricht in der Musik zu geben. Ich konnte mich während der Woche um so leichter vom Kloster entfernen, da Langenthal nur eine kleine Stunde von Sant-Urban entfernt war, und Bruder Michel das Choral gut spielen konnte; Versetten hingegen spielte er immer und immer die nemlichen. Einmal sagte Herr Prior in Gegenwart des Bruder Michel zu mir, ich möchte ihm doch einige andere Versetten und Stücke lehren, denn es sey gar so langweilig Jahr aus Jahr ein das nemliche zu hören. „Herr Prior, antwortete Bruder Michel, wenn Sie einmal ein anders Dominus vobiscum singen, dann werde ich auch andere Stücke auf der Orgel spielen.“

Fast täglich waren fremde Gäste anwesend, besonders am Hauptfest Bernhard aus der ganzen Gegend umher versammelten sich an diesem Tage die Musiker aus Luzern, dem Stift Münster, Sursee; auch Herr Conradin Kreuzer war im ersten Jahr als ich da war, an diesem Tage anwesend und erfreute uns Abends mit seinem Spiel auf dem Panmelodicon. An diesem Feste lernte ich Herrn Chorherr Mohr und Herrn Kaplan Lipps, aus dem Stifte Münster, kennen. Diese luden mich ein an ihrem Hauptfeste Michaeli nach Münster zu kommen, indem an diesem Tage die Musiker alle aus der Umgegend sich dort versammeln.

Am Tag vor Michaeli gab mir der Herr Prior ein Empfehlungsschreiben nach Münster. Ich kam Abends in Münster an, und gab mein Empfehlungsschreiben auf der Kapiteltube ab, wo alle Musiker die ankamen eingeschrieben wurden. Von da weg besuchte ich Herrn Kaplan Lipps, der mich um 7 Uhr auf die Kapiteltube führte. Alle angekommene Musiker waren schon da versammelt, und deren Namen abgelesen. Endlich wurde auch abgelesen: „Seiner Hochwürden Herr Pater Martin Bogt, Organist in Sant-Urban.“ „Dreck ist er Hochwürden!“

brüllte Herr Kaplan Lippß darin. Ich glaubte vor Scham umsinken zu müssen, denn unter unaufhörlichem Gelächter sah alles auf mich. Derjenige der die Namen der Ankommenen einschrrieb, hat mich nicht gesehen, und hielt mich nach dem Empfehlungsschreiben für einen Religiösen des Klosters Sant-Urban. Am Festtag selbst durfte ich mich nicht auf der Gasse sehen [lassen], denn jedermann zeigte mit den Fingern auf mich mit den Worten: „Dieß ist der Dred-Hochwürden.“ Im Hochamt spielte ich dann ein Concert auf der Orgel, und erhielt 6 Renthaler Gratification. Von den andern anwesenden Musikern erhielt jeder einen Michelspfenning, eine Silbermünze ungefähr 3 fr. an Werth. Als ich am Montag verreisen wollte, machte mir Herr Chorherr Mohr den Antrag, er werde mich begleiten und den kürzesten Weg nach Sant-Urban führen. Nicht nur Herr Chorherr Mohr, sondern auch Herr Kaplan Lippß begleitete mich. In allen Wirthshäusern wurde eingelehrt und tüchtig gezecht: schon im ersten Wirthshaus in dem wir einkehrten, entschuldigten sich beyde, Geld mitzunehmen vergessen zu haben. Beide begleiteten mich nun so weit, bis ich von meinen 6 Thalern keinen Kreuzer mehr hatte. So lang ich in Sant-Urban war, kamen beide auf das Bernhardsfest nach Sant-Urban und luden mich ein am Michelsfest nach Münster zu kommen; allein die Lust zu diesem Feste zu gehen ist mir schon im ersten Mal vergangen, und ich kam nicht mehr nach Münster.

Es war nun Herbst und täglich waren viele fremde Gäste da; das Kloster hatte viele Waldungen, und aus [der] Umgegend kamen viele Herrn zur Jagd. Nach dem Nachtessen wurde immer Musik gemacht. Obwohl wir keine fremde Hilfe zur Musik hatten, nur die Religiösen des Klosters für Gesang und Instrumente, und einige Bediente für Blasinstrumente, so

wurden unsere Messen an Sonntagen sehr gut aufgeführt. Bruder Michel sang den Tenor, hatte während dem Gesang immer eine Brille auf der Nase; war ein Stück gesungen, nahm er die Brille ab und legte selbe auf das Notenpult. Einmal nach dem Gloria legte Bruder Michel seine Brille wieder aufs Pult und kam zu mir wie gewöhnlich, wenn er nicht zu singen hatte, an die Orgel; Pater Martin und Pater Vincenz nahmen indessen die Gläser aus der Brille; beym Credo setzte er die Brille ohne Gläser wieder auf die Nase und sang das Credo mit; erst nach vollendetem Credo zeigte man ihm daß er keine Gläser in der Brille habe. Als Organist hatte ich 5 Louisd'or Besoldung, nebst freier Kost und Wohnung. Die Kost war wirklich fürstlich; früher war ich mit an der Tafel des Herrn Prälaten; nachdem dieser nach Luzern abgeführt war, speisten alle im Convent beyammen; nur wenn Gäste mit Frauenzimmern kamen, wurde auf der Abtei gespeist, wo nur einige Herren mitspeisten. Um diese Zeit erschienen die Werke von Mozart und Haydn für Clavier. Diese wurden alle angeschafft, und was zu dieser Zeit immer Neues herauskam, erhielt ich aus der Musikhandlung des Herrn Hans Georg Naegeli in Zürich. Drey Nachmittage in der Woche brachte ich in Langenthal mit Unterricht in der Musik zu; die andere Zeit studierte ich die Werke Mozarts und Haydens, so daß ich selbe alle auswendig spielen konnte. Durch die vielen Gäste die immer nach Sant-Urban kamen, wurden nun meine Compositionen in der Schweiz bekannt, und hätte ich alle Bestellungen befriedigen wollen, so hätte ich Tag und Nacht schreiben müssen. Besonders ins Frauenkloster nach Zug lieferte ich viele Compositionen, gieng auch alle Herbst dahin auf Besuch, blieb manchmal acht Tage da: allein Tag und Nacht mußte ich Musik schreiben. Eine meiner Schülerinnen im Clavier in

Langenthal war Jungfer Desgouttes, Tochter eines Advocaten; diese hatte einen Bruder der erst von einer Universität aus Deutschland zurückkam; er sollte ebenfalls Advocat werden; allein er blieb nie zu Haus, schweifte immer herum und führte ein lüderliches Leben, das seinen Eltern großen Kummer verursachte. Wenn er seinem Vater Geld stehlen konnte, machte er sich damit davon und kam nicht zurück bis ihn die Noth dazu zwang. Einmal war er im strengsten Winter schon über vierzehn Tage von Haus fort; ich war bey seinen Eltern, die mir klagten daß sie, aller Nachforschungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren können. Kaum war ich Abends in Sant-Urban angelangt, wurde ich ins Wirthshaus geruffen, und traf dort Desgouttes an. Er hielt bey mir dringend an, ich sollte ihn bey mir über Nacht behalten. Da er sehr betrunken war, blieb ich noch bis 10 Uhr bey ihm im Wirthshaus, und nahm ihn dann mit in mein Zimmer. Er hatte einen Husarensäbel bey sich, den er mit ins Bett nahm. Er rief mir unaufhörlich, ich sollte zu ihm ins Bett kommen; allein ich hatte furcht vor ihm, setzte mich ans Pult und sieng zu schreiben an. Bis gegen 2 Uhr rief er mir noch immer zu ihm ins Bett zu kommen; da ich durchaus nicht kommen wollte, und vorgab daß ich noch bis Morgen früh nothwendig Musik abschreiben müsse, wurde er still und schlief ein. Morgens 5 Uhr mußte ich in die Kirche und als ich zurückkam, war er fort. Nachmittags gieng ich nach Langenthal und wollte es seinen Eltern anzeigen, daß er verfloßene Nacht bey mir war; seine Mutter sagte mir daß er diesen Morgen angekommen sey, sie habe ihn aber im Hause verborgen müssen, damit ihn der Vater nicht sehe. Schon war ich einige Jahre in Arlesheim, als mich Herr Statthalter Gysenbörfer rufen ließ und mich fragte ob ich einen jungen Advokaten Namens Desgouttes in Langenthal gekannt habe:

als ich dieß bejahte, zeigte er mir an daß er vom Criminalgericht in Bern ein Schreiben erhalten habe, worin angezeigt wird daß dieser Desgouttes den Schreiber seines Vaters umgebracht habe und nun im Gefängniß in Bern sey. In seinen Verhören habe er bekennt daß er einmal über Nacht bey mir in Sant-Urban war, und da er wußte daß man aus meinem Zimmer durch die Thüre, wovor mein Schreibpult stand, in das Zimmer des Kornherrn kommen konnte, wo er die Gelder der täglichen Einnahmen hatte, so wollte er erst mich umbringen, dann ins Zimmer des Kornherrn dringen, auch diesen umbringen, die Gelder nehmen und sich damit auf und davon machen. Die Verhöre des Desgouttes wurden in Bern zum Verkauf gedruckt; allein da die Familie Desgouttes eine der vornehmen Familien in Bern war, wurden alle Exemplare von ihnen zusammengekauft und vertilgt. Desgouttes hat in seinen Verhören drey verübte Mordthaten eingestanden, und wurde gerädert.

Im Jahr 1809 war das erste schweizerische Musikfest in Zürich; ich gieng mit Herrn Kornherrn und Herrn Pfarrer in Pfaffnau zu diesem Feste; wir wurden bey den Bürgern einquartirt; Herr Kornherr und ich kamen zu einer alten Wittfrau, die uns ein Schlafzimmer mit zwey Betten anwies, wo wir übernachteten. Den andern Tag war die Aufführung des Concerts; nach selbe ein Eßsen dem alle Musiker beywohnten. Wir kamen den ganzen Tag nicht in unser Quartier, und als wir um Mitternacht an der Hausglocke zogen, rief die Frau zum Fenster heraus: „Wer läutet?“ „Wir!“ war unsere Antwort. „Bey so später Nacht wird mein Haus nicht mehr geöffnet.“ Wir begaben uns in ein Wirthaus zum übernachten. Am andern Morgen schickte mich Herr Kornherr in das Quartier seinen Reisefack zu hollen, da er nicht mehr

in dieses Haus wollte, und gab mir einen halben Thaler, selben der Magd als Trinkgeld zu geben; ich holte den Reisefack, behielt aber den halben Thaler in meinem Sack.

Besonders im Herbst wenn die Jagdzeit kam, war es in Sant-Urban lebhaft: von allen Seiten strömten die Jagdliebhaber herbey; während des Tages waren sie immer auf der Jagd, und des Nachts nach dem Nachtessen, wurde dann manchmal bis am hellen Morgen mit Karten gespielt, und zwar sehr hoch. Zu den Jagden waren immer die Herren Suter und Sutermeister von Zoffingen gekommen; auch Ehorherren aus Münster kamen gewöhnlich dazu. Ich war bey diesen Herren sehr beliebt, und wenn sie die ganze Nacht spielten, mußte ich bey ihnen aufbleiben, lustige Lieder singen und Spaße erzählen. Wenn dann ein hohes Spiel stand, manchmal zwey bis drey und mehr Louisd'or, sagte einer: „Vogt, halte den Daumen, wenn ichs gewinne, gebe ich dir fünf Bagen.“ Ein anderer sagte sechs Bagen und andere noch mehr. Auch richtig erhielt ich immer etwas, so daß ich manchmal drey bis vier Reuthaler am Morgen beysammen hatte. Diese Herren von Zoffingen giengen auch jährlich ein oder zwey Mal zu den Kapuzinern nach Olten zum Mittagessen, und brachten ein Faß Wein, Wildbrett oder Geflügel mit. Bey einer dieser Jagden wurde nun auch so eine Zusammenkunft nach Olten verabrebet, und bestimmt daß man ein Kalb kaufen wolle, das aber ich selbst nach Olten führen müsse. Herr Doktor Ruckstuhl und Pater Martin waren nun auch von der Partie, und durch vieles Anhalten brachte ich es dahin einen Knaben mitnehmen zu dürfen, der das Kalb führe. Am bestimmten Tage kam ein Knabe aus einem Lehnhof des Klosters mit einem schönen Kalb. Wir machten uns auf den Weg. Beym ersten Haus in Arburg, das im Kanton Argau

ist, kam ein Landjäger auf uns zu, mit der Frage: „Wem dieses Kalb gehöre?“ Der Knab deutete auf mich. Der Landjäger fragte mich: „Ob ich einen Erlaubnißschein habe dieses Kalb außer dem Kanton führen zu dürfen?“ Da ich ihm erwiderte daß dieß Kalb nur ein Geschenk für die Kapuziner in Olten sey, erklärte er mir, ich müsse mit ihm zum Burgermeister aufs Rathhaus. Ich mußte nun dem Landjäger folgen, und Pater Martin mit Herrn Doktor Ruckstuhl kamen unter unaufhörlichem Lachen langsam nach. Im Städtchen selbst waren alle Fenster besetzt; man sah nichts als Köpfe und hörte nichts als Gelächter. Auf dem Rathhaus wurde ich wieder um einen Schein zur Ausfuhr des Kalbs befragt: da ich keinen hatte, da das Kalb nur als Geschenk für die Kapuziner bestimmt sey, wurde mir angezeigt das Kalb sey nun konfisziert; ich habe aber drey Tage Gefängnißstrafe auszuhalten. Kaum war das Urtheil mir angekündet, öffnete sich eine Seitenthüre und die Herren von Zoffingen traten unter unaufhörlichem Lachen ein, und ich sah nun daß ich ihnen den Narren habe machen müssen. Wir giengen nun alle nach Olten, wo wir beym Mittagessen alle sehr lustig waren.

In dem Jahr 1809 machten Herr Doktor Ruckstuhl und ich die Osterbeicht bey den Kapuzinern in Olten; von dort begaben wir uns auf die Kreuzstraße zum Mittagessen. Während dem Mittagessen kam ein Reisender an, mit der Nachricht daß die Östreicher von den Franzosen in Eckmühl gänzlich geschlagen wurden, und die Franzosen vermuthlich schon in Wien seyen. Doktor Ruckstuhl war ein Anhänger Napoleons dergleichen es wenige gab; [er] war über diese Neuigkeit so erfreut, daß er von den besten Weinen die man da hatte, kommen ließ, allen einschenkte die da waren, und

aufs Wohl Napoleons mit ihnen trank; mir aber als eingestrichter Östreicher schmeckte weder essen noch trinken mehr. Unsere Heimreise war dann nicht gar erbaulich, denn wir packten einander bey den Haaren.

In diesem Jahr lernte ich auch Herrn Stiftskaplan Baumgartner in Luzern und Herrn Xaver Schnyder von Wartensee kennen; sie waren einige Tage bey uns in Sant-Urban, und wir musizirten Tag und Nacht ohne Aufhören fort. Auf ihrer Rückreise begleitete ich sie; Mittags kamen wir nach Uffheim [sic]; da der Herr Pfarrer abwesend war, lud uns die Köchin zum Mittagessen ein. Da ich weder Herrn Pfarrer noch die Köchin kannte, sprach ich kein Wort. Während dem Essen war die Köchin doch begierig zu wissen wer ich sey. Sie gaben ihr an ich sey ein Italiener, war einige Tage im Kloster Sant-Urban; da sie aber gefunden daß ich ein Lump sey, so seyn sie von den Herrn in Sant-Urban ersucht worden mich nach Luzern mitzunehmen, damit ich wieder nach Italien zurückreisen könne. Da die Köchin sah, daß ich weder aß noch trank, so winkte sie mir um mich dazu aufzumuntern; meine Begleiter aber sagten ihr, sie brauche mich nicht aufzumuntern; denn wenn ich einmal zu saufen anfangen, wird sie wohl nicht Wein genug herbeibringen können, worauf mich die Köchin scharf ansah und sagte: „Man sieht es ihm wohl an daß er gern sauft;“ worauf ich nun das Lachen nicht mehr erhalten konnte, und nun war ich statt einem Italiener wieder der Organist von Sant-Urban. Von da weg begleitete ich beide noch bis Sursee zu Herrn Amtschreiber Schnyder, der ein trefflicher Musiker und dessen Frau, eine Schülerin Clementi's, ausgezeichnete Clavierspielerin war. Die ganze Nacht hindurch wurde nun wieder musizirt; am Morgen giengen beide wieder [nach] Luzern, und ich Sant-Urban zu. Herr Xaver Schny-

der widmete sich nun ganz der Musik, begab sich nach Wien Unterricht in der Composition bey Beethoven zu nehmen; mehrere Jahre hielt er sich dann in Frankfurt auf, wo er uebst vielen andern Compositionen auch eine Oper componirte; die Ouverture davon wurde 1840 beim Schweizerischen Musikfest unter seiner Direction in Basel aufgeführt. Mit Herrn Kaplan Baumgartner hatte ich mehrere Jahre lang Briefwechsel; 1834 besuchte ich ihn noch von St. Gallen aus, und brachte noch einige sehr vergnügte Tage bey ihm zu: schon im folgenden Jahr starb er.

In diesem Jahr kam auch Herr Contradin Kreuzer mit dem von Herrn Leppich erfundenen Panmelobicon von Luzern aus nach Sant-Urban, und gab im großen Saale Concert auf diesem Instrumente. Ich hörte seither dieses Instrument weber mehr spielen, noch auch davon reden. Der Ton dieses Instruments glich dem einer Orgue expressive, und die Bauart ebenso; vermuthlich sind für das Panmelobicon die Orgues expressives entstanden, denn niemals hörte ich mehr etwas von diesem Panmelobicon. Nach dem Concert machten wir im freien noch einige Adagio mit einer B-Clarinetten, zwey Violon und Violoncello, und diese Musik war dem Panmelobicon so ganz ähnlich, daß man in der Ferne das Panmelobicon zu hören glaubte. Ich begleitete nun Herrn Kreuzer nach Bern und Thun, wo er auf dem Panmelobicon Concerte gab; besonders in Thun machte er gute Geschäfte, wo sich damals mehrere vornehme griechische Familien auf der Flucht befanden. Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn Kreuzer auf einer Kunstreise in Basel [an], wo er Clavier Concerte gab; ich fragte ihn wo sich nun das Panmelobicon befinde? Er sagte mir, Herr Leppich habe selbes nach Rußland mitgenommen; da sich eben damals die Franzosen in Rußland befanden, habe Leppich

eine Maschine erfunden die ganz Moskau in Brand steckte, und Herr Leppich befinde sich nun wohl in Rußland; Herr Kreuzer, habe seither nie mehr etwas von dem Instrumente Panmelobicon vernohmen; selbst die innere Einrichtung dieses Instrumentes war ihm gänzlich unbekannt.

Herr Pfarrer Luz in Lauffelsingen, ein Basler, kam sehr oft ins Kloster, und brachte auch öfters Herren aus Basel mit; diesen mußte ich nun die Orgel spielen und wurde auch durch diese Herren in Basel bekannt. Im Spätherbst des Jahrs 1811 kam Herr Pfarrer Luz mit Herrn Sulger-Sprecher und seiner Frau aus Basel, und wurden im Kloster gastfreundlich aufgenommen. Nach dem Mittagessen spielte ich lange auf der Orgel; dann giengen wir in den Hofgarten. Herr Sulger gieng mit mir im Garten auf und ab, während die andern das Treibhaus und die Blumen besahen. Herr Sulger fragte mich ob ich nicht Lust hätte mich in Basel niederzulassen, entweder als Organist oder Unterricht im Clavier zu geben, wozu er mir hinlänglich Stunden verschaffen könnte. Da ich ihm erwiederte dieß vorher überlegen zu wollen, lud er mich ein zu ihm für einige Tage nach Basel auf Besuch zu kommen. Ich sagte Herrn Sulger diesen Besuch zu. Schon seit längerer Zeit hatte ich Bekanntschaft mit Jungfer Adam, der Schwester des Wirths in Sant-Urban; dieser theilte ich meine Unterredung mit Herrn Sulger mit, und sie rieth mir die Reise nach Basel zu machen. Schon die andere Woche darauf, machte ich mich auf die Reise nach Basel; besuchte aber bevor ich nach Basel gieng Herrn Vicar Vogelfang in Dornach; da traf ich auch Herrn General Vicar und Domherr von Mahler [an], der mich von Mariastein aus noch kannte, und der mich einlud mit ihm nach Arlesheim zu kommen und bei ihm zu übernachten. Ich nahm diese Einladung

gern an und gieng mit Herrn von Mahler nach Arlesheim. Bey dem Nachessen schenkte mir Herr von Mahler von seinen guten Weinen tüchtig ein; die Zunge war mir durch seine guten Weine gelöst, und ich gestaud ihm daß ich wirklich auf Antrag von Baseler Herren auf der Reise sey mich in Basel als Organist oder als Musiklehrer zu setzen; setzte ihm aber bey daß ich gerne hiezu bereit wäre, wenn mir nicht die Schriften zur Niederlassung fehlten, die ich nicht erhalten kann, da ich der Conscriptio entflohen bin. Herr von Mahler sagte mir er könne mich dieser Verlegenheit entziehen; der Organist in Arlesheim, der zugleich Schullehrer war, sey schon seit längerer Zeit wegen Altersschwäche unfähig diesen Platz zu versehen, und wenn ich Lust habe diesen Platz zu übernehmen, so könne er mir dazu behilflich seyn, und da Arlesheim zu Frankreich gehört, so brauche ich später keine Schriften mehr, falls ich mich in Basel niederlassen wolle. Mir war dieses Wasser auf meine Mühle. Schon am andern Morgen gieng Herr von Mahler mit mir zum Herrn Maire Fontenay, einem französischen pensionirten Officier; dieser ließ den Gemeindrath bey sich versammeln; ich mußte mit dem Gemeindrath auf die Orgel. Nachdem ich eine Stund lang auf dieser prächtigen Orgel gespielt, lehrten wir in die Wohnung des Herrn Maire zurück, und sogleich wurde meine Anstellung als Organist und Schullehrer in Arlesheim ausgefertigt. Den andern Tag gieng ich nach Basel, und zeigte dort meine Anstellung in Arlesheim vor, und diese Herren die mich gern in Basel gehabt hätten, waren um so mehr erfreut, da sie mich nun in der Nähe hatten. Ich lehrte nach Sant-Urban zurück, machte meine Sachen zusammen; mehrere Herrn des Klosters begleiteten mich bis Olten, wo wir bey den Kapuzinern uns beym Mittagessen recht lustig machten, und ich wanderte nun Arlesheim zu.

Eben als ich dieses schreibe, den 28. August 1853, muß ich in meiner Lebensbeschreibung um fast 60 Jahre zurück. Ich war nemlich im Jahr 1793 zu Sant-Paul in Regensburg im Seminario als Altist, und sowohl meine Stimme als auch mein Vortrag im Gesang fand überall Beyfall, und so wurde ich in den damaligen Klöstern an Hauptfesten zum Singen verlangt. Eben an diesem Tag war das Hauptfest der Augustiner; der Herr Präsekt des Seminars wurde ersucht mir die Erlaubniß zu geben in der Vitaney des Abends ein solo zu singen, das der damalige Organist bey den Augustinern eigends für mich componirte. Das Solo wurde nach Wunsch gesungen; ich mußte beym Nachtessen bleiben, und die Herren Augustiner machten mich so voll von ihrem guten Bier, daß man mich nach Hause tragen mußte. Der Herr Präsekt hatte Mitleid mit mir, in der Meinung dieß könne meiner Stimme schaden; gab aber dem Chor-Director der Augustiner einen derben Verweis, und ich durfte von da an in keiner andern Kirche mehr singen.

Ich tratt nun gleich nach dem neuen Jahr 1812 meinen neuen Berufsposten in Urlesheim an. Viele Jahre war diese Gemeinde während der französischen Revolution ohne Pfarrer und ohne Schule. Bey meinem Antritt war der dasige Pfarrer ein Mann in den achzig Jahren; er konnte weder Amt noch Vesper mehr halten; auch in der Schule hatte man kein anders Unterrichtsbuch für die Kinder zum lesen, als den französischen Katechismus Napoleons. Indessen schon nach zwey Monaten wurde Herr Gürtler aus Allschweiller, der Vicar in Schlettstadt war, als Pfarrer in Urlesheim angestellt, und so wurde nun der Gottesdienst, wie auch die Schule, wieder in Ordnung gehalten. Schon im ersten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Basel ersucht, Musikunterricht in Basel zu

geben; auch wurde ich erfucht in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dieß war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich allso in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren mußte, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu seyn. Abends gieng ich wieder ins Concert nach Basel. Da ich schon in Sant-Urban immer Schüler für Musik hatte, theils Schweizer, theils Deutsche, so wollten mehrere von diesen den Unterricht bey mir in Arlesheim wieder fortsetzen. Da ich selbst in die Kost gieng, so konnte ich diese Schüler nicht annehmen; ich verheurrathete mich mit Jungfer Adam aus Sant-Urban, und da ich nun eigene Haushaltung hatte, konnte ich diese Schüler annehmen, um so lieber da unter ihnen immer Schullehrer waren, die für mich die Schule hielten, und ich konnte dem Musikunterricht in Basel ungehindert nachkommen, der sich so vermehrte, daß ich den ganzen Tag beschäftigt war. Ich besand mich nun bey meiner vielen Arbeit sehr wohl; allein am 21. Dezember 1813, Abends 3 Uhr, kamen die deutschen Truppen von Basel her in Arlesheim an, und bis Nachts war die ganze Umgegend so mit Truppen überfüllt, daß in keinem Hause mehr Platz war. Ich hatte sechs Stocböhmern im Quartier, und da meine Frau Kindbetterin war, bediente ich diese Soldaten mit Zwetschenwasser, wovon wir dieß Jahr sehr viel gemacht hatten. Sie waren bey mir sehr wohl zufrieden und marschirten am Morgen um 5 Uhr wieder ab. Täglich gabs nun Einquartirungen, wovon ich aber nun befreit war, da ich in der Mairerie die Einquartirungsbillete schreiben mußte. Einmal da schon alle Häuser voll einquartirt waren, kam noch ein Östreichischer Hauptmann, und verlangte das beste Quartier. Es war schon dunkel Nacht: ich sagte dem

Bannwarth, er solle eine Laterne nehmen und diesen Officier in das Schloß des Herrn von Anblau führen. Der Officier nahm dem Bannwarth die Laterne aus der Hand, übergab sie mir mit den Worten: „Du mußt mich dahin führen.“ Was wollte ich machen? Ich nahm die Laterne, gieng voraus; zwischen zwey Gärten in einem engen Gäßchen, stolperte er, machte sich auf und hieb mir mit seinem Rohr eins tüchtig übern Buckel. Ich warf die Laterne im Garten hinein, lief das Gäßchen hinab; er brüllte immer: „Halt! du schweizer Kuh!“ Leider war es sehr finster; ich mußte übern Bach der sehr angelauffen war, verfehlte den Steeg und fiel in [den] Bach. Der Reßmer der gerade gegenüber wohnte, das Haus auch voll Soldaten hatte und eben vorm Haus stand, hörte den Fall, glaubte es wäre ein Soldat und rief: „Gottlob, es hätt so en Hund! Verkauf du!“ Ich hatte durch meinen Fall weiter keinen Schaden außer ganz durchnäßt [zu seyn] und verlorh die Kappe, die man erst im Frühjahre auf den Matten wieder fand.

Noch lästiger als die Einquartierungen waren die Lieferungen ins Lager nach Häsingen, wegen der Belagerung von Hünningen. Da mußte wochentlich Brod, Wein, Fleisch, Gemüse, Holz und noch andere Artikel geliefert werden. Die Kirche in Häsingen war voll geliefertes Brod, wovon der größte Theil verschimmelte. In der Weihnachts Nacht wurde Hünningen am stärksten bombardirt, so daß selbst in Arlesheim alle Fenster zitterten. Ein einziges Mal hatten wir Kosaken im Quartier, und diese betrugten sich weit besser als die Böhmen, Ungarn, Polaken und auch die Deutschen; wenn die Kosaken nur Brantwein genug hatten, dann waren sie zufrieden.

Nachdem nun die Allirten in Paris eingezogen waren, wurde es in unserer Gegend ruhiger, und die Einquartierungen

waren nicht mehr so zahlreich, denn das Fürstenthum Bruntrut wurde von Frankreich getrennt und Baron von Andlau wurde als gouverneur ernannt, und residirte als gouverneur in seinem Schlosse in Arlesheim. Jedermann erwartete daß der Fürstbischof das Land wieder in Besitz nehmen werde; allein Herr von Andlau blieb gouverneur bis nach dem Wiener Congreß, wo das ganze ehemalige Bisthum Bruntrut zur Schweiz kam; nur die nächst um Basel liegenden Ortschaften, darunter Arlesheim, kamen zu Basel, das ganze Fürstenthum zu Bern. In Basel waren noch längere Zeit immer deutsche Truppen, besonders Östreicher und die Officiers waren größtentheils ausgezeichnete Musiker, im Clavier, Flöte oder Violin; sie kannten aber außer Mozart, Haydn und Beethoven, keine andere Claviermusik. Im Frühjahr kam Herr Sulger-Sprecher aus Basel, mit einigen östreichischen Officieren nach Arlesheim, den englischen Garten des Herrn von Andlau zu besuchen. Herr Sulger kam mit diesen Officieren zu mir; auf meinem Clavier lagen Compositionen von oben genannten Componisten; ein Officier setzte sich sogleich ans Clavier, spielte Sonaten von Mozart und Beethoven ausgezeichnet; wir spielten noch zusammen die Sonate in c von Mozart zu vier Händen; ich begleitete sie in den englischen Garten, von da auf die schöne Orgel, wo ich sie mit einigen Fugen ganz entzückte. Am andern Morgen erhielt ich schon ein Billet von Herrn Sulger, mit der Einladung heute zum Mittagessen zu ihm zu kommen. Um 1 Uhr war ich schon bey ihm; nach dem Mittagessen giengen wir auf die Orgel in der Peterskirche, wo sich mehrere Officiers einfanden; von da weg wieder zu Herrn Sulger, wo bis spät in die Nacht hinein Clavier theils vierhändig, theils mit Begleitung der Violin und der Flöte gespielt wurde, und so gieng es fort so lang die Officiers in Basel waren.

Sobald die deutschen Truppen die Schweiz verlassen hatten, fieng ich die Unterrichtsstunden in Basel wieder an, und da ich mehrere Schüler hatte die die Schule verlassen konnten, so war ich dienstag, donnerstag, samstag immer in Basel, und hatte den ganzen Tag hindurch, von Morgen 8 Uhr bis Abends 6 Uhr, immer Unterrichtsstunden. Herr Tollmann, der damalige Musik-Direktor in Basel, ein Mann für die Musik dergleichen wenige mehr gefunden werden, sorgte mehr für fremde Künstler, die nach Basel kamen, als für sich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichnete Musiker nach Basel, so war er unermüdet demselben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bey ihm waren alle Künstler wie zu Hause, und eben bey ihm lernte ich kenne Fränzl aus München, den berühmten Violinspieler und compositeur, Winter, Kapellmeister in München, der mehrere Jahre nacheinander eine seiner Schülerinnen als Sängerin für die Winterconcerte nach Basel brachte, Carl Maria von Weber, der zwey Concerte gab, Kapellmeister Spohr, Violoncellist Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all diesen Künstlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Basel sollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Clavierstunde geben sollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Tollmann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Besuch kommen können, da ich schon von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Basel, in dem er nur Compositionen von seinem Vater spielte. Aber immer erfreut es mich herzlich den Sohn Mozarts gesehen und gesprochen zu haben.

Da wir schon zwey Kinder hatten, so quälte mich meine

Frau unaufhörlich, sie wolle eine Gais haben, der gesunden Milch wegen für sie und die Kinder. Ich wollte ihren Willen erfüllen, nahm einen Knaben mit mir, gieng nach Grellingen eine Gais zu kauffen. Als Abends die Heerde von der Weide zurückkam, wurde die Gais in meiner Gegenwart gemelkt; sie gab viel Milch, und ich kaufte selbe um zwey Neuthaler. Es wurde schon dunkel als wir von Grellingen mit der Gais abgiengen. In Dornach beym Scherno befanden sich noch mehrere von Arlesheim, der Knabe führte die Gais in den Stall, und wir giengen zu den andern ins Wirthshaus. Es war schon zimlich spät als wir nach Arlesheim kamen; wir führten die Gais in den Stall und giengen ins Bett. Sehr früh am andern Morgen weckte mich meine Frau mit den Worten, sie wisse nicht was vorgehe, vor dem Stall seyen viele Menschen versammelt, die unaufhörlich lachen. Ich machte mich eiligst auf, kleidete mich an, gieng hinunter und wurde mit unaufhörlichem Lachen begrüßt, den im Stall war statt einer Gais ein Bock. Allein die Verwechslung klärte sich bald auf: im Wirthshaus zu Dornach befanden sich mehrere lustige Kameraden; während wir tranken, stellten sie statt der Gais einen Bock von der nemlichen Farbe in den Stall, und da es sehr Finster war, führten wir den Bock. Aber schon am andern Tag als ich nach Basel kam, fragten mich alle Bekannte was der Bock mache, und der Spaß daß Vogt statt einer Gais einen Bock nach Haus gebracht, war in der ganzen Umgegend bekannt.

Um diese Zeit wurde von einem Orgelmacher aus Stauffen im Breisgau in die Sant-Martinskirche in Basel eine neue Orgel gemacht, welche ich bey der Einweihung spielen muste; da die Orgel aber nur ein Clavier hatte, so wurde ich von allen Seiten bestürmt doch auf der Orgel in der Sant-Peterskirche, die ein Werk von Silbermann war, ein Orgelconcert

zu geben. Ich ließ mich dazu bereden, und das Concert war sehr zahlreich besucht. Gleich nach diesem Concert drang man wieder in mich, doch den Platz als Organist in der Sant-Peterskirche anzunehmen, da der damalige Organist schon sehr alt war, und den Platz nicht gehörig mehr versehen konnte. Die Anträge waren so vortheilhaft daß ich ganz entschlossen war den Platz anzunehmen; allein meine Frau hatte im Kloster Sant-Urban einen Oncle, der Geistlicher im Kloster war, und dieser wußte meine Frau dahin zu bereden daß sie in mich drang doch keinen Platz als Organist in einer protestantischen Kirche anzunehmen, und ich ließ mich überreden, blieb in Arlesheim und hatte Unterrichtsstunden genug in Basel. Auch in den Winterconcerten wurde ich als Violoncellist angestellt und hatte sowohl für Probe als auch für die Aufführung jedesmal einen Reuthaler. Von der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel wurden nun zwey junge Musiker ausgesucht, die mir übergeben wurden sie zu Organisten zu bilden, Namens Mazinger und Fäsch. Während der Woche gab ich ihnen Unterricht in der Theorie; an Sonntagen kamen sie zu mir nach Arlesheim, wo ich ihnen Unterricht auf der Orgel gab. Beyde bildeten sich zu tüchtigen Organisten, Herr Mazinger wurde als Organist zu Sant-Peter und Herr Fäsch zu Sant-Theodor angestellt; leider ist Herr Mazinger in seinen besten Jahren schon gestorben. In dem Hause des Herrn Imhof, in der Papiermühle zu Sant-Alban, war ich wie zu Hause; ich hatte zwey Söhne und eine Tochter im Clavier-Unterricht; wochentlich wurde bey dieser Familie ein Concert gegeben, wobey nur die Kinder und einige Liebhaber mitwirkten. Nach dem Concert hatten wir immer Nachtessen, und ich blieb dann dort über Nacht. Auch bey Herrn Sulger-Sprecher, zu den Hörnern in der freyen Straße, war ich wie bey Hause; ich war wochentlich ein bis zwey Mal bey

ihm zum Mittagessen. Herr Sulger war sowohl ausgezeichnete Theoretiker als auch Clavierspieler; wir arbeiteten zusammen viel in Theorie, und spielten alle Werke von Haydn, Mozart, Clementi für Clavier manchmal durch. Ich hatte mehrere 3 und 4stimmige Messen componirt, die ich an Sonn- und Festtagen mit jungen Leuten in Arlesheim aufführte; Herr Domherr von Mahler hatte immer die Güte die Basspartie zu übernehmen, und besonders im Sommer hatten wir immer viele Zuhörer aus Basel und der Umgegend. Während dem Sommer war auch Herr Hofmeister Nadler mit der Familie des Herrn Baron von Andlau, ein ausgezeichnete Musiker, [da] so wie der Secretaire des Herrn von Andlau in Arlesheim, und an diesen hatten wir für unsere Kirchenmusik große Beyhilfe. Da meine Messen in der Schweiz mehr bekannt wurden, erhielt ich auch einen Brief vom Herrn Dolber, katholischen Pfarrer in Bern, der ehvor Kaplan im Stift Münster, Kanton Luzern, war, der mich ersuchte ihm eine meiner Messen zu senden. Ich schickte Herrn Pfarrer Dolber eine 4stimmige Messe mit Orgelbegleitung, erhielt aber bald wieder einen Brief von ihm, worin er mich dringend ersucht, doch selbst nach Bern zu kommen, diese Messe auf der Orgel zu begleiten, indem mir die Reisekosten hinlänglich vergütet würden. Ich begab mich nach Bern, und die Katholiken hielten das erstemal ihren feyerlichen Gottesdienst in der französischen Kirche, bey welcher Feierlichkeit ich diese Messe auf der vor kurzem vom Herrn Moser in Freyburg neu erbauten Orgel begleitete. Herr von Talleyrand war französischer Gesandter in Bern, nicht nur Liebhaber sondern selbst ausgezeichnete Musiker; dieser war im Gottesdienste gegenwärtig, und mir ward die Ehre mit Herrn Dolber bey ihm zum Mittagessen geladen zu werden. Nach dem Mittagessen wurde ich ersucht auch auf der Orgel im

Münster zu spielen. Herr von Talleyrand und Herr Pfarrer Dolder hatten hievon mehreren Gefandten und andern Musikliebhabern in Bern die Anzeige machen lassen. Ich spielte von Abends 5 bis 7 Uhr vor vielen Zuhörern, und nach geendetem Spiele wurde ich schon ersucht ein Orgelconcert zu geben.

Den darauf folgenden Tag, 13. April 1818, wurde das Concert im Bernerblat auf den 14. angezeigt. Sämtliche Ambasadoren, viele der größten Gutsbesitzer der Umgegend, eine große Anzahl der Einwohner von Bern waren gegenwärtig, so daß die Kirche von Zuhörern angefüllt war. Abends wurde ich von Talleyrand zum Nachtessen eingeladen, während dessen er mir immer von Paris sprach und mich engagirte mit ihm zu gehen, er werde sorgen für mich und die ganze Familie, und für mein Glück zu machen sey gesorgt. Nach der Ankunft in Arlesheim, machte ich den Vorschlag von Herrn Talleyrand meiner Frau kund; da ich schon eine zahlreiche Familie hatte, so bat mich meine Frau weinend diesem Vorhaben zu entsprechen. In Basel wurde die Sache auch bekannt, und gleich wurde eine Deputation nach Arlesheim gesandt, bestehend von Baron von Andlan, [Herrn] Sulger-Sprecher, Imhof, Tollman und Merian, mit dem Auftrage aller meiner Schüler, sie nicht zu verlassen, und willigte auch ein hier zu bleiben. Durch diesen Entschluß wurde die Freundschaft aller Bekanten noch enger geschlossen, so daß ich in allen Familien wie zu Hause war. Im Sommer und Herbst war Basel sehr besucht mit Fremden; fast jeden Sonntag gab ich abends Concert auf der Orgel in der Peterskirche oder im Temple neuf und in der Münsterkirche, auch in Arlesheim selbst gab ich Sonntag öfters Concert. An den Montagen gewöhnlich kamen viele fremde Engländer, Russen, Franzosen zc. nach Arlesheim; obwohl selbe mich in Basel Tags vorher schon gehört, mußte ich in Arlesheim wieder auf die Orgel. Ein zweiter Vorschlag

wurde mir wieder gemacht am 15. Weinmonath 1819. Ich gab ein großes Concert in der Peterskirche den 14. Des andern tags, Montag, kam herr Tollmann mit zwei Engländern aus London, zu mir nach Arlesheim, ich mußte wieder auf die Orgel, und verlangten noch einmal die große Fuge von Haendel, die sie gestern im Concert gehört hatten. Nach geendetem Spiel führten mich die Herrn in den Gasthof zum Ochsen, wo vorher ein prachtvolles Abendessen bestellt wurde. Während dem Essen nahm einer der Herrn das Wort und sagte mir: „Herr Vogt, ich bin beauftragt ihnen einen Organistendienst in London anzutragen mit einem Gehalt von 200 liv. sterl. und die Reisekosten bezahlt, machen sie einen Versuch von drei Monat, gefällt es Ihnen nicht, so sind sie frei, die Rückreise wird verköstiget und Ihrer frau werden 25 liv. sterl. hinterlegt um Ihren Verdienst während den drey Monaten zu ersetzen.“ Herr Tollmann machte große Augen und sagte zu diesen Herrn: „Hätte ich Ihre Absicht gewußt, so würde ich Sie nicht nach Arlesheim begleitet haben: Herr Vogt wird und kann diese Gegend nicht verlassen, wo er so geschätzt und geachtet ist von allen seinen Freunden in der Stadt wie auf dem Land.“

Zum Titelbild.

Als künstlerische Beilage zu unserm Jahrbuch geben wir dieses Mal ein Bild, welches gewiß von manchem unsrer Freunde mit Interesse und Freude aufgenommen wird, es ist dies wohl eine der ältesten Ansichten unsrer Vaterstadt. Dieselbe findet sich als Holzschnitt in der 1493 zu Nürnberg bei Anton Koburger erschienenen Weltchronik des Hartmann Schedel, einem Geschichtswerk, welches als ein Vorläufer von Sebastian Münsters Cosmographie zu betrachten ist. Schedel schrieb seine Chronik in lateinischer Sprache, allein dieselbe wurde bald nach ihrem Erscheinen durch Georg Alt ins Deutsche übertragen und fand so im ganzen deutschen Reiche eine allgemeine Verbreitung. Zu ihrer Berühmtheit mögen nicht wenig die vielen Bilder beigetragen haben, welche theilweise von bedeutenden Nürnberger Künstlern der damaligen Zeit, wie von Michael Wohlgemuth, herrühren.

Die beiliegende Abbildung Basels läßt zwar in mehrfacher Hinsicht vieles zu wünschen übrig. Der Zeichner hat sich keiner kleinlichen Genauigkeit beflissen und ist manchmal besonders im Verkürzen mit kindlicher Unbefangenheit vorgegangen; auch in der Darstellung der einzelnen öffentlichen Gebäude, wie der Kirchen, der Thore, der Kapellen und Schwibbogen hält

er sich durchaus nicht an die Wirklichkeit, sondern er giebt die Gegenstände wieder, wie er sich dieselben vorstellt, wie sie ihm und seiner Zeit typisch geworden sind. Manches ist auch geradezu verkehrt gezeichnet, wie die beiden Münsterthürme, von welchen auf unserm Bilde der Georgsthurm als unvollendet mit dem Krahn erscheint, während doch dazumal nur noch der kleinere St. Martinsthurm seinem Abschluß entgegen sah. Andere Verstöße ähnlicher Art aufzufinden, wird dem aufmerksamen Beschauer nicht schwer fallen. Nichtsdestoweniger behält gerade diese Abbildung ihren Werth, nicht nur wegen ihres hohen Alters und ihrer kräftigen Zeichnung, sondern auch des Umstandes halber, weil trotz aller Freiheit, der Künstler sich bestrebt, eine individuelle Ansicht des damaligen Basels zu geben. Wer die Kirchen auf dem Bilde genau verfolgt, wird sehen, daß auch nicht eines unsrer gottesdienstlichen Gebäude vergessen ist, sogar die längst verschwundene kleine Kapelle vor dem Riehenthor hat hier ihre Wiedergabe gefunden. Wir erkennen die Linde auf der Pfalz, die Eisbrecher an der Rheinbrücke, das Rheinthor, die Universität und den Salzhurm; drohend ragen über der Stadt die Felsen des Jura, wohl des Gempenstollens empor, während der Rhein friedlich an den Halben von St. Alban und der Augustinergasse vorbei zieht. Stattlichkeit und Wohlhabenheit, welche Eigenschaften schon Aeneas Sylvius als den Charakter Basels hervorhebt, kennzeichnen auch dieses Bild, und wenn schon die Befestigungen den Anforderungen des italienischen Beschreibers nicht entsprechen, so offenbart sich doch in denselben eine Wehrhaftigkeit, welche für deutsche Begriffe hinreichend erschien, besonders wenn hinter diesen Mauern und auf den Thürmen eine wuthige und einige Bürgerschaft als Vertheidiger zu erblicken war.

Statt einer weitern Beschreibung lassen wir nun den

Chronisten Schedel selbst sein Urtheil über unsre Vaterstadt abgeben, dasselbe lautet folgendermaßen:

„Basel ist eine weyte und fast namhaftige statt Schweyzerlands an ein königlichen ende erpant. dann so dise statt lateinisch geneunt wirdt, so ist es nach art des kriechischen gezüngs sovil als königlich gesprochen. Ober aber dise statt hat iren namen von dem mangel der grundfeste auß ursachen der vilfeltigen erdpiden und auß bedeutuns des lateinischen namens diser statt. wiewol man in der gemainde sagt, das etwen ein Basiliisk alda verborgen gelegen sey von bannen her diser statt ir namen entstanden und pliben sey. Der Rhein fleußt schier mitten durch dise statt, doch ist darüber ein prugt von einem teyl zu dem andern. Derselb fluß des Rheins entspringt in dem gepirg und wirdt durch mancherley anstöße zwischen gehen scharpffen felsen also eingezwengt, das er einen erschrecklichen saus von ime gibt, sunderlich fleußt er bey Schaffhausen mit großer ungestümigkeit überwalzende, und under dem stetlein Lauffenberg wirdt er mit felsen also eingebrenngt, das er vor zwandfale und gestöße als ein weißer schaym erscheint. Von bannen rinnet er grausamlich schaymende in weytem Schlund bis gein Basel, dieselben statt und prugt heymlich beschedigende, dann er flöset die gestadt hin sucht neue genng, hölert das ertreich und füllet es dann mit wind und wasser. Daher kömbts, das dise statt mermals mit erdpidem beschebigt worden ist. Dise statt hat von dem Rhein darauff man daselbsthin und von bannen in schiffen vil gütere füret große nutzperkeit. Sant Ursula die heilige iundfrau hat auch (als die hystorien sagen) mit iren weggeferten von Cölm auff dem Rhein gein Basel auffgeschiffet. Und wiewol der Rhein den die dabey wohnen zu zeiten vil schadens zufügt, so gibt er inen doch einen fruchtpern erdpodem. Diser statt ist in unßern zeiten mit

zugelstainin neuen fast schönen behausungen grossen Clöstern und Kirchen mit weyten spitalen und andern einer statt notdürftigen dingen mit grossem umbkrays und zynnen und mit tieffen greben geziert und besetzt und hat zwischen den vergen ein weyte feldung, an getrayd unnd gutem wein fast fruchtper. Aber wiewol in diser löblichen und alten statt vil anzaigung und überbleibung ser alter gepen erscheinen, so sind doch dieselben aus paußelligkeit und erbpidem auch auß alter also entsetzt, das man nicht erkennen kan, was gestaltuns und zu welchem gepranch dieselben gepene gemacht gewesen seyen. Aber dise statt ist wunderperlich geauffet und nach dem erbpidem wider erpaut, unnd zu unszern zeitten daselbst ein hohe schul auffgericht. Dise statt ligt im Elßas ettwen Schweiz genant ettwen Galliaz yetzo in teutsche land gehörende.

Als Ludwig der Biemisch delphin die von Basel schier mit aller gallischen ritterschaft überfiel, do schickten die Schweizer ire aydgenossen 4000 woltüchtiger mann zu hilff, davon hernach weyter meldung beschicht. Dise statt hat zwo seyten. In der größern seyten sind drey berg auff dem einen ist die bischöflich kirch, der heiligen innckfrauen Marie thunnstift mit hilff des seligen Kaiser Heinrichs des anderen gezieret. Auff dem andern wonen die geregelten Chorherren zu sant Leonhart. Auff dem dritten ligt sant Peters kirch. Das erst closter mit der ebbtey zu sannt Alban ligt an der spiz diser stat. In diser seyten haben auch die parfüßer Augustiner und prediger brüder ire clöster und die creuzherren und teutschen herren ire heußer, auch die closterfrauen zu sant Katherinen zu sant Claren und zu sant Mariam Magdalenen ire clöster. Aber in der klainen seyten ist ein fast treffenlichs carthaußer closter und sant Theodora (sic!) und sant Niclasen kirch und andere gosheußer. In diser statt ist auch nicht wenig heyligthumbß.“

Die Gemeindeschulen der Stadt Basel

in den Jahren 1817—1822.

Von

J. W. Hefl.

Die folgende historische Darstellung beruht auf den Akten, welche zum ersten Protokoll der Aufsichtsbehörde der hiesigen Gemeindeschulen, der Inspektion, gehören. Außerdem sind noch andere Berichte, amtliche und nicht amtliche, verschiedener Art benützt worden. Jene Akten enthalten in Bezug auf Persönlichkeiten und Zustände allerlei Bemerkungen und Mittheilungen, welche, oft von ganz individueller Natur, keineswegs den Vorwurf der Schönfärberei verdienen. Sie geben den momentanen Eindruck des eben Angesehenen, Beobachteten und Gehörten wieder und gewinnen auf diese Weise eine Unmittelbarkeit und Frische, welche wir namentlich jetzt mit Dank begrüßen, wo die Reihen derer sich immer rascher lichten, welche uns aus eigener Erfahrung über den Gegenstand zu berichten im Stande sind, den wir zu behandeln uns vorgenommen haben. Wenn heute, nach beinahe 70 Jahren, jene den Akten entnommenen Mittheilungen, welche zunächst nur für den engen Kreis einer aus wenigen Mitgliedern bestehenden Schulbehörde

bestimmt waren, zur Schilderung damaliger Schulzustände benützt werden, so glaube ich dies thun zu dürfen, ohne mich dem Vorwurfe auszusetzen, als verlege ich über dem historischen Interesse die den Persönlichkeiten und den damaligen Einrichtungen schuldigen Pietätsrückichten.

Daß unser städtisches Schulwesen verbessert und auf einen befriedigenden Stand gebracht werde, war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Wunsch und das Streben aller der Männer gewesen, welche von der geläuterten Einsicht des aufwachsenden Geschlechtes eine Neubelebung und eine ersprißlichere politische und soziale Einrichtung unseres ins Stocken gerathenen Staatswesens erwarteten. Männer wie Johannes Bernoulli der Ältere, der große Mathematiker, und später Jaak Iselin, der für alles Edle und Gemeinnütziges begeisterte Menschenfreund, wendeten einen großen Theil ihrer Thätigkeit den auf die Hebung des Schulwesens gerichteten Bestrebungen zu. Ihren einsichtigen Rathschlägen war es unter der Mitwirkung anderer bedeutender Männer zu verdanken, daß zuerst im Jahre 1729, darauf im Jahre 1760 nicht unwesentliche Umgestaltungen und wichtige Verbesserungen hatten vorgenommen werden können. Der letzte im 18. Jahrhundert der Hebung des Schulwesens gewidmete Versuch, im Jahre 1796, fiel in eine politisch zu ungünstige Zeit, als daß namhafte Änderungen die Folge gewesen wären.

Raum schien den Stürmen der Revolutionsjahre und der Helvetik wieder einige Ruhe einzukehren, als auch der Wunsch nach Verbesserung der Unterrichtsanstalten sich neuerdings geltend machte. Zunächst galt diese Absicht der Umgestaltung und Hebung der zwar altherwürdigen, aber hinter den Anforderungen der Zeit bedenklich zurückgebliebenen Universität. Am 9. Oktober 1805 wurde durch den Großen Rath eine be-

sondere, aus 8 Mitgliedern bestehende Universitätskommission niedergesetzt mit dem Auftrage, „darüber zu berathen und ein Gutachten abzugeben, wie die Universität auf eine den Zeiten angemessene Weise könne eingerichtet und gemeinnütziger gemacht werden.“

Die Kommission beeilte sich mit der Lösung ihrer Aufgabe keineswegs; sei es daß die politischen Zeitumstände der Beschäftigung mit einem auf die Pflege der Wissenschaften gerichteten Gegenstande überhaupt nicht günstig waren, sei es daß die Schwierigkeit der Sache ein längeres Erdauern und Erwägen gebot, genug, es gieng bis zum 17. Mai des Jahres 1813, bis der Kleine Rath der gesetzgebenden Behörde einen auf das Gutachten der Kommission sich stützenden Gesetzesentwurf über die Neugestaltung der Universität vorlegen konnte. Die weitere Entwicklung dieser Umgestaltung, soweit dieselbe die Hochschule angeht, berührt uns hier nicht. Wir haben aber der Sache darum Erwähnung thun müssen, weil durch das Gutachten der Universitätskommission die Frage der Reorganisation der Schulen überhaupt und damit auch der Gemeindefschulen war angeregt worden.

Die Mitglieder der Kommission waren nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß mit einer Umgestaltung der Universität allein nicht viel geholfen wäre; „es sollte vielmehr bei der genauen Verbindung der niedern Schulen und der auf sie folgenden, zu höhern Studien vorbereitenden Lehranstalten mit der Universität jenen Schulen nothwendigerweise eine solche Einrichtung gegeben werden, daß von der niedrigsten bis zur höchsten ein angemessener Stufengang im Unterrichte beobachtet und durch zweckmäßige Verbindung der einzelnen Anstalten zu einem wohlgeordneten Ganzen die wohlthätige Absicht des Großen Rathes erreicht werde.“ Auf Grund dieser Anregung wur-

den neue Untersuchungen über die Einrichtung und Umgestaltung der untern und mittlern Schulen angestellt. Das Ergebniß dieser Berathung war ein Gutachten über die Organisation der Stadt-Gemeindeschulen, der Realschule, des Gymnasiums und des Pädagogiums nebst einem Gesetzesentwurfe über die öffentlichen Lehranstalten, welcher am 13. Juni 1817 vom Kleinen und fünf Tage darauf vom Großen Rathe angenommen wurde.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Verhältnisse aller unserer Schulanstalten einer eingehenden, auf alle damit im Zusammenhange stehenden Fragen sich erstreckenden Untersuchung unterworfen wurden, war die Prüfung speziell der Gemeindeschulen einer besondern Kommission zugewiesen worden. Ihrem vom 15. Oktober 1817 datirten Berichte entnehmen wir größtentheils die folgenden Angaben.

Für die Knaben bestanden vier, für die Mädchen zwei Gemeindeschulen in der Stadt. Jede Knabenschule bestand aus zwei Abtheilungen, einer Ober- und einer Unterklasse, jene unter dem eigentlichen „Schulmeister“, diese unter einem „Provisor“ stehend. Für die Mädchen gab es nur in Großbasel eine Schule mit zwei Abtheilungen; die Schülerinnen der Kleinen Stadt bildeten eine einzige Klasse. Es mag bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse sein, die Frequenzverhältnisse aus dem Oktober 1817 zusammenzustellen. Die Knabenschulen wurden besucht:

1. Münster schule:	Unterklasse	von 67 Schülern	
	Oberklasse	„ 43 „	110 Sch.
2. St. Peters schule:	Unterklasse	„ 51 „	
	Oberklasse	„ 45 „	96 Sch.
		Übertrag	206 Sch.

Übertrag 206 Sch.

3. St. Leonhardschule			
(zu Barfüßern):	Unterklasse	von 43 Schülern	
	Oberklasse	" 33 "	76 Sch.
4. St. Theodor:	Unterklasse	" 52 "	
	Oberklasse	" 20 "	72 Sch.
	Zusammen		<u>354 Sch.</u>

Zur Vergleichung führen wir an, daß im Mai 1883 die Knabenprimarschulen in 47 Klassen zusammen 2130 Schüler zählten, von denen auf die 32 " in Großbasel 1457 " kamen. " " 15 " in Kleinbasel 673 "

Für die Mädchen-Gemeindeschulen ist uns aus dem Jahre 1817 kein Verzeichniß aufbehalten. Wir besitzen Angaben über die Frequenz erst aus dem November 1819. Damals betrug die Anzahl der Schülerinnen

1. zu Barfüßern:	Unterklasse	87 Sch.	
	Oberklasse	58 "	145 Schülerinnen
2. zu St. Theodor			
— angeblich, siehe unten —			40 "
	Mädchen Total		<u>185 Schülerinnen</u>
	Knaben		<u>354 Schüler</u>
	Zu allen Gemeindeschulen		<u>539 Kinder.</u>

Zu Mai 1883 waren die Mädchenprimarschulen besucht:

1. Steinschule:	von	845 Schülerinnen
2. St. Peterschule:	"	736 "
	Großbasel zusammen	" 1581 Schülerinnen
3. Kleinbasel:	"	725 "
	Total:	" <u>2306 Schülerinnen.</u>

Wir fügen hinzu, daß die Stadt Basel im Jahr 1817 wenig über 16000 Einwohner zählte.

Schauen wir uns nun zunächst in den Lokalien der Gemeindeschulen um.

Die Knabenschule der Münstergemeinde besaß für beide Schülerabtheilungen nur ein einziges Klassenzimmer. Dasselbe befand sich auf dem Münsterplatz im Vordergebäude des Gymnasiums links vom Eingange. Mitten in diesem Zimmer stehen noch heute die beiden Säulen, woran sich ehemals die von den beiden Fensterwänden aus amphitheatralisch ansteigenden Schulbänke beider Schülerabtheilungen anlehnten. Der gegen den Münsterplatz gefehrte Theil des amphitheatralischen Raumes war von der Oberklasse, der rückwärts davon gelegene, gegen den Hof schauende von der Unterklasse besetzt. Über das Lokal wird die Bemerkung gemacht, daß die Bestuhlung unzweckmäßig und der Fußboden voller Löcher sei; auch stand die daselbst untergebrachte Anzahl von 110 Kindern in keinem Verhältniß zur Größe des Zimmers.

Ungesund und feucht waren die beiden Klassen zu St. Peter. Damals diente das heute mit Nr. 2/3 bezeichnete Haus am Peterstirchplatz als Schulhaus. Die Klassenzimmer waren an den Berg angebaut; man stieg eine Treppe tief zu ihnen hinunter.

Die Lokalien der Gemeindeschule zu St. Leonhard lagen auf dem Barfüßerplatz auf dem ehemaligen Areal des Barfüßerklosters, etwa da, wo sich jetzt der öffentliche Durchgang zwischen Kasino und Musiksaal befindet. Nur das Zimmer der Oberklasse der Knabenschule wird „brauchbar“ genannt. Das der Unterklasse war so feucht, daß der Aufenthalt darin auf die Gesundheit von Lehrenden und Lernenden nachtheilig einwirkte. Immerhin war die Knabenschule noch besser daran

als die Mädchenschule, von der es im Berichte heißt: „Die Schulstube der Unterklasse ist ein feuchtes Loch, wo die Schülerinnen aufeinander gedrängt sind und ein Theil davon wenig oder nichts sieht.“ Auch die Oberklasse war ungesund und viel zu klein; dazu entbehrte sie eines besondern Einganges, was in der anstoßenden, zudem nur durch eine dünne Bretterwand getrennten Unterklasse eine nie enden wollende Störung des Unterrichts verursachte.

Die Schulklokalien in Kleinbasel (an der Kirchgasse, gegenüber dem jetzigen Schulhause, 1882 niedergefallen) waren sämmtlich zu klein und mangelhaft beleuchtet.

Den ungenügenden und mangelhaften Lokalien entsprach die äußerst dürftige, sich auf das allernothwendigste beschränkende, veraltete Ausstattung. Die uralte Bestuhlung war defekt, unzulänglich und von schlechter Konstruktion. Die alleinfachsten Lehrmittel fehlten. Die Wandtafeln waren entweder durchaus ungenügend, oder es waren keine vorhanden. Feuchte, dumpfe und enge Schulstuben, schlechte Bestuhlung, durchgetretene Fußböden, kahle altersgrane Wände — unmöglich konnten die Kinder Vergnügen an diesen Räumen gewinnen, wo sie zudem noch, unter strenger Zuchttrüthe stehend, mit dem ewigen Einerlei des Auswendiglernens ermüdet wurden.

Aus dem Bilde, welches die Expertenberichte und sonstige Aufzeichnungen von den Lehrern und ihrer Lehrweise entwerfen, gewinnen wir einen wo möglich noch traurigern Eindruck von den damaligen Schulzuständen, als von den Notizen über die Lokalien. Der Oberlehrer an der Münsterschule, Kandidat Hagena- bach, wird ein durch den alten Schlenbrian ganz verwöhnter Greis genannt, dem die Erhaltung der Schuldisziplin unmöglich und bei welchem daher Zuchtlosigkeit herrschend gewesen sei. Sein Kollege, der Unterlehrer Magister Ernst, ließ seine Schule

in einen so traurigen Zustand der Verwilderung gerathen, daß der Bericht sagt, selbst die geringste Dorfschule habe nicht hinter ihr zurückgestanden. Man stelle sich nun diese beiden Lehrer vor, die in einem und demselben Raume zwei auf verschiedener Stufe stehende Abtheilungen von Schülern unterrichten sollten! Wenn ein solches Verhältniß schon unter tüchtigen, einander in die Hand arbeitenden Lehrern Anlaß zu Übelständen mannigfacher Art bieten würde, wieviel mehr mußte dies in der damaligen Münsterschule der Fall sein, wo zu der gänzlichen Unfähigkeit der Lehrer noch das unkollegialische, ja geradezu feindselige Verhältniß hinzukam, welches sie gegenseitig zum Schaden der Schule unterhielten. Es kam öfter zwischen ihnen zu den ärgerlichsten Auftritten, deren Zeugen dann die Schüler waren. Von der kleinlichen und schandösen Weise, wie der Streit geführt wurde, giebt folgende Thatsache einen Beweis. Zum Territorium des Oberlehrers gehörte die einzige in das Klassenzimmer führende Stubenthüre. Damit nun nicht ein Schüler der Unterklasse während der Lehrstunde das Zimmer verlasse und seinen Unterricht störe, zog der Oberlehrer mit Kreide einen dicken Strich auf dem Fußboden als Grenze zwischen seinem Gebiete und demjenigen des Unterlehrers und untersagte das Überschreiten dieser Linie bei harter Züchtigung. Wenn nun dennoch ein Knäblein aus der Unterklasse auf den Hof hinaus gehen mußte, so blieb dem Unterlehrer, um seine Schüler vor körperlicher Strafe zu bewahren, nichts anderes übrig, als dieselben zum Fenster hinaus zu lassen und auf demselben Wege wieder ins Zimmer hineinzuziehen.

Der Oberlehrer an der Knabenschule zu Barfüßern, Magister Johann Heinrich Hersperger, war ein rechtschaffener Mann; in frühern Zeiten hatte er das Lob eines geschickten, thätigen und mit Erfolg arbeitenden Lehrers besessen. Im Jahre 1817

aber stand er in einem Alter, das auf seine Leibes- und Geisteskräfte nachtheilig einwirkte. Er war mürrisch, trocken und abschreckend geworden, dazu langsam und schläfrig und selbst beim besten Willen nicht mehr im Stande, seine Schüler in Zucht und Ordnung zu halten und die Menge der Schulverschäumnisse zu hindern. Sein Kollege, der Unterlehrer Heinrich Weiß, war kein unbegabter Lehrer, der vermöge einer durch eigenes Nachdenken gewonnenen Methode mit seinem Unterrichte befriedigende Resultate erzielte. Allein sein Charakter und sein sittliches Verhalten ließen desto mehr zu wünschen übrig. „Leider“, heißt es im Bericht, „ist er voll Schalkheit und Eigendünkel, auch rappelt es in seinem Kopfe; von Schulden ist er ziemlich gedrückt und bisweilen dem Trunk ergeben.“ An einem andern Orte wird über seine „Unstelligkeit“ Klage geführt und ihm vorgeworfen, daß sein Beispiel in moralischer Hinsicht von nachtheiligem Einflusse sei.

Magister Stehelin, früher Pfarrer zu St. Jakob, hatte aus Gesundheitsrückichten sein Pfarramt gegen den Schuldienst umgetauscht und war „Mägdelein-Schulmeister“ zu Barfüßern geworden. Da ihm jedoch das Geschick, eine ganze Klasse miteinander zweckmäßig zu beschäftigen, gänzlich abgieng, so taugte er trotz seinen sonstigen guten Eigenschaften als Lehrer nicht viel. Außer dem Schreibunterrichte wurde in seiner Klasse im allgemeinen wenig geleistet. Da sein Schullotal überdies feucht und ungesund war, so sah er sich wegen fortwährender Kränklichkeit genöthigt, seinen Unterricht häufig zu unterbrechen. Beim Mangel an tauglichen Kräften mußte er sich in solchen Fällen durch „mittelmäßige vicarios“ ersetzen lassen. Er wartete auf die erste Gelegenheit, den Schuldienst wieder gegen ein Pfarramt umzutauschen. Als Lehrer ganz unfähig war auch der Unterlehrer an der Mädchenschule, Kandidat Engler, von

welchem berichtet wird, er habe in seiner Klasse nichts anderes getrieben als etwas Buchstabieren und Lesen. Außer seiner geringen Befähigung wurde er durch sein Nebenamt als Siegrist bei St. Martin wegen Hochzeiten und Leichenbegängnissen öfter als erspriesslich war von seinem Hauptamte abgehalten.

An der St. Petersschule amtirten Magister Euler und Kandidat Euler, Vater und Sohn, jener als Oberlehrer, dieser als Provisor. Beiden fehlte es nicht an Begabung. Wenn ihre Leistungen dennoch hinter den Erwartungen soweit zurückblieben, daß ihr Unterricht nicht nur „mangelhaft“, sondern auch „jämmerlich“ und ihre Methode „unfruchtbar“ genannt wird, so war dies geringe Resultat mehr dem Mangel an gehöriger Anleitung und an äußerer Anregung zuzuschreiben. Die Expertenkommission gab sich wenigstens der Hoffnung hin, beide Lehrer seien noch zu bessern Leistungen zu befähigen.

Dem Oberlehrer an der Kleinbasler Knabenschule, Kandidat Jak. Meyri, fehlte es weder am guten Willen, noch am Eifer. Es wird ihm nachgerühmt, er habe seine Pflichten „con amore“ und mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Allein was hilft aller gute Wille, wenn die pädagogische Begabung mangelst? Der Lehrer besaß weder Kraft noch Muth, weder Lebendigkeit noch die Gabe, seine Gedanken zu entwickeln. Von Natur äußerst schüchtern und verzagt, ertheilte er seinen Unterricht in einem monotonen, weinerlichen Kanzeltone, wie er denn auch gerne als Prediger austrat und der Kürze seiner Predigten wegen beliebt war. Bei vorkommenden Unordnungen oder bei Ausschreitungen pflegte er larmoyante Strafreden zu halten, wobei er dadurch auf das Gemüth seiner Schüler Eindruck zu machen vermeinte, daß er ihnen vorhielt, sie seien die einzigen Feinde, die er habe.

Da war das Auftreten seines Amtsgenossen, des Provi-

fors Magister Niedtmann, ein ganz anderes: dem mangelte es keineswegs an Lehrgeschick, und er wußte eine gute, aus Militär erinnernde Zucht unter seinen Schülern aufrecht zu halten. Nach der Ansicht der Schulbehörde fehlte ihm aber eben das, was den Oberlehrer auszeichnete, die Berufstrenne. Der Bericht meint auch, Niedtmann hätte mehr leisten können, wenn er weniger hohe Begriffe von sich selbst und weniger Vorliebe für militärische Einrichtungen besessen hätte.

Ein ganz absonderlicher Kauz scheint „der Mägdeleinschulmeister der Mündern Stadt“, Namens Scherb, gewesen zu sein, der einzig nicht akademisch gebildete Lehrer unter den übrigen Magistern und Kandidaten. Seines Handwerks ursprünglich ein Modelftecher hatte er den Beruf zu Höherem in sich verspürt und war im Jahre 1803 durch die Protektion irgend eines Gönners zu einem Schulamt gekommen, zum nicht geringen Verdruß begabter und im Schulunterrichte erfahrener Bewerber. Bei ihm war die ganze weibliche Schuljugend Kleinbasels in einer einzigen Schulstube vereinigt. Das will freilich nicht viel heißen; denn wir finden auf dem vom Lehrer im Oktober 1818 vorgelegten Schülerverzeichnisse nur 40 Namen angegeben, von denen 24 der obern, 16 der untern Abtheilung angehörten. Auf einem zweiten, im Februar 1819 angefertigten Verzeichnisse finden sich nur noch 17 Schülerinnen; der Lehrer giebt als Grund an, die 23 übrigen hätten „den Reißaus genommen“. Überdies steht noch bei den Namen von 14 unter jenen 17 Schülerinnen, sie seien fortgezogen oder weggeblieben. Die Schuld dieser auffallenden Erscheinung lag wesentlich am Lehrer. Das Protokoll sagt von ihm, er habe zwar einen „Hochschein“ von Elementarkenntnissen besessen, seine Behandlung des Unterrichtes sei aber alles Ernstes und aller Würde bar gewesen. Der Rechenunterricht war „erbärmlich“, die vom

Lehrer selbst zusammengestellten Diktate waren „gemein und unschicklich“. Das sittliche Verhalten des Lehrers wird auch geradezu ein schlechtes genannt. Darf es uns da verwundern, wenn wir vernehmen, daß viele Eltern ihre Kinder aus der elenden Schule herausnahmen, und daß sie dieselben lieber in die Armenschule im Klingenthal schickten?

Wenn nicht schon aus dem bereits Gesagten hervorgienge, daß der Unterricht dieser Lehrer ein sehr mangelhafter und geringer war, so würde dies durch die Hinweisung auf die Verteilung der Lehrgegenstände und darauf, was die Woche über in den Gemeindeschulen getrieben wurde, noch deutlicher hervortreten. Manche Lehrer banden sich an gar keinen festen Stundenplan, sondern vertheilten die Unterrichtszeit jeweilen nach eigenem Ermessen. Auch da, wo Stundenpläne vorhanden waren, ließ doch ihre Einrichtung Vieles zu wünschen übrig.

Zu den Gemeindeschulen betrug die wöchentliche Schulzeit 19 Stunden. Davon fielen 11 auf die Vormittage, und zwar auf Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag je 2 (von 8 bis 10), auf Dienstag nur eine Stunde (von 9 bis 10). Zu jenen 11 Vormittagsstunden kamen noch 8 Nachmittagsstunden am Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 1 bis 3 Uhr hinzu. Daß an den Dienstagen die Schule von 8 bis 9 ausfiel, geschah, weil Schüler und Lehrer die auf diese Stunde fallende Wochenpredigt zu besuchen verpflichtet waren. Überhaupt war, um dies hier einzuschalten, die persönliche Anwesenheit bei jedem Gottesdienste, später allerdings auf die Sonn- und Feiertage beschränkt, aber immerhin mit der Beaufsichtigung der Jugend verbunden, welche in der Kirche ihren besondern Platz hatte, eine sehr lästige Verpflichtung für die Gemeindeschullehrer. Die Herren Geistlichen pflegten auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Anwesenheit der Lehrer beim Gottesdienste

mit scharfem Blicke zu kontrolliren und vorkommende Absenzzert zu rügen. Diese Verpflichtung der Theilnahme am Gottesdienste wurde nach und nach weniger scharf geltend gemacht und schließ ums Jahr 1850 ganz ein.

Wir wollen uns mit Zugrundelegung des Stundenplanes der Oberklasse der Münsterschule — die Penzen der übrigen Schulen mögen ähnlich eingerichtet gewesen sein, wenn überhaupt welche bestanden — vergegenwärtigen, was die Woche über in den Schulen getrieben wurde. Auf die Vormittagsstunden war hauptsächlich das „Abhören“ aus dem Nachtmahlbüchlein verlegt. Nur als Ausnahme kam zu jener Zeit das Lesen aus der Hübner'schen Historie oder aus Rochow's Kinderfreund vor. Sechs Nachmittagsstunden wurden mit „Schärfung der Federn“ und Anleitung zum Schönschreiben zugebracht. Die beiden letzten Nachmittagsstunden der Woche waren dem Rechnen gewidmet; da wurde das Einmaleins abgehört oder vielmehr nach demselben stätig wiederkehrenden Rhythmus und in geisttödtender Monotonie abgeleiert und daneben etwas Kopfrechnen getrieben.

In den Knabenschulen kamen zu den 19 regelmäßigen, für alle Schüler obligatorischen Stunden noch 6 Extrastunden hinzu, welche des Vormittags von 10 bis 11 Uhr gegen eine besondere Gratifikation an den Lehrer von Freiwilligen besucht wurden. Diese Stunden waren wechselsweise dem Schreiben und dem Lesen (von deutscher und lateinischer Schrift) gewidmet.

Es ist auffallend, wie das der Oberklasse der Münsterschule vom Jahre 1817 entnommene Pensum so völlig dem schon 200 Jahre vorher den Gemeindefschul Lehrern vorgeschriebenen Stundenplane gleicht. In der „Ordnung der teutschen Schul zu Barfussern in Basel“ vom Jahre 1621 finden wir nämlich in dem 5. Abschnitte, welcher „von den Lehrknaben des

Schulmeisters, was sie durch die ganze Woche thun sollen“, handelt, gleichfalls 19 Stunden wöchentlich angegeben, die meistens der lectio, d. h. dem Hersagen aus dem Katechismus, den Psalmen oder dem Neuen Testament eingeräumt sind. Auch in jenem Stundenplane fallen 2 Nachmittagsstunden aufs Rechnen. Der einzige nennenswerthe Unterschied zwischen den beiden Stundenplänen besteht darin, daß 6, ehemals auf „gebet, sonderlich auß dem Psalter“, auf Katechismus und Gesang verwendete Stunden später, allerdings mit Preisgebung des Gesanges, dem Schreiben hatten Platz machen müssen, und daß zu den 19 obligatorischen noch 6 Extrastunden hinzugekommen waren. Gewiß ein für einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten verschwindend kleiner Fortschritt!

Es wurde also in den Gemeindeschulen herzlich wenig gelernt, wiewohl auf das Lernen im eigentlichen Sinne, auf das mechanische Auswendiglernen von meist unverstandenem Gedächtnißkram, viel kostbare Zeit verwendet ward. Auf die Belebung dieses Stoffes wurde nicht gesehen, und so blieb derselbe wie ein todttes Kapital unfruchtbar vergraben. Für die Knaben war aber doch die Möglichkeit geboten, nach Absolvirung der Gemeindeschule im besser organisirten Gymnasium die Lücken des Wissens und Könnens auszufüllen und Versäumtes nachzuholen. Diese Möglichkeit war den Mädchen gänzlich abgeschnitten. Es bestand nämlich noch keine für Mädchen aller Stände bestimmte Mittelschule. Wohl war auf Anregung der Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1812 die Töchterschule ins Leben gerufen worden; allein das hohe Schulgeld von monatlich 5 Franken alter Währung schloß die Töchter weniger bemittelter Eltern von vorn herein vom Besuche dieser Anstalt aus. Als es sich im Jahre 1818 um die Umgestaltung der Mädchengemeindeschulen handelte, bedauert das Gut-

achten besonders, daß die Mädchen sich nolens volens mit den wenigen Lehrgegenständen, die in ihren Schulen vorkämen, begnügen müßten. Zwar wären diese, wie der Bericht meint, für manche Schülerinnen hinreichend, wenn der Unterricht zweckmäßig ertheilt würde. Für alle diejenigen aber, welche Lust und Fähigkeit zu weiteren Fortschritten besäßen, seien die Lehrgegenstände viel zu kurz bemessen.

Außer diesen Übelständen lasteten noch andere Mängel schwer auf den Gemeindefchulen. Hieher gehört in erster Linie die Zuchtlosigkeit der Jugend, worüber in allen Berichten die bittersten Klagen geführt werden. „Mit der Schulzucht“, heißt es zum Beispiel, „steht es in allen Gemeindefchulen so traurig, daß es der kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln bedarf, um die verwahrlosten Kinder aus ihrer moralischen Verjüngung herauszuziehen.“ Ist es nicht auffallend, daß trotzdem, oder eher weil damals die Jugend für die geringsten Übertretungen und Vergehen den empfindlichsten körperlichen Züchtigungen der Lehrer ausgesetzt war, diese Klagen über Zuchtlosigkeit so laut wurden? Die Zucht oder die Zuchtlosigkeit der Schüler wird allein bedingt durch die Persönlichkeit und den Charakter des Lehrers. Es giebt Lehrer, welche selten oder nie eine eigentliche Strafe verhängen müssen und dennoch die beste Ordnung unter ihren Schülern zu halten vermögen, während andere es mit allen möglichen Disziplinarmitteln nie dazu bringen, daß ihre Schüler wissen, was Ordnung und gute Gewöhnung heißt. Zur Hebung der Zucht und Ordnung unter der damaligen Schuljugend trug allerdings auch nicht bei, daß der hochbeinige hölzerne Esel, auf dessen scharfkantigen Rücken gewisse Übelthäter zur Strafe gesetzt und öffentlich zur Schau ausgestellt wurden, nach seiner Entfernung vom Kornmarkt, wofelbst er früher neben der Schandsäule beim Brunnen seinen

Platz gehabt hatte, auf den Barfüßerplatz zum rechten Gaudium und zur Augenweide der Kinder unmittelbar vor die Fenster der Schule war hingestellt worden.

In zweiter Linie lag der Schulbesuch im Argen. Die Berichte klagen, die Menge der Versäumnisse sei zahllos; das Zuspätkommen schein zur Regel, nicht zur Ausnahme zu gehören. Namentlich wird der lieberliche Schulbesuch der vor der Stadt auf den herrschaftlichen Gütern wohnenden „Lehenkinder“ hervorgehoben. „Im Frühjahr“, heißt es wörtlich im Schulberichte eines Lehrers, „haben sie auf dem Feld ihre Geschäfte, im Sommer Heuet und Ärnt, im Herbst s. v. Kùh zu hüten.“ Der Umstand, daß auch sonst noch über das Viehhüten im Herbst, wodurch der Schulbesuch vieler Schulkinder unterbrochen werde, häufige Klagen vorkommen, deutet auf die noch mehr ländliche als städtische Lebensweise mancher Stadtbewohner hin. Ferner wird bei der Klage über die Schulversäumnisse besonders hervorgehoben, daß gerade diejenigen Schüler, für welche das Schulgeld aus den fiscis, d. h. aus dem Armengute der Kirchengemeinden, bezahlt wurde, die allerfaumseligsten gewesen seien.

Außer der Zuchtlosigkeit und den Schulversäumnissen wird noch das „Überlaufen aus einer Schule in die andere“ ohne Anzeige und das „zur Mode gewordene“ gänzliche Wegbleiben aus der Schule ohne Abschied als Benachtheiligung des regelmäßigen Unterrichtes bezeichnet.

Wenn wir den Gründen nachforschen, wodurch die städtischen Gemeinbeschulen auf einen so tiefen Stand heruntergesunken sind, daß man wenigstens einzelne derselben, wie wir gesehen haben, mit einer schlechten Dorfschule auf gleiche Linie stellte, so haben zu diesem Verfall mancherlei Ursachen zusammengewirkt. Vor allem glauben wir die Unkenntniß der Lehrer mit allem dem, was an andern Orten geschah, und ihr Miß-

trauen gegen alles, was von auswärts herkam, anführen zu sollen. In den Schulen herrschte der am Hergebrachten Klebende, jeder Neuerung sich verschließende Schlenbrian. Von den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und von den Männern, welche besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer lauter und energischer die natürliche Entwicklung des Zöglings gefordert und im Gegensatze zum toden Gedächtnißkram und zur einseitigen materialen Bildung das formale und das praktische Ziel des Unterrichtes in den Vordergrund gestellt hatten, war in die hiesigen Gemeindefschulen vielleicht kaum ein Ton gedrungen. Dadurch geriethen die Lehrer in eine Einseitigkeit, welche, gepaart mit Eigendünkel und Selbstüberschätzung, auf ihre Amtsführung und auf ihren Charakter nicht anders als nachtheilig einwirken mußte. Kein Lehrer hatte ferner weder in seiner Vaterstadt noch anderswo eine auf seinen Beruf vorbereitende Ausbildung empfangen. Bei manchen gieng das eigene Wissen nicht über ein ganz bescheidenes Maß hinaus. Von irgend einer Anleitung, wie der Lehrer es anzustellen habe, um die Kenntnisse und Fertigkeiten auf einfache und faßliche Weise andern, speziell einer ganzen Schulklasse von Kindern und Anfängern, beizubringen, war keine Spur vorhanden. Ebenso wenig dachte einer an Weiterbildung; die wenigsten fühlten das Bedürfniß, das ausgetretene Geleise des hergebrachten Schlenbrians zu verlassen und andere Bahnen einzuschlagen. So verknöcherten und erstarrten die Lehrer. Vom dürrn und erstorbenen Holze aber kann kein frischer Trieb und kein neues Leben ausgehen.

Dazu kam, daß sich der Lehrer in starrer Abgeschlossenheit hielt, und daß er selbst mit seinen nächsten Kollegen wenig oder gar keinen Umgang und Verkehr pflegte. Genährt durch große und auffallende Ungleichheit in der Befoldung, entstand

auf diese Weise ein unfreundliches, unkollegialisches Verhältniß, das der Schule keineswegs zum Vortheil gereichte. Jeder glaubte, genug zu thun, wenn er seinen Unterricht nach eigenem Gutdünken einrichtete. In dieser Einseitigkeit wurde die Lehrerschaft noch bestärkt durch den Mangel an äußerer Anregung und Belehrung; es fehlte ihr die Ermunterung und Ermuthigung durch ein von irgend einer sachverständigen Seite ausgehendes Urtheil. Der Schulmeister mochte sehen, wie er zu recht kam; er war ganz auf sich selbst angewiesen und hatte niemanden, den er um Rath angehen, keinen, an den er sich in zweifelhaften Fällen wenden konnte. Zwar waren die Geistlichen von Amtes wegen die „Aufseher und visitatores“ der Gemeindefschulen. Nicht alle besaßen aber ein Interesse für die Schule; es wird geklagt, die Herren Geistlichen hätten fast niemals den Fuß hinein gesetzt und meistens nur vom Hörensagen gewußt, was darin vorgieng.

Bei diesem Zustande der Schulen ist es nicht zu verwundern, wenn von Seite des Gymnasiums laute und wiederholte Klagen wegen unzulänglicher Vorbereitung der Schüler erhoben wurden. Wer es auch irgend vermochte, schickte seine Kinder in Privatschulen oder ließ ihnen wenigstens neben der Schule Privatunterricht ertheilen. Von den Privatschulen welche den öffentlichen Unterrichtsanstalten mit Erfolg Konkurrenz machten, erwähnen wir die von Professor Christoph Bernoulli, welche allerdings über den Rahmen einer Elementarschule weit hinausgieng und eher unserer heutigen Realschule entsprach, ferner die Hopfsche Schule, sodann die von den Angehörigen der Brudersozietät besuchte Schule im Ringgäßchen, ebenso die noch in sehr bescheidenen Frequenz-Verhältnissen sich bewegende katholische Schule und endlich die Privatschule des Magisters Heinrich Munzinger, eines Mannes, von welchem später noch die

Rede sein wird. Die Ardenschule im Klingenthal ist oben erwähnt worden. Für die Mädchen aber bestand außer der Töchterchule keine einzige Privatschule, und es kann gesagt werden, daß damals weitaus die größte Anzahl der Mädchen heranwuchs, ohne einen ordentlichen Schulunterricht zu genießen.

Aus diesem in jeder Hinsicht unerquicklichen Zustande sollten nun die Gemeindefchulen herausgehoben und in eine Verfassung gebracht werden, welche den Ansprüchen der Zeit an eine Schule und der Bedeutung einer Stadt wie Basel besser entsprach. Pestalozzi stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; sein Name war im Munde aller, welche der Hebung und Förderung des Jugendunterrichtes ihr Interesse zuwandten; der Ruf seiner Anstalt in Yverdon war weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen, und von überall her kamen Männer der Schule und Laien herbei, um die auf neue Ideen und Erfahrungen gegründete Methode seines Unterrichtes an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dem von Pestalozzi empfohlenen und von ihm angewandten Lehrverfahren sollte nun auch in Basel Eingang verschafft und der Unterricht namentlich in den Elementarschulen nach den Forderungen seiner gepriesenen Methode eingerichtet werden.

Wenn wir den Zustand der Schulen, wie er oben ist geschildert worden, ins Auge fassen, so wird man zugestehen müssen, daß die beabsichtigte Umwandlung keine leichte Sache gewesen ist. Um so größerer Dank gebührt daher allen jenen Männern, von denen die Anbahnung einer zweckmäßigeren Schuleinrichtung trotz den unendlich vielen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten ausgegangen ist, welche sich ihrem Unternehmen von allen Seiten hemmend in den Weg gestellt haben. In erster Linie verdient unter den Bahnbrechern eines neuen Zustandes Bürgermeister Heinrich Wieland genannt zu werden,

welcher trotz der Beforgung vieler und wichtiger Staatsgeschäfte, wodurch er sich nicht nur um seinen engern Kanton, sondern um das ganze Vaterland große Verdienste erwarb, seine Mühe mit Vorliebe dem Erziehungswesen gewidmet hat. Mit ihm vereint arbeiteten an der Aufgabe die Appellationsräthe Abel Merian und Samuel Ryhiner, die Professoren Joh. Friedr. Miville und Daniel Huber, Deputat Germ. LaRoche, die Pfarrer Jäsch und Simon LaRoche und Erziehungsrath Balthasar Thurneysen. Es wäre aber ein Unrecht, wenn wir neben diesen Baslern nicht auch des Thurgauers Rudolf Hanhart rühmend gedächten. Dieser Mann, energischen und lebhaften Charakters, war mit den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens vertraut und von den neuen Ideen begeistert. Er hatte sich zuerst als Lehrer an der neugegründeten Marauer Kantonschule, später als Leiter einer von ihm ins Leben gerufenen Lateinschule in seiner Vaterstadt Dießenhofen, wohin er als Pfarrer war berufen worden, den Ruf eines geschickten Pädagogen und eines organisatorischen Kopfes erworben. Als im Jahre 1817 der bisherige Rektor des Gymnasiums, Prof. Fr. Miville, das von ihm mit Auszeichnung bekleidete Rektorat niederlegte, um eine theologische Professur an der Universität zu übernehmen, richteten sich die Blicke der Behörde auf Hanhart. Entgegen der bisher bestehenden Übung, welche nur Bürger zu Ämtern zuließ, wurde der Thurgauer als Rektor nach Basel berufen und sofort als Fachmann und thätiges Mitglied der mit der Umgestaltung des Schulwesens beauftragten Kommission beigegeben. Er ist der erste in der langen Reihe der Männer gewesen, welche seither aus dem Osten unseres Vaterlandes als Lehrer nach Basel gekommen, und denen unsere Schulen für mannigfache Erfrischung und Belebung zu hohem Danke verpflichtet sind. Möchte

auch Hanharts dem bisherigen Herkommen zuwiderlaufende Berufung an eine einflußreiche und hervorragende Stelle und sein weder die Sache noch die Person schonendes Urtheil, verbunden mit einem entschiedenen und durchgreifenden Auftreten, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft manchen Anlaß zu Mißstimmung und Unzufriedenheit darbieten, so verdient doch heutiges Tages der weite Blick und die Unbefangenheit der Regierung, welche einen tüchtigen, allseitig gebildeten Pädagogen an den ihm gebührenden Platz stellte, und das viele Gute, das durch Hanharts Anstoß in unsern Schulen Eingang gefunden hat, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Zunächst wurde im Jahre 1817 durch Entlassung des Provisors an der Münsterschule und durch räumliche Trennung der bisher vereinigten Knabentklassen daselbst ein erster Schritt zur Verbesserung des Zustandes wenigstens einer Schule gethan. Auf Hanharts Empfehlung hin erhielt ein junger Thurgauer Namens Joachim Schneider, der sich unter seiner Anleitung zum Lehrer ausbildete, die erledigte Schulstelle. Es gelang dem neuen Lehrer in kurzer Zeit, die verwilderte Schulsjugend an bessere Sitte und Zucht zu gewöhnen und durch die anregende und ansprechende Methode seines Unterrichts schöne Erfolge zu erzielen und sich die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern in hohem Grade zu erwerben. Es meldeten sich bald so viele Schüler für seine Klasse, daß bei weitem nicht alle konnten aufgenommen werden; zudem weigerten sich viele Eltern, ihre Kinder aus der Unter- in die Oberklasse versetzen zu lassen, indem sie geltend machten, die Schüler würden daselbst doch wieder alles, was sie in der Unterklasse gelernt hätten, vergessen.

Diesem Übelstande konnte nur durch Entfernung des bejahrten Oberlehrers abgeholfen werden. Die Spezialkommission

deutete auch auf eine solche Maßregel hin, wenn sie den Grundsatz aussprach, „daß ein Mann, der im Schulstaub grau geworden sei, aus demselben erlöst zu werden verdiene, ehe er selbst in Staub zerfalle.“ Allein die Entlassung eines auf Lebenszeit angestellten Lehrers gieng damals nicht so geschwind von statten. Man pensionirte zu jener Zeit nicht so leichten Kaufes, und so blieb dem der Übelstand wohl oder übel noch eine Zeitlang bestehen.

Um aber doch einen Fortschritt zum Bessern auch in den übrigen Schulen anzubahnen, griff die Schulbehörde den Gedanken auf, den Lehrern eine theoretische, auf die Verbesserung ihrer Methode abzielende Anleitung ertheilen zu lassen und sie durch die Abhaltung eines besondernurses in die Pestalozzische Lehrweise einzuführen. Mit der Leitung desurses wurde der oben genannte Lehrer Joachim Schneider betraut. Er erhielt den Titel Instruktor, und es wurde ihm für seine Bemühung eine jährliche Gratifikation von 200 Franken zugesichert. Sei es, daß der Name eines Instructors denn doch einen etwas gar zu militärischen Beigeschmack hatte, sei es, daß die Lehrer sich von der fremden, durch einen Fremden vorgetragenen neuen Weisheit wenig Gutes versprachen, genug, die Abhaltung desurses wurde in den Lehrerkreisen keineswegs mit Begeisterung aufgenommen. Die einen verbatensich überhaupt „alle Einweihung in das Pestalozzische Wesen“; die andern sagten, sie seien zu alt, um zum zweiten Male in ihrem Leben in die Schule zu gehen. So zählte der Kurs, der im Februar 1818 seinen Anfang nahm, nur vier regelmäßige und mit Interesse folgende Teilnehmer. Zur Aufmunterung wurde jedem von ihnen, sobald in seiner Schule wenigstens ein Fortschritt zum Bessern wahrnehmbar wurde, eine Remuneration von 20 Franken zuerkannt, während ein fünfter, der sich an-

Kurse sehr nachlässig und unregelmäßig betheiligte hatte, leer ausging. Als die Lehrer mit der Methode hinlänglich vertraut schienen, wurden auch Studierende und solche, die sich dem Lehrerberufe widmen wollten, zur Theilnahme am Kurse eingeladen.

Eine der wichtigsten und folgenreichsten Veränderungen für unser gesamtes Schulwesen, welche in dieselbe Zeit fällt, war aber die Aufstellung von Behörden, die sich ganz besonders die Aufsicht über die Schulen, den Lehrgang, die Lehrer und ihre Unterrichtsweise und über die ganze Organisation der Unterrichtsanstalten zur Aufgabe machen sollten. Denn man hatte die Überzeugung gewonnen, daß der wenig befriedigende Zustand des Schulwesens nicht zum kleinsten Theile in dem Mangel an einer leitenden Behörde und an einer eingehenden, mit Einsicht und Wohlwollen vorgenommenen Beaufsichtigung zuzuschreiben sei. Diesem Mangel wurde nun durch Aufstellung eines Erziehungsrathes und einer besonderen Spezialaufsichtsbehörde oder einer Inspektion für jede Schule eine Ende gemacht. Der am 19. Juni 1818 durch den Großen Rath gewählte Erziehungsrath bestand aus 13 Mitgliedern (4 Kleinrathen, 3 Großrathen, 3 Professoren der Universität und 3 Mitgliedern aus der Bürgerschaft, darunter 2 Geistliche). Präsident wurde Bürgermeister H. Wieland. Nachdem der Erziehungsrath sich konstituiert hatte, wurden von ihm am 25. Juni desselben Jahres die einzelnen Inspektionen bestellt. Derjenigen der Gemeindeschulen, bestehend aus den H. H. Deputaten LaRoche, Pfarrer Jäsch (seit 1821 Pfr. LaRoche) und Erziehungsrath Balth. Thurneysen, wurde anfänglich auch die Aufsicht über die Töchterschule übertragen. Außerdem sollten noch die sämmtlichen Geistlichen jeder Pfarrgemeinde die unmittelbare Aufsicht über die zu ihrer Gemeinde gehörende Ele-

mentarschule ausüben und besonders den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, sowie den Fleiß und die Berufstreue der Lehrer überwachen.

Wenn wir die organisatorischen Arbeiten der neuen Schulbehörden, insbesondere der Gemeindeschul-Inspektion, ins Auge fassen, die häufig sich folgenden Schulbesuche, die Schulprüfungen, die anfangs äußerst zahlreichen Sitzungen, die eingehende Untersuchung einer Menge von besondern Fällen, welche klares Urtheil und taktvolles Vorgehen erheischten, wenn wir die Gutachten und Berichte ansehen, die Sorge für die Beschaffung tauglicher Lokalien, Lehrmittel und Lehrer in Betracht ziehen, so gewinnen wir den Eindruck, daß diese Männer nicht nur mit Verständniß ihre Aufgabe erfaßt, sondern daß sie sich deren Lösung mit aller Gewissenhaftigkeit und Hingebung haben angelegen sein lassen. Wir werden ihren umgestaltenden Arbeiten auch da unsere Anerkennung nicht versagen, wo wir uns mit den von ihnen getroffenen Einrichtungen nicht einverstanden erklären können.

Aus der den Gemeindeschulen erteilten Organisation heben wir als die wichtigsten Punkte folgende hervor.

In den Schulen sollte nur wenig, dieses wenige aber vollständig, gründlich und nach einer erfahrungsgemäß zweckmäßigen Methode gelehrt werden. Über der Entwicklung und Übung der Geisteskräfte sollte die Gewöhnung an Zucht, Ordnungsliebe, Sittsamkeit und regelmäßige Thätigkeit nicht außer Acht gelassen werden.

Die Unterrichtszeit wurde in den Unterklassen der Knabenschulen auf 26, in den Oberklassen auf 28 Stunden wöchentlich erhöht und der Besuch aller Stunden für sämtliche Schüler verbindlich gemacht. Die Schulstunden fielen auf Vormittag von 8—11 und Nachmittag von 1—3 Uhr. Die Schulferien

dauerten im Ganzen 4 Wochen; davon fielen 14 Tage hintereinander auf die Hundstage im Sommer; die übrigen Ferientage, mit Ausnahme dreier Tage zur Fastenzeit, waren ver- einzelte ganze oder halbe Tage.

Die in die Gemeindeschulen eintretenden Knaben sollten das fünfte Altersjahr zurückgelegt haben. Der Kurs war für die später ins Gymnasium übertretenden Schüler auf zwei, für die übrigen Schüler auf drei Jahre berechnet.

Unter den Unterrichtsgegenständen finden wir außer den Elementarfächern des Lesens, Schreibens und Rechnens in der Oberklasse die Elemente der deutschen Sprachlehre, ja sogar die Paradigmata und Konjugationen der lateinischen Sprache als Einleitung zum Sprachunterrichte aufgezählt, eine Forderung, die indessen in ihrem ganzen Umfange unmöglich lange durchzuführen war. Doch erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugendzeit, daß noch ums Jahr 1833 und 1834 in der obern Klasse der Gemeindeschule am Steinenberg die lateinische Deklination durchgenommen und daß einmal ein Schüler gestraft wurde, der das Adjektiv *omnis*, *omne* nicht dekliniren konnte.

Von obligatorischen Lehrmitteln sollte zunächst eine Bibel und ein deutsches Lesebuch ausgearbeitet werden. Die Ausarbeitung des letztern wurde Rektor Hanhart übertragen, zog sich aber durch mehrere Jahre hin und gab wegen des Kostenpunktes Anlaß zu vielfachen Erörterungen. Dem deutschen Lesebuche sollten einige Bogen für die deutsche und lateinische Grammatik angeheftet werden.

Unter den obligatorischen Lehrmitteln wird besonders die Pestalozzische Einheitstabelle hervorgehoben.

Den Lehrern wird die regelmäßige Führung von Abwesenheitslisten und die Aufzeichnung von Notizen für Fleiß und Betragen

zur Pflicht gemacht. Besonders strafbare Vergehen sollten ungesäumt dem Gemeindepfarrer zur Anzeige gebracht werden.

Zu Gegenwart der Gemeindegeistlichen und der Mitglieder der Schulinспекtion sollte alle Halbjahre eine Schulprüfung abgehalten werden. Bei der alljährlich vorzunehmenden Beförderung aus der untern in die höhere Klasse, sowie bei der Entlassung aus der Schule sollte nicht auf das Alter, sondern auf den Fleiß und die Fähigkeit der Schüler Rücksicht genommen werden.

Statt des bisher alle Quartale, frohnfastenlich, bezahlten „Schullohnes“ wurde ein monatliches Schulgeld von 6 Bazen für die Schüler der untern, von 7½ Bazen für die der obern Klasse eingeführt und zugleich die Verfügung getroffen, daß damit die bisher üblichen Geschenke an die Lehrer zum Namenstag, zur Messe und zum neuen Jahr gänzlich abgestellt sein sollten. Damit im Zusammenhange stand die Regelung der Besoldung der Lehrer überhaupt. Es hatte bisher darin je nach den einzelnen Gemeinden und je nach der Schülerzahl eine solche Ungleichheit geherrscht, daß dadurch Anlaß zu beständiger Unzufriedenheit und zu scheelsüchtigen Vergleichen geboten war. Auch stand je nach dem Preise von Korn und Wein, welche Naturalgaben dem Lehrer nach einem Durchschnittswerte als ein Theil der Besoldung angerechnet wurden, in dem einen Jahre das Einkommen höher oder geringer als in einem andern, was ebenfalls Anlaß zu beständigen Klagen bot. Deshalb wurde die in Naturalgaben, beziehungsweise deren Werth bestehende Besoldung aufgehoben und dem Lehrer ein Fixum vom Staate ausgesetzt, das für den Oberlehrer auf 600 Fr., für den Unterlehrer auf 500 Fr. festgesetzt war. Daneben bezog der Lehrer das Schulgeld und hatte freie Wohnung oder in deren Ermanglung eine Entschädigung

von Fr. 80 bis 100. Das Einkommen der Lehrer betrug, die Entschädigung für Wohnung abgerechnet, Fr. 1000 bis 1200. Dazu kam dann noch das zur Wohnung gehörende Holz.

Eine Hauptaufgabe blieb außer dem allem die Anstellung tüchtiger Lehrer. Die Entlassung der ältern Lehrer zog sich bis ins Jahr 1821 hinaus. An ihre Stelle traten jüngere, strebsame Männer, welche die Schulen bald auf einen gedeihlichern Stand zu bringen verstanden, und die zum Theil bis in die neuere Zeit im Segen an unsern Schulen gewirkt haben. Hand in Hand damit gieng die Erstellung neuer Schulgebäude, zu St. Peter, am Steinenberg und im Lustgäßchen. Wenn auch diese Schulhäuser keineswegs als Musterbauten gelten konnten, sondern wenn sie in vielen und wichtigen Stücken den Stempel einer allzuweit getriebenen Sparsamkeit an sich trugen, so war doch durch den Bau der neuen Schullokalen den frühern gegenüber ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht worden.

Nachdem die Knabenschulen soweit geordnet waren, schritt man zur Reorganisation der Mädchenschulen. Erwünschten Anlaß zu deren Umgestaltung bot die im Jahre 1821 erfolgte Berufung des Oberlehrers zu Vorfühern zum Pfarrer nach Kleinhüningen. Als Grundsatz wurde für die neuen Mädchenschulen die Anstellung eines tüchtigen Lehrers, ferner die Aufnahme des Unterrichts in den Handarbeiten und damit die Anstellung einer gebildeten Lehrerin aufgestellt. Jede Mädchenschule sollte 2 Klassen, eine untere und eine obere, enthalten. Lehrer und Lehrerin sollten sich in den Unterricht dergestalt theilen, daß der Lehrer des Vormittags von 8—11 in der obern, des Nachmittags von 1—4 Uhr in der untern Klasse, die Lehrerin ihrerseits Vormittags in der untern, Nachmittags in der obern Klasse beschäftigt sei. Dadurch erhielt der Lehrer 33, die Lehrerin 31 Stunden wöchentlich, die Schul-

kinder aber ebenfalls 33, darunter nicht weniger als 16 (beziehungsweise 15) Arbeitsstunden, was bei aller Hochachtung gegenüber diesem Theil des Mädchenunterrichtes des Guten doch etwas zu viel war. Die fixe Besoldung des Lehrers wurde auf Fr. 800, die der Lehrerin auf Fr. 300 angesetzt; das Schulgeld der Kinder, wozu sich Lehrer und Lehrerin theilen sollten, auf 4½ Batzen in der untern, 5½ Batzen in der obern Klasse. Der Lehrer wurde somit im Einkommen dem Oberlehrer an der Knabenschule gleichgestellt.

Dies die bedeutendsten Änderungen. Es wurde die Errichtung von vier Mädchen-Gemeinschaftsschulen in Aussicht genommen; vorläufig kamen jedoch nur drei zur Ausführung, die zu St. Peter, am Steinenberg und in Kleinbasel. Zu St. Peter und am Steinenberg wurden gemeinschaftlich mit den Knabenschulen neue Gebäude errichtet, in Kleinbasel ein Schulhaus (jetzt Rheingasse Nr. 86) gekauft. Die Errichtung einer weiteren Mädchenschule beim Münster fällt in eine spätere Periode; ebenso die im Reorganisationsplan in Aussicht genommene Erweiterung der Mädchen-Gemeinschaftsschule um eine sogen. Realabtheilung. Mit der Erwerbung der neuen Schulklokalien geschah gleichzeitig die Anstellung von strebsamen, tüchtigen, für ihren Beruf begeisterten Lehrern und von Lehrerinnen. Mit ihnen zog ein neuer Geist in die bisher verwahrlosten Mädchenschulen ein, und dieselben nahmen einen bisher ungeahnten Aufschwung.

Freilich war damals nicht jedermann in Basel geneigt, diesen Aufschwung, den das gesammte Schulwesen nahm, zu würdigen und das Gute an allen diesen Neuerungen anzuerkennen. Der Bürger, dem gegen alles Ungewohnte und Fremde eher eine passive und abweisende Haltung einzunehmen zur andern Natur geworden war, betrachtete alle die mit der Umgestaltung des Schulwesens verbundenen Änderungen mit keineswegs freund-

lichen und wohlwollenden Blicken. Es ist uns hierüber das Urtheil eines solchen Mannes in den handschriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, welche in zwei großen Folianten Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts enthalten. Diese Aufzeichnungen rühren von Magister Heinrich Münzinger her, einem Manne, der sich wohl zwanzigmal um eine freigewordene Schulstelle in der Stadt beworben, die Gunst des Looses aber niemals erfahren hatte. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte er in seiner Wohnung am Spital sprung (jetzt Münsterberg Nr. 4 und 6) eine Privatschule für Knaben bemittelter Eltern errichtet und ließ im Gefühle einer behaglichen, sorgenfreien Existenz die großen und kleinen Zeitereignisse und Weltbegebenheiten an sich vorüberziehen, sie hie und da mit scharfen satirischen Bemerkungen begleitend. Natürlich ziehen die Veränderungen im Schulwesen seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und er läßt seinem bitteren Sarkasmus mit Vorliebe auf diesem Gebiete freien Lauf. Er ist froh, daß er sich nicht von Erziehungsräthen, Pfarrern und „Hanharten“ braucht herumhübeln zu lassen. Besonders schlecht zu sprechen ist er auf die ausländischen Professoren und auf die neu angestellten Schulmeister („Lehrer wollt' ich sagen, denn Meister gibt's jetzt keine mehr; die Erziehungsräthe sind allein Meister über Buben und Lehrer“). Als eine kleine Probe von seiner Anschauung der pädagogischen Neuerungen möge folgender Abschnitt dienen: „Anno 1821 wurden die Hauptmauern der Knaben- und Mädchenschulen am neuen Steinenberg und die der Münsterschule am Lustgäßchen aufgeführt. Der Platz von allen drei neuen Schulhäusern war vorher Gartengeländ. Möchten nur jetzt die lebendigen, jungen Pflanzen so gut gedeihen, wie vorher Grüns, Peterli und Korbeltkraut! Doch wie viel Großes und

Herrliches läßt sich nicht von der Regeneration unserer Universität und unseres Schulwesens erwarten! Man giebt sich alle Mühe, beides in Flor zu bringen. Da werden fremde Meister und Gesellen von nah und fern verschrieben: die alten Professoren werden abgedankt, und Deutsche statt Schweizern lehren jetzt die vaterländische Geschichte und das schweizerische Staatsrecht. Statt der abgedankten Magister haben wir jetzt und zu Jugendlehrern Modelstecher, Nadler und Hästlimacher, Sattler, abgedankte Soldaten und Ehren-Kantonbürger; die müssen alle nach dem Takt der Pestalozzi'schen oder pestilenzischen Pfeife tanzen. Man darf da nur am Schnürchen ziehen, so geht's wie bei den Drathpuppen, alles ohne Stockprügel und Ohrfeigen."

So wurde die Sache damals beurtheilt. Heute aber dürfen wir mit freudiger Genugthuung darauf hinweisen, daß Basel es war, welches zuerst in der Schweiz mit der Umgestaltung und Verbesserung des Schulwesens im ganzen Umfange seines Kantons allen Miteidgenossen mit gutem Beispiel vorgegangen ist. Haben doch selbst spätere Gegner den Anstrengungen für die Hebung des Schulwesens, welche in unserm Kanton in den der unglückseligen Trennung vorangehenden beiden Jahrzehnten sind gemacht worden, ihre Anerkennung nicht versagen können, und nur die durch die Leidenschaft verblendete Parteilichkeit einer politisch aufgeregten Zeit, der die Unbefangenheit des Urtheils abhanden gekommen, hat es versucht, die schönen Neugestaltungen jener Tage zu verkleinern und zu bemängeln.

Wenn aber heute unser Schulwesen auf einer Stufe steht, daß es sich getrost mit demjenigen jedes andern Schweizerkantons darf vergleichen lassen; wenn gegenwärtig die bedeutendsten Ausgaben unseres kleinen Gemeinwesens dem Erzie-

hungswesen zu Gute kommen; wenn wir endlich mit Freude und Dank auf die Entwicklung unserer Schuleinrichtungen hinflicken, welche in mehrfacher Hinsicht auch für weitere Kreise als mustergiltig dastehen, dann geziemt es sich, dem Gefühl der Dankbarkeit den Männern gegenüber Ausdruck zu geben, welche den Boden für diese Schöpfung geebnet und es möglich gemacht haben, daß in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume der Schritt von höchst unbefriedigenden zu den gegenwärtigen Zuständen hat können gethan werden.

Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner.

(1833—1861.)

Sehnsucht.

Eine Sehnsucht nach der ferne
Treibt mich aus
Dem Vaterhaus
In die weite Welt hinaus.

Wer kann diese Sehnsucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt,
Immer wird sie mich begleiten;
Aber nie wird sie gestillt.

In das freie möcht ich fliehen;
Doch die Pflicht
Läßt mich nicht
Aus der Finsterniß ans Licht.

Seh' ich dort die Alpenzinken
Schauend nach dem Süden hin,
Scheinen sie mir zuzuwinken,
Über sie hinaus zu fliehn.

Nach den Alpen möcht ich wandern,
Ach ich seh'n
Mich, zu geh'n
Hin nach jenen grauen Höhn.

Blick' ich auf zum Sternenhimmel,
Forschend der Planeten Lauf
Reißts mich aus dem Erdgetümmel
In die bess're Welt hinauf.

Zu den Sternen möcht ich fliegen,
Aber ach!
Denk ich nach,
Fühle ich mich viel zu schwach.

Wer kann diese Sehnsucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt?
Immer wird sie mich begleiten,
Aber nie wird sie gestillt.

Abendlied.

O senke Nacht dich nieder
Auf meine müden Glieder,
Und decke du
Den Kummer zu
Mit fittigen der Liebe,
Auf daß ich neu
Des Lichts mich freu,
Und mich im Glauben übe.

Eigenthumsrecht eines armen Kindes.

Ach, ich gehör' gar Vielen
Und wenig nur ist mein,
Die Hosen sind dem Bruder,
Das Hemd dem Schwesterlein.

Und diese großen Schuhe,
Die hat mir der Pfarrer geliehn;
Damit ich jeden Sonntag
Kann gehn zur Kirche hin.

Und meine Arm' und Beine
Der lieben Mutter sind,
Das Brot ich ihr verdiene
Als ein gehorsam Kind.

Mein Herz gehört dem Heiland
Und auch dem lieben Gott;
Das nimmt er in den Himmel,
Wenn ich einmal bin todt.

Dissonanzen.

Dissonanzen will ich spielen,
Will ich hören, will ich fühlen,
Denn das All in seinem Glanz
Ist die größte Dissonanz.

Dissonanzen sind die Chöre
Unzählbarer Sterneneere;
Dissonanzenharmonie
Ist des Lebens Harmonie;

Und vor Allem du, mein Herz,
Voller Lust und voller Schmerz,
Bist, so lang der Leib dich bindet,
Nur ein Mißklang, der empfindet!

Aprilsonne.

Aprilsonne,
Bringst wenig Wonne
fürs sehrend Herz;
Durch Wolkenspalten
Schickst du die kalten
Scheinstrahlen erdwärts.

Die falschen Strahlen
Wollen rosig malen
Das weiße Gesicht,
Doch bald ist wieder
Der bleiche Flieder
In Wolken gefüllt.

Und immer trüber
Zieht sich herüber
Ein graues Gewölk;
Streut weiße flocken;
Des frühlings Glocken
Sind bald wieder weß.

Das ist ein Streiten
Der Jahreszeiten,
Ein mächtiger Krieg,
Doch bald wird bringen
Der Lerche Singen
Des frühlings Sieg.

Frühlingsmorgen.

Wenn hell die Glocken klingen
Am Sonntag Morgen früh,
So möcht' ich gerne singen
Die alte Melodie.

Das Lied, das ich gesungen
In frühester Kinderzeit,
Das lieblich mir geklungen
In Schmerzen und in freud,

Das Lied, das ich gelernet
Auf meiner Mutter Schooß,
Das sich von mir entfernet,
Seit ich geworden groß.

Doch ach s'ist mir entfallen,
Das macht mir viel Verdruß;
Ach, ich kann nicht mehr lallen,
Weil ich jetzt reden muß.

Viel andre Lieder haben,
Kaum weiß ich selber wie,
Mir unter Schutt begraben
Die alte Melodie.

O bringe Frühling wieder,
Was Winter mir verschneit:
Die Weisen und die Lieder
Aus meiner Kinderzeit.

Die sieben Schwaben.

Die feinen klugen Herren im ganzen deutschen Land
Verachten und verspotten den schwäbischen Verstand,
Weil sie schon in der Wiege der tiefsten Weisheit voll,
Die erst mit vierzig Jahren den Schwaben wachsen soll.

Und viel Geschichten gehen im Volk von Mund zu Mund,
Die machen klar und deutlich der Schwaben Dummheit kund,
So hab' ein Hase sieben in schänd'ge Furcht gejagt,
Die gegen einen Drachen sich auf den Marsch gewagt.

Wohl kenn' ich sieben Schwaben, die jeder Deutsche kennt,
Die jeder ächte Deutsche nur mit Begeisterung nennt,
Da heißt's: „Ihr, ihr dort augen die Nasen eingespannt,
Auch manchen Mann und Helden gebar das Schwabenland.“

Der erste von den sieben, der hat die Drachenbrut
Bekämpft, bis er ertrunken in Salephs Wasserflut;
Im Frieden mild und gütig, im Kriege fürchterlich:
Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich.

Der zweite, Friedrichs Enkel, erlag, ein Jüngling noch,
Der Drachenbrut, zerschmettert von dem Tyrannenjoch,
Vom Hentkerbeil getroffen, sank er enthauptet hin,
Der letzte Hohenstaufe, der Schwabe Konradin.

Der Dritt, ein alter Degen, ein Recke, kampferprobt,
Dem hat im eignen Lande der alte Drach getobt,
Er schlug aufs Haupt den Bösen, nach ächter Schwabenart —
Graf Eberhart der Greiner, der alte Kaufshebart.

Der vierte war kein Krieger, er war ein Sängerkheld,
Und rückte fromm begeistert mit seiner Mus' ins Feld,
Schwang widern Feind die Leier, die gab so hellen Klang,
Das ist der Friedrich Schiller, der König im Gesang.

Der fünfte tritt als Denker und Dichter gegen Spott,
Unglauben, Wahn und Lüge zur Ehre seinem Gott,
Unüberwunden steht er im alten Kampf noch heut,
Es ist Justinus Kerner, der Geistern selbst gebeut.

Der Sechste gab uns wieder das alte Sagenbuch,
Den Feind des Sangs verfluchte der mit des Sängers Fluch,
S'ist Uhland, der erneute den alten Volksgefang,
Daß wieder hell vom Staufen die Ritterharfe klang.

Der Siebente, der Jüngste, ward uns hinweggerafft,
Nachdem er lang gesungen mit Männermuth und Kraft,
Er blieb ein treuer Kämpfer bis an sein stilles Grab,
Und bis auf seinen Namen war er ein frommer Schwab.

Dies sind die sieben Schwaben, die haben allesammt
Die Drachenbrut befehdet, von heiligem Muth entflammt,
Um ihre Schläfe windet sich grün ein Lorbeerkranz,
Sie strahlen unvergänglich im ew'gen Ruhmesglanz.

Zuversicht.

So lang noch Wahrheit reimt auf Klarheit,
Auf Liebe Triebe; Krieg auf Sieg,
Zwei Silben man für drei darf zählen,
Trochäen statt Spondeen wählen,
Wird es in Deutschland nicht an Dichtern fehlen.

Ein Lied.

Da hab' ich jüngst ein Lied erdacht,
Und wie ich wollte schreiben,
Da hat es sich davon gemacht
Und wollt' im Kopf nicht bleiben;
Es ist dahin
Aus Geist und Sinn,
Des freu ich mich
Herzinniglich,
Kein Bär kann sich dran reiben.

Rath für Jeden aus dem ff.

Wer Dichter werden will, der nehme
Ein Legikon herfür,
Und such' die allerfremdsten Wörter
Und schreib' sie auf Papier.
Die, welche reimen, an das End,
Die andern nach Belieben,
Dann muß er sich drei Stunden lang
Im Silbenzählen üben.
Man setze an die linke Hand
Den Zeigestock der rechten,
Und thue nach der Verse Takt
Mit seinen Fingern fechten.
So wird man ohne Wiß und Geist
Wenn auch kein ganzer Göthe,
Doch ein Genie moderner Art,
Ein classischer Poete.

O du Frühlingszeit, o du Frühlingszeit,
Wie bist du doch so wunderschön,
Wenn vom Schnee befreit, wenn vom Schnee befreit,
Erglänzen Thal und Höhen;
Wenn der Veilchenduft
Aus der Erde dringt,
Und in blauer Luft
Hoch die Lerche singt.
O du Sommerszeit, o du Sommerszeit,
Wie bist du doch so wunderhold,
Wenn die Erde weit, wenn die Erde weit
Voll Sonnengold;

Wenn die Schattenpracht
In den Wald entlockt;
In der Mondennacht
Luft und Lieb frohlockt.

O du Herbsteszeit, o du Herbsteszeit,
Wie bist du doch so wunderbar,
Wenn der Tanz sich reiht
An den Weinaltar.
Wenn der fülle Born
In die Tonne quillt,
Und das Jägerhorn
Lustig scheucht das Wild.

O du Winterszeit, o du Winterszeit,
Wie mein Herz nach dir verlangt,
Wenn im weißen Kleid, wenn im weißen Kleid
Rings die Erde prangt;
Wenn im Eiscrystall
Sich die Sonne malt,
Und das weite All
Diamanten strahlt.

O hätt ich Gold und Perlen
Und blumiges Edelgestein,
Ich schüttete Alles zu fügen
Mein Liebchen dir allein.

Kömt ich dir Kronen geben
Und Königsglanz zumal,
Kömt ich zum Kranz dir winden
Die Sterne ohne Zahl.

Du bist zu schön, ich könnte
Dich schmücken schöner nicht,
Du würdest die Sterne verdunkeln
Mit deiner Augen Licht.

Die Perlen sie müßten sich schämen
An deinem Busen von Schnee,
Laß lieber die Perlen schlummern
Tief unten im blauen See.

So schick ich dir nur Blumen,
Wenn du ans Herz sie drückst,
Wenn du die dunkeln Locken
Mit rothen Rosen schmückst.

Was ich gewußt schon lange,
Sieht dann die Welt im Nu;
Daß von den Schönsten Allen
Die Allerschönste — Du.

Der 3. August 1833.

(Aufzeichnungen eines Augenzeugen.)*

Der 3. August wird in den schweizerischen Annalen und ganz besonders in der Geschichte Basel's eine bedeutende Stelle einnehmen, weshalb ich keinen Anstand nehme, seiner hier zu gedenken, und zwar besonders in Beziehung meiner selbst, da mir die Ehre zu Theil wurde, in den Reihen der städtischen Kämpfer an jenem Tage mitzukämpfen.

Hinsichtlich dessen, was diesem Tage vorausgegangen und auch die Veranlassung dazu war — nämlich der Angriff auf treu gebliebene Gemeinden im obern Kanton — verweise ich auf die Geschichte. Ich meinerseits theilte vollkommen diejenige

* Die nachstehende Schilderung des unheilvollen Tages, seit welchem nun bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist, stammt von Herrn Rudolf Hauser-Oser (geboren den 24. Jan. 1801, gestorben den 8. Jan. 1883) und wurde von demselben unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse in seine Hauschronik eingeschrieben. Was über diesen Mann nach seinem Tode von berufener Seite in der „Allg. Schweizer Zeitung“ ausgesagt worden ist, er sei „ein ächter Basler Bürger im besten Sinne des Wortes“ gewesen, das wird durch den Ton seines Berichtes über den dritten August in überzeugender Weise bestätigt. Die gegenwärtige Veröffentlichung aber, an welche der Verfasser natürlich von Ferne nicht gedacht hat, dürfte gerade wegen der allseitigen Unmittelbarkeit der darin enthaltenen Erzählung in erhöhtem Maße gerechtfertigt erscheinen.

B. R.

Basler Jahrbuch 1884.

10

Ansicht, daß es Pflicht sei, das gegebene Wort (den zu der rechtmäßigen Regierung haltenden Gemeinden, wenn es nöthig sein sollte, zu Hülfe zu kommen) zu lösen, und verbrachte demnach auch einen Theil des Abends des 2. August mit Zurüstung meiner Waffen, Munition zc. um, wenn die Trommel ertönen sollte, gleich bei der Hand zu sein; und damit der Körper die bei einem zu erwartenden starken Marsche und Kampfe erforderlichen Kräfte nicht versage, legte ich mich frühzeitig schlafen.

Samstag Morgens um 3 Uhr den 3. August wurde denn wirklich Generalmarsch geschlagen; die Gefühle, welche diese Trommeltöne erweckten, zu beschreiben, wäre unmöglich; hier meine Frau und zwei Kinder, die ich vielleicht zum letztenmale an mein Herz drücken, nie wieder sehen oder vielleicht nur als Verstümmelter wieder sehen sollte, so daß das Elend nur größer wäre; dort die Pflicht, dem Ruf der Regierung zu folgen und den von zügellosem Volke bebrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Doch hier blieb keine Wahl, — die Ansprüche des Vaterlandes sind größer, heiliger als die von Weib und Kind; wenn jenes ruft, so bleiben diese Gott empfohlen, der stets ein treuer Beschützer der Wittwen und Waisen ist. So tröstete ich mich selbst, meine Frau und mein älteres Töchterlein, küßte noch einmal den Säugling in der Wiege und riß mich in Gottes Namen von ihnen los, dem Sammelplatze unserer Schützen-Compagnie im Steinenkloster zuwendend, wo wir bald bis an wenige Ausnahmen versammelt waren. Mögen wohl die Meisten unter uns mit ähnlichen Gefühlen hingeeilt sein, denn die Stimmung war ernst, ja ernster als bei allen frühern Auszügen, und wenn auch einige darunter durch unzeitige Aeußerungen sich Lust machten, sah man es ihnen doch gar zu gut an, daß auch sie gar wohl fühlten, daß dieser Tag ent-

scheidend und ernst sein werde. Männlich und ernst wurde auch deshalb die Sache behandelt, es fand der Mann sich bei dem Manne wieder, und die Schützen, die in allen frühern Gefechten rühmlichst vorangeeilt, standen muthig entschlossen bereit, die Gefahren mit ihren Brüdern zu theilen, selbst solche, die körperlicher Beschaffenheit wegen vom Dienste befreit gewesen (namentlich der wackere Schützenmeister Benedict Sarasin), wollten nicht zurück bleiben. Da es einige Stunden dauerte, bis zum Ausbruch commandirt wurde, so wurde diese Zeit benutzt, noch etwas Warmes zu genießen, und die es gethan, werden gewiß später froh darüber gewesen sein. Mittlerweile ertönte von der nahe gelegenen Caserne der Standestruppen ein lautes Jauchzen und Vivat-Geschrei, und auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete man mir, daß diese Leute noch mit Branntwein regalirt würden; ich konnte mich da des Gedankens nicht erwehren, daß unsere Vordäter sich auf eine ganz andere Weise zum Kampfe vorbereiteten, und ahnete nichts Gutes von diesen sonst tapferen, aber jetzt mit solchem Geiste beseelten Soldaten, von denen auch mancher nicht wieder kehrte.

Nach langem Warten wurde endlich um 6 Uhr aufgebrochen und zum Meschen-Thor hinausmarschirt. Vor dem Thore zogen die Standestruppen mit dem Contingent und 4 Sechspfündern und 2 Haubißen unter Anführung der Obersten Vischer und Burckhardt über die Birsbrücke der Hardt zu, wo sie von einigen im Walde versteckten Landschäftlern mit Flintenschüssen empfangen wurden; durch unsere Vorwacht vertrieben, zogen jene sich tiefer in den Wald hinein, und unsere kleine Armee von höchstens 600 Mann auf der Straße rechts gegen Nuttenz. Während dieser Zeit rückte das Landwehr-Bataillon auf der geraden Straße gegen St. Jacob und Mönchenstein mit unsern Scharfschützen und einigen Kanonen vor; eine

Compagnie dieses Bataillons nebst 2 Vierpfündern, welchen ich mit 6 Schützen zugetheilt wurde, nahm auf dem Galgenrain, gegenüber dem Hardthügel ihre Stellung. Lassen wir diese einstweilen hier und folgen wir der angreifenden Colonne nach Muttenz. Die Colonne zog sich, da in diesem Dorfe alles ruhig war, und von da aus keinerlei Widerstand stattfand, auf der Straße nach Pratteln; allein bei dem waldigen Vorsprung des Wartenberges wurde sie von den Landschäftlerschützen, die sich im Gebüsch versteckt hatten, beunruhigt. Unsere Truppen zogen sich links, dem Raude der Hardt zu und marschirten so, auf der rechten Flanke durch die Jäger gedeckt, weiter, von dem fortwährenden Plänkeln dieser Letztern, wobei Lieutenant Burtorf und einige Soldaten verwundet wurden, etwas aufgehalten.

Nachdem die Landschäftler von unsern Flanqueurs auf die entlegenen Hügel und Waldungen vertrieben worden, rückte man gegen Pratteln an, worov Halt gemacht wurde. Als die Vorhut in das Dorf einrückte, wurde aus einigen Häusern auf dieselbe geschossen; dies brachte unsere Soldaten in Wuth, und nach Kriegsgebrauch zündeten sie jene Häuser an, welche dann die hochlodernde Flamme noch andern mittheilten, so daß 8—9 Häuser ein Raub derselben wurden. Dieses Ereigniß konnte nur von bösen Folgen für unsere sonst so gerechte Sache sein, denn gleichwie unsere Miliztruppen, welche an dergleichen Kriegsscenen nicht gewöhnt waren und überhaupt den Landbewohnern nicht Zerstörung, sondern Frieden und Recht in einer gesetzlichen Regierung und Ordnung bringen wollten, dadurch bestürzt wurden, geriethen die Landschäftlichen in Wuth, welches ihre Führer trefflich zu nutzen wußten, um sie zur Standhaftigkeit und zum Muth anzufeueren. Durch einen, ich darf wohl sagen unzeitigen, Halt, den unser Anführer machen

ließ, fanden die Soldaten Muße, dem fatalen Ereigniße, das sie ohnehin stets vor Augen hatten, nachzudenken, und ich bin überzeugt, mancher Feige fand bei andern für die Rückkehr Gehör, was bei raschem Vordringen nicht geschehen wäre.

Nach einstündigem Rast wurde endlich gegen die Hülftenschanze aufgebrochen, nachdem unsere Plänkler stets gegen das Dehrli beschäftigt gewesen, den Feind zu verdrängen, der sich auch mehr gegen Frenkendorf zog.

Die Garnisonstruppen halten sich auf der Straße von Pratteln nach Frenkendorf rechts am Fuße der walbigen Hügel, während das Contingent und die Artillerie mehr links auf der Landstraße nach den Bannreben ziehen.

Die Standestruppen unter Anführung ihres wackern Obersten Burckhardt bringen rasch vorwärts und es gelingt ihnen bald, den Feind aus der Hülftenschanze zu vertreiben und über den Hülftengraben zu verdrängen; das Contingent und die Artillerie hingegen werden auf der Landstraße durch die Landtschaftliche Artillerie, welche auf dem rechten Ufer der Ergolz eine Verschanzung zwischen Augst und Füllinsdorf inne hatte, begrüßt und aufgehalten. Man zog sich ab der Straße links, um aus der Schußlinie der feindlichen Batterie zu kommen; und um dieselbe zu demontieren, wurden unsere Kanonen bei der Griengrube am Wege, welcher von der Landstraße nach Augst führt, aufgefahen; dadurch daß die Landtschaftler ihre Schanze mit Schießcharten versehen, konnten sie unserer Artillerie, welche links der Schußlinie aufgestellt, nichts anhaben, während wir die Schanze mit unsern 6 Pfündern und Haubitzen frei bestrichen.

Wenden wir uns wieder zur Landwehr. Während soeben Erzähltes alles vor sich gieng, stellte Oberst Weitnauer sein Landwehrbataillon auf dem linken Birsufer beim Dreispitz auf, schob Vorposten nach St. Jacob und über die Birs nach der

dortigen Schanze, sowie auch gegen Mönchenstein, Reinach und auf das Brudersholz. Eine Landwehr-Compagnie mit Artillerie saßte beim Galgenrain Posto, bei derselben war ich, wie Anfangs erzählt, mit 6 Scharfschützen; mehrere Stunden waren wir da, Patronillen giengen und kamen, auch ich unternahm eine mit zwei von meiner Mannschaft (Balthasar Fischer und Benedict Sarasin) nach St. Jacob, mehr eigentlich um uns dort zu erfrischen. Als wir da waren (9—10 Uhr Morgens), kam Wittmeister Forcart angesprengt mit dem Befehl, daß die Scharfschützen eilends aufbrechen und nach dem Kampfplatze so schnell wie möglich marschiren sollten, er ertheilte uns zugleich den Rath, die Landstraße durch die Hardt zu wählen, indem der Weg hinter der Hardt und Muttens durch die in dem Gebüsche des Wartenbergs versteckten Landschäftler sehr unsicher gemacht sei. Nachdem nun die Schützen zusammen gezogen, in St. Jacob ein Pferd und Wagen, mit Stroh für allfällige Verwundete, einem Fäßchen Wein und Brod beladen, in Requisition gesetzt, zogen wir, im ganzen 39 Mann ab. Gleich Aufands der Hardt hörten wir den Pistonknall eines Stuzers, wir sahen uns nach dem Gebüsche um, hörten und sahen aber weiter nichts und giengen weiter; später begegneten uns zwei Mann von denjenigen, welche zur Besorgung von Verwundeten mit auszogen, sie sagten aus, daß feindliche Mannschaft in den Gebüschen der Hardt anflanerten, von welchen sie auch gefangen genommen, aber wieder losgelassen worden. Wir nahmen unsere Maßregeln, blieben aber den ganzen Weg über unaufgefochten; mag es vielleicht daher kommen, daß, da wir keine Uniformen, sondern nur grüne Kleider und Mützen trugen (den landschaftlichen Schützen viel ähnlich), man uns für solche hielt. Bald sahen wir den Rauch der eingescherten Häuser in Pratteln und mehr links denjenigen von einer furcht-

baren Kanonade; bei dem Hohen Raine angelangt, hörten wir das Einschlagen der feindlichen 4Pfünder Kugeln. Hier zogen wir uns von der Landstraße links dem Raine hin nach den Wannenreben; da stellte sich uns das ganze Kriegstheater dar. Vor uns lagerten dem Raine entlaug eine Menge Infanteristen des Contingents, die ich beim ersten Anblick für Verwundete hielt; allein bald wurde ich gewahr, daß sie sich nur aus Mattigkeit oder andern Ursachen von dem Kampfplatz zurückgezogen hatten; denn unten am Raine hart am Fuße desselben war die Ambulance, wo soeben Verwundete verbunden und auf Wagen gebracht wurden.

Etwas weiter durch Gebüsch masquirt hielt Oberst Wischer mit der Artillerie, die eben noch damit beschäftigt war, die feindliche Batterie zu beschießen; rechts ab der Straße bei den Wannenreben stand das Infanterie-Contingent, Front gegen das Dehrli, während weiter hinaus bei der Hülfsten-Schanze und bei der Griengrube am Hülfstengraben die Standestruppe focht. So stunden die Sachen, als wir Schützen anlangten; wir meldeten dem Obersten Wischer unsere Ankunft und ließen ihn bitten über uns zu verfügen, worauf er uns wissen ließ, daß, sobald die feindliche Batterie zum Schweigen gebracht, man vorwärts marschieren werde; mittlerweile möchten wir von unserm schnellen Marsche ausruhen. Wir lagerten uns denn auch an den Raine hin, erlabten uns und Andere von dem mitgeführten Wein und Brod und sahen den feindlichen Kanonenkugeln zu, welche, zu viel rechts abgeschossen, auf dem zu unserm Füßen sich ausdehnenden Felde die Nester von den Bäumen schlugen; einige Soldaten belustigten sich die Kugeln einzusammeln. Der Feind mußte sein Fehlschießen gewahren und verbesserte sich, denn immer näher und näher flogen die Kugeln an uns heran, so daß endlich die Ambulance genöthigt war,

sich am Fuße des Raines einen andern sichern Platz zu suchen. Dieses Spiel des Todes brachte mich auf ernste Gedanken; jetzt ruh'st du noch mit gesunden Gliedern hier auf dem Rasen — bald vielleicht mit zerschmetterten, oder wohl gar todt — was wird dann aus den lieben Meinigen werden —; stille empfahl ich sie und mich Gott, dem Alleschützenden, und von dem Augenblicke an genoß ich eine Seelenruhe, eine männliche Festigkeit, mit der ich auch jeder nachherigen Gefahr ruhig und mit kalter Ueberlegung in's Auge sehen konnte. Hauptmann Laubheim, der neben mir saß und mich, wie es scheint, beobachtet hatte, sagte zu mir, „Sie sind so stille, fehlt Ihnen etwas?“ — „Nein, Herr Hauptmann, ich war nur noch einmal Gatte und Vater, von jetzt an aber sollen Sie nur den Krieger in mir sehen“ — war meine Antwort. Ich stund auf, und im gleichen Augenblick kam der Befehl zum Vorrücken; die feindliche Artillerie war durch das wirksame Feuer der unsrigen aus der Birchschanze vertrieben worden, und es galt nun die Tapfern unter Oberst Burckhardt zu unterstützen, um dann vereint weiter gegen Diestal zu ziehen. Unser rechter Flügel, welchen eben die Garnisonstruppen bildeten, hatte in der Zwischenzeit einen harten Stand; ihr Muth konnte durch nichts aufgehalten werden, mit Angestüm drangen sie vor, erstürmten die Hülfstschanze und wendeten sich nun weiter rechts nach der zweiten Schanze, welche die Landschäffler bei der Oriengrube am Wege nach Frenkeudorf aufgeworfen hatten. Die Feinde, wohl ahnend, daß hier der Schlüssel zu Diestal sei, vertheidigten diesen Posten hartnäckig, sie rafften alle ihre Kräfte zusammen; schon schwankten sie — allein da sie sahen, daß die Standestruppe von den übrigen (welche, wie gesagt, durch das Feuer der Augster- oder Birchschanze aufgehalten) nicht unterstützt wurde, und sich diese zu weit vorgelassen, drangen sie,

nachdem sie von Viestal her einige hundert Mann Verstärkung erhalten, von allen Seiten wieder vor, so daß die heldenmüthige Standestruppe einem dreifachen Feuer ausgesetzt war, besonders von hinten demjenigen von landschaftlichen Schützen, welche sich wieder in das Dehrli hinunter gewagt hatten. In demselben Augenblick (gegen 1 Uhr Mittags) wurde denn auch bei uns zum allgemeinen Ausbruch geschritten; eine Jäger- und unsere kleine Schützen-Compagnie marschirten der Hülfstenschanze zu; herwärts derselben schwenkten wir rechts in das Feld, bildeten die Kettenlinie gegen das Dehrli und eröffneten das Feuer gegen die daselbst befindlichen Schützen. Schon im Hinweg stießen wir auf viele Verwundete, die sich theils selbst zurückschleppten oder geführt und getragen wurden, unter Andern auch den Garnisons-Lieutenant Ed. Burckhardt, welcher schon 1832 bei Gelterkinden verwundet und damals gefangen nach Viestal geführt wurde. Der Frau eines Soldaten der Standestruppe, deren Sohn auch als Tambour zugegen war, und welche als Markbedenterin mitgezogen, sah ich mit Wohlgefallen zu; denn muthvoll holte sie die Gefallenen aus den Reihen und brachte sie zurück, des Kugelregens nicht achtend, wenn schon eine derselben ihr den Kamm vom Kopfe gerissen. Wie viele Kugeln nutzlos verschossen wurden, bemerkte ich ebenfalls hier, denn viele der bei uns befindlichen Jäger schossen 40—50 vor sich in den Boden, während sie auf die einige Hundert Schritte von uns entfernten Landschäftler schießen wollten. St. Rhiner-Bischoff und ich machten sie darauf aufmerksam und sagten ihnen, höher zu zielen. Wir wollten eben dem Feind näher auf den Leib rücken, als man den Commandanten der Standestruppen Oberstlieutenant Burckhardt, welcher am Fuß verwundet war, an uns vorüberführte; bald darauf hörte ich sagen: „man geht zurück,“ und dieses fatale

Wort gieng schnell von Mund zu Mund. Ich konnte es nicht fassen, daß man jetzt im entscheidenden Augenblick umkehren wollte und eine Sache, die sich jeden Augenblick zu unserm Vortheil entscheiden konnte, aufgeben wolle; — ich sah mich um und erblickte nicht weit von mir den Obersten Wischer, ich eilte zu ihm und sagte ihm: „Herr Oberst, man spricht da vornen vom Zurückgehen, dem wird ja doch nicht so sein, — lassen Sie uns doch mit frischem Muth angreifen, wir werden uns bald Bahn gemacht haben!“ Seine Antwort lautete wörtlich also: „was wollen Sie machen? das Contingent der Infanterie hat sich bereits geweigert, weiter zu marschieren.“ — „So lassen Sie uns in bester Ordnung zurückkehren, denn wir haben den Rücken nicht mehr frei!“ rief ich ihm noch zu und eilte mit betäubtem Herzen zu meiner Compagnie, denn mir ahnete nichts Gutes. Hauptmann Kündig, der seiner Obersten Burckhardt ersetzen sollte, hatte seinen Posten verlassen und kam allein zurück; bald darauf sahen wir auch auf unserer Linken die Standestruppen vom Hülfstengraben mit Blut und Schweiß bedeckt, herankommen. Nun wurde die Retirade allgemein, — das Contingent (Schande seiner Feigheit bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen), statt die Standestruppen, die nun schon mehrere Stunden im Feuer gestanden, aufzunehmen, machte sich zuerst davon, so daß diese Braven, wie diesen Morgen stets voran, jetzt auch den Rückzug decken mußten. Als die Landschäftler unsern Rückzug bemerkten, erhoben sie ein wildes Geschrei; in dem Dohrli und den benachbarten Hügeln wurde alles lebendig, alles rannte Pratteln, dessen Nebgelände und der Harbt zu, um uns hart in der Flanke zu nehmen und den Heimweg zu versperren; auch die jenseitige feindliche Artillerie, die sich aus der Birchschanze zurückgezogen hatte, regte sich wieder und beschoß aus einem

Wäldchen oberhalb genannter Schanze unsere Colonnen — traf aber nie, nur einmal, als gerade bei den Wannenreben Major Rhyner seine Scharfschützen wieder gesammelt, sauste uns eine 4pfünder Kugel hart über den Köpfen weg und schlug hinter der Colonne ein, flog aber wieder über einen Theil derselben links, ohne Schaden zu thun, ab.

Nun war auch unsere Schützen-Compagnie nicht mehr zu halten, sie stieb auseinander und stoh in der Mehrzahl dem Rain zu, wo wir am Morgen rasteten; erstaunt so wenig Muth bei diesen Leuten zu sehen, blieben wir Wenige einen Augenblick stehen und berathschlagten, was nun zu thun sei. Wir giengen den Andern nach, riefen ihnen zu, doch nicht so zu eilen, allein als wir an den Rain kamen, sahen wir die Reisten unten über Feld und Wiesen mit vielen Infanteristen dem rothen Hause zulaufen, sie drängten sich zu den Wagen von Verwundeten, welche den gleichen Weg fuhren, um demselben scheinbar als Escorte zu dienen. — Ueberlassen wir sie ihrem eigenen Gewissen, diese Schande zu verantworten!!! Ich zog oben dem Raine nach, schon flogen Flintenkugeln von den Pratteler Neben her an uns vorüber und verwundeten Einige — ein Wagen mit Verwundeten, dessen Fuhrmann, ob aus Bosheit (es hieß, er sei vom Lande) oder weil die Pferde von dem Bischen der Kugeln und dem furchtbaren Tumulte scheu geworden, zu weit an den Rain hinausfuhr, leerte um; die armen Verwundeten wurden aus dem Wagen geschleudert — ich half denselben wieder zurecht, sie fuhren weiter. Bei diesem Anlaß kam ich an den Fuß des Raines — da wäre ich freilich vor der Hand von den feindlichen Kugeln sicher gewesen, allein ich schämte mich die Gefahren nicht mit den Braven zu theilen und stieg den Rain wieder hinan auf die Landstraße. Auf unserm Wagen, den wir von St. Jakob mitge-

nommen, und auf den ich hier wieder stieß, lagen drei Verwundete der Standestruppe und ein Adjutant-Unteroffizier des Contingents, der sich für verwundet ausgab, aber wie ich nachher erfuhr, nur betrunken war; ich mahnte den Fuhrmann zu eilen, um nicht von den Feinden eingeholt zu werden, er that es, allein nie entrinnt der Mensch seinem Schicksal, wie wir später vernehmen werden.

Bei dem Hohen-Rain-Gut vorbei, erblickte man gegen der Hardt hin einige Truppen; zuerst glaubte man, es sei eine Vorwacht unserer Landwehr, allein bald hieß es, es wäre Blarer mit den Birseckern, und ihre Kugeln, die sie auf uns abfeuerten, ließen uns nicht lange im Zweifel. Unsere Truppen ermanuten sich bei Anblick des Feindes. — Vorwärts d'rauf zu! schrie man, die Vordersten fällten das Gewehr, um ihn mit dem Bajonet zu begrüßen, allein die Elenden wollten nie wie Männer fechten, sondern zogen sich in das Gebüsch, um von da aus, Räubern ähnlich, auf uns zu schießen. Ich kannte keine Furcht mehr, lief über die Landstraße hinüber, stellte mich auf circa 100 Schritte dem Gebüsch gegenüber im freien Felde auf und feuerte auf die Kerls, die ich hin und wieder im Gebüsch sich bewegen sah, tüchtig los — nur einer von der Schützen-Compagnie, der zum ersten Mal einem Gefecht beiwohnte (Vernouilly-Werthemann, Apotheker) folgte meinem Beispiel. Nun schwirren aber auch die Kugeln wie Mücken um mich her; doch zum Beweise, daß die Vordersten nicht immer getroffen werden: ich blieb gewiß fünf Minuten lang an dieser gefährlichen Stelle unverfehrt, während manche der an und über mir hinweg geflogenen Kugeln einen weiter hinter mir dem rothen Hause zueilenden Gefährten traf.

Meine Stellung wurde aber noch bedenklicher, da unsere den Pratteler Rain hinunter eilenden Soldaten ebenfalls auf

das Gebüsch schoßen, und ich somit zwischen zwei Feuer kam; ich rief Bernouilly zu, sich ebenfalls zurückzuziehen, und wir gewannen die Landstraße. Da angelangt, sehe ich den Artillerie-Major Wieland mit seinem Pferd stürzen; er liegt unter demselben, wird von einigen Leuten hervorgerissen, steht auf und eilt weg. „Da geht er,“ sagte ich zu einem neben mir stehenden Tambour der Artillerie, „und er denkt nicht daran, seine Pistolen, die ihm wohl noch gute Dienste leisten könnten, mitzunehmen.“ Der Tambour geht zu dem hingestreckten Pferde, die Pistolen zu nehmen, wie er aber den Deckel der Halfter anrührt, streift eine Kugel so nahe, daß ich glaubte, sie habe ihn berührt; er läßt den Deckel wieder fallen, ein anderer nimmt dann dem Pferde Zaum und Sattel ab, welches ihn reut, liegen zu lassen; ob er damit in die Stadt gekommen, weiß ich nicht.

Jetzt gieng es den Berg hinunter, da treffe ich wieder unsern Wagen mit den Verwundeten und dem betrunkenen Adjutanten, welcher, da von der linken Flanke aus dem Hardegebüsch Kugel auf Kugel folgte, den Fuhrmann zwang, von der Straße rechts abzulenken; als ob er ein paar Schritte mehr rechts in freier Wiese sicherer gewesen! Allein da er den tiefen Straßengraben passiren mußte, so schlug der Wagen um. Die Verwundeten schriegen um Hülfe, der Adjutant aber (der Glende!) steht auf und läuft davon; nebst andern eilte ich zu Hülfe und half den Wagen zurecht machen und die Verwundeten wieder darauf thun, denen sich ein Viertel, ein Kanonier, beigefellte: der Arme glaubte sich da geborgen und ahnte nicht, was ihm bald darauf bevor stund. Als der Fuhrmann wieder in die Straße eingelenkt, empfahl ich ihm wiederholt so schnell wie möglich zu fahren und nie mehr von der Straße abzulenken; im gleichen Augenblick erhält das Pferd einen

Schuß in den Leib, der dasselbe zwar nicht am gehen hindert; die Wunde verstopfte der Fuhrmann mit Papier. Er treibt sein Pferd an, das bald darauf noch einen Schuß in den linken vordern Fuß bekommt und nun nur mühsam seine Last ziehen kann; „macht in Gottes Namen, daß Ihr vorwärts kommt, sonst seid Ihr verloren!“ rief ich dem Fuhrmann zu, und sah mich nach Männern um, die nach dem Gebüsch dem Feinde auf den Leib gehen würden. Bei dem Scheidewege zwischen Auggt und Pratteln stöße ich auf den Artillerie-Hauptmann Stehlin; „ein böser Tag“, rebete er mich an — „ja, Hr. Hauptmann! aber lassen Sie uns noch unser Möglichstes thun, lassen Sie Ihre Piece einige Kartätschen in jenes Gebüsch schleudern und wir werden Ruhe von diesem Volke haben, das sich nirgends zu zeigen wagt“, war meine Antwort. Hauptmann Stehlin versicherte mich aber, daß bei der gänzlichen Auflösung der Infanterie er es nicht wagen dürfe, abproben zu lassen, aus Besorgniß, ohne Unterstützung seine Kavone, für die er denn doch verantwortlich, zu verlieren; — ja der Fahrknecht drohte sogar, mit dem Proßwagen davon zu fahren, und Schlepptaue hatte man unglücklicher Weise zu Hause gelassen, da bei der Combination dieses Feldzuges wahrscheinlich nicht daran gedacht wurde, daß man sie gebrauchen könnte. Ich wünschte diesem wackern Hauptmann, der schon viele seiner Leute verloren, selbst den Wischstock geführt, und den es schmerzte, daß alles so gegangen, glückliche Heimkehr, schoß, nur daß auch von unserer Seite noch geschossen wurde, nach dem Gebüsch, wo der Rauch der auf uns abgeschossenen Gewehre uns die Stellung der Buschmänner kund that.

Die Standestruppe, die beim Rückzug immer die Nachhut hatte, hielt bis dahin noch bestmöglichst zusammen; allein die Braven, die stets und unaufhörlich im heftigsten Feuer ge-

wesen, konnten nicht das Unmögliche leisten; jeden Augenblick wurde einer um den andern kampfunfähig, getroffen stürzten viele zusammen oder schleppten sich mühsam nach. Jetzt, da sie sahen, daß sie allein ausharren sollten, wurden sie unwillig, und auch diese geübten Krieger, die bis dahin in guter Ordnung sich zurückgezogen, brachen nun aus ihren Reihen; ihre Offiziere vermochten wenig mehr über sie, so daß selbst der kühne Muth des Lieutenant Wick, welcher sich auf ein Pferd gesetzt, auf der linken Flanke hin und her sprengend, oft gegen das Gebüsch und dann wieder gegen seine Leute anfeuernd und antreibend sich wendend, es nicht mehr vermochte, dieselben zum Stehen zu bringen. Es war selbst nahe daran, daß einige von diesen Soldaten in ihrem Unmuth sich gegen uns selbst gefehrt hätten; „nie hätten wir geglaubt, daß die Baslerbürger uns im Stiche lassen und uns so allein kämpfen ließen“, riefen einige vor mir her gehende, tobend aus. „Ihr habt Unrecht, Kameraden!“ rief ich ihnen zu, „euch so zu erzürnen; ich bin auch einer dieser Bürger, und ihr seht, ich theile mit euch jede Gefahr; macht durch Unmuth das Unglück nicht noch größer, sondern laßt uns fest zusammenhalten.“ Einer derselben machte sogar Miene, auf den Obersten anzuschlagen, und ich mußte ihm alles mögliche vorstellen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

So kamen wir dem rothen Hause näher, allwo ich hoffte, daß es den Anführern gelingen würde, die Leute zum Stehen zu bringen und von da aus den Rückzug durch die Hardt in Ordnung zu bewerkstelligen; allein die Feigsten gaben auch da das böse Beispiel und rannten ohne Unterlaß dem Walde nach der Hardt zu. Nur dadurch, daß beim rothen Hause alles, was auf der obern Matte am Rhein marschirte, sich wieder auf die Straße ziehen mußte, entstand ein kurzer

Halt; wir beim Nachtrabe waren noch immer den feindlichen Kugeln ausgesetzt. Noch ehe wir das rothe Haus erreichten, erblickte ich mehrere Insurgenten, die aus dem Gebüsch hervortraten und auf unsern mit den 4 Verwundeten beladenen, mühsam sich fortschleppenden Wagen losgingen. „Soldaten!“ rief ich einigen der Standestruppe zu — „kommt zurück und laßt uns jenen Wagen retten, es liegen 3 der Euren darauf; fallen sie den Insurgenten, die ihr dort sehet, in die Hände, so werden sie schonungslos umgebracht!“ aber ach! schon war jeder nur auf sich selbst bedacht; keiner wollte mit mir die Rettung wagen, nur zwei schossen ihre Gewehre gegen den Feind, aber ohne Erfolg, ab. „Großer Gott hilf mir diese armen Menschen retten!“ sagte ich bei mir selbst, nahm meine Büchse, kniete nieder, theils um weniger bemerkt zu werden, theils um den linken Arm auf dem linken Bein aufzustützen und sicherer zielen zu können. Triffst du Einen, so werden sich die Andern mit ihm beschäftigen und der Wagen wird Zeit gewinnen, dachte ich, zielte bedachtsam kaltblütig, scharf auf die Brust eines jener Menschen, schoß — und traf doch nicht. (Die Ursache davon mag wohl die gewesen sein, daß, da ich nur auf circa 60 Schritte entfernt war, und unsere Büchsen auf den Kernschuß von 200 Schritten eingeschossen, ich überschossen habe.) Nach dem Schusse stand ich auf, lud meinen Stutzer schnell wieder, um einen zweiten Schuß zu thun; allein die Insurgenten, welche nun bis auf 8—10 angewachsen, bemerkten mich und schossen auf mich, ihre Kugeln aber pfliffen glücklich an mir vorüber; denn hätte mich eine getroffen, ich hätte nicht mehr entrinnen können und das Loos jener Unglücklichen auf dem Wagen getheilt, die nun wirklich angehalten, von dem Wagen steigen mußten und nachher ermordet wurden.

Es blieb mir nun nichts übrig, als an meine eigene

Sicherheit zu denken; denn als ich mich umsah, war ich weit hinter der Nachhut zurück, so daß ich befürchten mußte, abgeschnitten zu werden, und eilte demnach zu ihnen zu kommen; erreichte sie auch glücklich am rothen Hause. Hier hielt man sich wie schon gesagt nicht auf, Einzelne bloß erfrischten sich, und wie ich zu bemerken glaubte, suchten einige Verwundete hier ein Unterkommen, das aber denselben zum Verderben gereichte; denn sie wurden bald nachher von den Landschäftlern aufgefunden und ermordet. Da das rothe Haus in ziemlicher Entfernung von dem Hardtgebüsch steht, so wurden wir hier wenig von dem Feinde beunruhigt, der nie in das freie Feld zu treten wagte; zwischen dem rothen Hause und dem sogenannten äußern Hardthügel liegt die Waldung wieder mehr gegen die Landstraße vor, und da begann dann wieder ein heftiges Feuer der daselbst auf uns lauenden Schützen von Ruttenz 2c., die, in die Masse hineinschießend, nicht leicht fehlen konnten. Unsere Leute zogen sich wieder ab der Straße auf die Wiese rechts, ich fand aber, daß man gerade da dem feindlichen Feuer am Meisten ausgesetzt sei; indem die Landschäftler nie uns entgegen zu treten wagten, sondern hauptsächlich uns nachschossen, so waren die dem Rheinufer sich nähernden weit mehr ihrem Feuer bloßgestellt als diejenigen, die sich auf der linken Flanke hielten; ich blieb demnach auf der Straße und sah Manchen auf der Wiese getroffen stürzen. Hier stieß ich wieder auf den Artillerie-Major Wieland, welcher neben der Straße, rechts auf der Wiese gieng; er schien mir sehr niedergeschlagen, was ich hauptsächlich seinem gehalten Unfall mit dem Pferde zuschrieb; ich sprach mit ihm, und kam nach abgebrochenem Gespräch auf 2—3 Schritte ihm voraus, da höre ich plötzlich hinter mir etwas heftig zu Boden schmettern; ich wandte mich um — und er lag ausgestreckt, auf seinem An-

gestichte. „Gott! der Major!“ schrieen zugleich einige hinter ihm herkommende Kanoniere, und sprangen gleichzeitig mit mir hinzu. Der arme Major wurde aufgehoben, allein sein Kopf sank tief in die Brust, Blut quoll heftig aus Nase und Mund, seine Augen waren gebrochen, er war todt! — Eine Kugel drang ihm unter der linken Schulter hinein durch das Herz; und dem schweren Sturz zu Boden nach zu urtheilen, muß er völlig schon todt gewesen sein, ehe er denselben ganz erreichte. Ich muß gestehen, daß dieser Fall mich tief erschütterte; wenn näher und ferner von mir ich manchen fallen sah, so nahm ich es als nun einmal in des Kriegers unvermeidlichem Loose liegend standhaft auf; aber hier war nicht mehr der Kriegsmann, sondern nur der gute Familienvater und seine jetzt so plötzlich verwaist gewordene Wittve und Kinder vor meinen Augen, daß es aller Vernunft und Standhaftigkeit bedurfte, der Jammertöne sich zu enthalten.

„Wir nehmen unsern Major, todt oder lebendig, mit,“ hieß es, und vier Mann hoben ihn auf, um ihn nach einem Wagen zu tragen, doch Kugel auf Kugel zischte und schlug ein, so daß bald zwei der Träger verwundet wurden; die beiden andern schleppten den Leichnam noch eine Strecke fort, doch bald wurde es ihnen zu mühsam, und da die Wagen schon zu weit entfernt waren, so hieß es: „laßt ihn in Gottes Namen liegen, er ist ja todt, wir müssen ja selbst Verwundete zurücklassen“ — und so ließ man den guten Major liegen. Niemand konnte sich Zeit nehmen, noch etwa Uhr, Epauletten oder dergleichen für seine Familie mitzunehmen; denn das Gebüsch zur Linken lag uns jetzt zu nahe, um nicht befürchten zu müssen, bei nur kurzem Aufenthalte von den Insurgenten gefangen zu werden; durch das Laden meines Stuzers aufgehallen, blieb ich stets in den hintersten Reihen. Es wurde mit jedem Au-

genblicke furchtbarer; dichter schwirrten die Kugeln, jammernd stöhnten die Verwundeten, „nehmt uns mit, laßt uns nicht liegen“ — umsonst! es war keine Möglichkeit, sie mußten ihrem Schicksal überlassen bleiben. Zwischen dem rothen Hause und dem äußern Hardthügel verloren wir die meisten Leute, die zwar bis auf Einige nur verwundet, aber von den nach-eilenden Insurgenten todtgeschlagen wurden.

Ein großer Theil der Infanterie eilte nun der sogenannten Au zu, wodurch sie freilich dem Feinde aus dem Schusse kam; allein pflichtgetreu hätten diese Leute bei dem Hauptcorps bleiben sollen, um im schlimmsten Falle (denn das schlimmste hätte gerade jetzt im Defilé des Waldes geschehen können) die Artillerie und die mit Verwundeten angefüllten Wagen zu unterstützen. Ueberdies liefen diese nur an ihre eigene Rettung Denkenden große Gefahr; denn wer bürgte ihnen dafür, daß keine Laubschäftler auf der Rheinseite des Waldes im Versteck lauerten und an Zahl überlegen sie angreifen und vernichten konnten?

Major Wieland's Fall mußte sich schnell durch die Reihen verbreitet haben; denn noch unten am äußern Hardthügel stieß ich auf dessen Schwager, den Cavallerie-Obersten J. Vanderer, welcher, schon weiter Voraus, wieder zurückkam, sein Pferd am Zügel führend. „Wo ist mein Schwager?“ rebete er mich an. „Er liegt eine kleine Strecke weit von hier, aber er ist leider todt,“ gab ich ihm zur Antwort. „Ich will zu ihm,“ erwiederte er. „Thun sie das nicht, Herr Oberst, Sie können dem Hrn. Major nichts mehr helfen, aber Sie laufen Gefahr von dem Feinde gefangen zu werden.“ „Thut nichts, ich will meinen Schwager sehen,“ entgegnete er, nahm seinen Weg dahin, und ich, dieses unnütze Wagestück bedauernd, den meinigen den Truppen nach; denn es wurde immer gefährlicher und aber auch nutzloser, zurück zu bleiben.

Ob Herr Oberst Vanderer bis zu seinem Schwager gelangt, weiß ich nicht, umgekehrt hatte er aber wieder, da er allen Berichten nach erst im Walde verwundet und erschlagen wurde.

Nun waren wir im eigentlichen Walde, wo ich auf einen ernstesten Angriff gefaßt war und mir vorstellte, daß wir uns eigentlich durchschlagen müßten; die Landschäfter hatten aber aus unserm großen Fehler, die Hardt unbesezt zu lassen, gar keinen Nutzen gezogen, sondern begnügten sich ein paar kleine Pappelbäume quer über die Straße zu legen, die leicht weggeräumt wurden. Die Rheinseite war von denselben gar nicht besetzt, so daß sie uns nur von der linken Flanke und im Rücken beunruhigten; dadurch aber daß die Bäume bis auf wenige Schritte an die Straße reichten, und die Busch-Helden doch in respectabler Ferne bleiben wollten, so prallten viele Kugeln an den Bäumen an, wodurch unser Marsch viel sicherer als zwischen dem rothen Hause und der Hardt war. Auch schossen die Insurgenten gewöhnlich zu hoch, so daß mehr die auf Pferden oder Wagen sich befindenden getroffen wurden; am schlimmsten hatte es immer die Nachhut, um die sich die Vorderen gar nicht bekümmerten, und wenn Einer durch eine Wunde am Gehen gehindert wurde, so war es um ihn geschehen; das Geschrei dieser Unglücklichen: „nehmet mich mit — laßt mich um Gotteswillen nicht liegen,“ war herzerreißend.

Bis zu dem Landjägerhaus, das ungefähr in der Mitte des Waldes an der Landstraße steht, hielt ich in den hintersten Reihen aus; da ich aber sah, daß alles Zureden, alle Ermahnungen sich zu ordnen nichts helfen wollten, so wurde ich unwillig, und wenn ich bis dahin nur das gemeinsame Wohl im Auge hatte, so dachte ich nunmehr an mein eigenes. Du bist auch Gatte und Vater, rief es in mir, und wo es dem

Gemeinsamen nichts mehr frommen kann, darfst du dich nicht nutzlos opfern — ich warf meine Büchse über die Schulter und drang durch die Menge vor. Auf die Artillerie stoßend, erblickte ich auf einem Caïsson den Hauptmann Konus, welcher in dem linken Schenkel verwundet, durch den vielen Blutverlust schwach zu werden begann; ich hatte das Vergnügen ihm aus meiner Feldflasche eine Stärkung zu reichen; wie ich sie ihm gab, streifte eine Kugel seinen Rücken. Unsere Schützen-Compagnie war so auseinander gestoben, daß ich nur selten einen davon bemerkte; jetzt stieß ich wieder auf den Chef derselben, Major Rhiner-Bischer, welcher eine Contusion am linken Schenkel erhalten und jetzt von Hauptmann Von der Mühl-Hoffmann unterstützt wurde. Es waren noch zwei von unsern Schützen dabei, als Hauptmann Von der Mühl sagte (als eben wieder einige Kugeln an uns vorbei schwirrten): „wir müssen diesen Kerls die Stirne bieten, sonst werden sie zu dreist; bleiben wir hier stehen, um womöglich einen Kern von Leuten zu sammeln.“ Wir blieben einige Augenblicke stehen und forderten andere auf, sich anzuschließen und Stand zu halten — umsonst! wir selbst wurden von den eilenden und aller weitem Kampflust entbehrenden Menge auseinander gedrängt.

Am Ende des Waldes gegen der Stadt zu wird es, ehe man an den Harbthügel kommt, wieder lichter, und links von der Straße liegen die Muttentzer Felder; hier müssen am Saume des Waldes, der sich diesen Feldern nach gegen Muttentz hin zieht, viele Landschäfter versteckt gewesen sein; denn es tanzte über die Felder und im Staube der Landstraße Kugel an Kugel, schweren Regentropfen gleich. Ich sah dem Ding einen Augenblick zu und dachte, es wäre doch fatal, wenn du jetzt, am Ziele alles Ungemachtes, noch eine erwischen solltest; ich fieng an nach dem Hügel zu laufen, und kam glücklich und

unverlezt bei demselben an, allwo ich durch dessen Abfertigung gedeckt stille hielt. Mein erster Blick war nach dem am jenseitigen Ufer der Birse gegenüber liegenden Galgenrain gerichtet, wo ich meine erste Position mit sechs Schützen bei der Landwehr-Infanterie und =Artillerie inne hatte; werden diese mit ihren Kanonen unsern weitem Rückzug decken? was uns wahrlich mehr genützt haben würde, als die heldenmüthige Aufopferung des guten Hauptmann Wettstein, der eben von Straßburg anlangend, am Eingang der Harbt die nun einmal müden, abgematteten und niedergeschlagenen Soldaten zum Umkehren gegen den Feind zwingen wollte, und als ihm dieses nicht gelang, allein gegen alles Abmahnen mit gezogenem Säbel wüthend gegen das Gebüsch rannte, wo er einen Insurgenten niederfäbelte, aber auch alsobald durch andere niedergemacht wurde. Schade! wenn solcher Muth, am unrichtigen Orte angewendet, nutzlos zu Grunde geht! — Zu meinem Bedauern sah ich nun, wie die am jenseitigen Raine aufgestellte Artillerie, statt sich zum Kampfe zu bereiten, aufbrach und nach der Stadt zog, und so ohne einen Schuß zu thun, die beste Stellung aufgab, in welcher die Feinde im Schach gehalten und dadurch manchem armen Verwundeten Zeit hätte werden können, sich in Sicherheit zu bringen, der nun unbarmherzig ermordet wurde.

Ueber die Birsebrücke im Weichbilde der Stadt angelangt, wurde dann endlich bei dem Holzplaz Halt gemacht und die Leute zum Stehen gebracht.

Der Anblick war jammervoll; die Kanonen und Caissons waren mit Verwundeten überladen, die von ihrem Blute triefeten, indem viele davon nicht verbunden waren. Wir andern waren mit Staub und Schweiß überzogen, beinahe unkenntlich; müde und von Durst geplagt, suchte jeder sich durch einen

Trunk Wasser zu erfrischen, wozu man sich doch jetzt Zeit nehmen konnte, ohne von feindlichen Kugeln gestört zu werden.

Man sieng an, seine Waffengefährten anzufuchen, und die Compagnieen ordneten sich zum Einmarsch in die Stadt, die man denn doch in kriegerischer Ordnung wieder betreten wollte, freilich mit ganz andern Empfindungen, als man sie am frühen Morgen verlassen hatte. Als man nun in Reihe und Glied trat, da ward nun freilich manche Lücke bemerkbar, und jetzt erst zeigte sich, wie schwere Opfer dieser Tag uns gekostet. Durch alle Waffengattungen wurden Leute vernüßt, und wenn man sich augenblicklich noch damit trösten konnte, daß viele nur versprengt, noch nachkommen würden, so war doch auch mancher Augenzeuge gewesen, wie sein Waffengefährte und Freund des Todes Beute wurde. Auch wir Schützen hatten einen Verlust erlitten, der uns alle tief schmerzte: Der von allen geachtete und geliebte Schützenmeister Benedict Sarasin wurde schon bei den Pratteler Neben durch den Schenkel geschossen, welches er aber anfangs verheimlichte; ich sah ihn noch in der Gegend des rothen Hauses (wenn ich nicht irre) an mir vorübergehen, zwar ohne Waffen, glaubte aber, er habe dieselben des bessern Fortkommens wegen, da sein Körperbau ihm schon desfalls nachtheilig, abgegeben und ahnte nicht im Mindesten, daß er verwundet sei, sonst hätte ich mich gerne des lieben Mannes angenommen. Sein Bruder Lucas, der auch unserer Compagnie angehörte, stieß später zu ihm, welchem er nun seine Verwundung kund that, als er aber schon nicht mehr recht fortkommen konnte und auch bald darauf in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich selbst kam, nahm ihn sein Bruder auf seine Schultern und trug ihn weiter; abwechselnd ihn tragend oder führend, konnte er nur langsam fortkommen, und mußte sich zu erholen auch einige Mal still halten; bei einem

solchen Halt sah Sarasin rückwärts blickend den Obersten Landerer im Handgemenge mit dem berüchtigten Blarer. Sarasin nahm seinen Stutzer, zielte, und seine Kugel streifte Blarer am Kopfe — das Schicksal wollte also nicht, daß Oberst Landerer seinem Untergang entrieme; Sarasin mußte sich mit seinem verwundeten Bruder vor anrückenden Insurgenten zurückziehen. Kurze Zeit nachher, als er wieder seinen Bruder auf seinen Schultern trug, fuhr diesem eine feindliche Kugel durch den Kopf, und er sank todt von seines Bruders Schultern zur Erde. So war denn alle Mühe dieses wackern Freundes, seinen Bruder zu retten, vergebens! — Betäubt von diesem harten Schlage, sank er zu ihm zur Erde, als ein vorbei eilender Infanterist ihm zurief, sich zu retten; er blickte auf und sah die, die wahrscheinlich seinen Bruder erschossen, auf sich zukommen. Rasch sprang er auf, ergriff sein Gewehr und schoß einen der Anbringenden nieder. Die Uebrigen, als sie sahen, daß Sarasin schon wieder seine Büchse geladen, wurden stußig und ließen ihm dadurch Zeit sich zu retten; den Leichnam seines lieben Bruders mußte er freilich im Stiche lassen, welches ihn tief schmerzte. Als er mich sah, kam er mit thränenden Augen auf mich zu mit den Worten: „mein Bruder ist todt, dahinten mußte ich ihn liegen lassen.“ „Ich gehe mit Ihnen zurück, ihn zu holen“ — sagte ich ihm, und hätte es wirklich recht gerne gethan; denn die beiden Sarasin waren mir sehr lieb, und es that mir weh, den Einen zurücklassen zu müssen; — Sarasin belehrte mich aber, daß es unmöglich sei, indem die Insurgenten schon zuweit vorgerückt, und erzählte mir dann den ganzen Hergang dieses traurigen Ereignisses.

Die Reihen, wurden, wie gesagt, bei dem Holzplatze wieder geordnet und der Zug bewegte sich unter Trommelschlag nach dem Aeschenthor, aus welchem viele Leute mit angstvollen

Meinen, die Ihrigen suchend, uns entgegen eilten. Bei dem Stadt-Casino wurden wir entlassen; da war ein Fragen, Suchen, Jammern, Wehklagen ohne Ende; ich begab mich bald darauf nach Hause, wo mich die Meinen jubelnd empfingen. Ich sehnte mich nach Labung und Ruhe; bevor mir aber diese zu Theil wurde, reinigte ich noch vorsorglich meine Waffen, wenn je der Feind es gewagt hätte, näher zu kommen; dann ließ ich mir ein kleines Mahl gut schmecken und dankte Gott, wohl behalten wieder bei Frau und Kindern zu sein.

Der Neubau des Zunfthauses zum Schlüssel

durch Roman Käsch 1485—1488.

Von

Dr. Cr. Seering.

Die Rückfaçade des Zunfthauses G. G. Zunft zum Schlüssel in ihrer früheren Gestalt, welche der gegenwärtige Umbau wieder zur Geltung gebracht hat — mit Ausnahme der Fenster des zweiten Geschosses, — stammt aus den Jahren 1486 und 1487. Damals wurde das ganze Haus einer großen Reparatur unterworfen. Die diesbezüglichen Verhandlungen und die Baucontracte sind nicht erhalten. Wir müssen uns mit vereinzelten Notizen aus den Zunftbüchern begnügen.

Im Voraus ist zu bemerken, daß es sich zunächst nur um das vordere, das Hauptgebäude, handelt. Der Seitenbau mit dem Treppenhaus stammt erst von 1650, das Hinterhaus von 1488 (Erdgeschöß) und 1733 (Stock I und II). An Stelle beider mag sich noch im XV. Jahrg. ein Rasenhang dem Schlüsselberg entlang bis zum Stapfelberg beim Fällli erstreckt haben.

Das Hauptgebäude war von Krämern an die Zunft übergegangen. Das Erdgeschoß bestand aus 2 Kaufläden; da die Zunft keine Verwendung für dasselbe hatte, so vermietete sie es. — Der erste Stock war die Zunftstube, zu ihr führte bis 1485 wahrscheinlich kein Zugang von der Freienstraße her, sondern eine Treppe vom Schlüsselberg resp. ein Gang vom Stapelberg aus. — Im zweiten Stock, nur nach der Rückseite, wohnte der Stubenknecht.

Vornehmlich das Erdgeschoß war durch rücksichtslose Miether, fremde Goldschmiede und Kaufleute, welche sich die Coniunctur des Basler Concils zu nutze machten, übel zugerichtet. Seit dem Ende des Concils konnte es gar nicht mehr vermietet werden, zu öfteren Malen mußte man im Einzelnen nachbessern, 1455 ist der Ofen in der Zunftstube neu aufgesetzt, 1468 die Dole reparirt worden, bis schließlich eine Generalreparatur unumgänglich wurde.

Man zögerte damit nur noch aus Geldmangel. Seit 1450 stieg der Cassenbestand, den der neue „Seckler“ anzutreten hatte, nie mehr auf 100 oder gar auf 2—300 fl. wie ehemals. Der Baarbestand ist meist gleich 0, die Erstanzen an Schuld sind schwer einzutreiben, 1447/8 schließt das Jahr sogar mit einem Deficit.

Die 1480er Jahre sind indeß beim Schlüssel ganz wie bei der Safran Zunft eine Zeit der Reform. Das zeigt sich u. a. in der beginnenden Trennung der Buchführung (Rechnungsbücher), welche hinwiederum dem neuen Amte des Zunftschreibers rief.

Anno 1485 beschloß der Vorstand der Zunft zum Schlüssel denn auch die Reparatur des Hauses vorzunehmen: „groß brest halb des hww halb.“¹⁾ Der Zunftseckel konnte diese Ausgabe

¹⁾ Zunftbuch III. fol. 146, 3.

aber lange nicht bestreiten. Deshalb erhob der Vorstand von den sämtlichen Gliedern der Zunft eine außerordentliche Steuer, von den Ganzzünftigen 3, von den Halbzünftigen 2 fl. Es ist dies das einzige Beispiel einer außerordentlichen Steuer in der ganzen Geschichte der Zunft; der Vorstand konnte sie nicht von sich aus beschließen, er fragte zuerst die versammelte Zunftgemeinde um ihre Zustimmung. Und mit großer Genugthuung berichtet Hans Hscheckenpürkin, der erste Schreiber der Zunft: „und ist die gemein gar gut willig gesin.“

Diese Steuer trug nach einem ungefähren Anschlag —

1482 waren 57 Ganzzünftige;

1470 19 Halbzünftige;

also: $(57 \times 3) + (19 \times 2) = 171 + 38 = 209$ fl. — etwa 200 fl. ein. Directe Nachricht über die Kosten des Baues erhalten wir keine.

Ebenso wenig wird uns der Baumeister genannt. Aber die practische, der Ehre der Zunft Rechnung tragende dreifache Gliederung der beiden untern Geschosse die weiten Spitzbogen des Erdgeschosses mit der Jahreszahl 1486 — durch den gegenwärtigen Umbau wieder aufgedeckt und zur Geltung gebracht — der zierliche gothische Bogenfries der Hauptfacade, der Wendelbaum und die Profilierung der eichenen Treppe, welche in's 3. Geschoß führt, vornehmlich aber das schöne gothische Thürprofil zum großen Zunftsaal, mit den beiden wohlgehauenen Wappenschildern, von denen sich besonders der innere auszeichnet, all das weist auf einen tüchtigen Meister.

In der Bestimmung desselben kommt uns die hier abgedruckte Urkunde über den unmittelbar (1488) sich anschließenden Bau des Hinterhauses zu Hilfe.

Wir Hartung von Andlo, Ritter, Burgermeister und der Rat der Statt Basel Bekennen und thund kunt menglichem

mit diesem brieff dz fur unns komen sindt Der Erfam Heinrich Zhenlin Und die Erbern Meister Heinrich Meiger, Heinrich Billing unsers Rats, Jacob Labaurlin, Hanns von Muspach, Hans von Costenß unnsere burgere die fünffe, so uber die buw gesetzt sindt, Und hand unns furbrocht: Als denn spenn und Zweyung ufferstanden und erwachsen wärent zwuschen den Erfamen Rathhern Meister und Sechßen der kouffluten zunfft by unns an eynem Und Meister Roman väsch dem murer andersteils, darrürende von eyns gewelbs, sülen, muren und anders wegen, So die bemellten herrn der Zunfft dem gedachten Roman väsch verdingt hätten, ir hinderhuß in der selben zunfft zum Schlüssel ze buwen und uffzesüren nach lut eins verdingß zedels zwüschenn inen begriffen. Demselben verding der gedacht Roman aber nit nachkommen wäre, Sonnder so hette er dieselbe sul uff ein ander pfulment und mit rotem gesteyn, die nit wirig wärent und anders denn das verding innhielte, uffgesetzt. Darzu der bog nach lut des verdingß ouch nit gemacht. Zudem zwen schillt an den anfenngen nit ghowen noch gesetzt nach lut der berechniß. So were das gewelb gerissen und zerspaltent und tägliche für und für schaden wartende. Darzu und wie wol es inn dem obgenanten verding zedell nit begriffen stünde, So hette doch Roman väsch zugesagt, das hinderstüblin mit dem murwerck wellen ufftriben. Das alles noch nit bescheen wäre mit hoffnung im daran ze wisen, sin verding ze erstatten. — Dargegen aber der bemellt Roman väsch sin antwort nach notturfft getan, in vertruwen, alles das erstattet haben, so inn das verding bünde, mit beger den verding zedell ze verlesen und da by sinen verdienten lon von inen erfordernde. — Wie sy der selben spenn gelegenheit von anruffen der parthyen gar eigentlich besehen, Ey inn allem fürwenden gnugsamlich verhördt, auch den verding zedell mer denn eynmol angesehenen

und gelesen, und darnach mit gutem bedand und rat und einhellenglich erkannt hetten: Des ersten der sul halb, wie wol der verding zedell gruntlich inhietle, wie sy uffgesetzt solt werden, und aber der genant Roman die selb sul, in bywäsen und besichtigung der gemellten zunfftherrn und brüdern täglich by und umb inn wonende, ouch unberedt von inen und darzu mit gutem gestein gesetzt und gemacht, und einen schillt daran gehowen, dz es denn da by bliiben und deßhalben gnug getan hette. Item der schillten halb an den anfengen: so ferr die zunft ye zween schillt an den anfengen haben und deren nit enberen wölte, so sollte Roman väsch inen die hownen und daran setzen. Und demnach er aber zwen schillt under ougen gestellt und gemacht, die nit inn dem verding zedell stünden, die möchte er da bestan lassen oder wider abtun, welches im geliebde. Item von des gerissen und zerspaltten gewelbs wegen zc. da sollte die zunft zum Schlüssel eyn ysyn stangen in irem costen lassen schmiden und zubereiten. Wellich stang dannenthin Roman väsch durch und von der sul durch das gewelb uber in die muren nach notdurfft setzen und legen, das solllich stang das gewelb zusamen hieltle. Und wann das bescheen, ouch der Rißz und schranz in dem gewelb wider zu vergybsset und verstrichen wäre, alsdenn so solt der genant Meister Roman väsch der zunft zum Schlüssel wytter deßhalben nit verbunden sin. Item es sollte ouch Roman eyn mürlin uff der hertstatt inn der kuchy, daruff man das brennholtz legen möchte machen, und obwendig dem eynen venster daselbs, so ferr das not wäre, die büny vergibssen, und suß allenthalben, und inn dem stüblin die klunffen nach innhalt des verding zedels ungsarlich machen und vergieffen. Es sollte ouch Meister Roman des obern Bogen halb vor dem stüblin nütit me verbunden, dann der selb bog suffer und wol stünde und den wol gemacht

hette. Und demnach inn dem gemelten verding zebell des obern stübliñs halb mit dem murwerck uffzetrieben nußt gedinet stünde, so sollte derselb Roman vāsch sollichß ze thund ouch nit verbunden noch schuldig sin. Item wann dann durch den gedachten Roman vāsch sollichß als obstände erstattet und gemacht wurde, Als denn sollte er derselben zunfft des verdingß halb nit wytter verbunden sin, und sollten im die gemelten zunfftherrn und brüder zum Schlüssel sin ußstaund verdingt-gelt und lon inn Achttagen darnach by pen funfzehen schilling ußrichten und bezalen, all arglist harinn vermiten. Wann nun die obgenanten fünffe das so obstat einhelleglich erkannt hand, harumb so gepieten wir das es stät und vest gehalten werde. Zu urkund so haben wir unnsere statt groß Insigell tun henden an disen brieff, der geben ist uff Mittwuchen nach sant Michels tag im Jar da man zallt Thusent vierhundert Acht und Achzigk. ¹⁾ — Das Siegel ist wohl erhalten. Auf der Rückseite steht alt: „Schlüssel 12 β 8 d“, vermuthlich der Preis des Briefes, ferner ein altes und ein späteres Regest, endlich die Chiffirungen Bruckners und Gg.

Die Zunft hat mit Roman Jäsch dem Maurer einen Contract geschlossen, wonach er das Hinterhaus zum Schlüssel bauen soll; als einzelne Theile desselben werden im Contracte vorgeschrieben: Gewölb, Bogen, Säule, Mauer, Küche, Hinterstüblein. All dies findet sich heute noch im Hinterhause zum Schlüssel. Vier Kreuzgewölbe münden auf eine inmitten des Raumes stehende Säule. Die beiden vorderen sind von den hinteren geschieden durch zwei gothisch profilirte Bogen, welche sich von der Mittelsäule aus nach den beiden Seitenwänden ziehen. Aus späteren Plänen ist ersichtlich, daß bis 1733 nur die beiden hinteren Gewölbe bestanden haben. Die vor-

¹⁾ 1488 October 1. — Schlüssel Zunft Archiv Urk. 21.

deren sind erst im letztgenannten Jahre zugleich mit der Auf-
führung des ersten und zweiten Stockwerkes jenen älteren nach-
gebildet worden. Damals mußte die Mauer unter den Bogen,
welche bis dahin das Hinterhaus nach vorne schloß, in welcher
sich auch die Fenster befanden, zwei weiten offenen Bogen
weichen. — Der Raum links hat bis jetzt als Küche oder
Werkstatt gebient, den Kochherd hat erst der gegenwärtige Um-
bau beseitigt, zugleich mit ihm das Mauerlein zum Trocknen
des Holzes. — Der kleinere Raum rechts, das Hinterstüblin,
gegen Ende der Urkunde Oberstüblin genannt, welches durch
„den oberen Bogen“ abgeschlossen wurde und in welchem die
Klunßen recht gemacht werden sollten, hat bis jetzt als Vor-
rathskammer gebient; auch die gegenwärtige Restauration hat
es neu für diesen Zweck hergestellt.

Was unter dem Austreiben des Stübleins mit Mauer-
werk zu verstehen ist, bleibt unklar. Sollte es vielleicht zum
Schutz gegen die Feuchtigkeit durch einen gemauerten Fußboden
höher gelegt werden? dadurch würde sich zugleich die Benenn-
ung Oberstüblein erledigen.

Als Fäsch seine Arbeit vollendet hatte, vorenthielt ihm
die Zunft seinen Lohn und legte dagegen bei der Baucommission
Klage ein wegen schlechter Arbeit. Die Zünf gaben in kleineren
Sachen dem Baumeister, im Hauptpunkt aber der Klägerin Recht.

Die Zunft wirft dem Baumeister vor, daß er die Säule
auf ein ander „Pfulment“ und mit rotem Gestein, das nicht
dauerhaft sei, zuwider dem Contract aufgesetzt habe.

Die Zünf erkennen: wie wohl der Contract genaue An-
weisung für das Aufsetzen der Säule enthalte, so solle sich die
Zunft mit der gesetzten Säule zufrieden geben, da Fäsch die-
selbe unter den Augen der Zunftbrüder unangesprochen aus-
geführt habe; das Gestein sei gut.

Sie haben richtig geurtheilt: die alte Säule von rothem Sandstein auf ihrem alten „Pfulment“ von Backsteinen steht heute noch, sie weist sich vornehmlich durch ihren Fuß als eine Zwillingsschwester der Säulen an der Rückfagade des Hauptgebäudes aus.

Von dem Schilde hier, wie auch von den weiter unten genannten an den Anfängen hat sich nichts erhalten. Es werden Wappenschilder mit dem Schlüssel gewesen sein, ähnlich wie die vier am Vorderbau erhaltenen.

Die Hauptbeschwerde der Zunft bildet aber der Umstand, daß das kaum vollendete Gewölbe schadhaft geworden ist: es ist gerissen und zerspalten, von Tag zu Tag läßt sich nur Zunahme des Schadens erwarten. Die Zunft erkennen: die Zunft soll auf ihre eigenen Kosten eine eiserne Stange schmieden lassen, welche dann Fäsch von der Säule aus in die Mauer gegenüber einfügen wird, so daß sie das Gewölbe zusammenhält. Darauf soll er „den Riß und Schrang“ im Gewölbe vergipsen und verstreichen. — Die Stange selbst ist nicht mehr vorhanden; wohl aber befindet sich der Säule gegenüber in der Wand des Nachbarhauses ein Loch von 2—3 cm. Durchmesser, in welcher sie s. Z. mag eingelegt gewesen sein.

Wäre uns über Fäschs Kunst nichts überliefert, als diese Urkunde, so würden wir ihn wohl nicht für den halten, als der er nun gilt, für den Meister des Thurmes von Thann, dem auch unser St. Martins-Münsterturm zum guten Theil das Dasein verdankt.¹⁾

Nun aber muß uns ja schon das Hauptgebäude zum Schlüssel mit ihm versöhnen. Denn es kann doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dieses, in den zu Anfang nam-

¹⁾ S. Basler Jahrbuch 1882, S. 181 f.

haft gemachten Theilen von seiner Hand stammt. Der Bau wurde 1486 und 1487 ausgeführt.

Im gleichen Jahre 1487 wurde Remigius Fäsch zum Werkmeister der Stadt ernannt. Außer der Schönheit einzelner Theile weist auf die Identität des Meisters die genaue Uebereinstimmung der Säulenfüße im Hinterhause und im Hauptgebäude. —

Eine letzte Reparatur aus derselben Zeit betrifft den Weinkeller der Zunft: anno 1489 ¹⁾ haben Meister und Sechs erkannt, daß man eine steinerne Stege in den Keller machen soll und das Gewölbe oben bessern. —

Die Gaden im renovirten Vorderhause konnten nun wieder mit Zug vermietet werden. Auffallend ist es, daß die Miethzinse trotz der Reparatur stätig sinken. Sie betragen:

1431: 28 fl.	1478: 5 $\frac{1}{2}$ fl.
1434: 24 fl.	1484: 4 $\frac{1}{2}$ fl. = 3 fl. 20 β 9 δ
1435: 18 fl.	1506: 3 $\frac{1}{2}$ fl. = 3 fl. 1 β
1444: 16 fl.	1506: 3 fl. = 2 fl. 14 β.

Erst Adam Petri zahlt wenigstens wieder 4 fl.

3. Th. ist der Grund hievon in dem damals allgemeinen Sinken der Miethzinse zu suchen, 3. Th. aber auch darin, daß die neuen Gaden weniger geräumig waren als die früheren; diese letzteren hatten den ganzen Raum des Parterre eingenommen. Die neue Dreitheilung ließ den Hausgang, der zwischen den beiden Gaden hindurch von der Freienstraße in den Hof führte, ein Drittel der ganzen Breite des Zunfthauses. ²⁾

Den Eckladen gegen den Schlüsselberg zu miethete für

¹⁾ Zunftbuch III. 148, 5.

²⁾ Die jetzige Eintheilung, wo der Hausgang sich im rechten Drittel befindet, während die übrigen 2 Drittel nur noch ein Lokal bilden, stammt gleichwie die Façade vom Jahre 1650.

die nächsten 26 Jahre der Zunftknecht Ulrich Dechslin der Tuchscherer, welcher ihn schon im alten Zustande 10 Jahre lang benützt hatte. 1508 gieng er an den neuen Stubenknecht Peter Meinrot den Tuchscherer über. Dann seit 1513 war er eine Apotheke.

Das untere Gaden (gegen das Haus zum Berner) wurde eine der vornehmsten Buchdruckerwerkstätten resp. Buchhandlungen. Ohne Zweifel rechnete es sich die Zunft der Kaufleute zur Ehre an, die freie Kunst, welche in Basel so fröhlich gedieh, in ihrem Hause zu beherbergen. ¹⁾

Der erste Injasse ist Hans von Kempton 1488—91, als Buchdrucker bekannt unter dem Namen Hans Wurster. — Auf die Fronfasten zu Herbst 1491 zog Michel Furter der Drucker und Buchbinder ein bis 1497. Sein Geschäft blühte damals, 1493 hatte er 4 Knechte. ²⁾

Anno 1498 übernahm das Local der Zunftmeister zum Schlüssel, Niclaus Kessler der Drucker, „als wir niemand finden konten.“ An anderer Stelle ³⁾ heißt er Niclaus zem Blumen. Vermuthlich hatte er die Druckerwerkstätte in seinem Hause zem Bluomen, also in der Gegend der heutigen Schweighauserschen Officin. Das Gaden zum Schlüssel an der Freien Straße benützte er wohl mehr par rencontre und seiner günstigen Lage wegen als Verkauflocal, als Bücherlager und Buchhandlung. Er entrichtete seine Zinse sehr unregelmäßig und behielt das Gaden bis 1502 sicher, wahrscheinlich bis 1506, an den Zinsen zahlte er bis 1508. — Auf Weihnachten 1506 übernahm das Gaden wiederum Michel Furter der Drucker auf 5 Jahre. Es blieb „in des Michels seligen Zins“ bis

¹⁾ Zunftbuch III, 196 ff.

²⁾ S. Fexter Basler Taschenbuch 1863, p. 254.

³⁾ Zunftbuch III, 204 B, 1.

Bartholome 1517. ¹⁾ Auf diesen Tag gieng es über an Adam . . . den Buchdrucker. Das kann kein anderer sein als Adam Petri von Langendorf, der Nefse des Johannes und Stammvater der berühmten Buchdruckerfamilie Henric Petri. So wurde das Zunfthaus zum Schlüssel die Geburtsstätte einer Menge der frühesten reformatorischen Drucke.

Von 1518 an ist kein Miethscontract, auch keine Zinsnotirung mehr verzeichnet bis zum Ende des Jahrhunderts. Darf man vermuthen, daß das Gaden so lange in den Händen der Petri geblieben ist?

Anno 1596 miethet Glabe Mieg der Buchführer beide Gaden zum Schlüssel und richtet sie als Buchhandlung ein. Ihm folgen dann Verwandte anderen Gewerbes, bis die große Renovation anno 1650 das Parterre zum Schlüssel in einen Tanzsaal umwandelt.

Dieser Umbau rührte aber nicht etwa von der Bau-fälligkeit des Hauses, von der Unsolidität der Arbeit Fäschs her. Er war vielmehr eine Huldbigung, welche die Zunft dem Geschmack der Zeit brachte, indem sie die Gothik der Fagade mit dem Barockstil vertauschte. Was die Umbauten von 1650 und 1733 von dem Werke des Remigius Fäsch haben bestehen lassen, das hat bis heute gehalten und wird, nachdem es unsere Zeit wieder zu Ehren gezogen hat, wohl noch manches Jahrhundert dauern.

¹⁾ Zunftbuch III 237 B.

Basels Concertwesen

im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. ¹⁾

Von

Paul Meyer.

Was wir nach heutigen Begriffen unter Concertwesen verstehen, läßt sich in Basel höchstens bis in die Zeit von 1690 zurückverfolgen. Wohl wurde, obschon gewiß sehr mangelhaft, weil meist von Unberufenen, in Kirche und Schule musicirt. Um den Gemeindegesang beim Gottesdienst trotz dem seit alter Zeit üblichen Orgelspiel zu verstärken und zu verbessern, bließ in jeder Hauptkirche ein Posaunist oder Zinkenist mit,²⁾ und man glaubte in der That, damit Etwas erreicht zu haben. Man ging noch weiter und führte in der Schule auf Burg den Gesang als Lehrfach ein, offenbar in der Absicht, die

¹⁾ Ein für allemal sei gerade hier auf den trefflichen Aufsatz von Ed. Wölflin „Das Collegium Musicum und die Concerte in Basel“ verwiesen, publicirt in Bd. 7 der Beiträge der Basler histor. Gesellschaft.

²⁾ Bernhard Bechler „Trompeter und Musikus“ (Zinkenist) aus Magdeburg, bittet 1663 um Gehaltserhöhung, da er dazu angestellt worden sei „bei dem Kirchengesang, im Münster alhier mitzublasen des Zindens, umb mehrere Erhaltung des Gesangs willen“ (Staatsarchiv St. 77. C. 2).

Schüler zu einem singfähigen Contingent beim Gottesdienst auszubilden. Die Schulorganisation von 1589 hatte hierin den Anfang gemacht, die Reorganisation der Schule auf Burg im Jahre 1620 beschränkte den Gesang auf die obern Klassen, weil die untern „durch Kakophonie in der Nachbarschaft Störungen veranlaßt hatten.“³⁾ In dieser Thatsache findet der bekannte Satz, daß jede Kunst, und die Musik insbesondere im Dienste der Religion und des Cultus aufgewachsen ist und sich erst später aus ihrer dienstbaren Stellung zu einer selbständigen Existenz herausgearbeitet hat, seine Bestätigung auch an der musikalischen Entwicklung Basels.

Um die Musik um ihrer selbst willen zu pflegen, traten nachweisbar zum ersten Mal 1692 eine Anzahl Dilettanten zusammen und veranstalteten jeden Donnerstag von 4—6 Uhr ihre Uebungen unter der Leitung des Organisten Dietrich Schwab. Die Gesellschaft nannte sich Collegium Musicum und setzte in ihren Statuten u. A. Folgendes fest:

§ 1. „Weilen in allen Sachen zuvorderst die Ehr Gottes zu beobachten, als solle derjenige, so ein Mitglieb in diesem Collegio abgeben will, darauf sein größtes Absehen haben und sich aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit befleißigen, damit nicht durch ein ärgerliches Leben und Wandel sowohl seiner Person als auch dem ganzen löbl. Collegio schimpflich nachgeredt werden möge.“ Alles Verspäten und Ausbleiben, Schwätzen und Lachen, Schwören und Fluchen war untersagt; rasch entwickelte sich ein Corpsgeist, der es den Kunstjüngern ausdrücklich verbot „mit Stümplern oder gemeinen Spielleuten, sonderlich in locis publicis zu musirciren“. Der erste Anlauf war jedenfalls ernstlich und reblich gemeint, was auch aus § 12 der Vereinsordnung hervorgeht, in welchem festgesetzt ist: „Nach

³⁾ Vgl. Fehrer: Gesch. des Schulwesens in Basel 1589—1733. S. 14.

gehaltenem Collegio sollen die H. Mitglieder 3 Stück aussuchen, welche in nächst folgendem Collegio sollen musicirt werden, und wann einer oder der andere Collega sich nicht getraute, gemelter Stücke eines ex tempore zu musiciren, soll er den nächsten Donnerstag vor 4 Uhren erscheinen und sein partem übersehen.“ Immerhin waren die Mittel dieser neuen Gesellschaft bescheiden, der Eifer sehr groß, die Leistungen gut gemeint, aber nicht immer nachsichtig kritisirt, was den Director zu folgender Klage beim Deputaten⁴⁾ veranlaßt: „Ist bisher sehr verdrießlich gewesen, vor jedermanns Augen zu musiciren, sonderlich den schwächeren, welche nach einer oder der andern begangenen fauto Vielen zum Gespötte gebient haben, welches aber durch eine geringe Wand, mit welcher der Musikantenchor beschloffen würde, oder einen Umhang verhindert werden könnte.“ Zu diesen Aufführungen hatten die Deputaten, Rathsherren, Professoren, Pastoren und Präceptoren freien Zutritt. Eigentliche Proben gab es nicht, es wurde meistens vom Blatt gespielt. Um einen möglichst zahlreichen Gesangchor aufzustellen, wurden die Schüler des Gymnasiums zum Sopran und Alt, die Zöglinge des Alumneums⁵⁾ zum Tenor und Baß herbeigezogen. Der Gesanglehrer des Gymnasiums und Münsterorganist Jakob Pfaff hatte sein schweres Stück Arbeit, die jungen Leute im Reich der Töne einheimisch machen. Sie sollten täglich eine Unterrichtsstunde in Vocal- und Instrumentalmusik erhalten, und die Musiklehrer versprachen, jährlich „12 Subjecta zu liefern, welche capabel sein sollen, vocaliter und instrumentäliter

⁴⁾ Die Deputaten über Kirchen und Schulen waren diejenige staatliche Behörde, welche den officiellen Verkehr zwischen dem Collegium Musicum und der Regierung besorgten.

⁵⁾ Unter Alumnen sind diejenigen Studirenden der Universität verstanden, welche im obern Collegium (dem jetz. Museum) Freiplätze hatten.

ihr partem nach dem Tact zu musirciren“. Es wurde bald nöthig, mit andern Hilfsmitteln dem schwachen Eifer der jungen Musikanten aufzuhelfen: eine Kanne Rathswineß that keine vergeblichen Dienste; als sie jedoch ausblieb, da „haltet das sämmtliche collegium musicum bei unsern Herrn Deputaten bittlich an, daß sie nach ihrer gewohnten Liberalität demselbigen nach gehaltener Musik wollten ein Trünklein verschaffen, damit die heiseren Stimmen wieder umb etwas zurecht gebracht würden.“ Der Chor sollte hauptsächlich bei kirchlichen Aufführungen verwendet werden. Da nun die Regierung zwar alle Kosten übernahm, dafür aber die Bewirthung der Munnen aufhob, kündeten die leßtern ihre Mitwirkung auf, und nun entzogen die Deputaten ihre väterliche Unterstützung sowohl dem Chor als dem Orchester, und der ganze Impuls gerieth auf Jahre hinaus in's Stocken.

Erst 1708 erwacht das Collegium zu neuem Leben. Dasselbe tritt in veränderter, d. h. erweiterter Gestalt auf, neben den Dilettanten ist nun auch von Musikern die Rede, welche als Entgelt für ihre Mitwirkung eine Collation erhielten, bestehend aus Brot und Wein, den die Mitglieder des Collegiums aus ihren Privatkellern lieferten. Die neue Gesellschaft wollte auf eigenen Füßen stehen und nicht vom Staat abhängig sein; hohe Eintrittsgelder und Beiträge der Mitglieder, sowie hohe Strafen mußten daher dasjenige liefern, was früher aus dem Staatsseckel geflossen war. Die Uebungen fanden jeden Mittwoch von 4—7 Uhr statt. Bald stieg die Mitgliederzahl auf zwanzig. Die Programme müssen errathen werden, da sozusagen keine Nachrichten hierüber existiren; es wurde die damals geng und gebe Concert- und Hausmusik gepflegt; Terzette von Vivaldi^{*)} werden uns genannt. Das Orchester bestand

*) Antonio Vivaldi, berühmter Violinist und Componist, geb. zu

in erster Linie aus dem Streichquartett, welchem sich zur Vervollständigung circa vier Bläser anschlossen. Die Leitung der Concerte hatte der margräflich Durlachische Capellmeister Carl Wilhelm Friedrich Schwab, Organist zu St. Peter und Inspector sämmtlicher Orgeln der Stadt inne. Er suchte seine Kunst zu popularisiren und veranstaltete am 10. October 1710 auf dem Münsterplatz ein öffentliches Concert, von welchem ein zeitgenössischer Bericht meldet: „Den 10. dito machte Schwob, Marktgräflicher Musicus und nachgehends Organist zu S. Peter Nachts um 10 Uhr auf dem Münsterplatz ein überaus liebliche Musik zu sonderbarem Gefallen der H. H. Häupteren. Unter den Lindenbäumen stellte man den Musiktisch, worauf ein Clavicymbel, heineben spielte man dazu mit Geigen, Fagotten, Flaschennöthen (Flageoletten), Hautbois, Walbhörner oder Jägertrumpeten auf's Schönste, wobei sich mehr als 200 Personen einstellten.“¹⁾

1717 fand ein Lokalwechsel statt, man bezog den Saal auf dem neuen Bau an der Schifflande (neben dem Rheinthor); auch die Zahl der Concertbesucher nahm zu. Leider beginnen sofort die Klagen über Schwärzen, Herumspazieren, Zumsfensterhinausschauen während der Productionen. Diesem Uebelstand sollte eine wohlgemeinte Ermahnung abhelfen, welche in deutscher und französischer Sprache an die Saalthüren angeschlagen wurde. Das Podium des Orchesters wurde, damit die Musiker während des Spielens ungestört bleiben sollten, durch eine Barriere von den Sitzplätzen des Publicums abge-

Venedig, später Capellmeister des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und Professor des Conservatoriums in Venedig, gest. 1743. Seine Violinmusik steht noch heute in gutem Ansehen.

¹⁾ Basler Chronik 1545—1743 von Joh. Heinr. Philipert, S. 266. (Manuscript der Vaterländ. Bibliothek.)

sperrt. 1720 sind bereits vier Musiker fix besoldet. Es scheint, daß man denselben gerne einen Nebenverdienst anwies; denn in der Ordnung für die das obere Collegium bewohnenden Alumnen heißt es anläßlich der bei akademischen Promotionen üblichen Schmausereien: „In das Künftige soll ein Musicus Ordinarius entweder mit seinem Instrumento Musico, oder aber mit vier Knaben aus der Schul und etlichen Alumnis einen Psalmen singen, dafür soll ihm von den Candidatis neben der Mahlzeit, dazu er geladen wird, ein Reichsthaler bezahlt werden.“

Mit dem Steigen der musikalischen Leistungen und des öffentlichen Interesses an den Bestrebungen des Collegiums steigen und erweitern sich auch die Pläne und Ziele dieser Gesellschaft: sie zieht nun auch die Pflege der Kirchenmusik in den Kreis ihrer Thätigkeit. An 13 Sonn- und Festtagen fand sowohl im Münster als in den andern Haupt-Kirchen Auf- führung von Kirchenmusik statt; das waren die sogenannten „sollennen Musiken“, bei welchen der Rath die besoldeten Musiker, sowie überhaupt alle, welche vom Musikauffpielen und Tanzen sich unterhielten, zwangsweise zur unentgeltlichen Mitwirkung veranlassen wollte. Dieser unberechtigten Zumuthung suchten nun die Musiker unter allerlei Ausreden auszuweichen, und gewiß hatten die Organisten, denen die musikalische Oberleitung übertragen war, allen Grund, sich über den schlechten Willen der Betheiligten zu beklagen, ohne daß es deswegen in dieser Hinsicht in Basel schlimmer bestellt gewesen wäre, als anders- wo. Wer, um nur ein ganz bekanntes Beispiel herauszugreifen, Seb. Bachs künstlerische Laufbahn in Leipzig verfolgt, der weiß, daß sogar dieser große Componist, der, wenn überhaupt Jemand, berechtigt gewesen wäre, hohe Anforderungen an die Aufführung seiner Werke zu stellen, seine Passionsmusiken wohl oder übel

mit einem Häuflein von Thomasschülern und Studenten auf-
führte, die es am guten Willen oft genug fehlen ließen. Wir
haben es daher hier nicht mit einer Schattenseite der speziell
baslerischen Verhältnisse zu thun, sondern mit einem Mangel
an Organisation, der in den damaligen Zeitverhältnissen über-
haupt seine Erklärung findet. Daß aber die freien Künste in
einer Zwangsjacke sich nicht behaglich fühlen, ist unbestritten
und traf auch beim Collegium Musicum ein. Die Mitglieder-
zahl ging stetig zurück, das gute Einvernehmen ging in die
Brüche, die finanzielle Leistungsfähigkeit nahm ab, und die Ver-
suche, bessere Zustände herbeizuführen, schlugen fehl. Umsonst
war es, daß 1729 „zu Fortpflanzung mehrerer Vertraulichkeit
und Einigkeit“ eine Mittagsmahlzeit der Mitglieder „vor dem
Thor“ abgehalten wurde. Der Eifer und die Hingabe für
die Musik selber waren abhanden gekommen; das geht deutlich
aus der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit hervor, mit der die
Sitzungen abgehalten, Rechnung geführt, die Verwaltung der
Musikalien betrieben wurde. Natürlich machte sich der ganze
Rückschlag im Concert selber auch fühlbar geltend. Die Stö-
rungen während desselben nahmen wieder dermaßen überhand,
daß dem seit 1731 mit der Dirigentenstelle betrauten Can-
didaten Pfaff an's Herz gelegt wurde: „Soll Herr Cand. Pfaff,
falls unter den Zuhörern ein Tumult entstehen sollte, im
Musiciren ein Aufbruch machen und Friedrich Brändlin (der
Musikdiener) die so schwächen abmahnen.“ Ihren Höhepunkt
und ihr Ende erreichte diese Stagnation im Laufe der 1740er
Jahre.

1748 macht eine junge strebsame Generation von sich
reden. Eine größere Zahl musikalisch gebildeter Männer fand
sich zur Uebernahme des Concertwesens zusammen und kam
außer der Concertzeit auch noch am Samstag Abend zusammen,

um sich privatim weiter auszubilden. Als jedoch dieses an und für sich löbliche Bestreben den Mittwochconcerten zu schaden anfang, wurde es fallen gelassen. Bald erfreuten sich die neubelebten Aufführungen eines regen Besuches, das Orchester konnte namhaft verstärkt und die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Concertwesen gelenkt werden. So durfte schon 1748 ein junger Bürger auf Staatskosten Posaune blasen. Namentlich auf die Hebung des im Argen liegenden Gesangwesens richtete das Collegium sein Augenmerk. 1748 taucht als Projekt zum ersten Mal die später und bis tief in unser Jahrhundert hinein so beliebte Sitte auf, eine Concertsängerin für für die Dauer einer ganzen Saison zu engagiren. Zunächst ließ sich das Collegium Musicum die Verbreitung und Verbesserung der Vocalmusik angelegen sein. In einem Schreiben an die Regierung vom Jahre 1748 führt dasselbe aus, daß die Vocalmusik „in einen schier völligen Zerfall zu gerathen“ beginne; beim Gottesdienst könnten die Cantoren „mit Mühe, ja gleichsam mit Zittern und Beben, einen Psalmen nach seiner Art und der kunstmäßigen Anmuth singen“. Deshalb wird der Regierung die Anstellung eines Herrn Krauß in Straßburg empfohlen, der daselbst „verschiedene gute Discipulos formiret“. „Es ist derselbe (schreibt das Collegium Musicum) Uns bereits dergestalten bekannt, daß wir genugsam versichert zu sein alle Ursach haben, daß Er nicht nur die Musik überhaupt, sondern in Specie die Singkunst in einem hohen Grad verstehe, wisse, wie man eine Stimme formiren, auch durch welche Manieren das Gesang |: wan man anderst kein bloßes Geschrei damit vermischen will :| annehmlich gemacht werden solle; Und hat derselbe darvon durch seine Tochter dazumahlen eine solche überzeugende Prob dem Hiesigen Publico abgelegt, welche mit aller Music Verständig und die Singkunst

liebenden Bewunderung und Vergnügen angehört worden.“ Krauß wurde auf 6 Jahre mit einer Besoldung von 100 Neuthalern angestellt und mußte sich verpflichten, in den jährlichen Fest- und Kirchenmusiken mit „Applausu“ seiner Zuhörer aufzutreten, seine Schüler zur Mitwirkung in der Kirchenmusik und zu Cantoren heranzubilden und an öffentlichen Prüfungen ihre Fähigkeit zu erweisen.^{*)}

So bekundete das Collegium die nöthige Einsicht von dem, was bei den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war, es faßte sowohl dem Publicum als den Musikern gegenüber seine Stellung richtig auf. Um die Honorare der Musiker mit ihren Leistungen einigermaßen in Einklang zu bringen und damit die Lust und Freude an ihrem Beruf zu erhöhen, wurde ein Reservefonds angelegt, in welchen jedes Mitglied jährlich 1 Louisd'or zahlte: das System der freien Mitglieder — man nannte sie damals *honoraires* — kam auf. 1752 betrug ihre Zahl bereits 80. Wiederum scheint ein Localwechsel die Besserung der Lage zu bezeichnen, 1751 trat nämlich die Universität das Prytaneum, d. h. den Saal des obern Collegiums ab, und nun wurde auch der simple „Musikabend“ mit dem pompösen „Concert“ vertauscht. Die Leitung der Concerte blieb ausschließlich in den Händen der Mitglieder des Collegiums, von denen einige als *maitres de cérémonie* die Saalordnung aufrecht erhielten.

Sehen wir uns die Concerte selber etwas näher an: Concerttag war der Mittwoch, concertirt wurde das ganze Jahr, bis 1752 sogar während der Hundstage, was an und für sich auf einen eminent hohen musikalischen Bildungsgrad müßte schließen lassen. Nach und nach wurde diese Ueberzahl von Concerten vernunftgemäß reducirt, um 1777 dauern sie nur

^{*)} Staatsarchiv St. 29 D. 1.

noch von Michaelis bis Himmelfahrt und bei gewissen andern Anlässen, wie am Mittwoch vor dem Vettag, im Basler Herbst und vor Weihnacht fand eine Unterbrechung statt. Unsere Voreltern hatten mehr freie Zeit und konnten sich bequem schon um 5 Uhr zum Concert einfinden. Man that gut daran, präcis zu erscheinen, da manche Dame mit ihrem nach damaliger Sitte sehr weiten Rocke genöthigt war, zwei Plätze einzunehmen. Die Musiker fanden sich eine halbe Stunde vor Beginn ein und stimmten ihre Instrumente, Proben wurden nur vor größeren Kirchenconcerten eingerichtet. Lieblingsstücke wurden sehr häufig wiederholt, wo hätte man sonst zu der Unzahl von Concerten auch den Stoff hernehmen sollen? Den Eingang zum Saal hütete ein Soldat der Stadtgarnison, später sogar mehrere unter einem Wachtmeister; im Foyer erquickte Meister Salathe die Lechzenden mit Erfrischungen. Der Saal bot Raum für circa vierhundert Personen. Das Concert selber zerfiel in drei Actus, für welche der damalige Director Emauuel Pfaff (nebenbei Organist zu St. Peter, ein tüchtiger Violin- und Clavierspieler) folgende Norm aufstellte (1752):

„Die Musiker sollen eine halbe Stunde vor Beginn des Concertes sich einfinden, um zu stimmen, ohne den Zuhörern die Ohren zu zerreißen.

Der erste Actus beginnt mit einer starken Sinfonie mit Waldhorn. Nach derselben eine Arie von einem Discipul Herr Dorfschen, oder von ihm selbst abgesungen, und dann könnte von Herrn Rachel^{*)} ein Solo auf der Violin gespielt

*) Jakob Christoph Rachel 1728—1793. Er konnte schon mit 14 Jahren Musikunterricht erteilen. Prinz Wilhelm von Baden-Durlach fand auf seiner Durchreise durch Basel soviel Gefallen an ihm, daß er ihn nach Italien mitnahm, wo er 1743 in ein in sardinischen Diensten stehendes Regiment des Prinzen von Baden für anderthalb Jahre eintrat.

werden. Nach diesem Actu finde höchst billig, daß man denen Auditoribus, insonderheit weiblichen Geschlechts nach einer so großen Fatigue, der Musik stillschweigend zuzuhören, eine Rastzeit von $\frac{1}{2}$ Stund lang erlaube, damit sie sich durch das liebe Geschwäg wiederum erholen.

Der Anfang des zweiten Actus kann wiederum mit einer starken Sinfonie ohne Waldhorn gemacht, darauf eine Arie von Herrn Dorsch gesungen, und dann ein Concert für Flöte oder Hautbois gespielt werden. Worauf wieder ein halbstündiges Silentium der Musik erfolget.

Der dritte Actus wird mit einer starken Ouverture mit Waldhornen 2c. angefangen, und darauf mit einem Duetto zu 2 Stimmen oder mehreren, auch vollstimmigerem Choro beschloffen werden.“

Folgendes Concertprogramm aus dem Jahre 1755 ist uns noch erhalten:

I.

Symphonie von Vivaldi. — Italienische Arie für Tenor.

II.

Ouverture. — Lied für Sopran. — Violinsolo eines Dilettanten.

III.

Streichtrio für Dilettanten. — Violinsolo von Rachel. —

Trio für zwei weibliche Stimmen und Baß.

Sowohl aus der oben erwähnten Norm als aus diesem Programm ergibt sich deutlich eine absichtliche Steigerung der musikalischen Kräfte gegen das Ende hin; der Schüler tritt vor dem Lehrer, der einstimmige Gesang vor dem mehrstimmigen auf. Die Concerte selber unterschieden sich sehr nach ihrem innern Werth, so wurde z. B. das erste Concert im Monat immer nur als Auch seine Söhne Samuel und Peter waren Musiker; letzterer zudem Musikalienhändler und Instrumentenmacher.

Lückenbüßer angesehen und diente als Versuchsstation für junge Dilettanten oder wohl auch für zweifelhafte Novitäten baslerischer Componisten, hatte doch 1757 Musikus Rachel das Collegium mit der Dedication von nicht weniger als sechs Symphonien beglückt! In den Symphonien waren höchstens vier Bläser: 2 Hautbois und 2 Horn, erst später treten auch Flöten und Clarinetten auf; Pauken vollends und Fagott sind ganz selten. Die musikalische Literatur, welche damals gepflegt wurde, ist verschollen, unter den Symphonien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kommt bei 92 Nummern bloß zweimal der Name Bach vor. Wie es im Concert zueging, darüber lassen wir am besten einen Augen- und Ohrenzeugen reden, der von einer Aufführung Folgendes berichtet:

Die Reise nach dem Concerte.¹⁹⁾

Durch einen Vetter des Eidsgenossen.

(1755; ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes.)

„Ich bin ein Witwer, gesund und stark. Vor schon mehr als sechszig Jahren stund ich zu Rastrich in einem holländischen Schweizerregiment als Feldprediger. Es lag eben auch ein sächsisches da, dessen Prediger mein liebster Duzbruder war. Nach diesem reiste ich über Paris in mein Vaterland und ward auf eine einträgliche Pfrunde, hinan Randersteg, gegen dem Gemmi- und Leutscherberge zu, berufen. Ich darf sagen, daß ich seit

¹⁹⁾ Druckort und Verfasser der „Reise in's Concert“ werden nicht genannt. Auf jeden Fall ist die Schrift auf Basel zu beziehen und hat zum Verfasser wahrscheinlich Professor Spreng, welcher in jungen Jahren Feldprediger in holländischen Diensten war und um 1755 eine Zeitschrift „Eidgenosß“ herausgab. Die „Reise in's Concert“ wurde zuerst im Feuilleton der Basler Nachrichten vom Mai 1858 abgedruckt.

50 Jahren dem wüsten Buben, dem Teufel, allda viel Eintrag gethan und unsere Religion gepredigt habe.

Verwichen schickte mir mein Vetter Eidgenoß 50 Stücke seiner Wochenschrift zum Gruße. Ich empfing sie mit Freuden, denn er ist meines lieben Bruders sel. Sohn. Er verließ schon in der Jugend unsere Alpen, und ich habe seit 30 Jahren nichts von ihm gehört. Ich bekümmere mich sonst nicht viel um neue Bücher; unsere alte reformirte Kirchenpostill und Tossans Bibel mit Randglossen sind mir genug. Doch durchging ich diese Blätter. Ich hatte wohl der Zeit. Der Schnee war zu tief, den Genssen nachzusteigen, die Bäche gefroren, meine Zehnden eingezogen, und es ging gegen Weihnacht; auch hatten schon meistens meine Pfarrkinder und benachbarten Wögte und Meyer geschlachtet, also hielt mich dies nicht mehr ab. Ueberdies habe ich mehr Predigten als meine Nachbarn. Dann ich zähle deren sammt den Hochzeit- und Leichenreden bei hundert beisammen, die ich alle auswendig weiß. Darum konnt ich wohl der Zeit erübrigen, meines lieben Veters Arbeit den Winter durch zu lesen.

Aber, du lieber Vater! Was habe ich für Zeug darin gefunden? Ich dacht in mir selbst, haben sie dann keine Seelsorger? daß alles so verderbt ist. O du guter Vetter! Wärest du bei uns geblieben. Ich fürchte, ich fürchte, sie haben dich auch schon angesteckt; meine Pfarrkinder sind Engel gegen Ihnen. Doch ich konnt nicht glauben, daß er's übertrieben hätte. Ich predige auch zuweilen mehr, als ich denke, und mein geistlicher Mitarbeiter, der Sachse in Mastrich sprach des Sonnabends öfters im Gespasse zu mir: Herr Bruder, morgen werde ich meinen Officiers die Hölle heiß machen.

Allein ich weiß nicht, wie es mir ward, ein Gelust, den ich schon seit vierzig Jahren nicht hatte, kam mich an, mein

Randerthal für ein Vierteljahr zu verlassen. Ein Witwer hat niemand als sich selbst rathszufagen. Ich fühlte wie ein Heimwehe nach der Welt. Mastrich, Paris, die Niederlande kamen mir wieder in den Sinn. Die Burgunder und spanische Weine, der rheinische und Mosel Wein rochen mir wieder auf. Ich sahe meinen Nachbar, den Weibel, der dreiundneunzig Jahre alt war, noch alle Tage, die der Sommer gab, auf die Gemmi-Steig gehen, und öfters, die Brente voll Milch zwei Stunden weit den Berg hinuntertragen. Ich hatte deren erst fünfundachtzig. „Ich bin jünger als er“, dachte ich, „ich darf noch wohl einen Sprung in die Welt wagen.“ Genug, ich brach den ersten alten Maitag auf, da eben meine Alpmeyer die Kühe auf die Sömmerung trieben. Ich gab ihnen und dem lieben Viehe den Segen, und sie wünscheten mir Glück zur Reise. Indessen hörnten die Knechte zuerst den Morgenseggen, und dann ihr Vieh mit dem Kühreihen zusammen, und endlich mir das Wilhelmell-Lied auf den Weg, so tröstlich, daß mir die Augen übergingen.

Ich kam zu Fuß auf Thun, von dar zog ich mich rechts in das Emmenthal, und so auf Burgdorf, da nahm ich mir ein Pferd und rüstete mich, was nach der Welt, aus. Ich ließ mir einen blauen Rock mit rothen Aufschlägen und anders machen, daß ich keinem Prediger gleich sähe, und einen Schnauz wachsen. Meine alten Kleider hinterlegte ich bei einem Freunde, der ein Perrückenmacher war. Dieser berebte mich, auch ein Stück aus seiner Stuben aufzusetzen und damit bedeckte ich meine dünnen grauen Haare. Auch ließ ich meinen Degen, den ich seit Mastricht noch hatte, ausspuzen; er war von Stahl, mit Silber eingelegt. Ich umgürtete mich damit. Meinen Hut befahl ich auch aufzusetzen, wie es jetzt der Gebrauch ist, und mit einer kleinen Borden zu versehen, alsdann setzte ich ihn auf.

Also gerüstet sah ich in den Spiegel. Es war einer von denen, die aus vierundzwanzig kleinen runden Gläsern zusammengesetzt sind und in der Mitte ein größeres haben. Ich dachte nicht gleich auf dessen Gemähe und sah mich einwärts von vierundzwanzig meinesgleichen umgeben und mich in der Mitte, ansehnlicher als die andern. Die Freude, mich so brav zu sehen, übernahm mich bergestalten, daß ich etliche Luftsprünge that, worüber mein Vetter Balsbier von Herzen lachte. Ich meinte wirklich, ich sei wiederum fünfundsanzigjährig und gar Hauptmann, und diese um mich herum meine Compagniesoldaten.

Der Freund wußt schon von meinem Vorhaben, daß ich meinen Vetter den Eidsgenoß aussuchte. Allein (ich weiß nicht, wie es kam) er wies mich auf die Straße Nordwesten zu, in die nächste große Stadt, und wie ich seit vernommen, hätte er mich sollen ostwärts weisen. Darum verfehlte ich ihn und kam zwar an einen stolzen Ort, aber wo ich keine bekannte Seele antraf. Es schien mir eine Residenzstadt zu sein. Ich ward vieler Palästen gewahr. Die Kutschen rollten in Menge, alles war prächtig, alles schien reich, alles glücklich, und überhaupt that man dort fast, als wann keine Bibel in der Welt wäre. Ich kam in einen Gasthof, er hieß zu den dreizehn Kantonen, der Wirth war auch ein Schweizer. Ich stieg ab. Er empfing mich auf das allerfreundlichste. Er machte mich, fast ehe er mich sahe, zum Kapitän. Er wies mir ein schön Zimmer an. Er bot mir ein Glas Burgunder mit etwas trockenem Zuckerwerke. Er erfreute sich höchstens, die Ehre zu haben, mich zu beherbergen, und weil er mich für einen holländischen Offizier ansah (oder sich so stellte), fing er mir flugs von Amsterdam, Antwerpen, Maastricht und andern niederländischen Orten zu reden an. Er sagte, er habe auch den Holländern

gedient. Er trank mir ein Glas auf Brüderschaft zu und an=erbot mir daraufhin sein Gefährt. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung ging er seinen andern Geschäften nach, mit Bitte, es nicht ungut zu nehmen; er werde bald wiederum aufwarten.

Ich habe meinen Tag keinen geschäftigern Mann gesehen, und der sich leutseliger anstellte. Ich dachte, der Himmel hätte für mich gesorgt, mich an einem ganz unbekanntem Orte zu ihm zu führen. Ich ließ mich bethören und wollt in Ernst, so lang ich da wäre, Kapitän bleiben. Mittlerweile schmeckte mir meine Bouteille wohl, und ich dacht zum Zeitvertreibe an meine lieben Nachbarn, die Schneegebirge und den Unterschied zwischen meinem Kirchspiele und diesem Ort.

Es stund ungefähr eine Stunde an, so kam mein lieber Herr Wirth Hauptmann (dann weniger konnt ich seiner Erzählung nach nicht aus ihm machen) wieder auf mein Zimmer. „Mein lieber Herr Bruder Kapitän (waren seine Worte), wir haben hier verschiedene Lustbarkeiten, wir haben Komödien, wir haben Thiergefechte, wir haben Operetten, wir haben ein Concert, wo gesungen wird. Was befehlen Sie? Mein Wagen ist ange=spannt, Sie zu begleiten, wo Sie hin wollen. Morgen sollen Sie mit mir auf mein Lustgut fahren. Die künftigen Tage werden auch für sich sorgen.“ Ich muß gestehen, sein Vor=trag entzückte mich. Ich bewunderte seine Gastgebigkeit und entschloß mich zum Concerte. Ich liebe das Singen von Jugend auf. In meiner Kirche weiß ich den Baß zu allen Psalmen. Ich habe mir zwei Posaunen angeschafft. Des Weibels und des Leutscher-Hansen Söhne und Töchtern singen den Alt und Tenor wunderschön, beim Wein und in der Kirche, und in meiner ganzen Gemeinde wird bei Hochzeit- und Schlachtmählern meistens zu vier Stimmen gesungen. Also leitete mich mein Herr Bruder Hauptmann selbst in die Kutsche, und der Knecht

fuhr wohl zehn Gassen durch, da kamen wir zum Musikhaufe.

Es ist ein Gebäu fast so groß als meine Kirche, aber vor dem Hause steht eine Wachtstube. Man ließ mich passieren. Ein Pörtner öffnete mir gleich die Saalthüre, und ich ging hinein. Alle Fremden haben den Zutritt umsonst. Es war mir wieder, als wann ich vor sechszig Jahren in Maastricht zu unserm Generalen gekommen bin.

Das Musikzimmer ist ein großer gegipster Saal, so hoch etwan als unser Chor ist. Es kann wohl vierhundert Personen fassen. Am heitern hellen Tage wird finster darin gemacht. Aber es brennen dafür wohl sechs Leuchter von Chrystall, so groß als ein zweijähriger gezweigter Kirschbaum, und so voll Lichter, als diese voll Blust sind, so die Kirschen gerathen wollen. Rings umher, an der Wand, stecken noch bei fünfzig Kerzen. Wo keine sind, hangen schöne Gemälde von Geschichten, so alt, daß sie noch vor dem Schweizerbunde müssen gesehen sein.

Eines stellt den Orpheus vor, wie er das Gethier, zahmes und wildes, um sich her lockte. Unter anderm lag ein Küchlein so natürlich gemalt an seiner Seite, daß ich es fast für mein Sträußlein angesehen hätte. An einem andern Orte war dieser Orpheus nochmalen, wie ihn die thracischen Weiber zerreißen. Gegenüber war er wiederum, wie er in die Hölle fuhr, und sein liebes Hausweib, die Euridice, herausholte. Aber in dieser Hölle sind die Teufel nicht so gräßlich, als sie in unserer Loffanischen Bibel nach der Natur abgemalt sind. In einer Ecke war David mit der Harfe, wie er dem Saul seinen bösen Geist verjagt, aber ein Kasten, der dort stund, verdeckte ihn mehr als halb. Gleich dabei hing Midas, wie er über Pan und Apollo richtet, und auf der dritten Mauer ein eid-

genössisches Wilhelmstuck, nebst dem Schweizer-Bund im Grüttelein und der Unterschrift: HARMONIA DVLCISSIMA, darunter steht eine andere mit kleineren Buchstaben: „Chorda discors cantum, Rempublicam cor discors turbat.“

Der Platz, wo die Spielleute sind, ist erhöht, und auch wohl mit hundert Kerzen beleuchtet. Er hat eine Ausladung wie eine Kanzel. Ich dachte, man würde zuerst da eine Predigt halten, oder der Vorsinger werde dort stehen. Aber es war nur einer mit einem dünnen Stecklein, welcher damit in die Luft oblich und nidlich schlug, und still machte.

Es sind Rüste zum sitzen, wie in den Kirchen. Und auf beiden Seiten sehr viel kostbare Lehnensessel. Doch stehen die Männer meistens und überlassen dem Frauenzimmer die Sitze. Es waren eben damals sehr viel Weiber da, und zu unserem Unglücke, nahmen sie noch so viel Platz ein, als bei uns. Darum konnten die wenigsten Herren sitzen, und ich wäre mich müd genug gestanden, wo mir nicht ein Herr einen Platz verschafft hätte. Er war ein sehr freundlicher Mann, der mir alles auslegte, ob er mich schon nicht kannte. Unter anderm versicherte er mich, aus Anlaß des Gedränges, daß es in den Sonntags Morgenpredigten, wo doch der Platz nichts kostete, auch in der Domkirche, öfters ungleich weniger Leute, als diesmal hier seien. Es waren auch Pfarrer da, es waren Officiers, es waren Staatsleute, Professor, Studenten, Kaufleute, Fremde, unter anderen ein Türk und ein reicher portugiesischer Jud und andere, jung und alt, sonderlich viel Frauenzimmer.

Diese prangten, mit Sammet und Seiden, und gemahlten Stoffen und Edelgesteinen. Den Herren fehlte es auch nichts, daß sie nicht fast so bunt, als die Weibsbilder, waren. Aber die meisten Frauen, auch die jüngsten Fräulein, hatten weiße Haare, bei nahem daubweiß, wie die meinen. Ich verwunderte

mich darüber, dann ich sah ihnen kein Herzenleid an, das sie hätte können so jung grauen machen. Auch waren sie alle so schön kraus, daß ich dergleichen niemals in meinem Kirchspiele gesehen habe. Aber der erstgemeldte Herr sagte mir, dies sei durch die Kunst gemacht; die Farbe aber betreffend, so habe man sie mit einem weißen Staube also gefärbt. Ich fragte warum? Er sagte im Lachen, er wisse es selbst nicht, es solle schön bedeuten. Ich erwiderte, man habe vor 60 Jahren auch zu Paris nichts hiervon gewußt.

Indessen betrachtete ich dies Volk überhaupt und fand, daß sie durchaus wohl gemacht wären. Nur kamen mir die meisten sehr klein vor. Die Weibsbilder sahen schön von Gesichte, und fast alle milchweiß. Ein guter Theil davon hatten Backen wie die Rosen. Die nicht so frisch aussahen, waren meistens so zart, als ob sie kränklich wären, wie bei uns die Weiber im Winter vierzehn Tag nach der Taufe. Sonderlich aber kam es mir wunderlich vor, daß sie alle, für ihre kleine Gestalt, unten durch so dick waren. Ich bin ein langer, hagerer Mann, aber zwei wie ich könnten bei weitem keine umklaffern. Es deuchte mich, in Ansehung ihrer weiten Röcken, müßte was darinnen stecken, welches abscheulich groß wäre. So es aber natürlich ist, so könnte es ihrer Größe nach dargegen kaum wie ein Würmlein sein, darum konnt ich nicht begreifen, wozu ein so abscheulicher Umschlag nützte. Dann einmal ich wollte aus unsers Weibels drei Töchtern wohl neun von diesen Fräulein gemacht haben. Und meines Meyers kleinster Sohn gäbe wohl drei Herrlein, wie ich sie dort herum laufen sah. Doch sträubten sie sich alle wie die Großen. Ich mußte darüber lachen.

Der Herr sah es und fragte mich. Ich sagte es ihm natürlich. Er erwiderte: Einige dieser schon rothen Backen

sind gemalt, und bei Licht sieht man die weiße Schminke auch nicht wohl. Ein manches der prächtigsten Kleidern, die Sie sehen, ist noch nicht bezahlt. Die, so es am besten haben, gehen am sittsamsten. Die andern trachten sich durch den Pracht einen Schein zu geben. Diese junge Stutzerchen, so sie es erleben, werden zum großen Theile sich in zwanzig Jahren vielleicht weniger brüsten als heute. Die weiten Röcke an den Weibsbildern haben wir unsern Nachbarn zu verdanken. Das schöne Geschlecht bei uns ist fast närrisch-verliebt in alles, was von dannen kommt. Wir Männer müßens leiden, und die meisten, selbst unseres Geschlechts, fangen an der Weibern Aufpuß, wie Sie sehen, bei nahem zu übertreffen. Auch haben wir viel Kaufleute hier. Die meisten meinen sich durch ein solch äußerlich Blendwerk in Glauben und Reichachtung zu schwingen. Reich sein heißt hier vornehm. Dies macht einen Theil der Reichen stolz und ausgelassen. Die Vornehmen von dieser Gattung kennen alsdann keine andere Eigenschaft ihrer Hoheit als diese. Die Tugenden der Edlen bleiben ihnen fremde. Daß aber viel so schwächlich scheinen, da ist unsere Weichlichkeit Schuld daran. Die gemeinen Leute hier sehen überhaupt viel stärker drein; sonderlich die wohlhabenden. Jene aber verderben sich selbst. Sie zärteln sich zu viel. Sie söckten sich vor allen vier Elementen. Sie laufen nach dem Arzt um jede Kleinigkeit; dieß schwächet die Natur, und jenes stärkt sie nicht. Einige essen zu wohl. Die mancherlei Speisen, die sie täglich auf ihrer Tafel sehen, reizen ihren Geschmack. Dieß beschwert den Magen. Der Kaffee mag allein nicht verdauen. Darum kochen sie kein gut Geblüt. Dies kann keinen guten Nährsaft, und dieser keine gute Frucht zeugen. Die fremden Weine tragen auch bei. Diese tröcknen den Lebenssaft durch ihre Hitze entweder auf, oder treiben ihn zu geschwind und

nicht genug zubereitet aus. Endlich weiß ich's, bei Ihnen ist's eine Schande, frühe an die Liebe zu gedenken. Bei uns geht's jung an. Im zwanzigsten Jahre ist ein mancher schon fast entkräftet. Und erholt man sich ja wieder, so können doch die Sprossen, die aus solchem Stamme schießen, nicht baumstark wachsen. Ich sprach: Gott behüt uns unsere liebe Einfalt, an den Grenzen des Walliser Lauds haben wir hierüber noch nichts zu klagen.

Indessen ging das Concert an. Wohl ihrer vierzig spielten mit einander auf verschiedenen Instrumenten, grob und rein, Pfeifen und Geigen, kleine Vässe und große, so hoch als der höchste Mann, und anders, das ich nicht habe unterscheiden können. Alles ging unter einander, aber so laut, daß der ganze Saal erschallte, und so schön, daß ich fast aus mir selbst war. Ich hörte, wie wann die Nachtigallen singen oder sich die Vögel in unsern Wäldern paaren. Bald wars wie ein Schäfer Lied, und als wann der Guckguck darunter schrie, alles so sauft, daß es mir so lieblich war, als wenn ich des Gemmy Rudis Wittib bei mir hätte. Manchmal wars wie eine Leyer, zuweilen wie der Rühreihen, und bald darauf ging was wieder so geschwind, wie unser Walliser Siebensprung. Dies währte eine gute Viertelstunde.

Darnach kam einer allein, der sang ein Italiänisch Lied, daß ich in meinem Kirchspiele nichts so schönes gehört habe; seine Zunge war wie von lauter Rädlein und sein Hals so glatt, als wann er geschmiert wäre. Bald sang er traurig, bald erzürnt, bald erschreck er, bald lächelte er, als wann er was angenehmes sähe oder hoffete. Ich verstund nicht wohl alle Worte, nur hörte ich ihn öfters sagen: *O mio Tormento*; dies sang er traurig; so er *Crudele* sang, sprach er heroisch; wann er *Speranza* sagte, so sah und redte er vergnügt; und

wann er *mio Caro* aussprach, so that ers liebreich. Das andere verstund ich nicht, dieses aber wiederholte er wohl fünfzigmal. Wann er ganz allein gesungen hätte, so wäre alles ganz verständlich gewesen, aber die Instrumenten dämpften zu viel, und die Zuhörer waren auch nicht allzustille. Es währte dies zusammen etwa eine halbe Stunde, dann folgte eine Pause, und jedermann fing an überlaut zu klatschen und zu schwätzen.

Indessen sprach der freundliche Herr zu mir: Ich sah mit Freuden, wie entzückt Sie zuhörten. Ich antwortete: In der That habe ich lang nichts so schönes gehört. Aber wie heißt man das, so zuerst gespielt ist worden? Er versetzte: Es war der Frühling des Herrn Vivaldi; er wollte diesen vorstellen und hat es so übel nicht getroffen. Auch schickt es sich für diese Zeit. Es ist schade, daß man nicht in andern Jahreszeiten seine übrigen spielt; er hat sie alle vier gemacht und war um soviel größer als er die Musik zuerst empor gebracht hat; nur Corelli trifft ihn an Harmonie vor. Ich erwiderte: Werden wir was von ihm hören? Ach nein, war seine Antwort, des Jahrs kaum einmal ziehet man diese große Männer zu Ehren. Es regiert eine gewisse Pedanterie unter den Musikanten, daß sie verachten, was alt ist: wäre es noch so schön, so finden sie es nicht so, wann es über zehn Jahre hat. Ich sprach: Ein junger Mann liebt eine Alte nicht, weil sie nicht mehr schön ist, und einen ferndrigen Kalender wirft man weg, weil die Jahre dahin laufen und er dadurch unbrauchbar geworden. Allein unsere Ohren werden ja nicht alle zehn Jahre anberst, und was einmal recht schön ist, bleibt's allzeit. Es können wohl verschiedene Schönheiten beisammen bestehen, und wann eine neue kömmt, so sollte man die alte deswegen nicht verwerfen. Eben darin (antwortete er) steckt die Pedanterie bei den jungen Musikanten. Sie meinen, es

könne nichts rechts sein, als was zu ihren Zeiten jung geworden. Theils von ihnen wollen darin geschickt scheinen, wam sie viel aufgelöste Dissonantien loben, und so es einem andern nicht gefällt, so meinen sie sich gar gelehrt, die Kunst einzusehen, welche die Unwissenden nicht einmal begreifen können. Aber die wahren Meister sind hierüber aus. Diese suchen das Angenehme, und den Zuhörern zu gefallen, gleichwie auch Molière dem Volk, nicht sich, zuliebe schrieb. Da indessen die halb- und quart-Virtuosen, theils aus Reid, theils aus Hochmuth, wollen über alle Alten sein. Und warum nicht? Sie sind ihrer Sache gewiß, wo das Neue, nur darum, weil es neu ist, den Vorzug hat.

Ich versetzte: Dies verstehe ich nicht genug, mein Herr; aber warum spielten die andern so stark, als der Herr da sang? Bei uns zieht der Discant vor, denn kommt der Baß, der Alt und Tenor gehen erst nach. Darum haben wir eine Discant- und eine Bassposaune in unserer Kirche, die Gesangstimmen, samt dem Basse, werden voraus gehört. Mein Herr, war seine Antwort, es sollte hier auch so sein. Diese Herren machen nur die Begleitung des Gesangs, sie haben nur die Nebentöne zum ausfüllen, der Sänger hat die Hauptstimme. In den italiänischen Opern zu Turin, Mailand, London, Dresden, hört man jene neben dieser nur als entfernt; es macht nur ein angenehmes stilles Getöse, welches die Melodie der Singenden bezaubernd erhöht. Man hört, daß es nur eine Begleitung ist. Bei uns aber will ein jeder sich sehen machen, und dadurch verdeckt er das Feinste. Ein jeder fürchtet, so er nicht gewaltig zuhauet, er bleibe unbekannt. Er hat keine dergleichen Opera gehört; er hat etwas harte Ohren, denen das Piano nicht genug eingällt; darum macht er eine Nebenstimme zur Hauptstimme, der Sänger mag tschüttschen so

viel er will. Und zuletzt meinen alle, sie haben Wunder gethan, weil sie sich vor andern gehört haben. Ich schwieg; der Herr auch; und so sahen wir dem Gewühle zu, bis die Musik wieder anging, welches nicht lange anstund.

Sie war fast wie zuvor, nur spielte man ein ander Stück. Hernach kam eine Sängerin, die ein kurzes Lied sang. Es gefiel mir recht wohl, und klang sehr lustig, wann nur ihre Stimme vor dem Getöse recht hätte durchdringen können. Als sie aufhörte, klatschte wieder jedermann. Aber ehe man die Zeit hatte recht zu schwätzen, kam ein schön gepuhtes junges Herrlein mit einer Geigen hervor und setzte sich zuvorderst auf einen Stuhl; die andern Spielleute saßen hinter ihm und spielten ganz leise mit. Der gute Herr erzappelte sich entsetzlich, daß der Schweiß hinunterlief. Er machte langsam und geschwind. Er sah zuweilen zurück auf die Hintern, und diese auf ihn. Einer derselben strampfte einmal sehr böß; ich hörte ihn sagen: Nicht so geschwind. Daraus schloß ich, er habe auf sie gesehen, daß sie ihm nachkommen sollen; und die andern auf ihn, daß er ihnen warten solle. Es war jedermann inzwischen maufestill. Endlich hörte er auf, und man klatschte ihm viel mehr als man dem Sänger und der Sängerin geklatscht hatte.

Ich fragte den Herrn: War dieß etwan von der neu-modischen Musik, davon Sie sprachen? Mir wäre sie nicht so lieb als die alte. Ich hörte was, als wann eine Maus rekte, denn hörte ich sie vollends schreien. Er machte manchmal so rein, daß es mir in den Ohren wehe that. Nein, erwiderte er, die Musik ist an sich gut, aber er hat sie nicht wohl gespielt. Dergleichen vermeinte Meister nehme Stücke vor, die über ihre Kräfte sind; und ihre Lehrer selbst meinen manchmal, schwer sei schön. Ich bedaure ihn, sprach ich, ich sah,

daß er arbeitete und es gut machen wollte. Diesem zu lieb nun hätten die Mitspieler sich sollen vor ihm hören lassen. Aber (fuhr ich fort) was bedeutete dann dies allgemeine und starke Klatschen? Dies ist (versetzte er) der Zuhörer Wohlzufriedenheits-Bezeugen. Es ist ein Fehler, daß mans jedermann thut; ein mancher meint, es sei der Gebrauch, auf diese Weise das Lied zu enden. Diesmal wars entweder eine grobe Schmeichelei, oder ein Gespött, oder ein Unverstand, daß man diesen Violinisten nicht damit verschont hat. Es gebührt nur Virtuosen; wir aber gestattens allen. Also muntern wir die Geschichten dadurch nicht auf, und die so nichts taugen werden beschimpft, die fremden Kenner aber haben Recht uns darüber zu verlachen. Damit ließ mich mein Freund etwas allein; ich aber setzte mich zu hinterst in eine Ecke und betrachtete inzwischen die Leute.

Ich sah mit Verwunderung, wie alles durch einander wimmelte. Gleich vor mir saß eine Gesellschaft von jungen Mägdelein, die waren wie Quecksilber. Doch blieben sie sitzen, aber sie juckten alle Augenblick auf und sahen um sich, sie dreheten sich links und rechts, sie druckten die Haare eilig in die Ordnung, sie beweheten sich mit einem fast dreieckigen gemalten Papier; bald zischten sie einander in's Ohr, und sahen auf diesen oder jenen, oder jene, bis endlich ein halb Dutzend junge Herrlein kamen, die bückten sich fast bis an den Boden. Ich kann nicht sagen, was sie eigentlich sprachen; ich sah nur, daß sie gegen einigen gar freundlich waren, gegen andern, als wann sie sie nicht kaneten, ganz spröde. Eine machte einem so ein freundliches Gesicht, wie ein Engel; da kam ein anderer, im Augenblick war sie wie umgekehrt, sauer, verächtlich, böß, alles durch einander. Unserß reichen Posten Tochter hätte den Hirten Heinrich niemals so schmach empfangen können. Ein

Paar sahen ein Paar Herren von weitem, sie winkten ihnen, ihre Köpfe gingen beständig für sich und hinter sich, wie die gipfelen Ja-Männlein, wann man ihnen den Kopf stößt. Andere sahen und spöttelten hinterrücks über diese, da kam aus Versetzen ein anderer, dem sie nicht gewunken haben, aber dieser war bei weitem nicht gemeint, da schämten sie sich, und er auch. Mehr als die halben lachten überlaut und nahmen einander vor Freuden bei den Händen, druckten und küßten einander, oder stießen die Köpfe zusammen, oder schlugen sich auf den Schoße oder beugten sich im Lachen fast unter die Knie. Dieß machte den jungen Herrlein auch Lust zuzugreifen, sie mischten sich darunter und küßten bei dieser Gelegenheit links und rechts herum, und anders. Dieß verursachte einen solchen Lärmen, solch Gelächter und ein solch Geschrei, daß ich mich darüber verwunderte. Wir heißen dies rumpusen. Allein es kam mir vor, als sähe ich Kinder mit einander spielen, wann ich dagegen an unsere junge Leute gedacht. Und bei uns rumpusen sie nicht, wann Alte dabei sind, sie thuns nur unter sich und müssen dabei noch ein Gläslein Kirschwein im Kopf haben.

Inzwischen stund ich auf, meinen Freund zu suchen. Ich fand ihn bald mit einem Herrn sprechen. Ehe ich ihn angetroffen, mußte ich bei vielen Weibsbildern vorbeigehen. Ich grüßte sie, aber sie dankten mir nicht, nur sahen sie mich steif an, einige schienen mir etwas mit dem Kopfe zu nicken. Als der Herr mit meinem Freunde ausgeredt hatte, kam dieser gleich wieder zu mir und wies mir einen Sitz, mit Vermelden, es werde bald wieder angehen. Wir setzten uns; da fragte ich ihn, obs hier nicht Gebrauch wäre die Leute zu grüßen? Er sprach, warum nicht? Da sagte ich: Es ist dann nicht der Gebrauch zu danken? Wie so? versetzte er. Da erzählte ich

ihm, was ich an den Weibsbildern in Acht genommen habe, Er erwiderte: O mein lieber Herr, dieß Anschauen heißt gegrüßt. Es ist ja Ehre genug, so man uns des Anblicks würdigt. Das Nicken aber bedeutet auf das allerfreundlichste gedankt. Es giebt aber Freundlichkeits-Nicken, es giebt schmähes, es giebt ehrerbietiges, es giebt vertrauliches, es giebt gleichgiltiges; alles bedeutet grüßen, nachdem der Mann ist. Er ist stärker oder schwächer, je nachdem man bekannter oder vornehmer oder nicht ist. Gegen einem Fremden dürfen sie deswegen nicht stark machen, weil die Bekanntschaft mangelt. Allein so sie ihn vor etwas ansehen, da ist eine kleine Kopfbewegung erlaubt. In dieser Achtung waren sie bei denen, die mit ihrem Haupte, etwann eines Thalers dick, gegen ihnen zu nähern geruhten. Darmit war ich zufrieden, und bald darauf schlug der Herr mit seinem Stäblein, und das Musciren ging wieder an.

Es spielten nur drei mit einander, nämlich zwei Geigen und ein Baß. Mein Freund sagte mir, man heiße dies ein Trio, und alle drei seien nur Liebhaber. Aber sie spielten meisterlich und so sanft, daß es immer schade war, das Gemüth der Zuhörer darneben zu hören. Doch ward es noch größer, als sie aufgehört haben, und einer auftrat, der ein rechter Meister auf der Violine war.

Er fing an, und niemand als ein Baß half ihm. Er zog recht englische, lange, satte Töne aus seiner Geigen. Sein Bogen sprang auf den Saiten herum, und darüber, wie die Gensfen auf die Klippen. Man konnte einen jeden Ton unterscheiden, und manchmal hörte man deren wohl vierzig nacheinander aus einem Zuge springen, einen jeden so abgebrochen, daß man alle hätte zählen können, wann es der Geschwindigkeit wegen möglich gewesen wäre, und sie ließen sich hören,

als wann ein jeder mit einer Pause nachließ. Wann er rein machte, war es wie ein Vogelgesang, und die untern Saiten klopften und klangen wie ein dichter Federthaler, den man auf ein steinern Tischblatt wirft. Die langsamen Weisen waren so anmuthig, als unser Wilhelm-Tell-Lied, aber weit mehr Töne darin, und die geschwinden machten einem die Seele dreißig Jahre leichter und jünger.

Bei einer gewissen Stelle griff er seine Violine hart an und spielte auf allen vier Saiten mit einander. Er wiegte so schön darauf herum, daß ich geschworen hätte, ich hörte auf jeden Zug dreißig Töne mit einander aus jeder Saiten hüpfen. Sie drangen heraus, wann er nur den Bogen bewegte, als wie die Funken aus meinem Feuerstein, wann ich Tabak anstecken will, aber sie gingen so hübsch auseinander und lösten einander durch alle vier Stimmen so schön auf und ab, daß ich wie entzückt war.

Der Bass schwieg indessen, und der Virtuös griff die Violin zum Verlieren allzeit minder an, so daß ich es zuletzt fast nicht unterscheiden konnte. Allein es war nicht seine Schuld. Die Leute machten indessen ein solches Geräusche, daß ich in einen rechten Zorn gerieth. Ich schrie überlaut, stille! Denn ich vergaß, daß ich ein Fremdling war und meinte, ich wäre zu Haus unter meinen Leuten. Zu allem Glücke achtete es vor dem Getöse niemand als mein Freund, der dichte neben mir saß. Dieser sprach leis zu mir, bravo, aber zugleich winkte er mich lächelnd aus meiner Entzückung. Doch scheint's der Virtuös hat es wahrgenommen, dann er griff nach und nach, wie unvermerkt seine Violin wieder mehr und mehr an, bis er in die Stärke kam, wie er dies Harpeggio (so nennt es mein Freund) angefangen hatte, alsdann ging der Bass wieder mit, und beide spielten noch eine zeitlang so zierlich fort, daß ich ihnen die ganze Nacht hätte zuhören mögen.

Als dieser abgetreten war, kamen zwei Jungfern mit dem Singmeister hervor, und eine Baß-Stimme. Diese ließen uns ein Italienisch Lied hören, viel schöner, als eines unserer allerbesten Weihnachts-Gesängen, und man war ein wenig stiller. Der Herr sagte mir, dieß geschehe, weil die Jungfern vornehme Töchtern wären. In der That hatte man nicht Unrecht, dann sie sangen alle wie die Engel im Paradiese, aber dieß verdroß mich, daß man nicht Recht für Recht gelten ließ. Warum dann hörten sie dem Virtuosen nicht auch zu und klatschten ihm auch? Da man diesen Bieren mit Händen und Füßen schlug, daß die Luft darüber hätte erzörnen mögen.

Hiermit hatte das Concert ein Ende, und jedermann ging nach Hause. Während diesem sprach mein Freund: Ich verifiziere Sie, ich bin recht böse über die Ungezogenheit unserer Leuten. Es ist wahr, nicht der sechste Theil kommt der Musik zu Gefallen. Die Weibsbilder erscheinen, sich sehen zu lassen; die Mannsbilder, sie zu sehen. Viele auch schämen sich, nicht vom Concerte zu sein, damit sie ja auch unter die schöne Welt gezählt werden. Allein anderswo kommen auch Leute an solche Orte, nicht eben der Harmonie zu Gefallen; doch sind sie zu belebt, durch ihre Unart den Liebhabern ihre Freude wegzustehlen. Alle diese Schwäzker verachten der Bauern Grobheit. Glauben Sie nur, ihre Aufführung läßt nicht herrlich; das Kleid allein macht nichts aus. Das Herrschthun und Gebenken adelst. Jene schön gepuzten Affen, da man ihnen Nüsse vorwarf, verriethen gleich ihren Thiergeist und beschmißten dabei ihre prächtige Kleidung. Ich hätte bald gesagt, unsere Zuhörer gleichen ihnen. Sie haben ja Zeit genug zwischen dem Musizieren zu schwätzen, so könnten sie dann wohl andern zu Gefallen eine Viertelstund ihr Maul zuhalten, wo nur eines gegen dem andern die geringste Hochachtung hätte.

Indessen (fuhr er fort) ist mir leid, mein Herr, nicht besser mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Geschäfte rufen mich für etliche Monate aus der Stadt. Dies verdroß mich recht anzuhören, doch bedankte ich mich auf das höflichste für seine Leutseligkeit, nahm Abschied von ihm, setzte mich in meinen Wagen und tröstete mich an dieses Herrn Statt, meines gefälligen Wirths der 13 Cantonen.

Mein Herr Bruder und Hausherr empfing mich auf das höflichste. Es war eben Zeit zur Nachtmahlzeit. Wir waren nicht viel Leute, aber die Trachten desto niedlicher. Der Herr Wirth führte das Wort fast allein, und Burgunder und Champaner schloß die Mahlzeit.

Des andern Tags führte er mich die Maritäten der Stadt zu besehen; den dritten hat ich ihn, mich auf sein Landgut zu begleiten. Ich weiß auf diese Stunde noch nicht, ob er eins hat. Er fuhr mit mir auf ein Dorf in eine öffentliche Herberge. Allein es schien nicht, daß dies sein Eigenthum war. Dann der Gastgeber machte uns die Zeche ziemlich herb. Dies öffnete mir die Augen, daß mein neuer Herr Bruder vielleicht ein Geld-Freund möchte sein. Auch schwieg er von Thiergesechten und andern Lustbarkeiten der Stadt. Darum forderte ich des vierten Tages frühe meine Rechnung. Nach vielen Ceremonien eröffnete er mir endlich, weil ichs wäre, wollte er aus Betrachtung der Holländischen Confraternität (wie ers nannte) sich mit nur 27 Gulden Reichsgeld begnügen. Mir geschwand fast über der Anforderung; doch ließ ichs nicht merken.

Ich hatte von Burgdorf 30 Kronenthaler mitgenommen, darmit gedachte ich wenigstens fünf Wochen auszukommen. Dann von dort weg, bis zu diesem meinem lieben Bruder habe ich, vierzig Stund weit, nicht gar zwei darvon verthan. Ich sah aber, wo ich ferners blieb, würde ich in wenig Tagen

das Pferd und mich versehen müssen. Darum ließ ich satteln und verreiſte ſelben Morgen wieder Burgdorf zu.

Dort legte ich mein Cavaliers-Kleid wieder bei meinem Vetter ab, verſilberte es und bezahlte, was ich noch daran ſchuldig war, ſamt dem Pferd-Lohne. Darauf nahm ich meine Prediger-Geſtalt von neuem an und ſetzte den Weg auf apoſtoliſch fort wie ehebeſſen. Ich fand unterwegs in den fetten Pfrundhäuſern bei meinen wahren Conſratern wohlfeile und geſunde Koſt bis nach Hauſe, da ich nach Verfließung 23 Tagen glücklich ankam. Sie nahmen mich mit allen Freuden auf, nur verwunderten ſie ſich über die Kürze meiner Reiſe. Nun bin ich entſchloſſen, ohne die Welt und meinen lieben Vetter Eidsgenoß ferners zu ſuchen meine alte Tage bei unſerer Einſelt und in meinem Vaterlande ruhig zu Ende zu bringen.“

Soweit unſer nicht ganz harmloſer Gewährsmann. Wenn derſelbe zu Anfang ſeiner Berichterſtattung von vierzig Mitwirkenden im Orcheſter ſpricht, ſo fällt die große Mehrzahl derſelben dem Streichorcheſter zu, was ſich aus der Zahl der noch vorhandenen geſchriebenen Stimmen ergibt. Danach waren etwa ſechs erſte und ſechs zweite Geiger, vier Celliſten und Baſſiſten vorhanden. In Bezug auf die Beſetzung der Bläſinstrumente kam man oft in Verlegenheit, aus welcher dann der Horniſt des régiment polonais in Hünningen half; gegen 1 fl. zur Beſtreitung der Uebernachtungskoften war er immer zu haben; ¹¹⁾ als daſſelbe dann aus Hünningen abging, fand das Collegium Musicum als Hinterlaſſenſchaft der Trompeter die Nothwendigkeit vor, ihre in Baſel gemachten Schulden zu bezahlen. Gleichwohl waren die Trompeter ſo unentbehrlich, daß man diejenigen des nachfolgenden Regiments ſofort wieder für die Concerte engagirte und als Erkenntlichkeit für dieſe Ge-

¹¹⁾ Das gleiche Regiment lieferte auch zwei Trompeter.

fälligkeit dem französischen Garnisonsprediger in Hünningen einen Freiplatz im Concert zur Verfügung stellte.

Die Leitung des Gesangswesens lag um die Mitte des Jahrhunderts in den Händen des schon genannten Singmeisters Dorisch, der 1750 auf 6 Jahre angestellt wurde und sich talentvolle Schüler und Schülerinnen nachzog;¹²⁾ unter den letztern zeichneten sich durch öffentliches Auftreten die Jungfrauen Geymüllerin, Holzachin, Meyerin und Döwalbin aus. Das Publicum trug im Concert eine ausgesuchte Eleganz zur Schau und kam in seiner Mehrzahl aus allen möglichen Gründen eher als aus Interesse an der Musik, weshalb die Nachricht, man komme „um zu sehen und gesehen zu werden“, nicht aus der Luft gegriffen ist. Das Schwätzen während des Concertirens nahm oft derart überhand, daß der Direktor das Orchester aus Verzweiflung plötzlich pausiren ließ. Die Leistungen des Orchesters waren kaum schon ideale. Beim Vortrag von Arien war die Begleitung consequent zu stark, da jeder Dilettant sich allzu vernehmlich machen wollte; trat ein Dilettant als Solospieler auf, so wagte er sich in der Regel an ein zu schwieriges Stück. Gute alte Musik wurde oft zu Gunsten rasch vergänglicher Tagesliteratur vernachlässigt. Im Beifallspenden hielt sich das Auditorium nie an die Sache, stets an die Person: am besten kamen die Dilettanten aus vornehmen Basler Familien weg, während wirklich tüchtige musikalische Leistungen todtgeschwiegen wurden.

Für Hebung des Gesangswesens war Singmeister Dorisch recht thätig, doch wurden mit den männlichen Jünglingen, ob schon sie den Unterricht umsonst erhielten, keine bemerkenswerthen Resultate erzielt; bis in die 1770er Jahre wurde über Abneigung der Jugend gegen den Gesang geklagt. Das Collegium

¹²⁾ Erstere aus dem Gymnasium, Waisenhaus und obern Collegium.

suchte zwar nach Kräften die vorhandenen Vorurtheile zu zerstreuen, es stellte, da die damalige Vocalmusik größtentheils italienisch war, einen Italiener, Namens Nigrini an. Die Instrumentalmusik wurde in bürgerlichen Kreisen dem Gesang vorgezogen, einige Mitglieber des Orchesters scheinen auf ihren Instrumenten schon ganz Erfreuliches geleistet zu haben. Von dem Violinisten Christoph Rachel ist schon die Rede gewesen, der Organist Andreas Fäsch war ein vielbegehrter Clavierlehrer, Musikus Walz muß vielseitig gewesen sein; denn er empfahl sich für Unterricht auf Violine, Baß, Hautbois, Posaune, Zinken und Horn. In den siebziger Jahren erfreute sich Christoph Gengenbach wegen seiner Kunst, die Orgel „mit ungemeiner Anmuth und Fertigkeit“ zu spielen, allgemeiner Anerkennung. Der Musiker Salathe, welcher „in Ansehung seiner Kunst und guten Aufführung“ das Privilegium erhalten hatte, während der Concertpausen Raffraichissements zu serviren, unterrichtete vier Bürgersöhne auf Staatskosten auf den zur Begleitung des Kirchengesangs nothwendigen Instrumenten; er war im Grund ein Pechvogel, da ihm seine guten Ideen zur Verbesserung der musikalischen Zustände gewöhnlich zu spät kamen, was ihn aber nicht hinderte, in sehr vorgerückten Lebensjahren die Concertdirection mit den großartigsten Offerten zu überraschen. Eine originelle Figur war „Friedrich Brändlin ein Würtemberger“, Musikdiener und, wenn nöthig, auch Musiker; zu St. Peter blies er zur Begleitung des Kirchengesangs Zinken und Clarinette. Vom Soldaten war er zum Concertdiener und Musiker avancirt, ohne gewisse soldatische Untugenden je gänzlich abzulegen: die Wachskerzenstumpen und Ueberbleibsel der Mahlzeiten waren vor ihm nie sicher. Mit seinem Gehalt konnte er nie auskommen und vermochte denselben durch allerlei Kniffe bis auf 200 fl. emporzuschrauben; trotzdem blieb

seine Redlichkeit auf schwachen Füßen; von Dorfsch wurde er einmal vor dem gesammten Orchester darüber interpellirt, wohin denn die 16 Maas Wein, die er unter die Musiker hätte vertheilen sollen, hingekommen seien; darüber gab sein Keller die beste Auskunft. Jahraus jahrein klagte Brändlin über knorzige Besoldung, was ihn aber nicht hinderte, auf dem Todbett dem Collegium seinen Sohn zum Nachfolger zu empfehlen.

Im Ganzen erfreuten sich die Musiker in öconomischer Hinsicht keiner günstigen Stellung. Während z. B. die Regierung in liberalster Weise auswärtige Truppen bei Hochzeiten und Tanzgelegenheiten auftreten ließ, war den Basler Musikern die Ausübung ihrer Kunst auf nicht baslerischem Territorium untersagt. Sie wurden von oben herab geradezu stiefmütterlich behandelt und sollten bei allen möglichen Anlässen gratis mitwirken. So meinte die Regenz der Universität, „das Collegium solle die in seinen Diensten stehenden Musicos soviel als möglich dazu anhalten, alljährlich bei der introductione Rectoris und Decani philosophici der Musik beizumohnen und ohne Entgelt mitzuarbeiten“.

Singmeister Dorfsch aus Geißelhäring in Bayern, der schon als Student aus Freiburg nach Basel war berufen worden, ließ sich die Verbreitung und Vereblung des Gesangs in unsrer Stadt recht angelegen sein. Seine Schülerinnen wirkten in den Abonnementsconcerten mit, oft ohne irgend welche Entschädigung, welche zuweilen sehr wohl angebracht gewesen wäre. So läßt (1754) „Izfr. Oswalbin ihre Armuth wehmüthig vorstellen, indem sie sich nicht im Stand befindet, sich die nöthigen Kleider anzuschaffen, und dessentwegen vor E. Auditorio nicht sehen lassen dürffte, bittet man möchte auß Commiseration ihr etwas beisteuern, umb sich kleiden zu können.“ Zeitweise hatte Dorfsch Mühe, seine Zöglinge im gehörigen

Respekt zu erhalten, so daß er genöthigt war, beim Collegium Klage zu führen „sonderheitlich über Jgfr. Meyer, als welche sich sehr hochmüthig und unwillig aufführe, auch ihme den schuldigen Respect versage“ (1752). Ganz vorzugsweise lag ihm alljährlich das Gelingen der Johanni- oder Schwörtagsaufführung am Herzen. Am Sonntag nämlich, der auf den Tag Johannes des Täufers folgt, zogen 7 Uhr Morgens die Räte vom Rathhaus auf den Petersplatz. Vom obern Gemach des Schützenhauses aus hielt der abtretende Bürgermeister, einen Ehrenkranz auf dem Haupte, an die anwesende Bürgerschaft eine feierliche Aureda, worauf Häupter und Räte sich in die St. Peterkirche begaben, wo eine auf die Feier bezügliche Predigt angehört und mit Musik der ganze Actus beschloffen wurde. Zweimal, 1751 und 1766, war der leider nicht mit Erfolg gekrönte Versuch gemacht worden, den Regimentswechsel durch eine größere musikalische Feier im Münster festlich zu gestalten.¹²⁾ Aus den Musiktexten, in denen anno 1777 den Landesvätern die Sorge für ihre Unterthanen anempfohlen wurde, ergibt sich, daß der Gesang in den Händen angesehener Personen lag. Auch hier läßt sich, wie in den Concertprogrammen, das Gesez der musikalischen Steigerung beobachten, insofern zuerst hintereinander Jgfr. Frey, Jgfr. Ryhiner und Herr Johann Meyer als Solisten auftraten, worauf sich Jgfr. Frey und Jgfr. Ryhiner zu einem Duett verbanden und Singmeister Dorsch dem Ganzen mit seinem Gesang die Krone aufsezte. Es war ihm auch die Leitung der Kirchenconcerte in der Karwoche übertragen. Vermuthlich hat er auch bei der musikalischen Ausstattung des Universitätsjubiläums mitgewirkt, ohne daß dieselbe eine hervorragende gewesen wäre; denn es wechselte damals die Direktion des Collegiums viel

¹²⁾ Vgl. Hubers Statutarium Basiliense S. 5 (Staatsarchiv).

zu oft. Dorſch verſtand eſ, ſich eine feſte und einflußreiche Stellung zu gründen, Schüler und Schülerinnen in großer Zahl auszubilden und die Gunſt des Collegiums in dem Maße ſich zuzuwenden, daß Niemand die doch früh genug und ſehr ſcharf hervortretenden Untugenden ſeiner Künſtlernatur zu bemängeln ſich getraute. Das Collegium trug gerne zur Verbesserung ſeiner Stellung bei, doch nur, wie eſ im Contract lautet, „mit der heiteren Erläuterung, daß er, Herr Dorſch, ſich während ſeinem hieſigen Aufenthalte ſtill und ehrbar aufführe, als worauf eſ am meiſten ankommt.“ Aber ſehr bald that Dorſch alles mögliche eher, als gerade dieſes letztere; zahlreiche Klagen über ſeine Niederlichkeit im Ertheilen von Lectionen, zeitweiliges Durchbrennen, Unhöflichkeit gegen Schüler und Collegen, Vergeßlichkeit im Schuldenzahlen kehren ſehr häufig wieder. Da er aber als guter Muſiker unentbehrlich war, ſo drückte das Collegium angeſichts ſeiner menſchlichen Schwächen mehr als nur ein Auge zu.

Sonſt füllte das Collegium ſeinen Poſten mit großer Kenntniß und Hingebung aus, oft wurde eſ von der Regierung in Angelegenheiten der Kirchenmuſik um ein Gutachten angegangen und hatte z. B. bei den Wahlen der Organisten ein gewichtiges Wort mitzureden. Den Concertbeſuchern ſuchte eſ auch in geſelliger Hinſicht Etwas zu bieten, indem eſ den Verſuch machte, ſie (1751) zu vierteljährlich wiederkehrenden Fronſaſtenmahlzeiten auf dem Muſikſaal, das Gedeck zu fünfzehn Baſen und drei Baſen für Tafelmuſik, einzuladen; doch wurde der Verſuch wegen zu ſchwacher Bethheiligung bald wieder aufgegeben. Beſſer ſcheint 1753 eine Schlittenfahrt mit darauf folgendem Ball beliebt zu haben.

Indeſſen ſaß dem Collegium das böſe Geſchick in der Perſon des Singmeiſters Dorſch auf dem Nacken. Das an-

steckende Beispiel, daß er mit seiner Pflichtvergessenheit gab, wirkte ansteckend auf die übrigen Musiker. Es kam im Collegium zu ernsthaften Mißthelligkeiten darüber, ob gegen seine Dienstverfäumnisse einzuschreiten sei oder nicht, und die Mitglieder standen sich als Freunde und Feinde Dorschs gegenüber; darunter litten die Concerte, zudem war 1755 Direktor Pfaff gestorben; da wurde, um dem Collegium aus der Sackgasse herauszuhelfen, folgender Anzug gestellt und berathen: „Man möge ein Mittel erdenken, um zwischen denen Herren G. Gliedern bessere Harmonie zu pflanzen.“ Endlich, unmittelbar bevor sein sechsjähriger Contract abgelaufen war, schlug Dorsch dem Faß den Boden selber aus. An einem Samstag Abend, anstatt Arien abzuschreiben, saß er bis in die tiefe Nacht im Wirthhaus und war unfähig, sich zum Sonntagmorgengottesdienst mit vollem Bewußtsein einzufinden. Damit wurde die Feier des Schwörtagottesdienstes empfindlich gestört; denn kein Singmeister wollte anstimmen. Zu wiederholten Malen wurde Dorsch nach St. Peter citirt, doch das eine Mal hatte er sich verschlafen, das andre Mal die Musikalien nicht fertig schreiben können, endlich hieß es, er sei nicht rasirt. Jetzt verlor sogar die Regierung ihre väterliche Geduld und ließ dem lieberlichen Singmeister den Laufpaß zustellen.¹⁴⁾ Nochmals machten trotz alledem seine Freunde eine allerdings vergebliche Anstrengung, den uuentbehrlichen Dorsch durch ein Hinterthürlein wieder an seinen Posten zu practiziren. Er mußte in der That Basel verlassen, scheint aber trotz seinen vielen und ausgesprochenen Lastern eine Lücke hinterlassen zu haben, sonst wäre er nicht einige Jahre später, als über die frühern Vorkommnisse Gras gewachsen war, ohne Widerspruch in Amt und Ehren eingesetzt worden; 1764 folgte dann freilich seine

¹⁴⁾ Vgl. Collegium Musicum St. 29. D. Nr. 6 (Staatsarchiv).

Entlassung zum zweiten Mal; merkwürdiger Weise ließ sich aber das Collegium Musicum in seiner unerschöpflichen Langmuth 1776 bewegen, ihn wiederum anzustellen. Von 1761 an wurde allerdings ein zweiter Singmeister, Benedict Kraus von Salzburg angestellt. Ihm fiel die Aufgabe zu bei Concerten und Festmusiken „sowohl das Clavier als andere ihm bekannte Instrumente zu tractiren und mitspielen zu helfen“; leider verließ er 1762 Basel schon wieder, da ihn Markgraf Ludwig Georg von Baden zu seinem Hofenoristen ernannt hatte.¹⁵⁾

Eine gefährliche Concurrnz erwuchs dem Collegium im Theater. Einerseits wurde durch dasselbe die Concertfrequenz beeinträchtigt, anderseits stellte es die Gewissenhaftigkeit der Musiker auf die Probe; denn es war eine harte Versuchung für das Musikerpersonal, im Concert dem Reich der Töne zu dienen, während zu gleicher Zeit auf den Brettern, welche die Welt bedenten, gespielt wurde. Als es einmal so weit kam, daß das Orchester samt der Concertfängerin in der Theatervorstellung sitzen blieb und das Concertpublicum umsonst auf die Symphonie warten ließ, da war Abhilfe dringend nothwendig. Man verlegte deshalb die Concerte auf die Zeit nach dem Sonntagnachmittaggottesdienst, später auf den Samstag, auch (1773) auf den schon früher üblichen Mittwoch. Es kostete nicht geringe Mühe, das Schiffslein der Frau Musica durch alle diese Klippen, die sich dem Collegium in Gestalt eines Concurrnzinstitutes oder in Gestalt pflichtvergessener Musiker oder gar Direktoren entgegenthürmten, ohne Schaden hindurchzusteuern. Besonders das Ausfindigmachen geeigneter Direktoren verursachte ganz erhebliche Schwierigkeiten. Nachdem verschiedene Musiker einander rasch in dieser Würde abgelöst

¹⁵⁾ Vgl. Archiv der Allg. Musikgesellschaft, Bb. III.

hatten, mußten in Ermanglung von Fachleuten mehrere Male sogar Dilettanten den Taktstock schwingen, so ein Dr. Heinrich Burckhardt (1755—1760), Notar Oberriedt (1760). Sie erwarben sich allgemeine Anerkennung, die ihnen vom Collegium in Gestalt von silbernen Kaffelöffeln, Kaffekannen und dergl. gelohnt wurde. 1762 wurde der tüchtigste der Musiker, Dömmelin, mit der Direktion betraut, obschon er früher einmal wegen Insubordination war gejagt worden. Als Solist erfreute er sein Auditorium mit eigenen Claviercompositionen, von der Regierung wurde er zum Orgelinspector ernannt, und das ihm geschenkte Zutrauen hat er der Stadt Basel damit gelohnt, daß er seine reiche musikalische Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht hat.

Gedruckte Concertprogramme gab es nicht, die beiden Bürgermeister wurden auf ihren ausgesprochenen Wunsch hin mit geschriebenen Programmen ausgezeichnet; sie zu drucken wäre schon deshalb nicht wohl angegangen, weil bei den Mitwirkenden das bekannte „plötzliche Unwohlsein“ eine noch größere Rolle spielte als heutzutage und demzufolge die Programmänderungen sozusagen auch zum Programm gehörten. War eine Verstärkung des Orchesters geboten, so fand man immer in Hünningen Aushilfe. Näheres über die Pflege der Vocalmusik erfahren wir nicht; wenn sie ungefähr wie anderwärts beschaffen war, so war sie auf jeden Fall vor den hochgestiegenen Anforderungen der Jetztzeit nicht stichhaltig, aber gewiß im Vergleich mit dem, was damals andere Städte von gleichem oder höherm Rang leisteten, anerkennenswerth. Von 1761 fand häufig in der Karwoche oder auf Pfingsten ein „concert spirituel“ statt, 1767 wurde bei einer Auflage von 600 Tertbüchlein das bis auf den heutigen Tag aufgeführte Oratorium „der Tod Jesu“ von Graun gegeben. In den Abonnements-

concerten wurden von 1764 an hin und wieder ganze Opern-
akte aufgeführt. Von Zeit zu Zeit findet sich die Notiz, man
habe wieder eine Anzahl Symphonien und Arien aus Italien
bestellt. Die Besetzung der Soli geschah, wenn es irgendwie
thunlich war, durch einheimische Kräfte, unter welchen sich
Jgfr. Englerin und Jgfr. Eschudin — letztere ihres Berufes
Dienstmagd — rühmlich hervorthaten. Zweitens ließen sich
auch fremde Sängerrinnen hören, und bald war das Publicum
von solchen Gästen derart entzückt, daß sich das Collegium zur
Anstellung einer italienischen Sängerrin, der Signora Gizielli
(1771) entschloß. Madame Gizielli aus Neapel „*promet de
chanter chaque jour de concert trois airs italiens*“, sie
verpflichtete sich desgleichen „*d’assister et de chanter dans
toutes les musiques d’église.*“ Die allmälige Verbesserung
der Concertleistungen hatte bald auch eine andere, höchst wohl-
thätige Einrichtung zur Folge, nämlich eine Reduction der
Concerte, die Saison morte dauerte nun von Ende Mai bis
Mitte October. Mad. Gizielli befriedigte die Erwartungen des
Basler Publicums in hohem Grade, so daß das Collegium sie
immer wieder engagirte „und zwar auß dem Grund, weilien
diese Sängerrin dem Publico sehr angenehm, und zu befürchten,
daß durch derselben Entbehrung Viele Herren honoraires
könnten bewogen werden zurückzubleiben.“ Das Institut selber,
eine Concertsängerrin fix für die Dauer eines oder mehrerer
Winter regelmäßig in jedem Concert auftreten zu lassen, war
für lange Zeit das, was den hiesigen Bedürfnissen am besten
entsprach und zugleich die Kasse des Collegiums nicht über
Gebühr in Anspruch nahm. Fünf Jahre hindurch dominirte
nun die Gizielli im Concert und trat erst zurück, als das
Collegium langmüthig genug war, den alten Dorsch wieder
nach Basel zu ziehen. In den Reisebriefen eines Sachsen aus

der Schweiz¹⁶⁾ finde ich ein ungünstiges Urtheil über die Gizielli: „Indessen hält man — so heißt es dort — doch eine Sängerin, eine alte Italienerin, deren Stimme vorüber ist und die diesen Verlust weder durch Kunst noch durch Geschmac ersezt.“ Günstiger spricht sich freilich ein anderer Zeitgenosse (1773) aus:¹⁷⁾ „Unter andern hörten wir eine italienische Sängerin, die gut sang, ob sie gleich alt war.“ Als die Gizielli nachgerade ganz aus der Mode kam, veranlaßte man sie durch Reducirung ihres Gehaltes zum Weggang von Basel und nahm dafür (1776) den alten Dorsch, der sich arm und verschuldet in Berlin herumgetrieben hatte, in Gnaden wieder an. Damit war aber dem Concert wenig gebient. Denn jetzt beklagten sich die Abonnenten mit vollem Recht, daß sie den mehr als 30 Jahre im Dienst stehenden Dorsch mit seiner ausgefungenen Kehle wieder hören müßten und gaben ihr Abonnement auf. In den erwähnten Reisebriefen heißt es von Dorsch: „Der Sänger wird von dem hiesigen Publicum allgemein als ein verdienter Tonkünstler anerkannt; auch soll er eine gute Stimme gehabt haben, von der sein hohes Alter und seine mehr als unregelmäßige Lebensart jetzt nichts mehr als einige Reste zurückgelassen haben.“ Endlich sah auch das Collegium ein, daß es mit Dorsch's Wiederberufung einen Mißgriff gethan habe, und gab ihm 1781 den endgiltigen Abschied. Bis zu Anfang der achtziger Jahre wird die Situation immer kläglicher; das Collegium hat fast nichts als Austrittsanzeigen der Concertbesucher und Bettelbriefe der schlecht bezahlten Musiker zu registriren. Niemand wollte die Schuld an diesem traurigen Stand der Dinge tragen, das Collegium jammerte im Allgemeinen

¹⁶⁾ Vgl. Briefe eines Sachsen (Rüttner) aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, I. 231.

¹⁷⁾ Vgl. Bürnstaß's Briefe, V. 57.

über Mangel an Sinn für die edle Musik, das Publicum über die Unfähigkeit des Collegiums, und beide hatten Recht. Schließlich sah sich das Collegium mit Hinterlassung eines beträchtlichen Deficits zur Demission genöthigt.

Nun trat ein wohlthätiger Personenwechsel ein, elf Mitglieder, an ihrer Spitze Daniel LeGrand und Peter Dohs,¹⁸⁾ thaten sich 1783 zu einer „Concertdirektion“ zusammen und brachten die Concerte bald wieder in neuen Flor. Daneben gedieh auch die Hausmusik in erfreulicher Weise, hatte doch der Besitzer des blauen Hauses einen vollständigen Musiksaal eingerichtet, über welchen eine Zeitgenossin¹⁹⁾ folgendes schreibt: „On me montra une grande et belle maison meublée simplement, d'une propreté ravissante; j'y vis une salle consacrée à faire de la musique; tous les instrumens nécessaires à un grand orchestre y sont déposés et appartiennent au propriétaire. La collection de musique, qui est fort considérable, d'après un léger aperçu, ne nous parut point agréable. Nous ne trouvâmes que des auteurs allemands(!), inconnus aux amateurs du genre en vogue sur les deux premiers théâtres de notre capitale.“

Die neue Concertdirektion hielt bis 1799, als die Welt-ereignisse ihre Wellen bis in den Concertsaal zu schlagen anfangen, auf ihrem Posten aus. Neben der Ausbildung der einheimischen Kräfte wurde namentlich der Sologesang zu Ehren gebracht. Jeden Winter wurde eine fremde Sängerin engagirt,

¹⁸⁾ Die übrigen Mitglieder waren: J. J. Merian, Jakob Sarasin, Paulus Preiswerk, Purrhardt im Kirchgarten, Gerichtsherr Bernoulli-Hieron. de Nicl. Bernoulli, Bischoff zum Luft, Peter Hans Balthasar Purrhardt, Samuel Röhner.

¹⁹⁾ Vgl. *Voyage d'une Française* (Londres 1790) I. 76.

nur ein einziges Mal zur Abwechslung ein Sänger, Namens Bianchi, während Dilettanten nach wie vor im Concert auftraten. Besonderer Ehre wurde Fräulein Bayer aus Nömpelgart gewürdigt, die so beliebt und gefeiert war, daß sie in der Equipage in's Concert abgeholt wurde. Wollten durchreisende Künstler von Bedeutung concertiren, so trat ihnen die Direktion Saal und Orchester meistens gratis ab und garantierte ihnen eine gewisse Zahl von Plätzen, vorausgesetzt, daß sie sich vorher im Abonnementsconcert gratis hören ließen. Eine Reihe von Virtuosen concertirte in dieser Weise: 1751 der Cellist Lancetti aus Turin, der Fagottist Della Valle nebst Tochter, 1779 der vorzügliche Violinvirtuose von Esser, 1783 der berühmte Cellist Jeanson, 1784 Mlle. de Paradés, eine blinde Claviervirtuosin aus Wien, Mad. Mara aus Besangon, 1787 der hochberühmte Violinist Ignaz Fränzl, Capellmeister zu München, später Theatercapellmeister zu Mannheim, 1790 der Virtuose Jarnowiz. Den Letztern hörte der comte de Clairvoyant²⁰⁾ und berichtet über seinen Concertbesuch wie folgt: „... ce n'est qu'en hiver qu'on peut jouir de la vue des dames dans une salle, où elles se rendent en grande parure tous les mercredis, pour assister à un concert donné par des amateurs. Il est facile aux étrangers un peu connus de s'y faire admettre gratuitement. Il est rare toutefois qu'en temps de foire, il n'y ait quelque concert extraordinaire au profit des grands maitres, qui passent par cette ville, et qui se sont pourvus de quelque bonne recommandation. Mais alors, comme vous pouvez bien le croire, l'entrée n'est pas gratuite, et le prix ordinaire des billets est de quarante cinq sous de France. Il n'y a que deux jours, que le célèbre Jarnowitz

²⁰⁾ Vgl. *Lettres sur la Suisse*, par le Comte de Clairvoyant. I. 56.

a donné un de ces concerts, où ce virtuose, à la grande satisfaction de tous les spectateurs, a donné de nouvelles preuves de la supériorité de son talent. Il est d'usage dans ces sortes d'occasions, que quelque jeune dame ou demoiselle de la ville chante, ou touche de quelque instrument: ce qui ne contribue pas peu à augmenter l'intérêt de cette espèce de spectacle.⁴

So war die Concertdirection nach allen Seiten bestrebt, die Verhältnisse zu ordnen, daß Interesse der Musiker anzuspornen, ohne den Vortheil ihrer Abonnenten außer Acht zu lassen. Bereits taucht auch der Gedanke auf, eine Musikschule in's Leben zu rufen. Nur schade, daß derjenige, der ihn practisch durchführen wollte, ein Greis von 75 Jahren war: der schon erwähnte Salathe. 1786 nämlich reichte er der Regierung eine Bittschrift²¹⁾ ein. „Ich fühle mir noch genugsame Kräfte und darf mir auch ohne Ruhm schmeicheln, die nöthigen Talente zu besitzen, eine neue Musikschule einzurichten und die Pflichten eines Lehrers sowohl in der Vocal-Musik, als in mehreren Theilen der Instrumental-Musik zu erfüllen. Verschiedene erleuchtete Kenner eines löbl. Collegii Musicici unterstützen mich in diesem Vorhaben und glauben mit mir, daß der Geschmack und die Begierde zur edlen Musik unter unserer bürgerlichen Jugend wieder aufleben, auch das Gesang der Kirche²²⁾ verbessert sein würde, wenn Euer Gnaden gnädigst geruhen wollten, wie ehemals öffentlichen Unterricht in der Musik ertheilen zu lassen (Vgl. S. 8), und daß auch wie

²¹⁾ Staatsarchiv St. 29. D. Nr. 12 (Collegium Musicum).

²²⁾ Der Kirchengesang scheint damals sehr im Argen gelegen zu haben; denn 1782 macht das geistl. Ministerium der Regierung Vorschläge über die Verbesserung des Kirchengesangs. Umsonst. 1787 erneuert es dieselben (Staatsarchiv St. 76. G.)

ehemaligen Tonkünstler unter unsern Mitbürgern aufstehen würden, die wir jetzt von Fremden mit großen Kosten zu uns locken müssen. Die darauf zu verwendenden Unkosten sind keine oder sehr gering. Der Ort, nämlich das Refectorium der Bursanten im Obern Collegio, wird täglich gewärmt und ward auch schon ehemals diesem Unterricht gewidmet. Auf Euerer Gnaden Befehl bin ich erbietig 3 oder 4 Tage in der Woche Abends von 4—7 Uhren alle Burgers-Söhne, auch Schirms Verwandte in den Grund Regeln der Sing-Kunst, von blasenden Instrumenten in der flüte traversière und des Bassons zu unterrichten. Andere, die Saiten-Instrumente, als Violin und Baß, vorzüglich zu üben erwählten, verspreche ich, durch unermüdeten Fleiß so weit zu führen, daß sie durch eigene Uebung bequeme Musici werden können. Junge Burgers Töchtern, die eine helle Stimme und Begierde zur Musit besitzen, erbiete ich in ihren Häusern gratis zu unterrichten.“ Um seine Meinung befragt, gab das Collegium Musicum zur Antwort, prinzipiell sei es mit der Gründung einer Musikschule durchaus einverstanden, doch besitze es nicht genug Mittel, die nöthigen Instrumente zu liefern, und noch viel weniger sei ein Greis die Persönlichkeit, ein solches Institut in's Leben zu rufen.

Somit gehörte eine Musikschule einstweilen noch in's Reich der Träume. Zunächst suchte die Concertdirektion innerhalb des noch enger gesteckten Rahmens ihrer Aufgaben möglichst viele Verbesserungen anzubringen. Vorerst wurden die Besoldungen der Musiker mit ihrer Leistungsfähigkeit einigermaßen in Einklang gebracht, die Anzahl der besoldeten Musiker wurde, sobald die Finanzen es gestatteten, erhöht und betrug 1790 circa zwanzig, ihre Solovorträge wurden, wie nur recht und billig, extra honorirt, erwünschte Verstärkung lieferte eine an-

sehnliche Zahl von Dilettanten, deren Schaar zeitweise derart überhand nahm, daß sie nur abwechslungsweise mitwirken konnten; das gesammte Orchester mochte somit 30—40 Mann zählen. Jährlich fanden circa 20 Abonnementsconcerte statt, ungerechnet die mancherlei Benefiz- und Kirchenconcerte sowie die Schwörtagsmusik. Als Dirigent erwarb sich einen verdienten Namen Christoph Rachel (1728—1793), der von der I. Violine aus das Orchester zu dirigiren pflegte; er brachte mit großem Erfolg das Violinspiel in Basel zu Ehren.

In den damaligen Programmen bürgerten sich unter den Symphonien die Werke Haydns und Mozarts allmählig dauernd ein, dann folgten in der Regel zwei Arien und eine Menge Solovorträge von Musikern und Dilettanten, hin und wieder Streichquartette und Streichquintette. Die Concertdirektion mußte auch das finanzielle Gleichgewicht zu erhalten; für die Mitwirkung an der Schwörtagsmusik ließ sie sich jeweilen mit 100 Neuthalern (gegen 600 Fr.) entschädigen. Die Mitglieder der Direktion mußten sich mit 6 Louisd'or (= 138 Fr.) einkaufen. Das Concertabonnement für eine Person kostete 4 Neuthaler, für Vater und Sohn 6 Neuthaler, für Vater und mehrere Söhne 8 Neuthaler. Damen und Fremde wurden gratis eingeführt. Klagen über störendes Benehmen derjenigen Concertbesucher, die nur, um zu sehen, nicht um zu hören, sich einfanden, verschwinden nie von der Tagesordnung. Während der Hauptpausen war die Conversation so lebhaft wie an der Börse; schlimm genug, daß sie oft die musikalischen Vorträge störend unterbrach, noch schlimmer, daß sie hauptsächlich dem schönen Geschlecht und den Kindern zur Last fiel, und daß die Proclamationen und Anschläge der Direktion nie eine entschiedene Sprache annehmen durften, sondern sich immer im Tone der ergebensten Höflichkeit halten mußten. Vielen wirklichen Musik-

freunden wurde der Lärm des Publicums „unerträglich“ und sie fingen an dem Concert fern zu bleiben. Da erließ die Direktion (1789) folgendes „Avertissement“: „Da die Herren Direktoren des löbl. Concerts wahrgenommen und gehört haben, daß mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen der Musik dieses Jahr das Concert weniger als sonst besuchen, weil sie durch die immer fortbauende Conversation in ihrem Vergnügen gestört werden: So ersuchen sie auf's höflichste dieselben, sich künftig wieder einzustellen, mit der Versicherung, daß alle anwesenden Ehren-Personen beiderlei Geschlechts sich gewiß bestreben werden, den wahren Endzweck dieses löbl. Instituts nicht durch Aufstehen während denen beiden Akten der Musik, noch mit starken Reden zu unterbrechen, und gerne das Vergnügen der Conversation auf die Entreactes einschränken werden, damit sowohl Symphonie als andere Instrumental- und Vocal-Musik von denen Liebhabern und Gönnern rein und ununterbrochen genossen werden könne.

Direktion des löbl. Concerts.“

Als auch diese Sprache nicht fruchtete, drohte die Direktion allen Ernstes mit ihrem Rücktritt: „Auch versteht man sich zur natürlichen Gefälligkeit des schönen Geschlechtes von sämlichem jüngerem und älterem Frauenzimmer, daß sie hierinnen mit gutem Beispiel den Ton geben werden, so wie selbige geziemend ersucht sind, sich während der Musik auch das Aufstehen nicht zu erlauben. Sollte die Direktion nicht glücklicher in ihrer Bitte sein als voriges Jahr, so würde sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, für ein künftiges Jahr die Hand von diesem so beliebten Institut abzuziehen.“ Gänzlich gelegt hat sich dieses Unwesen noch lange nicht. Noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war das Conversiren oft so lebhaft, daß Musikdirektor Tollmann häufig mit dem

Orchester plötzlich pausirte. Immerhin hatte die oben erwähnte Verordnung von 1789 den entschiedenen Erfolg, daß die Direction sich getrauen durfte, die zwei halbstündigen Pausen zwischen den verschiedenen Theilen des Programms in eine einzige zusammenzuziehen. Sie verstand es überhaupt, ihr Publicum richtig und nach den vorhandenen Verhältnissen, nicht nach einem idealen Maßstab, zu beurtheilen. So stellte sie den vielen Ehemännern und Brüdern, welche bloß ihren Frauen und Schwestern zu Liebe das Concert besuchten, denen aber Musik im Grund ein Greuel war, im Hintergrund des Concertsaals Spieltische und Kartenspiel zur Verfügung, und lenkte damit die störenden Elemente in die Ferne ab. Gegen diese Neuerung erhob aber plötzlich die Regenz der Universität als Eigenthümerin des Lokales Einsprache und erließ ein Verbot gegen das Kartenspielen in ihrem Saal. Die Concertdirection ließ sich jedoch nicht ohne Weiteres einschüchtern, sondern versuchte auf gütliche Weise den Streit beizulegen, und endlich geschah es, daß die Zähigkeit der Concertdirection über die Strenge der Regenz den Sieg davontrug und letztere ihren Beschluß annullirte.

Mit dem Ende der neunziger Jahre brach auch für das Concertwesen eine trübe Zeit an; die kriegerischen Ereignisse verpflanzten sich auf Schweizer Boden, und während solcher Krisis die Pflege der Musik zu fördern hatte Niemand weder Lust noch Muth. Man suchte zu retten und zu halten, was möglich war; zunächst theilte man die 20 Concerte in Concerte und Bälle, so daß 10 Concerte und 10 Bälle abgehalten wurden; umsonst, das Concert blieb leer, der Ball fand Zuspruch, das Concert ging 1799—1800 ganz ein, der Ball dauerte fort. Abwechslungsweise wurde auf der Junst zu Safran, zum Schlüssel und im Collegium trotz seiner angeblichen Baufälligkeit getanzt.

Nichts ist begreiflicher, als daß in den nun folgenden Kriegsjahren, da ganz Europa in Waffen stand, da Handel und Gewerbe stockten, finanzielle Beklemmung Staat und Private nach allen Seiten einengte und ihre Kräfte aufzehrte, das Concertwesen auf längere Zeit einem Stillstand verfiel. Wohl veranstalteten einzelne Musiker, um ihr Fortkommen zu ermöglichen, Concerte. Es fand sogar, während viele Franzosen sich in Basel aufhielten, die französische Musik in Basel Eingang. 1800 führte ein Künstler Namens Böhm auf der Münsterorgel die Schlachten Napoleons in einem Tongemälde auf, wobei die Kanonenschüsse auf der großen Trommel gegeben wurden. Bei einem Gelegenheitsconcert im Collegium sungen in Abwesenheit der vornehmen Welt die Franzosen im Takt an zu stampfen, pfeifen und singen und verlangten einen Walzer zum Tanzen, worauf eine Behördenperson sie nur damit zu beschwichtigen vermochte, daß sie die Baufälligkeit des Collegiums in recht eindringlichen Worten schilderte.

1803 ging mit dem Aufhören der helvetischen Republik auch für die Concerte wieder eine bessere Zeit an, ohne daß gerade ein totaler Umschwung aller Verhältnisse stattgefunden hätte. Noch 1807 brachte es die Direktion nicht über das Herz, den Juden das Abonnement zu gestatten. Wiewohl auch später 1813 bis 1815 die kriegerischen Ereignisse sich bis hart vor Basels Thore herandrängten, wiewohl es in den dreißiger Jahren an bürgerlichen Wirren nicht fehlte, so waren die Unterbrechungen, welche eintraten, doch nur von momentaner Art, zu einem längern Stillstand der Concerte, einem Abdanken der Direktion kam es nicht mehr. Zunächst ließ man Ball und Concert regelmäßig abwechseln, da zeigte es sich bald, daß die Bälle zahlreicher besucht wurden als die Concerte. Hierauf kam die Direktion auf den Gedanken, Concert und Ball an

einem Abend hintereinander abzuhalten, dieses Uebing von Musik und Tanz erhielt den Namen „Concertball“ und hatte, wie dies schon in der Vorbildung enthalten ist, den Hauptnachdruck auf dem Ball. 1812—1814 folgte eine rechte Leidenszeit für die Concertdirection. Die Schwierigkeiten, das Institut überhaupt nur zusammenzuhalten, wurden so groß, daß Niemand mehr das Präsidium führen wollte und das Loos entscheiden mußte. 1813 fielen von dreizehn projectirten Bällen zehn aus, und das Jahr darauf waren die Mittel so knapp, daß nicht nur keine Concertfängerin mehr konnte angestellt werden, sondern daß den Musikern erhebliche Abzüge an ihrer Befoldung mußten gemacht werden, was letztere, in Anbetracht der unabänderlichen Verhältnisse, zum großen Theil „mit Vergnügen“ unterzeichneten. Man suchte sie durch Anweisungen auf Benefizconcerte bei guter Laune zu erhalten.

Was in den drei ersten Decennien dieses Jahrhunderts für das Concertwesen bei uns gethan wurde, knüpft sich an den Namen des in hohem Grade verdienten Musikdirectors Johannes Tollmann, eines Schülers des oben erwähnten Ignaz Fränzl. Schon mit 8 Jahren hatte er mit seinem Violinspiel die Aufmerksamkeit des Curfürsten von der Pfalz in Mannheim auf sich gelenkt. 1804 wurde er nach Basel berufen, nachdem ein Jahr vorher die Unterhandlungen mit Herrn Kreuzer, sehr wahrscheinlich dem Componisten des Nachtlagers,²³⁾ um Uebernahme der Direction zu keinem Resultate geführt hatten.

²³⁾ Diese Vermuthung gewinnt dadurch an Haltbarkeit, daß Conrabin Kreuzer, wie Martin Vogt in seiner Autobiographie (S. 168 des Manuscripts) bezeugt, sich in Basel aufhielt. („Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn [Conrabin] Kreuzer auf einer Kunstreise in Basel, wo er Clavierconcerte gab.“)

Tollmanns Einfluß machte sich rasch in der vortheilhaftesten Weise bemerklich, und bald wurde ihm die Direktion der Concerte angeboten, die er bis zu seinem Ende innehielt, trotzdem drei Hauptstädte der Schweiz, drei Städte Deutschlands und zuletzt noch 1817 das Mainzer Stadttheater ihm ehrenvolle Direktionsposten anboten. Tollmann war der erste, welcher zur Erzielung künstlerisch vollendeter Concerte regelmäßige Orchesterproben einführte, er besetzte die erste und zweite Violine mit je 10 Geigern und suchte die Programme auf das damalige Niveau der Kunst zu heben. Er zuerst hat Mozarts und besonders Beethovens Symphonien eingebürgert, obschon sich gegen die letztern noch längere Zeit eine hartnäckige Opposition geltend machte, da noch viele von den „ganz langen“, d. h. Beethovenschen Symphonien nichts wissen wollten. Tollmann verstand es, das Terrain langsam aber sicher zu erobern und dem Publikum zu Gefallen an der Partitur fröhlich zu streichen, d. h. sowohl das allzu Schwierige als das allzu Unverständliche auszulassen. Nur durch Concessionen dieser Art an das Publikum gelang es, allmählig und schrittweise die Concerte aus bloßen Unterhaltungsabenden ihrer wahren Bestimmung entgegenzuführen. Tollmann galt unter den Musikdirektoren in der ganzen Schweiz bald als Nummer Eins. Sehr anerkennend spricht sich u. A. Spohr ²⁴⁾, ebenso ein Zeitgenosse, der längere Zeit mit ihm in regem Verkehre stand, über ihn aus. Es ist dies der Organist Martin Vogt, geb. 1781 zu Kullmain in der obern Pfalz, gest. 1854 als Organist in Colmar. Derselbe hatte 1812 einen Ruf als Organist und Lehrer in Arlesheim erhalten und schreibt über die Beziehungen, die er von dort aus

²⁴⁾ Spohr concertirte 1816 in Basel. Vgl. „Louis Spohr's Selbstbiographie“, I. 250.

mit Basel unterhalten hat, wie folgt: ²⁵⁾ „Schon im ersten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Basel ersucht, Musikunterricht zu geben; auch wurde ich ersucht, in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dies war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich also in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren mußte, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu sein. Abends ging ich wieder in's Concert nach Basel. . . .“ Herr Tollmann, der damalige Musikdirektor in Basel, ein Mann für die Musik, dergleichen wenige mehr gefunden werden, sorgte mehr für fremde Künstler, die nach Basel kamen, als für sich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichnete Musiker nach Basel, so war er unermüdet, demselben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bei ihm waren alle Künstler wie zu Hause, und eben bei ihm lernte ich kennen Fränzl aus München (Ferdinand, Violinspieler wie sein Vater Ignaz), den berühmten Violinspieler und Compositeur, Winter, Kapellmeister in München, der mehrere Jahre nacheinander eine seiner Schülerinnen als Sängerin für die Wintermonate nach Basel brachte, Carl Maria von Weber, der zwei Concerte gab, Kapellmeister Spohr, Violoncellist Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all diesen Künstlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Basel sollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Klavierstunde geben sollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Toll-

²⁵⁾ Vgl. „Lehr- und Wanderjahre eines Organisten.“ (Die Uebersetzung des Manuscripts dieser anziehenden Autobiographie verbanke ich dem Herrn Staatsarchivar Dr. Rub. Wadernagel.)

mann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Besuch kommen können, da ich schon von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Basel, in dem er nur Compositionen von seinem Vater spielte. Aber immer erfreut es mich herzlich, den Sohn Mozarts gesehen und gesprochen zu haben.“ Um diese Zeit gab Vogt ein sehr zahlreich besuchtes Concert auf der S. Petersorgel zu Basel; er würde gerne die Organistenstelle zu S. Peter angenommen haben, wenn er Protestant gewesen wäre; so aber riethen ihm seine katholischen Verwandten dringend von einer Bewerbung ab.

1806 wurde zum ersten Mal unter Tollmanns Direktion zu Ehren der eidgen. Tagsatzung Haydns „Schöpfung“ in der französischen Kirche am Todtentanz aufgeführt. Das damalige Textbuch führt den Titel: „Die Schöpfung. In Musik gesetzt von Herrn Joseph Haydn, Doctor der Tonkunst, Kapellmeister in wirklichen Diensten Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Esterhazy, und der königl. schwed. musikalischen Akademie-Mitglied.“ Tollmann war der erste, der auch den sehr vernachlässigten Chorgesang, der noch in den allerersten Anfängen schlummerte, zu wecken und zu organisiren verstand. Auch hier scheint die Mühe keine geringe gewesen zu sein; denn noch lange dauert es, bis sich ein festes Conglomerat von Gesangskräften endlich als lebensfähiger Verein constituirte. Vorerst mußte Tollmann zufrieden sein, für allerlei Anlässe und besondere Gelegenheiten jeweilen einen Chor zusammenzubringen. So wurde 1811 aufgeführt: „Das Vater Unser, von Mahlmann. In Musik gesetzt von F. H. Himmel. Basel 1811.“ 1812 wiederum fand zu Ehren der in Basel versammelten Tagsatzung im Münster ein Concert statt, dessen Text dem festlichen Anlaß entsprechend war. Einen neuen, kräftigen

Impuls erhielt die Pflege des Chorgesangs durch die im Jahr 1808 in Luzern erfolgte Gründung der schweizerischen Musikgesellschaft. In Zürich fand 1809 das erste schweizerische Musikfest statt. Als schönste Frucht desselben ist das allenthalben erwachende Gesangswesen zu betrachten. 1811 nahm sich ein Ausschuß der gemeinnützigen Gesellschaft, bestehend aus den Herren Rektor Wiville, Heusler-Kuder, Bernoulli-Paravicini und Merian Diac. des Gesangswesens an und lud „die Jünglinge und Töchter der bemittelten und gebildeten Stände Basels“ durch Circular ²⁰⁾ zum Beitritt in eine Chorschule, in welcher Herr Haag, vormalig Gesanglehrer in Pestalozzis Anstalt, den Unterricht erteilte. Als Zweck wurde die Beförderung edler, häuslicher Freuden und erhöhter Religiosität angegeben. Man wollte besonders auch auf Hebung des Kirchengesanges hinarbeiten. Hatte dieses Institut einen vorwiegend privaten Charakter, so stellte sich Tollmann sein Ziel schon höher, als er 1815 durch Inserat zur Bildung einer Chorschule einlud. Von welchem Erfolg das Unternehmen begleitet war, läßt sich bloß errathen; die Folge war, daß Basel unter seiner Leitung 1820 das schweizerische Musikfest übernehmen konnte. Ein Chor von 120 Personen wurde eingeübt, zahlreicher Zuzug von auswärts fand sich ein, die Zürcher rückten auf festlich beslaggtem Schiffe zu Wasser an, das Orchester wurde durch fremde Verstärkung auf 130 Mann gebracht. Am Festconcert wurden Haydns Jahreszeiten und der erste Satz aus Beethovens Symphonie in D-dur in der Leonhardskirche aufgeführt. Für Basel trug das Fest reiche Früchte. 1821 gründete Tollmann den „musikalischen Übungsverein“ für Chor und Orchester, welcher bald in öffentlichem Concert das Finale

²⁰⁾ Vgl. Vaterl. Bibl. P. 18.

aus Don Juan auführte. Inzwischen war als Lehrer zur Einführung des für Basels Schulen als Obligatorium erklärten Gesangs Ferdinand Laur nach Basel berufen worden. Derselbe stiftete ebenfalls einen Verein, mit welchem er eine Cantate von Romberg einstudirte. Bald nachher, hauptsächlich auf Laurs Initiative hin, fand (1824) die Gründung des Gesangsvereins statt; noch längere Zeit leitete Tollmann daneben seinen musikalischen Übungsverein weiter, ließ ihn aber, als das Interesse sich mehr und mehr dem Gesangsverein zuwandte, eingehen und beschränkte sich ausschließlich auf seine Thätigkeit als Musikdirektor des Orchesters, während Laur mit starker Hand das Gesangswesen förderte.

Ich bin an einem Wendepunkt in der Entwicklung des Basler Concertwesens angekommen, der die äußerste Grenze meiner Aufgabe bildet. Die Erweiterungen und Vervollkommnungen, welche unsere Concerte seither bis in die neueste Zeit erfahren haben, gehören einer spätern Geschichtschreibung an; sie greifen noch zu direct in das Zeitalter der Lebenden hinüber, als daß es statthaft wäre, sie schon zum Gegenstand geschichtlicher Bearbeitung zu machen. Sollen wir uns ein Urtheil über dasjenige bilden, was unsere Eltern und Voreltern auf dem Gebiete des Concertwesens geleistet haben, so mag es dahin lauten, daß sie allerdings noch weit davon entfernt waren, dem Ideal des Vollkommenen sich zu nähern, daß sie aber immerhin zunächst den Boden geebnet, das Interesse für Musik in kleinern und größern Kreisen geweckt und gefördert und in Anbetracht ihrer bescheidenen Kräfte und beschränkten Mittel ihr Bestes geleistet haben. Wenn unser Zeitalter sich rühmen darf, den Idealen näher zu kommen, so mag es nur auch bedenken, daß die Bevölkerungszahl der Stadt, die leichte Ge-

legenheit für die meisten Kreise, guten Musikunterrichts theilhaftig zu werden, überhaupt alle Erleichterungen und Bequemlichkeiten der Neuzeit uns in viel ausgebehnterem Maße zu bessern Leistungen befähigen. Daß aber eine frühere Zeit unter ungünstigen Verhältnissen das solide Fundament zu dem Bau gelegt hat, den wir kühn weiter führen, dessen mögen wir billig jederzeit eingedenk sein.

Zwei Geschichten aus der Chronik von Jakob Christoph Pack.

Mitgetheilt

von

Dr. G. Bischoff.

Der Steinmetz- und Maurermeister Jak. Chr. Pack hat eine Chronik hinterlassen, welche von ihm in den neunziger Jahren ursprünglich als „Revolutionsgeschichte“ begonnen und bis Ende 1839 fortgesetzt worden ist. Die persönlichen Verhältnisse, worin der Verfasser einen großen Theil seines Lebens hindurch und namentlich zuletzt gelebt hat, sind für die Beurtheilung des Werths seiner Aufzeichnungen durchaus nicht maßgebend. Diese werden im gegebenen Zeitpunkt an die öffentliche Bibliothek übergehen; der dermalige Besitzer wird nicht ermangeln, zunächst zu Händen des engern und sachverständigen Kreises der Basler historischen Gesellschaft diejenigen Aufschlüsse und Nachweise zu verschaffen, welche geeignet sind, zu diesem noch ungehobenen Schatz einen Schlüssel zu bieten und denselben im Vergleich zu andern gleichzeitigen Aufzeichnungen zu würdigen.

Hier nur so viel. Jak. Chr. Pack — geb. 1768, gest. 1841 — stand als Berufsmann, als eifriger Politiker und

überhaupt als Bürger unmittelbarer im öffentlichen Leben als Andre, die Aufzeichnungen machten. So war er von 1792 bis 1841 Vorgesetzter, 1796—1832 Oberstmeister E. G. Gesellschaft zum Rebhaus, in letzterer Eigenschaft bis 1798 Rathsherr. In seinen jungen Jahren warmer Anhänger der alten Ordnung der Dinge, war er später, namentlich in den dreißiger Jahren, der in Basel vorherrschenden Stimmung eher abgeneigt.

Beide nachfolgende Episoden kennzeichnen recht gut sowohl den Verfasser, als die damalige Zeit. Die ergötzliche Darstellung des Konflikts betreffend das Ehrenzeichen des Rebhauses wird wohl mit leidenschaftslosen Empfindungen gelesen werden; sind doch Behörden und Volk jetzt einig über den absolut harmlosen Charakter solcher Umzüge. Aber auch in den Kleinbasler Gesellschaften selbst war man bis zu Mitte unser's Jahrhunderts darüber zweispältiger Meinung. Strebte eine gewisse Aufklärung dahin, dem Aergerniß vieler Einheimischen und der Verwunderung „allfällig dazu Kommender Fremden“ über solch phantastisches Zeug Rechnung zu tragen, so sieng übereinstimmend mit dem zunehmenden historischen Verständniß auch unter den Gebildeten die Zahl Derer sich an zu mehren, die an solchen alten originellen Typen Freude fanden. Nachdem die Vorgesetztenversammlung zu Ende der vierziger Jahre durch eine Anzahl junger Vorgesetzten ergänzt worden war, wurde die Beibehaltung des alten Gebrauchs definitiv sanktioniert.

1802.

Um mich doch auch an den Citoyens zu reiben, gieng ich leßthin zum Regierungs Statthalter, und sagte Ihme, wie daß

ich von einigen meiner Gesellschafts Brüder vom Rebhaus an-
gegangen worden seye, wieder einmal mit einander ein Essen
zu halten — Welches ich himit dem Statthalter anzeige, und
als Vorsteher dieser Gesellschaft möchte ich gerne seine Gedanken
hören, wann je der Löwe sollte verlangt werden. — Er sagte, wann
an der Session davon sollte geredt werden, die Hr. Vorgesetzten
Ihne ob dem Unter-Statthalter, mit welchem er darüber sprechen
wolle, sollen ein Schreiben zukommen lassen; kurz der Statt-
halter hatte mir officiell nicht davon abgerathen, sonst hätt ich
gar keine Wahlzeit anstellen lassen, weßhalb ich eigentlich beym
Statthalter gewesen bin; auch hat man ihm kein Schreiben ge-
sandt. Im Gegentheil, jedermann machte mir Vorwürf, ich
hätte gar nicht hingehen sollen, es gehe ihn nichts an. Kurz-
weg, ich ließ eine Session ansagen, ob wir dieses Jahr nicht
einmal wieder unser Löwenmähli halten wollten; ward endlich
beschlossen, daß sie nichts dagegen, und ich machte so gleich
diesen Kobul:

„Allzulange waren wir leider genöthiget, an allen Drang-
saken unserer Nachbarn Theil zu nehmen, Mußten auch selbst
eigenthümliche ertragen — Mußten dulden was wir nicht ver-
hindern konten, und jetzt bleibt uns nichts übrig als unter
diesen antiken Ruinen, diesen neuen Halbschöpfungen zu wählen
den Pfad der Weisheit; Laßt uns als Erster Schritt

Essen und Vergessen,

und dabey auf die Gesundheit des Moiss Redings trinken. —
Wer also von meinen geehrten Herren Witvorgesetzten und
Lieben Gesellschafts Brüdern mit oder ohne Gäste dem seit ohn-
denklichen Zeiten gewöhnlichen

Löwenmähli

wieder bey zu wohnen gedenkt, beliebe seinem Nahmen ein X
zu machen.“

Dann folgten die Gesellschaftsbrüder und Borgesezten. Nicht nur in der kleinen Stadt, sondern auch die Große bezeugte ihr Vergnügen, daß wir uns einmal wieder wollten sehen lassen, weshalb die Wahlzeit sogleich bis 50 Theilnehmer bekam. Alles war in gehöriger Bereitschaft, nur mir war noch immer Angst, daß man uns mit einem Verboth stöhren werde. Es kam aber nichts zum Vorschein, und so kam endlich der Mittwoch herbey. Der sogenannte Uhlly wollte mit Gewalt auch in den Brunnen geworfen seyn; sagte ihm aber, daraus werde nichts, indem er mich daran erinnere, der Statthalter Wieland hab mir bey unserer Unterredung gesagt, er hoffe doch, daß wir den Uhlly nicht werden, wie ehedem üblich, auch in Brunnen werfen. Uhlly gab mir aber zur Antwort: so springe er von sich selbst hinein — das wird euch niemand hindern, sagt ich. — Mittwoch Morgens ließ ich, um die Ierren Wände doch auch mit etwas zu Wöblieren, folgenden Vers in die Mitte der weißen Wand schreiben:

Wan unter uns ein Bruber sitzt,
Der Recht und Freiheit nicht beschützt
Und heimlich schleicht ins Krumme,
von heut an er verstumme.

dann:

Alte Eintracht ferner Zeiten
Müssen uns zum Tod begleiten.

Letzte Zeile wollte mir nicht recht gefallen; ich gieng zu Herrn Dreierherr Münch, bat, er solle mir eine andere machen; Er sagte zwar mein Gedanken sey zimlich gut; eben wollt ich nach Haus und es aufschreiben; aber es kam folgendes Schreiben vom Unter-Statthalter darzwischen. Und als ich gerade am lesen desselben war und der Bediente auf Antwort wartete,

kam mein guter Hr. Dreierherr Münch mit folgenden Zeilen, so er inzwischen gemacht, dazu; seine Arbeit lautete nemlich:

Holbe Eintracht alter Zeiten
Blühe wieder! dich begleiten
Seegen, Freyheit, Bürgerglük!

Er stuzte gewaltig, ein Beamteter mit einem Schreiben bey mir anzutreffen; ich gab ihm auch das Schreiben zu lesen. Es lautete also:

Basel den 13. Jenner 1802.

Freiheit

Gleichheit.

Der Unter-Statthalter des Cantons Basel an die Bürger Vorstehere E. E. Gesellschaft auf dem Rebhaus.

Bürger Vorstehere:

Da mir die Anzeige geschehen, daß bey Anlaß Ihrer heutigen Mahlzeit der Löwe wiederum in den Strassen zum Vorschein kommen solle, so benachrichtige ich Sie anmit, daß nach den bestehenden Verordnungen alle lächerliche Umzüge und Masqueraden ausser den Häusern verboten sind, und von der Polizey nicht werden geduldet werden. Von Ihrer mir bekannten Liebe zur Handhabung guter Ordnung erwarte ich demnach, daß Sie dieses sogenannte E. Zeichen, um ausser dem Hause davon Gebrauch zu machen, nicht werden verabsolgen lassen, wiedrigenfalls die Arrestation der darin verkleideten Person alsobald erfolgen, und ich Sie, Bürger Vorgesetzte, für die Wiederhandlung des Verbots und alle ferners daraus entspringende unangenehme Folgen verantwortlich machen müßte.

Republikanischer Gruß und Freundschaft
Gysendörfer.

Indem Herr Dreierherr Münch dieses Schreiben las, schrieb ich folgende Antwort.

Bürger Statthalter!

Unerwartet kommt mir dero geehrtes Schreiben, wenigstens erlauben Sie, daß wann ich solte bey der Wahlzeit mit Ungefühlm dazu genöthiget werden, (und zwar mit ihrer Genehmigung) das E. Zeichen darj um den Brunnen herum gehen lassen. Wünschte sehr daß Sie diese Kleinigkeit Erlaubten. Freylich das beste Mittel wäre, Sie beehrten uns selbst mit Ihrer Gegenwarth, wozu Sie höflichst Eingeladen sind; In Erwartung ihrer Person oder Einer Antwort verharre

Ihr Ergebenster

Bürger und Obristmeister E. C. Gesellschaft des Rebhauses
St. Gh. Paß.

Basel, den 13. Jenner 1802.

Ich zeigte Hrn. Dreierherr diese Antwort, Er nickte: gut: ich Petschierte und sandte sie durch den Überbringer Obiges Schreibens auch sogleich wieder ab.

Unterdessen zog ich mich an; ich war noch nicht gar fertig, kamen schon Berichte vom Rebhaus ich soll kommen oder ob ich mich abschrecken lassen wolte &c. &c.

Es kam auch in nemlicher Zeit ein 2tes vom Statthalter, folgendes Inhalts:

Mittwochs den 13ten Jenner um 12 Uhr Mittags.

Bürger Oberstmeister!

Dem mir schriftlich vorgetragenen Begehren, den Löwen um den Brunnen herum laufen zu lassen, kann ich um so weniger entsprechen, als noch bestehende Verordnungen demselben entgegen stehen. Ich erwarte daher, daß meinem, mit Vorwissen des Vgr. Regierungs Statthalters, diesen Morgen an Sie erlassenen officiellen Schreiben werde nachgelebt und ich nicht in Fall gesetzt werden Maßregeln gegen Mitbürger zu ergreifen,

die mir gewiß immer so unangenehm als ihnen selbst seyn dürften. Dringende Geschäfte verhindern mich Ihre höfliche Einladung anzunehmen.

Gruß und Freundschaft
Gyfsendörfer
Unter Statthalter.

Nun ist gut, dacht ich, und gab keine Antwort, Willens der Gesellschaft bey dem Essen die Sach zu relatieren, und daß es also nichts mit unserm Löwen sey. — — — —
Sagte also dem Ueberbringer nur mündlich: Es seye schon gut und meine Empfehlung an B. Statthalter; gieng hinauf mich gar anzulegen; als ich außs Nebhaus wollte war ein Harschier unten im Haus, brachte mir ein Gruß vom Statthalter, und er habe ihn hergesandt, er solle doch mit mir reden, wie die Sach zu machen sey, und was er sonst noch Plapperte — Ich sagte: ich muß jetzt zum essen, und sagt dem Statthalter — doch, ihr möchtet es vergessen, ich will es euch auf ein Zedulin geben, lest es ihm vor und bringt mir dasselbe wieder zurück.

B. St.

„Ich bin bey dem Regierungs Statthalter officiell gewesen, Habe kein Verboth erhalten, Wir kennen keine Gesetze so den Löwen einzuhalten jemahl verbothen hat;“ (hier ist aber ein gewaltig böshafter Schreibfehler, es sollt ja heißen gebothen hat,) auf dieß hab ich nicht gefußt, was es nun für Folgen hat, oder haben könnte, nehm ich kein Theil, und hängt gänzlich von der Compagnie ab, und sie ist zimlich stark.

13. Jenner 1802.

Zb. Gh. Paq. Db. Meister.

Nun? ist der Löwe gelaufen oder nicht gelaufen? Ich gieng auf den Schrecken inallweg zur Mahlzeit. Man bewill-

kamte mich mit Bivat rufen, da ist er ja! Ich entschuldigte mich; daß sie auf mich gewartet, wäre eine ohnvermuthete Correspondenz mit dem Statthalter Ursache, welcher gar nicht wolle, daß der Löwe auf die Strassen soll; Hört was er mir bezwogen geschrieben, und was ich ihm geantwortet, und laß ihnen die Schreiben vor; gut, wir wollen jetzt essen, und jeder setzte sich; als es bis zum Bratis gekommen, hieß es, der Löwe werde doch um den Tisch herumlaufen; o ja, warum nicht, sagten wir Vorgesetzten, und er kam auch wirklich, seine Capriolen zu machen, tanzte auch in bester Ordnung 3 mahl um den Tisch herum. — Allein plötzlich stunden sie alle auf, und mit unserem Löwen zum Tempel hinaus; wir Vorgesetzten schauten einander an, konnten sie freilich nicht hindern, denn sie waren fort ehe wir nur wußten, was es geben solle, kamen auch wohlbehalten wieder zurück; kaum aber waren sie bey uns, so kam ein Trup Hundert Einsler die Rheingäß hinauf und einer dito vom Riechen Thor her; vor dem Rebhaus kroisierten sie bey einander vorbei, und wir sahn gelassen dem Spiel zu, und wenigstens Ich war von Herzen froh, sie wieder abmarschieren zu sehn; das ist alles was mir von der ganzen History bekannt; auch haben die Gäste unsern Fahnen gefunden; ich weiß selbst nicht wo er eigentlich gewöhnlich ist, und steckten denselben, schon ehe der Löwe vor war, zum Fenster hinaus; auch dieses abzuwehren war vergebens, dann sie sagten gleich, Gott straf uns, er muß hinaus, man soll uns dafür nehmen, wer etwas dagegen hat; wir stehen alle für einen und einer für alle. — Abends war noch eine Tanzpartie, 9 Uhr war aber alles vorüber. Allein den Tag nachher wurde mir schon um 8 Uhr befohlen, zum Statthalter zwischen 10 und 11 Uhr zu kommen; ich gieng auch zu ihm, sagte V. Statthalter: ohne hin wär ich gekommen über gestrigen Vorfall zu Relatieren;

da Sie mich aber hieher berufen will ich vernehmen was Sie zu befehlen. Er both mir einen Sessel an, und sagte, es sey ihm leid wir hätten ihne gestern in ein wüste Verlegenheit gebracht, Er sey genöthiget mich darüber abzuhören, und fragte mich wie es gekommen, daß ohngeacht seinem Schreiben der Löwe dennoch auf die Strasse gekommen; ich sagte, das wüßte ich selbst nicht bestimmt zu sagen, man habe mich genöthiget, ich möchte den Löwen um den Tisch herum zu laufen kommen lassen, welches ja nicht verbotthen worden, er habe 3 mal um den Tisch in bester Ordnung getauzt, allein plötzlich sey er von der ganzen Compagnie zur Thür herausgedrückt worden, wohin sie gegangen sey mir ohnbekant, indem ich glaubte, sie wollten doch wenigstens auf den Tanzboden, mehrers lönte ich über diesen Vorfall nicht melden. Er schrieb diese Aussag auf, und ich mußte unterschreiben, worauf Er sagte, Er müsse es dem Richter übergeben. — — und ich konnte wieder gehen.

Allein die Bürger und besonders die Gäste sind sehr unzufrieden, daß man uns auf eine solche Art behandelt hat, indem nur unser vernünftiges und ruhiges Betragen daran Ursache, daß die Sache so glücklich zu End gelaufen ist; dann man sagte bestimmt, daß die Truppen scharf geladen gehabt und noch 5 Patronen bey sich getragen hätten — (erstes hat sich nicht erwahrt) und daß, wann ein einiger Schuß gefallen wäre, es die Losung zu einem Blutbad hätte absetzen können.

Alle benachbarten Wirthshäuser waren gepropft voll, sie nahmen schon Abrede, wie sie die Truppen überrumpeln wollten, sobald man uns verhaften wollte zc. zc. sie wurden sogar beschimpft, z. E. was der Strolchenfänger an ihrer Spitze zu thun hätte; man lachte sie aus u. s. w. noch 100 Mann blieb in Reserve im Klingenthal stehn; schon fiel von alten Hitzköpfen der Gedanke, die Cassernen in Brand zu stecken im

fall einer Massacre. Doch ist Gottlob nichts vorgefallen, als daß alle Patrioten gewaltig in der Angst herum laufen — auch sammleten sich alle aus der Spalen und übrigen Großen Stadt so noch Anhänger am alten Wesen sind, so bald sie hörten, man wolle unsern Löwen hinweg nehmen, kurz die Patrioten glaubten nichts weniger, als ihren letzten Tag erlebt zu haben, und doch waren wir so still und ruhig, daß wohl niemals eine solche Wahlzeit mag gehalten worden seyn wo alles so harmonisch gestimmt gewesen, obschon doch auch gute Patrioten unter uns sich befanden; dann wohl verstanden uns andre nennt man Aristokraten.

Das mehrste zu aussendung der Truppen mag wohl unser Commandant Frey beygetragen haben; dann als man den Kellentönig wieder errichtet hatte, sah derselbe auch es für eine Revolution an und wollte 800 Mann Truppen marschieren lassen — auch dieses Wahl mögen sie eine Revolution vermuthet haben; dann was glaubt man nicht im Schrecken; sie hielten es für eine Aristokratische Wahlzeit, und sagten was hat dieser und jener im klein Basel bey dem Löwenmähli zu thun, wann sie nicht etwas vorhätten; es ist ihnen sogar hinterbracht worden, wir wären alle bewafnet, der Tisch läge voller Pistolen. — Ja, ihr Narren, geladen waren unsre Pistolen, aber wurden alle rein ausgehoffen. — Ihr gehabter Schrecken ist aber sehr verzeihlich; es ist wahr, die andre Partie zeigt sich ohngeschert, seit dem man die Ankunft von Hr. Neding hier erwartet ist; auch die Frey-Compagnie komt wieder zum Vorschein — hat auch declariert, sie nehme keine Befehl bey der Paraderung des Hr. Neding an, wollten sich schon stellen &c.

Ueberhaupt gut ist, daß die Sach so glücklich abgelaufen ist; Bürger-Commandant Frey war selbst gegenwärtig, um die Truppen zu beordern; ihm gibt man schuld, Er habe laden

lassen. — Doch gieng er nicht weiter als bis zum Clarahof und hatte nicht das Herz bis zum Rebhauß zu kommen. Ihme hatt man folgende Vers gemacht — —

Auf! auf! Ihr Bürger Grenadier!
Es ist alhier ein Wilbes Thier,
Ich hab ein groß verlangen
Ihr müßet mir es fangen;
Der Brafe Schweizer Offizier
Rütt aus und sucht das Wilbe Thier,
Allein er fand ein Mensch in Viehsgewand,
O sagt Er: Das ist alhier nicht unbekant;
Es ist ja selbst der Basler Commandant,
Ein großes Viech in Menschen G'wandt.

Unsre Citoyen bekamen nach und nach ihren Lohn, z. E. Vide 260. Brenner hat sich in Gewahrsame stellen müssen. Es wurde am gleichen tag gesprochen als die Löwen-Jagd vorgewesen und ich soll noch einmal besprochen werden, aber Sontags den 17. will man Brief von Bern haben welche also lauten:

Der fränkische Minister hätte ein Note übergeben, in welcher verlangt würde, daß der Senat soll mit noch 4 vermehrt werden, als 1. Schmid, 2. Escher oder Ustern, 3. Ruhn, 4. Glayre. Der Renker soll Landammann seyn und Rütiman sein Statthalter; das sind gar keine angenehme Bericht für die Redingauer weil es als von den ärgsten Patrioten sind — die jeß wieder sollen ernannt worden seyn. —

Februar 1802.

Alles verhält sich so, und ist von den Franken angenommen. Am Greifenmähli giengen folgende Vers um den Tisch:

Mein Lieber Greif!
Heut darfst du nicht dem Löwen gleich
Dein kleines Späßchen machen,

Weil die vollziehende Gewalt
Nicht gern sieht, daß wir lachen;
Doch nur Gebult, es kommt die Zeit
Wo du wirst dürfen springen,
Wo jeder Biedermann alhier
Wird Schweizer Lieder Singen,
Wo dich kein Hundert Einsler Wacht
Wird können arestieren,
Und wo kein Bürger Commandant
Wird länger existieren;
Bis dahin aber, guter Greif,
Mußt du dich ruhig halten,
Mir bleiben dennoch was wir sind,
Wir bleiben ja die Alten.

Ich selbst wurde auch nicht vergessen und ein an Leib
und Seel presthafter Man macht auf mich folgende seinem
Carakteur angemessene Verse, wozu ihm noch einige Patrioten
Gedanken gegeben, als Gegenstück zu dem Vers, so ich ein-
mal ins Wochenblatt setzen lassen:

Erbarmen! ach Erbarmen
Bebauret jetzt den Armen
Herr Oberst Meister Paß,
Man hat ihm's Mäs genommen
Für Pfeifen und fürs Trommen
Und für den Löwenschnad.
O Brutus, das ist schmerzlich,
Und ich bebaure herzlich
Dich und dein Löwenheer;
Doch in Langhansens Garten
Sind Kräuter aller Arten
Zu Rettung deiner Ehr,
Für Hauen und für Stechen u. s. w.

1806.

Unser Lieber Hr. Andreas Merian hat nun seine Landamman-Stelle auch glücklich zurückgelegt — an einem schönen Morgen ist die Kutsche bey mir vorbey gefahren, um Hr. Dreierherr Münch der ihn begleiten mußte abzuholen, da der Mond noch schien. Es war den letzten Febris, bekam ich auch Lust Ihn eine Strecke Weges zu begleiten, allein ich dachte nun, wan Er dich in Acht nimmt, wird er denken, der hat mir etwas zum Willkom ¹⁾ überbracht, warum hat er mir nichts zum Abschied gegeben? Geschwind setzte ich mich also an mein Schreibpult, ja was soll ich ihm dann machen? —

Doch muß ich noch vorher, welches ich bald vergessen hieher zu setzen, eine lustige Geschichte erzählen: An einem Sonntag kam einömal ein französischer Officier in einer alten Postschäfen für das Haus des Landammans gefahren, stieg hastig aus, ließ sich melden, Er hätte etwas wichtiges; der Landamman war in der Kirch. Man holte denselben nach Haus, — und man denke sich des Landammans Bestürzung, — dieser begehrte namens des Kaisers Napoleon die Summa von 2½ Millionen. Hr. Landamman stellte demselben sogleich die Ohnmöglichkeit vor, in dem nicht einmal so viel geld in

¹⁾ Landammann Andreas Merian wohnte damals in seinem Landgut dießseits der „Sandgrube“ vor dem Riechthor. — Es ist charakteristisch, wie sehr die schon früher vielgelübte Gelegenheitspoesie aller möglichen Art während der Revolutionszeit und der darauffolgenden Kriegsjahre wenn auch nicht grade in besondern Schwung, aber doch in Schwang gekommen ist. Auch unser Chronist hat sich derselben in manchen guten und trüben Stunden ergeben. Es wird vor dem geehrten Leser wohl zu verantworten sein, wenn wir aus dem unterm Neujahrstag richtig eingetragenen „Willkomm“ hier nur anführen, daß der Verfasser sich zu Pferd gemacht und dem an jenem Tag einziehenden Landamman diesen Willkomm entgegengebracht.

Basel seye. Allein dieser behauptete: Er habe gemessene Ordre, wan in 2 mal 24 Stunden nicht wenigstens [Lücke im Original] parat seye, so seyen in Hünningen Truppen beordert welche Er werbe einrücken lassen, Er werbe also auf den Abend wieder kommen, und was parat seye auf Rechnung einstweilen mitnehmen. Dieses machte verflucht Aufsehen; Einige sagten man hätte den Kerl fassen sollen, andere: da haben wir nun ein Beweis, wie gut wir angeschrieben sind, dann Er verlangte es von Sämmtlicher Schweiz; andere: wie ist es dan möglich, in so kurzer Zeit von der ganzen Schweiz Eine solche Summa zu holen, man kaun ja nicht einmal hin und her kommen; das ist eben was er will, sagten andere, um wieder Truppen einmarschieren zu lassen; Kurz, unser Landamman ließ den Rath zusammen kommen was da zu machen sey, und die Kaufleüth wurden zusammen berufen, wie viel wohl möglich wäre zusammen zu treiben, doch wurde nderbessen Hr. Sarasin und noch Hr. [Lücke im Original] auf Hünningen gesand, um zu fragen ob der Commandant auch davon Kenntniffe habe und ob wirklich Truppen vorhanden wären — Allein dieser stuzte gewaltig und sagt, man soll diesen Bagabund ohne weiters, wan er je so frech seye wieder zu kommen, in Arrest thun, Er wolle auch auf Ihn Vigilieren lassen, Es sey auf eine Prellerey abgesehen; unsere Deputierten kamen in allem Vergnügen zurück, dankten Gott daß wir so durchkommen. Unter dessen war aber unsern Kaufleüth und jedermanu so Geld hatte verteuft Angst und Bang, und es war eben Mittagessenzzeit, aber es wolte niemanden schmecken; so bald ich hörte daß es eine Prellerey sey, laufte ich zu meinen bekannten Herren Kaufleuten, sagte Ihnen: Proßt die Malzeit, alles ist nichts, eine verunglückte Prellerey, man wird ihn arettieren, wan er wieder komt; einer glaubte, der andere nicht;

ich gieng auch zu Hr. Brunner, der eben eine prächtige Mahlzeit an seine Freunde gab; alle waren bey meinem Eintritt bestürzt, dan sie glaubten, ich seye von der Commission, welche den Theiler gemacht habe, käme also Ihnen zu sagen, wie viel man zahlen müsse — Ich sagte Ihnen aber, es seye um Ihr Mittag Essen zu thun, so könne ich Ihnen mein Wort geben, daß sie kein Heller an diese Forderung zahlen sollen. „Ho! da wären Sie ein willkommener Gast, dan wir gesehen, wir sind ganz niedergeschlagen, und ist uns gar nicht ums Essen zu thun;“ he nun, so wollen wir es uns recht schmecken lassen; dan es ist alles nur eine fehlgeschlagene Prellerey. Ihre Gesichter wurden wieder heiter und ich mußte dort bleiben und half die Mahlzeit verzehren. Nun wartete man doch mit Angst, ob der wieder kommen werde; man sagte: Napoleon braucht Geld, Es könt doch möglich seyn, der Commandant kan es nicht wissen, und geht ihn auch nichts an; haben wir nicht auch schon bezahlen müssen? — Kurz und gut, man machte es wie gewöhnlich, man wollte abwarten, und kurz und gut, Abends 6 Uhr kam mein Hr. Millionair auch richtig zum Landaman gefahren — man hieß ihn aussteigen, führte ihn ins Zimmer und bey 1000 Personen waren schon zusammengelaufen, um den Millionair von Angesicht zu sehen; Allein nun lautete es anders, man riß ihm seine Brillen von der Nase, stellte ihm die Harschier vor, mit dem Daumeneisen! Er sollte bekennen, nur dieses könne ihm eine gelinde Behandlung über diese grobe Handlung zuziehen — Er solle vor dem Landamman einen Fußfahl thun und um Verzeihung bethen, sonst werde man anderst mit ihm sprechen. Er ließ sich dieses nicht zwey mal sagen, fiel auf die Knie und bekannte seine Schurkerey, und erst jez erkante man in ihm den Tochterman von einem hiesigen StadtKnecht Oberly. — Nun gieng es bey dem Souve-

rainen Volk an ein Frolotes, alle schriean He! He! schaut unsern Millionair, Voici le Millionair! He! Monsieur Millionair, en Prison avec Monsie Millionair, Man nahm Ihn seine falsche Papire ab und führte Ihn gebäumlet auf die Bärenhaut; — Ich war natürlich auch dabey, und konte an der Bärenhaut anleuten und sagte: sie bekämen einen Vornehmen Gast, und so kam ich hinein ehe sie mit ihm ankamen — man führte ihn hinein, machte die Thüre zu, und so war ich ganz allein samt der Polizey bey Ihm im Zimmer. Er mußte sich ganz außziehen, und dan wieder anziehen, und wir wünschten Ihm wohl zu ruhen, Er war gar nicht niedergeschlagen, sagte er habe es auß Armuth gethan und geglaubt, eine Summa zu erhaschen — Man behielt ihn einige Tag, und dann wurde er nach Frankreich begehrt, und auf Altkirch geführt; weiß nicht was auß ihm geworden, glaube man hat ihn [Lücke im Original] Das hatte dem Landamman doch auch ein Schrecken verursacht, und so gab es fast täglich etwas, so daß er mir selbst sagte ach! ich will froh seyn wan mein Jahr vorbey seyn wird, dan ich sprach Ihn gewiß alle Wochen wenigstens einmal und so war ich wie vorher zimlich bekant mit Ihm, durste Ihm also wohl als Er seine Regierung glücklich beendiget hatte, noch folgendß in seine Kutsche geben, als Er unsere Grenzen verließ; Es hatte gerade das bewirkt was ich damit gesucht habe, — — — nemlich Ihnen in der Kutsche eine ¼. Stund Unterhaltung zu verschaffen.

Gedanken wärender Abreis unseres Landammans.

's isch wohr, Sie hatten übel Zit,
 ob scho Napoleon war wit,
 denn z'schaffe findt sich überal
 in Hus und Feld, in Berg und Thal, ¹⁾

¹⁾ Man weißt, er ist Landman, hat selbst viele Güter und macht den Baur, auch stürzten Berg während seiner Regierung ein.

's will alles Liecht und Wärmi ha,
und zwor nur vom e Landama!
doch Sie hend mengem z'trinke ge
und g'frot: hesh gnug oder witt no me, ¹⁾
so gar die Bure hend hinde no ²⁾
au no ihr Tröpfli über cho,
dafür Sie Gott au spahr gesund,
bis d'Reihen wieder an Sie kund,
behalten Sie das in dem Saß
von Ihrem bekanten

Christof Pac.

Er war sehr wohl damit zufrieden und gab Abschriften davon, so daß fast jedermann bekommen hatte.

Wir geben zum Schluß noch folgende unmittelbar dem Vorstehenden sich anreihende Stelle der im Jahr 1806 nur mit großen Unterbrechungen geführten Chronik:

Nun bin ich Artilleriehauptmann von der 1. Comp. des ersten Regiments und habe noch ein Brevet als Hauptmann von der Reserve, und bin noch im Quartier Capt. Lieut.

Es geht immer schlecht mit dem Krieg. Die Franken rücken immer heran, haben sogar Königsberg und Danzig bekommen.

1807 Augst. Es ist schon wieder Frieden mit Rußland und Preußen gemacht worden, und zwar zu Tilfit. Der Himmel weiß, was man noch machen wird:

¹⁾ Er hatte fast täglich Gastmähler, alle Angestellte fraßen der Keß nach bei ihm.

²⁾ Die Landleuth nahm er zuletzt, auch ich war einer der letzten bey ihm eingeladen, welches mich etwas verbrossen, daß es nicht ehender gesehen war.

Man thut: Demarchieren! Einquartieren! Verallmentieren! Berproviantieren! Fouragieren! Requirieren! Contribuieren! Conscribieren! Haus und Nahrung verlieren! nicht Raisonnieren! sonst Arretieren! oder gar Füsiliieren! und doch Illuminieren! das ist zum Crepieren!

Von dem frechen Erpressungsversuch, dessen Erzählung unser Chronist in seine persönlichen Erlebnisse verwoben hat, ist unsers Wissens später wenig mehr die Rede gewesen. Unsere officiellste Quelle, das Rathsprotokoll, enthält darüber Folgendes (wozu bemerkt wird, daß der Name Ignace Theubet, den der Betrüger später annahm, in keiner Weise als echt nachgewiesen ist; dieses Individuum hat jedenfalls nichts zu thun mit der Familie des später in Basel wohnhaft gewesenen Herrn Oberst-Theubet, zeitweiligen Besitzers unsrer schließlich nach Paris gewanderten goldenen Altartafel):

Rathsprotokoll vom 9. November 1806.

Der Herr Amtsbürgermeister eröffnet, daß M.H.G. Herren wegen einem Vorfall, so sich diesen Vormittag zugetragen, auf eine außerordentliche Weise zusammen berufen worden. Daß ein Fremder, so sich Herr St. Cyr genannt, zu ihm gekommen, einen Brief des Finanzministers der fränkischen Regierung überbracht, worin innert sechzehn Stunden ein Emprunt forcé von 2 $\frac{1}{2}$ Millionen gefordert worden, welches dieser Herr receveur général des Départements riverins du Rhin als Bevollmächtigter in Empfang nehmen solle.

Daß Herr St. Cyr dabey erklärte, im Weigerungsfalle den Befehl zu haben, 2500 Mann Truppen in die Schweiz einrücken zu lassen. Er habe den Brief zurückgelassen mit Vermelden, daß er auf den Abend wieder kommen werde, in-

dem man erwarte, daß Basel den Betrag dieses Anlehens für die Schweiz vorschießen werde. Der Brief sei datirt: Paris 29. Oktober.

Da man dem Herrn St. Cyr die erforderlichen Vorstellungen in Hünningen machen wollte, habe es sich ergeben, daß derselbe niemals dahin gekommen, daß kein St. Cyr receveur général sey, und daß die Unterschrift des Ministers Gaudin von derjenigen, so im Brief sich befunden, verschieden sey. Auch habe der Kommandant zu Hünningen J. W. Herrn Bürgermeister Sarasin versichert, daß er keine Kenntniß von dieser Sache habe und den Bevollmächtigten für einen Betrüger halte.

Erkennt: Wird die Mittheilung dieses Schreibens Sr. Erz. Herrn Landammann verbanckt.

Vom 13. November 1806.

Landammanns Erz. eröffnet, daß sich der genannte St. Cyr letzten Sonntag Abends wiederum eingestellt und seine Forderung wiederholt habe, allein bald entlarfet worden. Er habe über den gespielten Betrug einen Verbal-Proceß unterschrieben und befinde sich auf dem Aeschen Thurm in guter Verwahrung.

Erkennt: Werden S. Er. diese Mittheilung verbanckt. Jean Ignace Theubet soll als ein obrigkeitlicher Gefangener angenommen und die fernern Eröffnungen erwartet werden.

Vom 19. November 1806.

Zuschrift S. Erz. des Herrn Landammanns eröffnet, daß von der fränk. Ambassade das Ansuchen eingekommen, den Ignace Theubet, welcher sich unter dem falschen Namen von St. Cyr eines sträflichen Betrugs schuldig gemacht, an Frankreich auszuliefern, damit er wegen der Nachahmung der Signatur des Finanz-Ministers könne bestraft werden.

Erkennt: Wird J. W. den Herren Häupteren überlassen, diesen Betrüger an die fränk. Behörden ausliefern, auch seiner Zeit die denselben betreffenden Acta verabfolgen zu lassen.

Vom 3. December 1806.

Anfrage, ob die Fr. 3 Geld und die Uhr, so dem Theubet abgenommen worden, sollen ausgeliefert oder als Ersatz der Unkosten inbehalten werden.

Erkennt: Soll das Geld und die Uhr zurückbehalten und seiner Zeit zur Deckung der Unkosten verwendet werden.

NB. Weibez wurde an Frankreich ausgeliefert und die Kosten von Herrn Vandammann (d. h. auf Rechnung der Eidgenossenschaft) übernommen.

Der Glockenfortschritt.*)

(Gewidmet der freien Stadt Basel.)

1883.

Um Basel, jene Stadt im Nord der alpenfranzgeshmückten
Schweiz,
Der Schweiz mit ihrer ewigen Pracht und ihrem wunder-
samen Reiz,
Gelagert hatte seine Schaar und aufgestellt von Thor zu Thor
Ein Söldnerhäuptling aus Burgund, mit Namen Herr von
Hinkemohr.

Die Bürger fochten löwenhaft, und Keiner fehlte früh und spät
Zum Schutz der Mauer auf dem Platz. Doch stets im Dunkel
schleicht Verrat
Und überfällt, dem Geier gleich, der auf die Taube niederschießt;
Den schlummerlosen Riesen selbst, sobald er nur ein Auge schließt,

*) Vorstehende „Ballade“ wurde durch den Dichter, Herrn Dr. Johannes Minckwitz, Professor an der Universität Leipzig, b. Z. in Heidelberg, mit Schreiben vom 12. November 1883 an den Regierungsrat übersandt, als an den „hochverehrlichen Vorstand einer Stadt, welche sich schon seit einer Reihe von Jahrhunderten um die schönen Künste und um die Wissenschaften so hohe Verdienste erworben hat!“ Sie ist ein Seitenstück zu dem bekannten Gedichte Simrods.

Basler Jahrbuch 1884.

Indeß vereitelt oft das Glück den Klugerdachten Menschen-
trug,
Wie jezuweilen auch der Gei'r sein Opfer nicht erreicht im
flug.

Da Hinkemohr die Mauern nicht durch Sturm gewann trotz
langer Frist,
Beschrift er, nach des Ränbers Brauch, den krummen Pfad
der Hinterlist.

Der Glockenthürme höchster stand im Mittelpunkt der
Baselstadt,
Die rechts und links am grünen Rhein die Dächer aufge-
richtet hat;
Der Wächter dieses Thurmes, der die Stundenglocke zog genau,
Vernahm Gemurmelt unterhalb des Sockels seit dem Abendgrau.

Er schlich hinab, zu lauschen durch die Pforte, was im
Werke sei,
Nur zwei Minuten — und er weiß: hier legt Verrat sein
faules Ei!

„Mit zwölftem Uhrschlag,“ raunt es, „bricht der Sturm von drin
und draußen los,
Dort schiffet der Hinkemohr heran, wir legen hier die Mauer
bloß.“

Er springt die hundert Stufen schnell zurück und faßt sich
schnell bedacht:
Was thut er? Fünf Minuten kaum noch fehlten ihm an
Mitternacht.

Statt zwölfter Stunde schlägt er Eins! Der Doppelseind,
er horcht und hört,
Er horcht und glaubt die Zeit verfehlt und glaubt das
schlaue Netz zerstört.

Die hundert Stufen springt darauf der Thürmer wieder
sacht herab
Und meldet, was die Hölle kocht, dem hohen Bürgergardenstab,
Und schließt: „Die Feinde sind verwirrt, ich ließ mit meinem
Glockenstrang
Statt zwölfter Stunde schallen flugs der ersten Stunde
kurzen Klang.“

Die Trommel tönte. Welch ein Ton! Er tönte durch die
Stadt und Flur,
Die Feinde schauten bebend auf den Zeiger ihrer Franzenuhr.
Am zweiten Morgen war die Stadt von keiner Mücke mehr
umringt,
Worauf die frohe Bürgerschaft mit heller Stimme jauchzend
singt:

„Der Thürmer heiße künftig „Eins“ und sitz' im Rat sein
Lebelang,
Er hat des Fortschritts Bahnen uns gewiesen durch den
Glockenstrang!
Und Basels Uhrwerk schlage stets, im Friedenslicht und
Wetterbraus,
Den andern Städten weit umher um voller Stunde Frist
voraus!“

Johannes Mindwih.

Der
Antheil Basels an dem Hussitenkrieg
von 1421.

Von
Albert Burckhardt.

Am sechsten Juli des Jahres 1415 wurde zu Constanz Johannes Huß verbrannt. Die Väter des Concils glaubten damit der ganzen Bewegung, welche in Böhmen entstanden war, die Spitze abzubrechen; allein aus der glimmenden Asche des Scheiterhaufens sollte bald eine Lohe emporsteigen, welche ganze Länder ergriff, und welche nur mit vielem Blute konnte gelöscht werden. Das gesammte böhmische Volk, Adel, Bürger und Bauern, vereinigte sich, um die vom Concil angethane „ewige Kränkung und Schmach“ zu rächen. König Wenzel war jedesfalls nicht der Mann, welcher dem einmal entfesselten Element hätte Einhalt gebieten können. Die Aufregung nahm von Tag zu Tag überhand, immer allgemeiner wurde die Forderung, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen zu dürfen, woran sich dann eine Menge Neuerungen weitgehendster Art angeschlossen. Der offenkundige Bruch mit der bestehenden Ordnung geschah am 30. Juli 1419, an welchem Tage zu Prag

nach alter böhmischer Sitte sieben hussitenfeindliche Rathsherren zu den Fenstern des Neustädter Rathhauses hinabgestürzt wurden. Wenige Tage darauf starb König Wenzel, sein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Anarchie. Der deutsche König, Sigismund von Ungarn, war als Bruder des Verstorbenen der nächstberechtigte Erbe; jedoch wollte begreiflicher Weise der entschlosseneren heftigere Theil des Volkes nichts von dem Manne wissen, dessen Treulosigkeit einst Huß seinen Feinden aufgeopfert hatte. Zu dem kirchlichen Gegensatz gefellte sich der politische, die Böhmen verlangten nicht nur Befreiung vom Papstthum, sondern auch vom Deutschtum; nationale Selbständigkeit in Kirche und Staat war das Lösungswort derjenigen Partei, welche die Bewegung leitete, und die nun mit Sturmesschritten ihrem Ziele entgegeneilte. Schon hatten in der Hauptstadt blutige Straßenkämpfe stattgefunden, als Sigismund nach Beendigung des Türkenkrieges im December 1419 in Brünn erschien und die Huldigung der böhmischen Stände vornahm. Er gedachte nun mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuschreiten, und seine ersten Regierungshandlungen waren dazu angethan, ihm auch die Herzen derjenigen zu entfremden, welche sich bisher noch auf seine Seite gestellt hatten. Im Januar 1420 wurde ein von vielen hohen Herren besuchter Reichstag zu Breslau abgehalten, und hier kamen hauptsächlich auch die Maßregeln zur Sprache, welche gegen die Böhmen zu ergreifen seien. Der Papst Martin V. willfahrte dem König durch die Predigt des Kreuzzuges gegen die Hussiten, wobei das gesammte Reich seine Truppen dem Oberhaupte zur Verfügung stellen sollte. Allerdings kam nun ein gewaltiges Heer zum Kriege gegen Böhmen zusammen, 150,000 Mann sollen vor Prag sich unter Sigismunds geheiligte Fahnen gestellt haben; aber die Erfolge entsprachen keineswegs dieser großen Anzahl von

Kämpfern. Die Hussiten, geführt von Johannes Žižka und Nicolans von Huß, blieben fast auf allen Punkten Meister, so daß schon im Sommer 1420 das ganze Unternehmen als vollständig gescheitert mußte aufgegeben werden, und das Kreuzheer sehr schnell sich verlor. Nichtsdestoweniger nahm der Krieg seinen Fortgang, die königlichen Truppen wurden überall zurückgedrängt, Sigismund selbst erlitt eine empfindliche Niederlage vor Prag, die entsetzlichen Gräueltaten waren an der Tagesordnung, Böhmen schien auf immer für die deutsche Herrschaft verloren zu sein. Unter solchen Umständen suchte Sigismund noch einmal Hilfe bei dem Reiche, und zwar sollten besonders auch die Städte an dem Gott wohlgefälligen Zuge sich theiligen.

Am zweitletzten Tage des Jahres 1420 wurde aus Brüg am Südbahne des Erzgebirges die Einladung an die Reichsstände erlassen, auf den 13. April kommenden Jahres sich in Nürnberg einzufinden, damit ein gemeinsames Vorgehen gegen die Hussiten könnte besprochen werden, „von des unglaube wegen der in Behem sich erhaben hat und uferstanden ist . . . findtemal soliche sachen die gemeyn cristenheyt anruret und die crone zu Behem die ein merklich und wirdig glib des heiligen riches ist“. Dieses Schreiben gelangte auch in unsere Vaterstadt, und man kann sich wohl vorstellen, daß trotz allem Eifer für den christlichen Glauben der Rath sein Hauptaugenmerk sofort darauf richtete, wie man am ehesten diese Forderung des Königs umgehen könnte. Freilich war vereinzelt die Stadt Basel nicht im Stande, dem Oberhaupte des Reiches Troß zu bieten, um so freundiger wurde daher ein Schreiben der getreuen Schwesterstadt Straßburg begrüßt, welche Basel zu einem Städtetag einlud, damit man gemeinsam die an Sigismund zu richtende Antwort berathen könne. Auf dem Tage

zu Straßburg wurde Basel durch den Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen und den Bürgermeister Hans Ludman von Rotberg vertreten; von diesen scheint hauptsächlich der letztere, wenn schon dem Adel angehörig, den Abgeordneten einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben; denn als die Versammlung eine Beschiedung des Nürnberger Reichstages durch je zwei Städteboten beschloffen hatte, wurde an Basel sowohl von Straßburg als von Freiburg und Breisach die Bitte gerichtet, es möchte doch von hier aus Rotberg nach Nürnberg reisen „dann ime der stette anligende sachen kunder sint dann ieman anders“, Basel solle auch dieses Mal sich der Angelegenheit annehmen, meint Breisach, „wan ir nun die sint, die biczehar allen stetten groß lieb und früntschafft erzoiget hant.“ Auch die Kurfürsten, besonders die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, sowie der Pfalzgraf bei Rhein wandten sich damals an Basel mit der Anfrage, wessen man sich von seiner Seite zu versehen habe; jedoch begnügte sich der Rath damit, den Herren zu bezeugen, „daz sölicher ungloub, in dem kungrich zu Behem uferstanden, uns von ganzem Herzen leid als billich ist“, jedoch ein Weiteres eröffnen könne man noch nicht, das werde dann Sache der Boten am Reichstage sein. Wir sehen daraus, wie behutsam der Rath in der ganzen Sache vorgieng.

Am zweiten April, Mittwochs nach Quasimodogeniti, frühmorgens machten sich die Basler Boten, Bürgermeister von Rotberg und Alt-Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen auf den Weg; ein besonderes Geleite war nicht verlangt worden, mit keinem Fürsten, durch dessen Gebiet der Mitt gieng, war Basel in Fehde begriffen, und das Königwort Sigismund gewährte in diesem Falle genügende Sicherheit. In Freiburg stießen die Gesandten der übrigen oberrheinischen Städte mit den Baslern zusammen, und so wurde denn gemeinsam der Weg durch

Schwaben und Franken zurückgelegt, und am 14. April langte man in Nürnberg an, wo auch schon auf vorhergehende Anfrage beim Rathe ein Quartier in Bereitschaft stand.

Jedeßfalls wurden unsre Boten von den Nürnbergern recht gut aufgenommen, wenigstens findet sich in der Stadtrechnung Nürnbergs als Ausgabe verzeichnet „propinavimus den von Straßpurg, den von Basel, den von Prifach, den von Freiburg, den von Neunpurg, den von Emdingen 24 Qr.“ (1 Qr. d. h. Viertel = 2 Maß). Mit den Geschäften jedoch, derentwegen die weite Reise war unternommen worden, wollte es keinen rechten Fortgang nehmen, und zwar lag hieran die Schuld zunächst bei Sigismund selbst, welcher sich nicht zur bestimmten Zeit in Nürnberg einstellte. Auch bei diesem Anlaß kennzeichnet sich recht deutlich die luxemburgische Politik in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit, jene Politik des ewigen Hinhaltens, der großen Pläne und der mangelnden Mittel, der egoistischen Selbstsucht ohne Treue und Beständigkeit. Vergebens erwartete man Sigismund von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, so daß die Städteboten bald anfangen, ungeduldig zu werden und an die Abreise zu denken. Der Vertreter des Königs, der Bischof Georg von Passau, hatte daher eine sehr undankbare Aufgabe, als er sich anschickte, an seines Herrn Stelle mit den Gesandten zu unterhandeln. Er suchte den König und sein Ausbleiben mit dem für Sigismund so schlimmen Verlaufe des Hussitenkrieges zu entschuldigen, er werde gewiß in kurzer Zeit eintreffen, einstweilen hingegen sei bei dem Umfang der Bewegung in Böhmen seine Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz durchaus nothwendig, „denne die sachen, den cristenglouben antreffende, si der allergrößten sachen eine, die ie kein man horte gedenken, denn die geburen in den landen sprechent den herren, den edelen und den gewaltigen:

„brüder“. Die anwesenden Fürsten und Städte möchten daher berathen, in welchem Umfange die Hilfe zu erfolgen habe, damit man bei der bevorstehenden Ankunft des Königs über die wichtigsten Dinge schon im Klaren sei. Die Angelegenheit wegen der Hussiten oder Wicleffen, wie sie auch nach dem englischen Vorläufer der Reformation genannt wurden, war jedoch nicht der einzige Punkt, den die Basler und Straßburger auf dem Reichstag zu Nürnberg bereinigt wissen wollten, vielleicht noch mehr als die Glaubensstreitigkeiten in Böhmen drückte sie eine Fehde, welche in der nächsten Nähe der beiden ober-rheinischen Städte auszubrechen drohte, und welche von einem rechtgläubigen, deutschen Fürsten, dem Markgrafen Bernhard von Baden ausgieng. Deshalb verlangten Rotberg und Peter Zorn aus Straßburg noch eine besondere Audienz bei dem Bischof von Passau, um ihrer Städte Klagen ihm zu Händen Sigismund's vorzulegen. Jedoch hiefür war jetzt nicht der geeignete Augenblick; die Städte wurden auf die Zukunft vertröstet, und als sie eine Urkunde zur Bekräftigung ihrer Ansprüche hervorziehen wollten, bat sie der Bischof, sie möchten sich jetzt keine weitere Mühe geben, Sigismund werde nach seinem Erscheinen den Streit gewiß schlichten.

Nachdem am 18. April auch die Boten der schwäbischen Städte, sowie die Züricher und Konstanzer erschienen waren, wurde Tags darauf eine Berathung sämmtlicher Städteboten, es waren ihrer 44, abgehalten; eine Commission von 11 Mitgliedern, darunter auch Hans Ludman von Rotberg, sollte die gemeinschaftlichen Angelegenheiten vorberathen und dann wieder mit ihren Anträgen vor die große Versammlung treten. Viel Ersprießliches scheint bei diesen Sitzungen nicht herausgekommen zu sein, wenigstens melden uns die Quellen nichts von einem einheitlichen Vorgehen sämmtlicher Reichsstädte, und er-

fahren wir, daß zu Ende des Monats April eine städtische Gesandtschaft nach der andern den Heimweg antrat. Auch unsre Basler hatten der Stadt Nürnberg den Rücken gekehrt, und ließen sich durch einen Boten der Nürnberger, welcher ihnen zu Nördlingen meldete, der König werde sicherlich bald am Reichstag erscheinen, nicht zur Umkehr bewegen. Die Unzuverlässigkeit Sigismunds war eine allzu bekannte Thatfache, als daß sich die Basler noch einmal hätten täuschen lassen, und so setzten sie denn ihre Heimreise über Ulm unbedürmmt fort.

Etwas mehr als die Städte hatten an dem Nüruberger Reichstag die Kurfürsten erreicht, indem sie einen Bund zur Bekämpfung der Hussiten abschlossen, in welchen auch die Städte sollten aufgenommen werden. In der That wurden am 28. April die letztern um ihren Eintritt in den Fürstenbund angegangen, allein ihre Vertreter erklärten, sie wollten gerne die Angelegenheit daheim den Obern unterbreiten, jedoch seien sie nicht im Stande, zum Voraus eine Antwort zu ertheilen.

Am Ende der ersten Maiwoche langten die Basler Boten in ihrer Heimath an, die ganze Fahrt nach dem Reichstag kam die Stadt auf etwa 300 fl. zu stehen, allein es sollten nicht die letzten Unterhandlungen sein, welche Basel in dieser Sache zu führen hatte. Freilich wegen des Bundes mit den Kurfürsten war der Rath zu Basel bald im Klaren; denn schon am 13. Mai berichtete Hans Ludman von Rotberg den oberrheinischen Städten, daß Basel sich nicht mit den Fürsten verbinden werde, „und bedunkt uns, daß den stetten, in diesen Kreiffen begriffen, uit kommelich sie der vereinunge nach demme und die inhalt mit den fursten inzegende.“ Hingegen wolle mau gerne insoweit dem Wunsche der Fürsten gerecht werden, daß zu Stadt und Land ein Eid zur Bezeugung des rechten

Glaubens solle geschworen, und daß der Clerus zur Verurtheilung der böhmischen Ketzerei auf den Kanzeln solle gehalten werden. Ferner wurden die befreundeten Städte ersucht, ihre Boten den 18. Mai zur Feststellung der eudgiltig an die Kurfürsten zu richtenden Antwort nach Basel zu schicken. Merkwürdigerweise findet sich Straßburg nicht unter den Geladenen, während doch bisher immer in Uebereinstimmung mit demselben war von Seiten Basels vorgegangen worden. Wir können den Grund dieser Handlungsweise zwischen den Zeilen herauslesen. Basel suchte damals immer mehr sich den eidgenössischen Städten zu nähern und neben Bern und Solothurn hoffte man jetzt besonders auch mit Zürich freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen; dies aber mochte bei der bekannten Zurückhaltung der Eidgenossen den Reichsstädten gegenüber verhindert werden, wenn auch das mächtige Straßburg an den Verhandlungen Theil nahm. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel erschienen die Eidgenossen dennoch nicht am 18. Mai zu Basel, allein auch die anwesenden Boten aus dem obern Elsaß und dem Breisgau konnten sich nicht vollständig einigen, so daß schließlich Basel eine selbständige Antwort an die zu Oberwesel versammelten Kurfürsten ergehen ließ, in welcher mit Entschiedenheit der Beitritt zum Fürstenbunde abgelehnt wurde. Dagegen wurde versprochen, Basel wolle alle diejenigen auf das Empfindlichste strafen, welche dem Christenglauben zuwiderhandelten. Die Fürsten möchten sich dieser Absage wegen nicht erzürnen, und nicht etwa auf bösen Willen der Basler schließen, sei man doch geneigt, bei einem Zuge gegen die Hussiten auch dasjenige zu leisten, „was wir denn mit bescheidener Hilfe nach unserm vermögen und erzugem darzu auch getun köndent und möchtent.“ Man sieht aus dieser Antwort, daß Basel sich mit Recht hütete, durch Eintritt in einen Herrenbund seine

reichsfreie Stellung zu gefährden und dabei Gefahr zu laufen, sich den König Sigismund, den gegebenen Freund der Städte, zu entfremden. Die Kurfürsten, welche ähnliche Antworten auch von den übrigen Städten erhielten, drangen nicht weiter auf deren Beitritt, sondern beschränkten sich darauf, dieselben anzufragen, in welchem Umfang man die Hilfeleistung für den Ende August zu eröffnenden Feldzug erwarten dürfe. Zur Beantwortung dieser Frage sollten auch die städtischen Abgeordneten im Juni zu Mainz eintreffen. An dieser Versammlung nahm Basel keinen Antheil, in einem Schreiben an die Räte der Kurfürsten entschuldigt sich die Stadt wegen ihres Ausbleibens mit vielfachen Streitigkeiten, welche ausgebrochen seien, sowie mit dem Umstande, daß Bischof Hartmann Münch von Münchenstein sowohl, als die Stadt Straßburg von Basel Hilfe verlangten. Auch sei man durch den Säckingerkrieg des Jahres 1415, welcher für den König unternommen wurde, in beträchtlichen Schaden gekommen, so daß jetzt nicht so viel könne geleistet werden; immerhin wolle Basel Gott zu Lob, dem römischen König und den Kurfürsten zu Ehren und der Christenheit zur Stärkung „zu dem gezog dienen mit zehen glefen wol ufgerüstet mit pferiten hengsten und harnesch . . . und söllent uns wol getruwen daz uns uf dise Zit der dienst swer genug ist und me tund denn wir vermögent.“ Bald nach dem Abgang dieses Briefes wurden zu Basel die nöthigen Vorkehrungen zur Ausrüstung des Contingentes getroffen, nachdem schon vorher im ganzen Bisthum der Ketzerid war verlesen und dessen Beschwörung von Bürgern und Landleuten bei 1 *fl* Strafe war verlangt worden. Um das Volk noch mehr gegen die Hussiten zu entflammen, wurde ein rührendes Schreiben der Stadt Tachau von den Kanzeln mitgetheilt; in demselben bitten unter Darstellung der hussitischen Gräu-

thaten die Tachauer das Reich um Hilfe gegen den gemeinsamen Feind des Glaubens. Nun begnügte man sich aber nicht mit dieser billigen und unschädlichen Demonstration gegen die Böhmen, im Juli waren auch die Rüstungen beendet. Die 10 Glesen, von denen diejenige des Hauptmanns 7, die übrigen 4 Pferde zählte, wurden unter das Commando des Rathsherrn und Ritters Burkard ze Rin gestellt, dieser erhielt für seine Glese täglich 3 fl., die übrigen je 1½ fl. Sold, auch wurde dem Anführer seine Habe versichert und sämmtlichen Theilnehmern noch eine „Ufrustung“, wohl ein Trinkgeld, versprochen. Zum 26. Juli findet sich in dem Rechnungsbuch der Stadt folgender Posten: „Item so sind geben dem hauptmann und den nün spiessen, so an die hussen riten soltent 550 Gld. nemlich dem hauptmann 100 und ieglichem Spieß 50 Gld. uf den ersten monat, facit 582 R 20 dn.“ Daß auch damals schon auf das gute Aussehen der Basler Truppen etwas gegeben wurde, beweist sodann der Eintrag zum 2. August: „Item 8 ß umb zwo vanen uf das gezelt und wagen den soldenern.“ Diese 50 Mann, welche Basel stellte, mögen uns als eine sehr kleine Schaar erscheinen, allein nach damaligen Begriffen und Umständen war es doch eine recht ansehnliche Leistung von Seiten unsrer Vaterstadt, wenn wir damit vergleichen, daß das viel größere, reichere und den Ereignissen unvergleichlich näher stehende Nürnberg sich begnügt hat, 115 Reiter und eine Kanone zu schicken, welche allerdings eine Steinfugel von zwei Centnern zu werfen im Stande war.

Der Sammelplatz des Heeres war die Stadt Eger, und hier erschien in der That ein Reichsheer, welches sich einerseits durch die große Anzahl seiner Streiter und durch die vornehme Abkunft seiner Anführer, andererseits allerdings auch durch seine

Buntschedigkeit und Disciplinlosigkeit auszeichnete, fügen doch die Flandrer schon in der Umgebung von Nürnberg an zu plündern, als ob die Bürger der Reichsstadt keine guten Christen gewesen wären.

Die Kenntniß der folgenden Ereignisse verdanken wir hauptsächlich einzelnen Berichten, welche Theilnehmer des Zuges, so ein Züricher und ein Elsässer, in ihre Heimath senden, und ferner einigen Briefen, welche der Magistrat Nürnbergs einigen befreundeten Regierungen hat zukommen lassen. Leider hat sich • bis jetzt keine Aufzeichnung eines Baslers vorgefunden. In dem wir die verschiedenen Nachrichten zusammenstellen, ergibt sich uns folgendes Bild der kriegerischen Unternehmung:

In den letzten Tagen des August wurde zu Eger Kriegsrath der versammelten Fürsten abgehalten; drei Kurfürsten waren persönlich bei dem Heere erschienen, ferner eine stattliche Anzahl von Bischöfen, mehrere Herzoge und eine Menge von Grafen, Freiherren und Rittern, die schwäbischen, bairischen und fränkischen Reichsstädte konnte man fast ohne Ausnahme wahrnehmen.

Am 28. August brach das zum mindesten 100,000 starke Kreuzheer von Eger in zwei Colonnen auf; die eine sollte nach der Stadt Ellenbogen marschieren, die andere über Königswart, einer südöstlich von Eger gelegenen Ortschaft, gegen Osten vordringen; am 31. August vereinigten sich die beiden Abtheilungen, um gemeinsam mit der Belagerung einiger festen Punkte zu beginnen. Wie zu erwarten war, wurde der Krieg auf das Grausamste von beiden Seiten geführt; von den Kurfürsten gieng der Befehl aus, „daz man im lant Beheim meniglich tot slahen sülle awsgnommen kinder, die ir vernunft nicht haben.“ Von Anfang an zeigt es sich, daß für die Proviantierung des Heeres nicht hinlänglich gesorgt sei, ein

offener Markt war zwar in Eger verkündet worden, nichtsdestoweniger blieben die Lebensmittel theuer, und mußte den Leuten mit eindringlichen Worten verboten werden, Frauen mitzuführen, weil dadurch die Preise des Nöthigsten allzusehr in die Höhe getrieben würden. Besser dran waren die Contingente derjenigen Städte, welche von dem Kriegsschauplatz nicht allzuweit entfernt waren, wie die Nürnberger Truppen, denen der Rath mehrere Fässer Elsäßer und Frankenweins nachführen ließ. Auch Basel blieb wenigstens durch seinen Boten, einen gewissen „Frenklin“ in beständigem Verkehr mit seinen Kriegern, welchen zwei Monatssolde und 11 fl. „zu ufwehsel“ nach Böhmen nachgeschickt wurden.

Die ersten Feindseligkeiten galten dem Schloß Maschau südlich von Raban, als jedoch dessen Bertheidiger die Anstalten zum Sturm und die Büchsen gewahr wurden, ergaben sie sich, wodurch allerdings der Commandant mit einigen wenigen Glücklichen sein Leben rettete, während weitaus der größte Theil der Besatzung, d. h. etwa 80 Mann, von den Deutschen getödtet wurden. Ueberhaupt ging man mit den Kriegsgefangenen sehr summarisch um, alle, welche nicht deutsch verstanden, oder deren Aussehen einen Böhmen errathen ließ, wurden todt geschlagen und verbrannt; auf eine Prüfung des Glaubens ließ sich das Kreuzheer nicht ein, es hieß auch hier wie bei jenem Kreuzzug gegen die Abigenfer: „Schlaget alle todt, der Herr kennet die Seinen schon.“ Von Maschau rückte das Heer vor die Stadt Raban, deren Einwohnerschaft unter sich des Glaubens wegen getheilt war. Die Hussiten fürchteten sich daher, eine Belagerung auszuhalten, zündeten die Stadt an und zogen sich gegen Saaz zurück; die katholischen Bürger hingegen öffneten die Thore der halb zerstörten Stadt und übergaben dieselbe dem Kreuzheer. An die Einnahme von Raban reihte sich die Besetzung

und Erstürmung noch mehrerer festen Ortschaften; allein trotz diesen Erfolgen des Heeres fing dessen Lage an, immer bedenklicher zu werden, da die Lebensmittel stets theurer wurden und auch der Vorrath an Pulver zu schwinden begann. Aus den Nürnberger Aufzeichnungen erfahren wir, daß der Magistrat nicht müde wurde, seinen Truppen eine Wagenladung Weines um die andre zuzusenden; nehmen wir nun an, daß die Nürnberger hie und da einen Becher auch den übrigen Städtern kredenz haben mögen, so reichte das doch nicht hin, um die an vielen Wein gewöhnten Kehlen der Schweizer und süddeutschen Söldner zu befriedigen, so daß der Zürcher Berichtserstatter, nachdem er seinen Herren die kriegerischen Vorgänge erzählt hat, sich veranlaßt fühlt beizufügen: „wissent lieben herren daz ein eimer elssesser oder lantwin gilt ob 30 ſ.“ darum, so fährt das Schreiben fort, möge der Rath nicht den „Kaseler“ zu Hilfe schicken, da derselbe jeden Tag für 2 π oder noch mehr Wein vertilgen würde. Verschlimmert wurde in dieser Hinsicht der Zustand des Heeres, als auch die Markgrafen von Meißen mit ihren Schaaren bei demselben sich einfanden.

Die vereinigte Truppenmacht sollte nun ihre Stärke und Tapferkeit durch die Einnahme der Stadt Saatz an den Tag legen, deren Belagerung um die Mitte des Septembers in Angriff genommen wurde. Jedoch gerade hier, wo die gesammte Streitkraft, im Ganzen wohl etwa 150,000 Mann vereinigt war, zeigte es sich, wie wenig mit einem so bunt zusammengesetzten Heere auszurichten sei, besonders wenn auch die Anführer desselben nicht mit einander übereinstimmten. In der Stadt lagen etwa 20,000 Hussiten, und es war dieselbe auch mit grobem Geschütz wohl versehen. Die Landleute der Umgebung hatten sich ebenfalls hier zusammengezogen, in den Vorstädten Quartier erhalten und dieselben mit starken Befestigungen

versehen. Jeden Tag fanden blutige Gefechte statt, wobei die Belagerer stets bedeutende Verluste zu beklagen hatten, auch fügte ihnen das feindliche Geschütz bei Tag und Nacht beträchtlichen Schaden zu. So lang man keinen Sturm wagte, konnte den Hussiten nicht viel angethan werden, und zu einem gewaltsamen Angriffe mochten sich die Fürsten nicht entschließen, da keiner von ihnen seine Mannschaft opfern wollte. In Anbetracht dieses Umstandes schreibt denn auch unser Züricher Gewährsmann: „uns dunkt daz nun ze viel lütz hie lig.... wir gloubent legent ir mit über macht hie und mit überm züg es muste an etlichem ort schinber werden.“ Eine vollständige Rathlosigkeit entstand unter den Fürsten, als Sigismund seine Ankunft ankündigen ließ, und dennoch immer auf sich warten ließ. Bei der zunehmenden Theurung wurden die Krieger unmuthiger, so daß der Vorschlag, man wolle den Winter über vor der Stadt bleiben, wenig Anklang fand „dann soltent wir disen winter in disem lande ligen, so möhte uns denhein hengst lebendig beliben, wie es ioch umb uns ergienge; dann wir ob den vier wochen under niekein dach komen sint und noch teglich zu velde ligen.“ Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß bald die Mehrzahl der Fürsten und Städte an eine Aufhebung der Belagerung dachten, besonders als ein größeres Gefecht durchaus zu Ungunsten des Kreuzheeres ausfiel. Am 2. Oktober begann deshalb der Aufbruch des Heeres; wir dürfen uns vorstellen, daß unsre Basler mit Freuden den Rückweg werden angetreten haben, und auch der Rath von Basel war es gewiß zufrieden, daß noch vor Einbruch des Winters die Truppen, deren Unterhalt der Stadt im Ganzen auf 1746 fl ö ß zu stehen kam, in die Heimath zurückkehrten.

Auf klagliche Weise war die ganze Unternehmung ge-
Basler Jahrbuch 1884. 18

scheitert, das Reichsheer mit so vieler Mühe zusammengebracht, löste sich, ohne auch nur die erste Probe bestanden zu haben, ruhmlos auf. Für Basel aber war dieser Ausgang eine dentliche Aufforderung, immer mehr nach vollständiger Lösung vom Reiche und seinen Ansprüchen zu streben und sich stets enger denjenigen Gewalten anzuschließen, welche in dieser Hinsicht schon den entscheidenden Schritt gethan hatten. Daher sehen wir denn im weiteren Verlaufe des XV. Jahrhunderts unsre Vaterstadt immer seltener unter dem Reichspanner und immer häufiger an der Seite der Eidgenossen fechten, bei St. Jakob, bei Grandson und bei Murten, bis endlich am 13. Juli des Jahres 1501 durch den ewigen Schweizerbund die factische Trennung vom Reiche ihren Abschluß fand.

Repertorische Rückblicke

auf das Jahr 1882.

(Zusammengestellt von F. Föhr.)

Die nachstehenden Aufzeichnungen können der Kürze der Zeit halber, welche hiefür dem Verfasser zu Gebote stand, und in Anbetracht des beschränkten Raumes, welcher der „Statistik“ im Basler Jahrbuch zugewiesen werden kann, durchaus keinen Anspruch auf vollständige, erschöpfende Sichtung des statistisch außerordentlich reichhaltigen Materials in den Verwaltungsberichten zc. machen, sondern mußten sich im Interesse der Arbeit selbst auf einige Hauptrubriken daraus beschränken. In diesen Zusammenstellungen ist unter dem ersten Theil „Bevölkerung“ für diesmal auch ganz besonders die „Bürgerchaft Basels“ berücksichtigt, über welch' letztere in ihrer Gesamtheit wohl zum ersten Male eine genaue Zählung veranstaltet werden konnte. Ferner erhalten hier Berücksichtigung: die Thätigkeit der obersten administrativen Behörden, das Steuerwesen, die Staatsfinanzen, das Schulwesen, das Vereinswesen, die Infectionskrankheiten und die daheringe Sterblichkeit zc. Andere Zweige des öffentlichen Verkehrslebens, wie Handel und Industrie, Verkehr, Consumption, Preise, Versicherungs-

wesen, Armenwesen, Rechtspflege, Bauhätigkeit u. s. w. sollen in einem folgenden Jahrgange dargestellt werden.

I. Bevölkerung.

a. Stand der Bevölkerung:

Die letzte eidgen. Volkszählung, welche genauesten Aufschluß über die hiesige Bevölkerungszahl giebt, fand bekanntlich den 1. Dezember 1880 statt. Nach derselben hatte die Stadt Basel 61,399, die Gemeinden Riehen 2076, Kleinhüningen 1194, und Bettingen 432 Einwohner; Gesamtbevölkerung des Kantons Baselstadt: 65,101.

Um die Bevölkerungszahl auf Ende Dezember 1882 wenigstens annähernd richtig zu ermitteln, müssen die Verhältnisse der Einwanderung zur Auswanderung, der Zahl der Geburten zu derjenigen der Todesfälle und zum Theil auch die neuen Bürgeraufnahmen berücksichtigt werden.

Laut Niederlassungscontrollen wurden

im Jahr 1881: 7535 Aufenthalts- und 2113 Niederl.-Bewill.

" " 1882: 7805 " " 1835 "

Zusammen 15340 Aufenthalts- und 3948 Niederl.-Bewill. erteilt;
bagegen

im Jahr 1881: 8997 Aufenthalts- und 1441 Niederl.-Bewill.

" " 1882: 7996 " " 1721 "

Zusammen 16993 Aufenthalts- und 3162 Niederl.-Bewill. gestrichen;
(davon 39 Aufenthalts- und 437 Niederlassungs-Bewillungen in Folge von Bürgeraufnahmen).

Abnahme der Aufenthalter . . . 1653

Zunahme der Niederlassungen . . . 786

Diese ergeben einen Einwanderungsüberschuß von nur 705 Pers.

In Folge von Bürgeraufnahmen, welche oben bei den Aufenthaltern und Niedergelassenen in Abzug gebracht
Uebertrag 705 Pers.

	Uebertrag	705 Persf.
wurden, ergibt sich für 1881 eine Zunahme von 1094 Persf.		
und für 1882 eine solche von 417 Persf., zusammen . . .		1511 "
Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle betrug		
im Jahr 1881 457 Persf., 1882 724 Persf., zusammen . . .		<u>1181 "</u>

Approximativer Bevölkerungszuwachs vom Decbr. 1880		
bis Ende 1882		3397 Persf.
Bevölkerungszahl December 1880		<u>65101 "</u>

Es ergibt sich somit auf den 31. December 1882 für den Kanton Basel-Stadt eine approximative Bevölkerungszahl von 68498 Persf.

Diese bedeutend unter dem Ergebnis der letzten 10 Jahre stehende Zunahme beträgt für das Jahr 1881: 2105, oder 32,3 auf 1000 (Einn.
 " " " 1882: 1292, " 19,2 " " "
 (Zunahme von 1870—1880: 36,8 %/o.)

Dieser Rückgang des Bevölkerungszuwachses beruht zu einem guten Theile auf der vorausgegangenen enormen Uebersproduction in einzelnen Industriezweigen (in erster Linie der Bauindustrie) und der immer größer werdenden Concurrenz Seitens des Auslandes, sowie in der gegenwärtig allgemein gedrückten Geschäftslage überhaupt, welche in Verbindung mit den mehrjährigen Mißernten (für die agricole Bevölkerung) der größern Auswanderung Vorschub leistet.

Der Kanton Baselstadt hat ein Gesamt-Areal von 35,8 Km.²; davon sind productives Land 30,4 Km.²; nämlich Waldbareal: 3,9; Rebland 0,7; Acker-, Garten-, Wiesen- und Weidland 25,8 Km.²; unproductives Land: 5,4 Km.²; nämlich Stadt, Dörfer und Gebäude 1,9; Flüsse und Landstraßen 3,5 Km.².

Zahl sämmtlicher Gebäude in der Stadt: 10,929; in Riehen 615, in Kleinhüningen 281 und in Bettingen 132; Total: 11,957.

Es kommen somit Ende 1882 auf einen Km.² des Gesamtareals 1913 Einwohner (1870: 1291), auf einen Km.² des productiven Areal: 2253 Einwohner (1870: 1592).

Am 1. Dezember 1880 zählte der Kanton Baselstadt 13,507 Haushaltungen und 5318 bewohnte Häuser; auf eine Haushaltung kamen durchschnittlich 4,82 Personen, und auf ein bewohntes Haus 12,24 Personen.

Die Zahl der jetzt bestehenden Haushaltungen und der bewohnten Häuser ist nicht bekannt und könnte nur durch eine eigentliche Zählung ermittelt werden.

Dasselbe gilt von den nachfolgenden kurzen Aufzeichnungen betr. Geschlecht, Alter, Civilstand, Heimath, Konfessions- und Berufsverhältnisse, welche sämmtlich der letzten Volkszählung entnommen sind.

α. Nach Geschlecht und Heimath:

	Personen		Total
	Männliche	Weibliche	
Kantonsbürger	8805	10197	19002 = 29,2 %.
Anderer Schweizerbürger .	10725	13253	23978 = 36,8 %.
Ausländer	10308	11813	22121 = 34,0 %.
Zusammen	29838	35263	65101
	(45,88 %)	(54,17 %)	

β. Nach Altersperioden:

Kinder von 0—14 Jahren	18353 = 282 %.
Erwachsene von 15—59 Jahren . .	42899 = 659 %.
„ „ 60 und mehr Jahren	3849 = 59 %.

γ. Nach dem Civilstand:

Ledige	40672 = 62,8 %.
Verheirathete	20404 = 31,2 %.
Verwitwete	3753 = 5,8 %.
Geiseliene	272 = 0,4 %.

δ. Nach der Konfession:

Protestantisch	44236 = 67,3 %.
Katholisch	19288 = 29,4 %.
Israelitisch	830 = 1,3 %.
Andere Konfessionen . .	747 = 1,2 %.

ε. Berufsverhältnisse.

Hierüber giebt die auf Seite 299 befindliche, von Herrn Prof. Kinkelin gefl. mitgetheilte Tabelle Aufschluß.

b. Eheschließungen und -Tösungen, Geburten, Sterbefälle.

α. Eheschließungen und Scheidungen:

Jahre	Zahl der Eheschließungen	Mittlere Bevölkerung	Es heiratheten per Jahr u. pro Tille der Bevölkerung
1870,80 (11 Jahre)	5876	56430	18,93
1881 (1 Jahr)	543	66150	16,42
1882 (1 Jahr)	528	67850	15,66.

Ob schon die Zahl der Heirathenden gegenüber dem letzten Decennium im Verhältniß zur Bevölkerung ziemlich bedeutend sich vermindert hat, so nimmt Baselstadt unter den Schweizerkantonen in der Höhe der Eheschließungen dennoch den vierten Rang ein und wird i. J. 1882 nur übertroffen durch die Kantone Appenzell A.-Rh. mit 18,20 ‰, Neuenburg mit 17,20 ‰ und Zürich mit 16,20 ‰ Heirathenden.

In Berlin betrug dieses Verhältniß im letzten Decennium durchschnittlich 26 ‰, und ist mit 1882 zurückgegangen auf 19 ‰.

Von den 528 Eheschließungen im Jahr 1882 fielen auf Basel 508, und auf die 3 Landgemeinden zusammen 20.

Bezüglich der nähern Angaben über Alter, Familienstand, Konfession und Heimath muß hier (des Raumes halber) auf die gegenwärtig in besonderm Druck befindlichen statistischen Mittheilungen verwiesen werden. — Das Gleiche gilt auch für die nächstfolgenden Abtheilungen.

Ehescheidungen.

Im Jahr 1881 wurden temporär geschieden 7 Ehepaare, gänzlich 25 Paare.

„ „ 1882 „ „ „ 3 „ „ 27 „

Total der gänzlichen Ehescheidungen: 52 Paare

oder im Verhältniß zu den neugeschlossenen Ehen: 48,5 ‰.

β. Geburten und Sterbefälle.

Jahre	Zahl sämtl. Geborenen.	davon Todtgeborne	Zahl sämtl. Sterbefälle.
1870,80 (11 J.)	21259 (M. 10802, W. 10457)	903 (M. 512, W. 391)	14999 (W. 7614, W. 7385)
(legitim: „ 9543, „ 9824		„ 425, „ 327)	
(illegitim: „ 1259, „ 1133		„ 87, „ 64)	
1881 (1 Jahr)	2147 (M. 1092, W. 1055)	82 (M. 54, W. 28)	1690 (M. 861, W. 829)
(legitim: „ 1003, „ 959		„ 46, „ 23)	
(illegitim: „ 89, „ 96		„ 8, „ 5)	
1882 (1 Jahr)	2197 (M. 1132, W. 1065)	89 (M. 51, W. 38)	1473 (M. 763, W. 710)
(legitim: „ 1017, „ 984		„ 44, „ 32)	
(illegitim: „ 115, „ 131		„ 7, „ 6).	

Auf 1000 Einwohner kamen per Jahr

	Geburten (ohne die Todtgeburten)	Sterbefälle
1870—1880 (11 Jahre)	32,6	22,7
1881 (1 Jahr)	31,2	24,3
1882 (1 Jahr)	31,1	20,6

Geburten im Jahr 1882: in der Stadt 2094, in den Landgemeinden 103.

Sterbefälle „ „ „ „ „ 1390, „ „ „ 83.

Infectionskrankheiten in Basel im Jahr 1882, nach 2 Monaten:

1882	1882												Todesfälle.	
	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	Dezember		Gesamt der Erkranktgn.
Masern	1	—	—	—	—	4	4	—	1	3	3	1	17	1
Scharlach	54	40	33	22	56	72	56	36	29	25	27	58	508	53
Rubelae	11	1	1	—	2	4	3	—	—	—	—	1	23	—
Pocken	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—
Wasserpocken (Varicellen)	25	30	10	4	4	3	6	7	3	13	18	34	157	—
Rose	20	23	18	16	30	11	7	9	4	15	8	13	174	13
Rachenbräune (Diphtherie)	54	28	38	22	39	33	13	18	15	12	11	21	304	31
Epithelbräune (Kroup)	6	2	4	2	1	2	—	—	1	—	1	1	20	11
Kerchhusten	1	2	1	—	5	4	12	14	4	14	18	25	100	10
Parotitis epidem.	22	19	13	4	3	1	2	—	—	—	1	1	66	—
Perensfieber (Typhus)	7	6	12	11	97	15	24	16	13	23	24	12	200	21
Wochenbettfieber	11	6	5	5	4	1	5	—	—	4	2	3	46	21
	212	157	135	86	241	151	132	100	70	109	113	170	1676	161

Sterbefälle in der Stadt Basel im Jahr 1882

Gestorben an:	0-1 Monat		1 Mt. bis 1 Jahr		1-2 Jahre		2-5 Jahre		5-10 Jahre		10-15 Jahre	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
I. Lebensschwäche	46.	41.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
II. Altersschwäche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
III. a. Selbstmord	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b. Mord und Todtschlag	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c. Zufälliger Tod	—	—	3.	1.	2.	—	1.	1.	2.	1.	—	—
d. Tod nach Operationen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
e. Angeschwemmte Wasserleichen .	—	—	—	—	—	—	—	—	2.	—	1.	—
IV. a. Krankheiten der Verdauungs- organe	25.	12.	66.	51.	2.	—	2.	1.	3.	—	—	—
b. Krankheiten der Athmungs- organe	1.	2.	14.	16.	12.	7.	7.	4.	3.	1.	3.	1.
c. Krankheiten der Kreislauf- organe	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	1.	—
d. Krankheiten des Nervensystems	3.	3.	12.	6.	3.	5.	12.	10.	3.	3.	—	2.
e. Krankheiten der Harn- und männl. Sexualorgane	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—
f. Krankheiten der weibl. Sexual- organe und des Wochenbetts .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
g. Krankheiten der Haut	—	4.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
h. Krankheit. d. Bewegungorgane	—	—	—	1.	—	—	2.	—	1.	—	3.	1.
i. Infektionskrankheiten	4.	2.	10.	9.	13.	8.	28.	21.	9.	14.	4.	—
k. Constitutionelle Krankheiten .	—	—	5.	2.	2.	2.	—	4.	—	—	—	1.
l. Nicht ermittelte Krankheit .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe (ohne die Todtgeborenen) .	80.	64.	110.	86.	34.	22.	52.	41.	23.	20.	13.	5.
	144		196		56		93		43		18	

nach der Todesursache und Altersklassen.

15—20 Jahre		20—30 Jahre		30—40 Jahre		40—50 Jahre		50—60 Jahre		60—70 Jahre		70—80 Jahre		Über 80 Jahre		Summe		Gesamt
Mr.	Fr.	Mr.	Fr.	Mr.	Fr.													
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	46.	41.	87
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3.	2.	7.	8.	5.	7.	15.	17.	32
1.	—	3.	—	5.	1.	2.	—	3.	—	1.	—	1.	—	—	—	16.	1.	17
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	1
2.	—	6.	1.	8.	2.	4.	—	2.	2.	—	1.	—	—	—	—	30.	9.	39
—	—	—	—	—	1.	—	1.	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	3.	3
—	—	—	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4.	—	4
—	—	5.	5.	5.	5.	3.	6.	10.	8.	10.	12.	5.	5.	2.	1.	138.	106.	244
4.	11.	25.	30.	30.	30.	32.	27.	27.	14.	19.	28.	10.	17.	5.	2.	192.	190.	382
2.	—	2.	1.	1.	1.	7.	6.	7.	18.	2.	10.	3.	5.	—	1.	25.	43.	68
—	3.	1.	1.	—	2.	8.	4.	2.	10.	11.	11.	1.	11.	1.	5.	57.	76.	133
3.	1.	—	1.	2.	—	1.	1.	4.	2.	3.	2.	7.	3.	—	—	21.	10.	31
—	—	—	11.	—	14.	—	3.	—	4.	—	3.	—	2.	—	—	—	37.	37
—	—	2.	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	2.	6.	8
1.	1.	—	1.	2.	2.	—	—	1.	—	2.	—	3.	—	—	—	12.	9.	21
—	4.	5.	1.	5.	3.	5.	2.	—	3.	3.	—	1.	—	—	—	86.	68.	154
1.	1.	2.	3.	1.	4.	1.	1.	1.	2.	3.	3.	2.	1.	—	—	18.	24.	42
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	—	1.	—	1
14.	21.	51.	56.	60.	65.	63.	51.	57.	64.	57.	72.	37.	57.	13.	16.	664.	640.	1304
35		107		125		114		121		129		94		29		1304		—

c. **Bürgerchaft der Stadt Basel.**

In Folge der nun durchgeführten Anlegung von Bürgerfamilienbüchern in Basel und unsern 3 Landgemeinden wurde endlich die Möglichkeit geboten, den wirklichen Bestand unserer bürgerlichen Corporationen, welche früher von mächtigem Einfluß auf die Entwicklung und das Gedeihen des Städtewesens waren, genau zu ermitteln. — Die Anlage dieser Familienbücher basirt sich auf den Zeitpunkt des Inkrafttretens der hiesigen kantonalen Civilstandsverordnung, d. h. auf den Stand der Bürgerchaft (deren Abstammung und Familien) am 31. December 1869 resp. 1. Januar 1870.

An jenem Zeitpunkt zählte die hiesige Bürgerchaft:

	Personen		Total
	männliche	weibliche	
In Basel wohnhaft . .	5346	6313	11659
Auswärts „ . .	2371	1837	4208
Summe	7717	8150	15867

während sie nun am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883 beträgt:

	Personen		Total
	männliche	weibliche	
In Basel wohnhaft . .	8862	9959	18821
Auswärts „ . .	3042	2650	5692
Summe	11904	12609	24513

Zunahme in 13 Jahren:

	Personen		Total
	männliche	weibliche	
In Basel wohnhaft	3516 = 65,8 %	3646 = 57,7 %	7162 = 61,4 %
Auswärts „	671 = 28,3 %	813 = 44,2 %	1484 = 35,3 %
Summe	4187 = 54,2 %	4459 = 54,7 %	8646 = 54,5 %

Die minder große Vermehrung der auswärtigen Wohnenden erklärt sich daraus, daß 65 % aller auswärtigen Wohnenden dem ledigen Stand angehören, während die hier wohn-

haften ledigen Bürgerpersonen kaum 58 %, der hier domicilirten Bürgerschaft betragen, sowie in den zahlreichen Bürgeraufnahmen hier wohnender Familien.

Nach allgemeiner Erfahrung kommen eine größere Anzahl von Knaben als von Mädchen zur Welt; die männliche Bevölkerung ist aber, und zwar vom ersten Lebensjahr an, einer größern Sterblichkeit unterworfen, so daß die Uebersahl über die weibliche Bevölkerung bald verschwindet und sogar die letztere überwiegt. Auf 1. Januar 1883 betrug das Verhältniß der männlichen Bürgerschaft 485 ‰, das der weiblichen 515 ‰. — Bei den auswärts Wohnenden überwiegt die männliche Bürgerschaft die weibliche um 392 Personen = 15 ‰; der Grund dafür ist am leichtesten aus den nachfolgenden kurzen Zusammenstellungen betr. Alter, Wohnort und Beruf ersichtlich; während nämlich im schulpflichtigen Alter sich kaum ein Sechstel der männlichen Bürgerschaft auswärts aufhalten, so steigt dieses Verhältniß in den darauffolgenden Jahren auf einen vollen Drittel der gesammten männlichen Bürgerschaft an und nimmt erst mit dem zurückgelegten 40. Altersjahr wieder beträchtlich ab.

Uebersicht der Bürger der Stadt Basel nach Alters-

Altersklassen, Lebensalter per 1. Januar 1883 und Geburtsjahr.	W o h n o r t						Gesamt-	
	Basel			Auswärts				
	M.	W.	Total	M.	W.	Total	M.	W.
Säuglingsalter: von 0—1 Jahre 1882	181	172	353	36	46	82	217	218
Zartes Kindesalter: von 1—6 Jahre 1881/77	872	943	1815	210	235	445	1082	1178
Schulpflichtiges Alter: von 6—15 Jahre 1876/68	1842	1848	3690	382	321	703	2224	2169
Pubertäts-Alter: von 15—20 Jahre 1867/63	873	794	1667	322	338	660	1195	1132
Erwachsene: von 20—30 Jahre 1862/53	1309	1554	2863	700	475	1175	2009	2029
" " 30—40 " 1852/43	1020	1327	2347	536	461	997	1556	1788
" " 40—50 " 1842/33	1139	1385	2524	375	306	681	1514	1691
" " 50—60 " 1832/23	921	1042	1963	250	207	457	1171	1249
" " 60—70 " 1822/13	492	577	1069	142	146	288	634	723
" " 70—80 " 1812/03	173	265	438	65	75	140	238	340
" " 80—90 " 1802/1793	40	49	89	21	30	51	61	79
Erwachsene über 90 Jahre 1792/80	—	3	3	3	10	13	3	13
Gesamt-Total . .	8862	9959	18821	3042	2650	5692	11904	12609
	100/112	—	76,78 %	115/100	—	23,22 %	100/106	

Klassen, Geschlecht, Familienstand und Wohnsitz.

Total.	Davon sind											
	Ledig			Verheiratet			Verwitwet			Geschieden.		
	M.	W.	Total	M.	W.	Total	M.	W.	Total	M.	W.	Total
435 = 18 ‰	181	172	353	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	* 36	46	82	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2260 = 92 ‰	872	943	1815	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	210	235	445	—	—	—	—	—	—	—	—	—
4393 = 179 ‰	1842	1848	3690	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	382	321	703	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2327 = 95 ‰	873	786	1659	—	8	8	—	—	—	—	—	—
	322	334	656	—	4	4	—	—	—	—	—	—
4038 = 165 ‰	1057	1055	2112	242	482	724	8	12	20	2	5	7
	595	267	862	101	198	299	3	7	10	1	3	4
3344 = 136 ‰	223	307	530	763	935	1698	25	65	90	9	20	29
	259	166	425	260	262	522	8	18	26	9	15	24
3205 = 131 ‰	88	219	307	1002	971	1973	40	182	222	9	13	22
	144	95	239	201	174	375	18	31	49	12	6	18
2420 = 99 ‰	60	147	207	778	611	1389	77	270	347	6	14	20
	84	59	143	130	78	208	26	61	87	10	9	19
1357 = 55 ‰	44	100	144	354	207	561	90	261	351	4	9	13
	48	45	93	71	49	120	18	48	66	5	4	9
578 = 24 ‰	18	46	64	94	43	137	59	168	227	2	8	10
	16	18	34	31	20	51	17	31	48	1	6	7
140 } = 6 ‰	2	5	7	14	4	18	24	40	64	—	—	—
	8	7	15	7	3	10	6	18	24	—	2	2
16 }	—	—	—	—	—	—	—	3	3	—	—	—
	—	2	2	.3	2	5	—	6	6	—	—	—
24513	5260	5628	10888	3247	3261	6508	323	1001	1324	32	69	101
	2104	1595	3699	804	790	1594	96	220	316	38	45	83
Zusammen:	7364	7223	14587	4051	4051	8102	419	1221	1640	70	114	184

* Die sehrg bezeichneten sind die auswärtig Wohnenden.

Die gesammte Bürgerchaft Basels besteht aus:

7002	Nachkommen von alten Bürgern früherer Jahrhunderte	= 285 ⁰ / ₀₀
126	„ „ unter dem Gesetz von 1803 aufgenommenen Bürgern . .	= 5 ⁰ / ₀₀
1933	Gliedern und Nachkommen von unter dem Gesetz v. 1816 aufgenommenen Bürgern	= 79 ⁰ / ₀₀
1575	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1834 aufgenommenen Bürgern	= 65 ⁰ / ₀₀
815	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1838 aufgenommenen Bürgern	= 33 ⁰ / ₀₀
3193	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1848 aufgenommenen Bürgern	= 130 ⁰ / ₀₀
5504	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1866 aufgenommenen Bürgern	= 225 ⁰ / ₀₀
4365	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1879 aufgenommenen Bürgern	= 178 ⁰ / ₀₀

24513; davon im berufsfähigen Alter stehende Bürger: 6982.

Diese letztern vertheilen sich nach Beruf, Familienstand, Abstammung und Wohnsitz folgendermaßen:

(Siehe Tabelle S. 289 und 290.)

Die Bürgerchaft der 3 Landgemeinden (mit Einschluß auswärts Wohnender) betrug auf den 1. Januar 1883:

	männliche	weibliche	Total
	Personen		
Bürger von Riehen	690	773	1463
„ „ Kleinhüningen	399	402	801
„ „ Bettingen	221	250	471
Total	1310	1425	2735

Uebersicht der Bürger Basels nach Berufsclassen, Familienstand und Abstammung
am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsclassen.	Familienstand.			Abstammend von												
	Ehemänner	Verheiratete Männer	Witwen ober geschieden	seit 1803 aufgenommenen Bürgern; früher aus												
				andern Gemeinden des Kanton Schwyz	andern Kantonen	andern Ländern beim Eintritt	aus dem Ausland									
Reproduction	108	182	15	255	78	6	114	55	2	—	—	—	—	—	—	177
Industrie	782	1659	186	2627	675	44	1158	685	54	6	2	3	—	—	—	1952
Handel	1032	1251	126	2409	778	40	906	620	54	7	4	—	—	—	—	1631
Verkehr	107	261	27	395	108	7	216	59	5	—	—	—	—	—	—	287
Wissenschaftliche Verwaltung, Wissen- schaften und Künste	271	548	54	873	340	6	333	178	7	4	5	—	—	—	—	533
Gewerbliche Tagelöhner, Kantonen- wärter, Diensthöfen u.	42	99	13	154	21	3	91	38	1	—	—	—	—	—	—	133
Ohne Beruf oder ohne Angabe desselben	100	101	68	266	197	4	39	21	4	—	—	—	—	—	—	72
Total	2442	4051	489	6992	2197	110	2857	1659	127	17	11	4	—	—	—	4785
Gesamtbürgerchaft	14587	8102	1824	24513	7002	431	10360	5888	696	75	51	10	—	—	—	17511

Uebersicht der Züriger Zafels nach dem Wohnort
am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsclassen.	Wohnort in											
	Basel	andern Gemeinden des Kts. Baselstadt	andern Schweizer- Kantonen	Deutschland	Frankreich	Italien	England	Oesterreich	Rußland	andern europä- ischen Ländern	außereuropäischen Ländern	Summe der auß- wärts wohnenden Männer
Reproduction	131	7	34	19	2	—	—	1	—	2	59	124
Schulzeit	1994	1	197	104	66	8	6	14	6	13	218	638
Handel	1532	1	194	122	204	48	48	15	18	25	202	877
Berufe	343	—	27	—	2	2	1	2	3	1	14	52
Eisenhütten-Gewaltung, Zersetz- schäften und Künste	598	9	120	59	6	15	8	10	5	5	38	275
Gewerbliche Tagelöhner, Kranke- mäter, Dienstboten ac.	140	—	3	2	1	—	—	—	—	—	8	14
Ehne Recrut ober ohne Eingabe besselben	200	1	25	18	6	3	2	4	—	1	9	69
Total	4938	19	600	324	287	76	65	46	32	47	549	2044
Gleichenbürgerchaft	18921	74	2475	962	568	191	153	106	71	76	1016	5692

2. Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der gesetzgebenden und vollziehenden Behörden.

Im Jahr 1882 sind hier erlassen worden, aber theilweise erst mit Januar 1883 in Kraft getreten:

	Gesetze	Gründungs- Beschlüsse	Berechnungen u. Entschl. des Reg.-Rathes nach des Reg.-Rathes	Ertheilte Special-Gründungs- subskribitte
1. Betr. das Erziehungswesen (Schulbauten und Erwerbung von Bauplätzen zc.) . . .	—	7	16	Fr. 1,771,000. —
2. Betr. die öffentliche Rechtspflege und Kirchenangelegenheiten	2	2	2 ¹⁾	
3. Betr. d. öffentl. Verar (Veräußerung v. Liegenschaften zc., Steuerwesen)	3	3	2	
4. Betr. Handel und Gewerbeswesen zc.	1	—	1	
5. Betr. innere und äußere Stadterweiterung, Straßencorrectionen und Brückenbau . .	—	6	—	„ 405,650. —
6. Betr. Gesundheitspflege und Irrenwesen	1	1	—	
7. Betr. Beleuchtungswesen . .	—	1	—	„ 100,000. —
8. Öffentl. Verwaltungen, Organisation, Jahresberichte u. Rechnungen zc.	1	4	2	
Zusammen	8	24	23	

¹⁾ Davon 1 durch die Synode.

3. Staatsfinanzen, Steuerwesen u. im Jahr 1882.

I. Directe Steuern.

a. Einkommens- und Erwerbsteuern.

	Procente der Steuer- pflichtigen	Anzahl der Steuer- pflichtigen	Versteuertes Einkommen	Durchschnitts- Erwerb	Steuer- Anlage	Ertrag der Steuer	Procente des Ertrages.
Stadt:			Fr.	Fr.		Fr.	
28,23	2043	2,451,700	1200. —	I. à 5 Fr.	10,215. —	0,04	
17,28	1246	1,869,000	1500. —	II. à 10 "	12,460. —	1,15	
31,11	2243	5,654,900	2521. —	III. à 1 %	56,548. 68	5,22	
11,08	864	4,835,500	5597. —	IV. à 1—2 %	62,149. 91	5,73	
3,72	268	2,634,100	9829. —	V. à 1—3 %	46,861. 83	4,23	
7,28	547	25,669,800	46,928. —	VI. à 1—4 %	895,511. 85	82,03	
	7211	43,115,000	(5979. —)		Fr. 1,083,747. 27		
Landgemeinden:							
	204				"	2,900. 40	
ferner Nachzahlungen (und Strafen) aus früheren							
	Jahren				"	45,243. —	
						Fr. 1,131,890. 67	
					abzüglich Bezugskosten "	2,260. 12	
						<u>Fr. 1,129,630. 55</u>	

b. Vermögensteuern.

Stadt:	3892	Beitragende	Fr. 425,273. —
Landgemeinden:	171	"	" 3,230. —
			<u>Fr. 428,503. —</u>
		abzüglich Bezugskosten "	949. 65
			<u>Fr. 427,553. 35</u>
Steuerkapital Fr. 428,503,000. —			

c. Städtische Gemeindesteuer.

1. Bürgerliche und niedergelassene Steuerpflichtige, ca. 16,100 . . .	Fr. 343,455. 50	
ab: unerhältliche . . .	„ 4,429. 75	Fr. 339,025. 75
2. Aufenthaltler, ca. 2700 . . .	Fr. 17,767. 50	
ab: unerhältliche . . .	„ 1,315. 50	„ 16,452. —
	Total-Erträgniß	Fr. 355,477. 75
	abzüglich Kosten	„ 5,244. 55
		Fr. 350,233. 20
	Summe der directen Steuern	Fr. 1,907,417. 10

II. Steuern für bestimmte Zwecke und indirecte Steuern.

a. Militärpflichtersatz-Steuer. (Eidgen.)

3075 Ertragspflichtige	Fr. 66,627. 65	
abzüglich früherer Rückstände, Strafgebühren zc.	„ 14,460. 40	
	Fr. 81,088. 05	
abzüglich dem Bund zukommende Hälfte	„ 40,544. 05	
	Fr. 40,544. —	
hiezü kantonale Strafgebühren zc.	„ 60. 30	
	Fr. 40,604. 30	
abzüglich Kosten zc.	„ 2,835. 37	Fr. 37,768. 93

b. Feuerwehrsteuer.

Stadt ca. 3100 Pflichtige . . .	Fr. 32,061. 75	
Landgemeinden „ 75 „ . . .	„ 445. —	
	Fr. 32,506. 75	
abzüglich Bezugskosten	„ 1,084. 15	Fr. 31,422. 60

c. Beleuchtungssteuer. Fr. 75,511. 95

d. Handänderungssteuer.

Stadt	Fr. 212,176. —
Landgemeinden	„ 3,783. 01 Fr. 215,959. 01

(Verkaufspreis der Liegenschaften: Fr. 10,797,950. 97; gerichtliche Liegenschaftsganten 250 mit einem Erlös von Fr. 7,286,630. —.)

e. Brandsteuer. (Staatliche Gebäudeversicherung.)

Schätzungswertb sämmtlicher Liegenschaften Ende 1882:

			Beversicherungsbeträge
Stadt	10,929 Gebäude	Fr. 180,822,800. —	Fr. 109,272. 32
Landgemeinden	1,028 „	„ 7,122,400. —	„ 5,111. 05

Total 11,957 Gebäude Fr. 187,945,200. — Fr. 114,383. 37

Brandfälle im Jahr 1882:

Basel	12	Entschädigungssumme	Fr. 15,350
Riehen	3	„	„ 15,250
Bettingen	1	„	„ 7,400

Zusammen 16, (Entschädigungssumme Fr. 38,000)

davon entstanden durch Fahrlässigkeit 6, mangelhafte Feuer-
einrichtung 3, Brandstiftung 2, Unvorsichtigkeit der Kinder 1,
Blitzschlag ohne Entzündung 1, unermittelt 3.

Die kantonale Brandversicherungsanstalt hatte per Ende
1882 in Reserveconto Fr. 217,000; ferner eine Reserve für
laufende Risiken von Fr. 116,327. 66.

f. Erbschaftssteuer.

	Steuerpflichtiges Erbschaftscapital	Steuererträgnis
Stadt	Fr. 2,595,693. 73	Fr. 186,670. 68
Landgemeinden	„ 15,713. 35	„ 819. 27
	Fr. 2, 611,407. 08	Fr. 187,489. 95

g. Stempelsteuer.

328,747 Stück auf Schreibpapier	} Fr. 120,148. 73
2,615,913 „ „ Progressivpapier	
265,221 Wechselstempelmarken	

h. Uebrige Einnahmen des Staates.

Indirecte Steuern, Ertrag von Liegenschaften, Gaswerk, Gefälle, Strafen u.	Fr. 1,701,014. 30
Total	Fr. 2,483,698. 16

Die **Ausgaben** des Staates im Jahr 1882 betragen:

a. Ordentliche	Fr. 4,302,887. 11
davon sind die größten Posten:	
für Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden	Fr. 1,226,767
für das Erziehungswesen	„ 1,016,307
für das Bauwesen	„ 798,957
	<u>Fr. 3,042,031</u>
b. Außerordentliche	„ 1,089,930. 08
nämlich für das Erziehungswesen (Schulbauten)	
	Fr. 694,443. 53
für Brücken und Straßen	„ 395,486. 55
	<u>Fr. 1,089,930. 08</u>

Die sämtlichen Activen des Staates (mit Ausschluß aller nicht ertragsfähigen öffentlichen Gebäude) betragen Ende 1882 Fr. 12,280,775. 97
die sämtlichen Passiven „ 23,895,892. 39

Es verbleibt somit ein Passiv-Saldo von Fr. 11,615,116. 42

4. Bildungswesen, Schulen u. im Jahr 1882.

Schulfrequenz auf Ende 1882.

	Exkologie	Qualitätsprüfung	Wohlfahrt	Phil.-histor. Ausbildung	Wohlf.-natur. Ausbildung	Total
a. Universität:						
Zahl der Dozenten	11	5	14	17	8	55
„ „ gehaltenen Collegien	51	22	68	83	36	260
„ „ immatr. Studenten	55	45	99	67		266

	Zahl der Schüler	Zahl der Schülerinnen	Zahl der Klassen (Stufen)	Zu Klassenab- theilungen	Zahl der Lehrkräfte
b. Gymnasium:					
1. Oberes Gymnasium	138	—	4	7	17 ¹⁾
2. Unteres "	340	—	4	11	18
c. Realschule:					
1. Obere Realschule (Gewerbeschule)	129	—	4	8	13
2. Untere "	432	—	4	13	19
d. Töchter Schule:					
1. Obere Töchter Schule	—	83	2	5	3 ²⁾
2. Untere "	—	359	4	10	14
e. Sekundarschulen (Stadt):					
1. Knabensekundarschulen	646	—	4	18	20
2. Mädchensekundarschulen	—	872	4	25	36
f. Primarschulen (Stadt):					
1. Knabenprimarschulen	2071	—	4	44	38
2. Mädchenprimarschulen	—	2149	4	46	57
g. Schulen der Landgemeinden:					
1. Sekundarschule in Riechen	59	81	4	4	5
2. " in Kleinbünningen	29	36	4	2	2
3. Primarschule in Riechen	83	106	4	4	6
4. " in Kleinbünningen	75	65	4	4	4
5. Schule in Bettingen	29	14	8	2	2
Total an öffentlichen Schulen (excl. Universität)	4031	3765	8-10	203	254

Wie oben bemerkt, betreffen diese Angaben nicht die Maximalfrequenz des Jahres, sondern diejenige von Ende Dezember 1882, indem zwischen Mai und Dezember der Austritt in der Regel größer ist als der neue Eintritt.

Privatschulen:

a. Katholische Schulen:					
1. Sekundarschulen	284	252	4	14	} 35 ³⁾
2. Primarschulen	417	488	4	15	
3. Mädchenschule	—	14	?	1	
b. Zu 15 Privatschulen	166	468	?	63	52
	867	1222	?	93	88
Total in öffentlichen und Privatschulen (exklusive Universität)	4898	4987	?	296	342

¹⁾ inclusive einiger Professoren der philosophischen Fakultät.

²⁾ und 6 von den untern Töchterklassen.

³⁾ 17 Lehrer und 18 Lehrerinnen.

Außerdem bestehen noch 29 Kleinkinderschulen mit 1012 Knaben und 1107 Mädchen, unterrichtet von 42 Lehrerinnen in 41 Classen.

Die nachfolgenden Angaben sind den Zusammenstellungen des Herrn Prof. Thun über die Schulfinanzen und die Basler Vereine und Stiftungen im Jahr 1881 entnommen:

Danach betrug das gesammte Schulvermögen:

An Liegenschaften	Fr. 5,202,615. —
„ Mobilien	„ 390,078. —
„ Werthschriften	„ 2,011,422. —
	<hr/>
zusammen Fr.	7,604,115. —

Davon sind Eigenthum des Staates:

4 Gymnasien und 1 Töchter- schule	Fr. 653,043. —
14 Secundar- u. Primarschulen	„ 2,907,190. —
	<hr/>
Fr.	3,560,233. —

und Eigenthum von Korporationen, Vereinen und

Privaten	Fr. 4,043,882. —
--------------------	------------------

Das Vermögen der Universität betrug	„ 2,543,570. —
	<hr/>

Öeffentliche Vorträge fanden im Jahr 1882 statt:

In der Aula (Akademische Vorlesungen etc.)	26
Im Bernoullianum (Populäre Vorträge)	38
In den Arbeiterhäusern	36
„ religiösen Vereinen	40
„ medicinischen Vereinen	13
„ militärischen Vereinen	10
„ diversen wissenschaftlichen Vereinen	27
In Verein junger Kaufleute und im Gewerbeverein	15
In politischen Vereinen	2
	<hr/>
zusammen	207

5. Vereinswesen.

Aus gleicher Quelle erhalten wir nähern Aufschluß über das in Baselftadt sehr entwickelte Vereinswesen und die Stift-

ungen im Jahr 1881. — Darnach bestanden im Ganzen 413 Vereine und 82 gegenseitige Hülfsvereine; von den erstern hatten 293 Vereine und Anstalten mit 34,322 Mitgliedern ein reines Vermögen von Fr. 19,707,357. —
 Jahreseinnahmen " 3,486,596. —
 Jahresausgaben " 2,332,694. —

Davon besitzen die größten Vermögen:

8 Krankenanstalten	mit zusammen	Fr. 6,094,396. —
11 Anstalten für Armenpflege	" "	" 2,683,868. —
Universität und ihre Anstalten	" "	" 2,543,570. —
29 Zünfte und Gesellschaften	" "	" 1,950,617. —
26 Kirchliche Vereine	" "	" 1,482,751. —
6 Kunstvereine	" "	" 1,132,970. —
12 Bildungsvereine	" "	" 1,097,049. —
	zusammen	Fr. 16,985,221. —
sämtliche 201 übrigen Anstalten und Vereine mit zus.	"	2,722,136. —

Die 82 gegenseitigen Hulsvereine des Kantons wiesen bei 25,692 Mitgliedern ein reines Vermögen von Fr. 2,425,376. — (+ Fr. 1,867,693. — von interkantonalen Kassen) auf;
 Jahreseinnahmen Fr. 446,497. —
 Jahresausgaben " 370,646. —

Vollszählung vom 1. Dezember 1880.

(Kanton Basel-Stadt.)

Berufsarten.	Erwerbende Personen.			Hausgesinde.		Angehörige ohne Erwerb.	Total.
	Männer	Weiber	Total	Männer	Weiber		
I. Urproduktion . . .	1218	203	1421	—	100	1295	2816
II. Industrie:							
1. Lebens- und Genussmittel	1221	147	1368	12	268	1004	2652
2. Kleidung und Fuß	1230	2856	4086	—	123	2227	6436
3. Bau und Wohnung	4096	91	4187	9	340	4737	9273
4. Polygraph. Gewerbe	477	39	516	—	39	468	1023
5. Fabrik- und Manufakturwaaren	3871	4114	7985	59	510	6449	15003
	10895	7247	18142	80	1280	14885	34387
III. Handel:							
1. Kaufleute aller Art	3188	637	3825	59	988	4324	9196
2. Wirtschaften, Kostgebereien	442	469	911	29	388	895	2223
	3630	1106	4736	88	1376	5219	11419
IV. Verkehr:							
1. Straßenverkehr	401	4	405	1	31	524	961
2. Eisenbahnen	792	2	794	—	57	1427	2278
3. Posten u. Telegraphen	266	12	278	—	19	417	714
4. Uebrige Verkehrs-gewerbe	236	1	237	1	38	241	517
	1695	19	1714	2	145	2609	4470
V. Öffentl. Verwaltung, Wissenschaft und Kunst:							
1. Verwaltung u. Justiz, Rechtsgelehrte	483	6	489	11	142	930	1572
2. Medizin u. Heilwesen	137	34	171	16	107	189	483
3. Kultus und Unterricht	386	182	568	3	222	714	1507
4. Uebrige Wissenschaften	28	—	28	1	18	48	95
5. Künstler (Maler, Musiker etc.)	227	61	288	—	39	221	548
	1261	283	1544	31	528	2102	4205
VI. Persönliche Dienste: (Anstaltsangestellte, Tagelöhner, Krankenwärter etc.)	522	670	1192	132	82	709	1985
VII. Personen ohne Beruf oder ohne Berufsangabe	1339	1859	3198	130	898	1593	5819
Total	20560	11387	21947	333	4409	28412	65101

NB. In den Rubriken dieser Uebersicht sind alle Personen eingetragen, welche in den betreffenden Berufsarten in irgend einer Weise beschäftigt sind, nämlich: 1) selbständige Gewerbetreibende, 2) Kommiss und andere Angestellte, 3) Arbeiter mit Beruf, 4) untergeordnetes Hülfpersonal.

Basler Chronik

vom 1. October 1882 bis 30. September 1883. *)

1. October. Der Verein junger Kaufleute feiert sein 20jähriges Stiftungsfest auf dem Bienenberg.

2. October. In der Burgvogteihalle beginnt ein Cyclus religiöser Versammlungen; später werden dieselben auch im Vereinshaus und schließlich nur noch in letzterem abgehalten.

5. October. Sitzung der reformirten Synode. Der Anzug Hörler für Facultativklärung der Taufe zur Erlangung der Confirmation siegt über den Antrag Bischer auf Tagesordnung und wird unter Namensaufruf mit 39 gegen 32 Stimmen dem Kirchenrath überwiesen.

7. October. Das Erziehungsdepartement richtet auf den bevorstehenden Winter freiwillige Fortbildungskurse für Jünglinge (Rekruten) ein.

9. October. Hr. Redaktor Fritz Amstein interpellirt im Großen Rath den Regierungsrath wegen der religiösen Versammlungen in der Burgvogtei. Er behauptet, in den dortigen Vorträgen werde zu wenig Rücksicht genommen auf etwa anwesende

*) Mit Benützung der hiesigen Tagesblätter und des Basler Jahrbuchs für 1882.

Frauen und Kinder. Hr. Reg.-Präs. Klein verspricht Untersuchung, welche jedoch nichts Strafbares an den Tag bringt. Doch hat dieselbe zur Folge, daß in der Burgvogtei nur mehr Männer-Versammlungen stattfinden, während die Gebetsübungen der Frauen und Kinder im Vereinshaus und den Vereinskapellen vorgenommen werden. — Das Gesetz über die Organisation des Baudepartements wird vom Großen Rath durchberathen, und sodann von demselben die Aufhebung des § 81 des Polizeistrafgesetzes betr. obligatorische Impfung beschlossen.

11. Oktober. Hr. Oberstlieutenant Achilles Herzog, Kriegskommissär und Kreiskommandant, demissionirt aus Gesundheitsrückichten.

12. Oktober. Die Großrathskommission über die allgemeine Krankenversicherung beantragt in ihrem Berichte an den Großen Rath das Obligatorium der Versicherung für alle Kantons-einwohner.

15. Oktober. Einweihung der neuen Vereinskapelle an der Engelgasse. — Im Klingenthal referirt Hr. Dr. Ernst Brenner vor einer Volksversammlung über den Art. 27 der Bundesverfassung (Schulartitel) in einem der Einführung eines eidg. Schulsekretärs günstigen Sinne. — Im Stadtkasino beginnt ein internationales Schachturnier.

19. Oktober. Synodalitzung. 200 Glieder der St. Theodorsgemeinde petitioniren um Beibehaltung der Parallelkinderlehren und um freiwillige Nachmittagsgottesdienste. Der in letzter Sitzung zurückgewiesene § 18 der Gottesdienstordnung wird in seiner neuen Form berathen: 2 Wochengottesdienste für Taufen und Eheeinsegnungen, beide Morgens 10 Uhr, werden mit 42 gegen 20 Stimmen angenommen; ein Antrag Speiser betr. Schaffung einer Erbauungsstunde Donnerstag Abends wird mit 34 gegen 28 Stimmen verworfen gegenüber

dem Antrag Wirth, der die Einrichtung neuer Gottesdienste dem Kirchenrath anheimstellt. Mit 33 gegen 31 Stimmen wird der Antrag der Minderheit des Kirchenrathes angenommen, dahingehend, daß die Geistlichen, welche sich der Zubienung beim hl. Abendmahl gemeinsam mit ihren Collegen bei der gleichen Gemeinde weigern, sich vom Kirchenrath auf eine feierliche Erklärung hin dispensiren lassen müssen.

23—24. Oktober. Die hiesige Gemeinnützige Gesellschaft stellt der interkantonalen Conferenz zur Gründung einer Anstalt für jugendliche Verbrecher das Gut Klosterfiechten zur Verfügung.

24. Oktober. Die hiesige Texas-Landgesellschaft vermittelt eine erste Auswanderung baselstädtischer Colonisten.

28. Oktober. Im Personenbahnhof der Centralbahn wird die elektrische Beleuchtung eingeführt.

30. Oktober. Großer Rath. Der Anzug Huber auf Einführung gewerblicher Schiedsgerichte (*prud'hommes*) wird zu Protokoll genommen. Die §§ 25 und 26 des Gesetzes über die direkten Steuern werden nach dem Vorschlag der Regierung mit 67 gegen 22 Stimmen angenommen. Dieselben involviren eine Entlastung der unteren Klassen der Gemeindesteuerpflichtigen. — Dem Concordat betr. Prüfung und Freizügigkeit der Primarlehrer wird beigetreten, und ein Credit von Fr. 595,000 für den Neubau der Töchterschule an der Kanonengasse genehmigt. — Beginn der Berathung des Rathschlags und Gesetzesentwurfes betr. Hausirwesen, Wanderlager, öffentliche Aufführungen, Tröbel und Pfandleihgewerbe.

2. November. Sitzung der Synode. Es wird eine Petition eingereicht von 231 Gemeindegossen der St. Petersgemeinde; dieselben verlangen regelmäßige Nachmittagsgottesdienste. — Die Berathung der Gottesdienstordnung wird zu Ende geführt. Der kirchenrätliche Vorschlag wird nur abgeändert bei § 41,

welcher die Verwendung der Kirchen zu nicht officiellen Gottesdiensten behandelt. Hier wurde beschlossen, das unbedingte Recht, welches eine ansehnliche Minorität auf Benützung der Kirchen beansprucht, durch eine jedesmalige Verständigung derselben mit dem Kirchenrath zu ersetzen. Die ganze Gottesdienstordnung wird endlich mit 47 gegen 18 Stimmen angenommen.

5. November. Niehen bestätigt Hrn. Pfarrer G. Linder als Seelsorger für eine weitere Amtsbauer mit 156 gegen 143 Stimmen, welche auf Hrn. Pfarrer Burtorf (orthodor) in Hallau fallen.

9. November. Oeffentliche Jahresfeier der Universität. Rede des Rektors Hrn. Dr. Siebeck über das Wesen und die Aufgabe der wissenschaftlichen Bildung.

11. November. Gegen den Schulsekretär erläßt ein Comité konservativer Männer ein Flugblatt unter dem Titel „Schulvogt“. — Der Wahlreformverein beschließt, beim Großen Rath um Einführung des Proportionalverfahrens bei den nächstjährigen Synodalenwahlen zu petitioniren.

13. November. Großer Rath. Schluß der Berathung über den Gesetzesentwurf betr. Hausirwesen, Wanderlager zc. und Annahme des ganzen Gesetzes mit einigen Aenderungen. Der regierungsräthliche Rathschlag betr. Correction der Carthausgasse wird zum Beschluß erhoben.

15. November. In der Kunsthalle wird eine kunstgewerbliche Ausstellung eröffnet.

23. November. In der Burgvogteihalle spricht Hr. Prof. Kinkelin vor einer Volksversammlung zu Gunsten des Schulsekretärs.

26. November. Eidgenössische Volksabstimmung betr. den eidg. Schulsekretär. In Basel wird derselbe mit 4355 Ja gegen 3756 Nein angenommen, in der Schweiz dagegen mit 316,929 Nein gegen 171,959 Ja verworfen.

27. November. Großer Rath. Das Stempelsteuergesetz wird an eine Commission gewiesen und das Gesetz betr. eine Banknotensteuer von 3‰ angenommen.

3. Dezember. In einer Volksversammlung zu Safran spricht Hr. Redactor Conzett von Chur über die Lage der arbeitenden Classen in der Republik und in der Monarchie.

11. Dezember. Der Große Rath erledigt das Gesetz betr. die Handänderungssteuer und beschließt Eintreten auf den Bericht der Commission zur Prüfung des Verwaltungsberichts von 1881.

12. Dezember. Fackelzug und Festcommerc zu Ehren des Herrn Prof. Dr. Aug. Socin, welcher einen Ruf nach Würzburg ablehnte.

17. Dezember. Der Großrathsbeschluß betr. Aufhebung des kantonalen Impfwangs wird vom Volk mit 3539 gegen 716 Stimmen bestätigt.

18. Dezember. Der Große Rath wählt nach erledigtem Bericht der Prüfungscommission zu Strafrichtern die H. Burchardt-Jecker und Karl VonderMühl und beschließt einige Straßencorrectionen im äußern St. Albanquartier.

22. Dezember. Herr Prof. Kastan wird als Nachfolger des Theologieprofessors Dörner in Berlin ernannt.

26. Dezember. An der Clarastraße wird eine Caffeehalle eröffnet, wie eine solche schon in der Zunftstube zu Schmieden besteht.

26.—30. Dezember. Der Rhein, die Wiese und die Birs überfluthen ihre Ufer. Das Hochwasser verwüftet die Langen Erlen und einen großen Theil der Gemeindegemarkung von Kleinhüningen. Die Wiese bahnt sich einen zweiten Abfluß in den Rhein. — Der Schaden, welchen das Hochwasser Privaten, der Gemeinde Kleinhüningen und dem Kanton ver-

ursachte, wird auf eine halbe Million Franken angeschlagen. Man veranstaltet Sammlungen von Liebesgaben für die unbemittelten Wasserbeschädigten.

28. Dezember. Der Handels- und Industrieverein spricht sich in einer Versammlung zu Safran aus über die vom schweizerischen Handelsdepartement angeordnete Untersuchung derjenigen Industrien, welche sich über die Handelsverträge beschweren.

3. Januar. Die „Vereinigten Brauer Basels“ richten an den Großen Rath eine Eingabe, worin sie die Ablehnung des regierungsräthlichen Gesetzesentwurfs über die Biersteuer empfehlen. — Die Academische Gesellschaft genehmigt einmüthig den von ihrer Commission mit der Regierung vereinbarten Vertrag betr. Erstellung eines Gebäudes für Anatomie und Physiologie im Werthofareal. Dieselbe beschließt an die Gesamtbankkosten im Voranschlag von Fr. 320,000 die Hälfte mit Fr. 160,000, auf die nächsten 6 Jahre vertheilt, beizusteuern, während die andere Hälfte der Staatskasse zu Lasten fällt.

4. Januar. Tod des ältesten Junggesellen Basels, Hrn. Chr. Thurneysen im St. Albanthal, alt 89 Jahre. Der Verstorbene war der letzte noch lebende Activ-Theilnehmer an der Belagerung von Hünningen.

6. Januar. An Stelle des Hrn. Dr. Ludwig Ehinger wird Hr. Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt zum Statthalter des Appellationsgerichts ernannt.

8. Januar. Der Große Rath genehmigt auf den Antrag der Budgetcommission die Nachtragscredite für 1882 im Gesamtbetrag von Fr. 66,800, darunter Fr. 5000 an den zoologischen Garten, Fr. 15,000 an die Theatercommission und Fr. 2000 an die Mobellschule. Derselbe beschließt sodann

Bauten in der St. Theodorskirche, namentlich die Deffnung des Chors und die Erstellung von Lettern, wodurch 400 neue Sitzplätze gewonnen werden sollen. Die hiefür nöthigen Kosten belaufen sich mit Einschluß einer neu zu erstellenden Heizung der Kirche auf Fr. 55,000. Sodann wird begonnen mit der Berathung des Gesetzesentwurfs betr. die Lebensmittelpolizei und derselbe nach dem regierungsrätlichen Antrage genehmigt.

11. Januar. Meister Keller in Unterstrafz-Zürich beginnt den Guß der neuen Glocken für die Basler St. Peterskirche.

15. Januar. Großer Rath. Der Antrag des Hrn. R. Philippi betr. Reorganisation der Gerichtsorganisation im Sinne der Einführung von Friedensrichtern (prud'hommes) wird nach langer Debatte mit Namensaufruf und mit 44 gegen 43 Stimmen der Regierung als erheblich überwiesen.

20. Januar. Die beiden Inhaber einer hiesigen Getreide- und Colonialwaaren-Agentur werden verhaftet, weil sie sich mittelst Ausstellung gefälschter Warrants für angeblich in den Lagerhäusern der Schweizer. Centralbahn aufbewahrte Waaren in hiesigen Bankhäusern bedeutende Geldaufnahmen zu verschaffen wußten. Später stellt es sich heraus, daß die Ausstellung falscher Warrants im Betrage von Fr. 106,000 auch dem jüngst verstorbenen Verwalter der Lagerhäuser mit zur Last falle; Fr. 80,000 des verursachten Schadens sind ungedeckt.

22. Januar. Der Regierungsrath gestattet der römisch-katholischen Gemeinde auf ihr im Oktober 1881 eingereichtes Gesuch die Fortführung der katholischen Privatschulen nur unter gewissen Bedingungen, deren wesentlichste darin bestehen, daß die Schulen unter weltlicher Leitung stehen müssen und keine Mitglieder von Schulcongregationen an denselben wirken dürfen.

Der Vorsteherſchaft der römisch-katholischen Gemeinde wird eine Frist von drei Monaten vorgesezt, um sich zu erklären, ob und in welcher Weise sie sich diesen Bedingungen unterziehen wolle.

24. Januar. Im Basler Gewerbeverein referirt Hr. Nat.-Rath Geigy über die Untersuchung betr. diejenigen Industrien, welche sich über die Handelsverträge beschweren.

29. Januar. Im Großen Rath interpellirt Hr. Oberst Rud. Paravicini die Regierung wegen ihres Vorgehens gegen die katholische Schule. Er verlangt, die Regierung solle zu weiteren Schritten in dieser Beziehung sich zuerst vom Großen Rathe Vollmacht erhalten. Sodann genehmigt die Behörde den Neubau des oberen Gymnasiums im Garten des Mäntelinhofes (Credit Fr. 110,000), des Primarschulhauses an der Seewogelstraße (Credit Fr. 383,000) und die Correction der oberen Freienstraße, letztere mit 58 gegen 24 Stimmen. Der Rathschlag betr. den Bau einer Anstalt für Anatomie und Physiologie und Verwendung des Werthofareals wird mit 34 gegen 28 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Große Bestürzung erregt die nunmehr bekannt gewordene Zahlungseinstellung der hiesigen Eisenwaarenfirma L. Paravicini, welche am 27. d. ihre Insolvenz anzeigte.

3. Februar. Der Regierungsrath wählt zum Kantonsingenieur Hrn. H. Bringolf von Unterhallau (Schaffhausen) und zu dessen Adjuncten Hrn. Matthäus Merian von Basel. — Hr. Dr. L. Sieber wird auf weitere 6 Jahre als Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek bestätigt. — Die ärztlichen Mitglieder des Großen Rathes lassen ein Gutachten erscheinen gegen das Project der obligatorischen Krankenversicherung.

6. Februar. Der Rathschlag und Gesetzesentwurf betr.

den Bucher wird an die Mitglieder des Großen Rathes vertheilt.

8. Februar. Hinschied des Rathsherrn Prof. Peter Merian, geb. am 20. Dezember 1795, welcher sein langes Leben ausschließlich dem Dienste der Wissenschaft und dem Wohle seiner Vaterstadt Basel weihte. Leichenbegängniß desselben am 10. Februar unter Betheiligung des Lehrkörpers und der Studentenschaft der hiesigen Universität; Abends solenner Trauerfackelzug.

12. Februar. Die Fastnacht wird in üblicher Weise eröffnet.

13. Februar. Der Große Rath genehmigt das Entlassungsgesuch des Hrn. alt Bürgermeisters Dr. C. F. Burckhardt in ehrenvollster Weise und mit Dank für dessen langjährige und ausgezeichnete Thätigkeit im Staate. Die Behörde genehmigt die vorgelegten Pläne für Wiederherstellung des St. Albanteichwuhrs und geht mit 55 gegen 10 Stimmen über den Anzug Scheuermann betr. Ergänzung des kantonalen Gesetzes über Initiative und Referendum zur Tagesordnung über. Der Rathschlag betr. Erweiterung der Strafanstalt wird an eine Commission gewiesen.

14. Februar. Der Regierungsrath bewilligt der Commission des Gewerbemuseums einen Beitrag an die Kosten, welche ihr anlässlich der von den hiesigen Handwerkern vorgesehenen Betheiligung an der Landesausstellung in Zürich erwachsen.

26. Februar. Der Große Rath setzt die Ergänzungswahlen in den Großen Rath (7 Sitze) auf den 22. bezw. 29. April fest und behandelt den Bericht der Budgetcommission über den Voranschlag für 1883; der Antrag auf Erhöhung der Regierungsraths-Besoldungen wird an eine Commission gewiesen.

27. Februar. Abschiedscommerß der Studirenden der Theologie in der Schuhmachernzunft zu Ehren des nach Berlin übersiedelenden Hrn. Prof. Kaftan.

28. Februar. Der Regierungsrath setzt die Erneuerungswahlen in die Synode auf den 20., eventuell 27. Mai fest.

5. März. Die Synode behandelt den Antrag des Hrn. Candidat Hörler, betr. Streichung der Art. 12 und 14 der Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht. Mit 36 gegen 12 Stimmen wird Art. 14 gestrichen, dagegen Art. 12, welcher die Confirmation als „Bestätigung des Taufbundes“ erklärt, beibehalten.

12. März. Großer Rath. Zum Präsidenten wird gewählt Hr. Dr. Ad. Burchardt, welcher sich Bedenkzeit vorbehält; zum Statthalter Hr. Dr. J. G. Wackernagel; zum Präsidenten des Regierungsraths Hr. Dr. J. J. Burchardt, zum Vicepräsidenten Hr. R. Falkner. — Der Rathschlag betr. Ankauf der Hübscher'schen Liegenschaft Behufs Erstellung eines Viehmarkts wird mit 53 gegen 22 Stimmen genehmigt.

15. März. Hr. Dr. Ad. Burchardt reicht dem bisherigen Präsidenten des Großen Rathes seine Entlassung ein als Großrathspräsident pro 1883/84.

27. März. Großer Rath. An Stelle des demissionirenden Hrn. Dr. A. Burchardt wird zum Präsidenten des Großen Rathes gewählt Hr. Dr. A. Bischoff, und da dieser ablehnt, Hr. Rud. Sarasin, welcher Bedenkzeit erhält bis zur nächsten Sitzung. Erledigung des Budgets pro 1883.

30. März. Generalversammlung des Gewerbevereins zu Safran, Bestellung der Commission für das nächste Jahr.

1. April. Hinschied des Hrn. Dr. J. M. Ziegler, Ehrenbürgers von Basel, geb. im November 1801 zu Winterthur.

7. April. Die 4 neuen Glocken für St. Peter kommen glücklich in Basel und vor der Kirche an. — Brand im St. Albanthal Nr. 2.

9. April. Hr. Glaser, Sohn, unternimmt in einem eigens dazu gebauten Fahrzeug, der „Stadt Basel“, eine Rheinfahrt bis an's Meer. — Der Große Rath wählt zu seinem Präsidenten, da Hr. R. Sarasin ablehnte, Hrn. R. Philippi mit 47 von 80 Stimmen. Die Correction der Greifengasse wird genehmigt, auf den Entwurf zu einem Pensionsgesetz nicht eingetreten. Das Wuchergesetz wird angenommen. — Brandfall im Etablissement Geigy an der badischen Bahn.

15. April. Das neue St. Petergeläute wird zum ersten Male geläutet, nachdem am 14. ein Probeläuten stattgefunden.

22. April. Sieben Ergänzungswahlen in den Großen Rath fallen sämmtlich zu Gunsten der Conservativen aus.

23. April. Im Großen Rath langt eine Eingabe der römisch-katholischen Genossenschaft betr. die katholische Privatschule ein. Der Rathschlag betr. den Bau eines Irrenhauses wird genehmigt.

6. Mai. Von Madeira trifft die Kunde ein vom Hinschied des in Afrika am 7. April gestorbenen Missionsinspectors Hrn. Herm. Prätorius, geb. in Stuttgart am 25. Juni 1852.

9. Mai. Hinschied des Hrn. E. W. Oswald-Falkner, Unternehmers der ersten Rheindampfschiffahrt zwischen Basel und Straßburg und Gründers des hiesigen „Comptoir d'Escompte“.

10. Mai. Die med. Gesellschaft überreicht Hrn. Physicus Dr. DeWette zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum einen

silbernen Tafelaufsatz, die med. Facultät ein Diplom und die Regierung ein Dankschreiben.

14. Mai. Der Rathschlag betr. Anlegung eines Platzes beim Bläsienschulhaus wird vom Großen Rath genehmigt und mit der Behandlung der Militärorganisation begonnen.

16. Mai. Der Regierungsrath wählt zum Professor der Philosophie Hrn. Dr. Joh. Volkelt in Jena.

19. Mai. Der evang.-theol. Verein beruft an Stelle Hrn. Raftan's zum Professor für systematische Theologie Hrn. Lic. theol. und Dr. phil. H. Schnebermann in Leipzig.

20. Mai. Bei den Erneuerungswahlen in die Synode werden gewählt 30 Candidaten der Positiven, 10 der Reformer und 1 von beiden Richtungen vorgeschlagener.

21. Mai. Großer Rath. Das Militärorganisationsgesetz wird erledigt und ein Anzug Kiefer betr. die Verhütung der Anwendung des Generalzolltarifs dem Regierungsrath überwiesen.

23. Mai. Die Vorsteherchaft der kathol. Gemeinde genehmigt den Ankauf der Labhard'schen Liegenschaft zu einer neuen Kirche.

27. Mai. Bei der Nachwahl in die Synode (in der St. Theoborsgemeinde) wird der positive Candidat gewählt.

3. Juni. In den benachbarten Dörfern Dornach und Gempen wird der Erntesegen durch ein furchtbares Hagelwetter vernichtet. — Einweihung des neuen Kleinbasler Turnplatzes an der Feldbergstraße. — Die Mitglieder des Basler Kunstvereins besuchen die Kunstausstellung in Mülhausen.

4. Juni. Die neugewählte Synode genehmigt in ihrer ersten Sitzung unter dem Alterspräsidium von Hrn. Bachofen-Fininger den Jahresbericht.

7. Juni. In einer Sentgrube des Metzgers Hrn. Gasser

an der Klingenthalstraße finden dieser selbst, sowie die Brüder Nathanael und Gideon Carlson, Maler, den Erstickungstod.

8. Juni. In der Aula findet zu Ehren des verstorbenen Rathsherrn Peter Merian eine Gedächtnißfeier statt.

9. Juni. Hr. Oberst Hs. von Mechel von Basel wird vom Regierungsrath zum Kreiscommandanten ernannt.

11. Juni. In der außerordentlichen Sitzung des Großen Rathes bildet das Haupttraktandum die Frage des eidgenössischen Zolltarifs.

14. Juni. Die Birsbrücke bei St. Jakob wird collaudirt und dem Verkehr übergeben.

15. Juni. Die Gemeinnützige Gesellschaft beschließt Hand zu bieten zur Errichtung einer Pfandleihanstalt nach den Principien des bisher von der Handwerkerbank betriebenen Instituts.

19. Juni. Dem Regierungsrath wird von 49 Industriellen des westlichen Birsigplateau's eine Petition eingegeben um Errichtung einer Auf- und Abladestelle, bzw. eines Anschlußgeleises auf der Schützenmatte.

20. Juni. Ein Theil der Basler Lehrerschaft wählt ein Organisationscomité für den im Jahre 1884 in Basel sich sammelnden Lehrertag.

21. Juni. Der Große Rath lehnt in außerordentlicher Sitzung das proportionale Wahlverfahren ab.

25. Juni. Außerordentlich stark besuchte Generalversammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn. Die von auswärtigen, namentlich Berliner und Frankfurter Bankinstituten versuchte Sprengung des bisherigen Verwaltungsraths mißlingt; der letztere wird wiedergewählt.

27. Juni. Als Commandant der Feuerwehr wird an Stelle des demissionirenden Hrn. Schetty, Vater, provisorisch gewählt Hr. Cassdirektor Frey.

28. Juni. Abschiedscommerc zu Ehren der scheidenden Professoren H. Siebeck und Heyne, veranstaltet von den Studirenden der theologischen und philosophischen Facultät.

30. Juni. Einweihung des Grabdenkmals für Hrn. Iselin-Rütimyer auf dem Gottesacker zum „Wolf“ unter Assistenz der Mitglieder des Turnlehrervereins.

1. Juli. Die längst zum Bedürfniß gewordene Speiseanstalt des Centralbahnhofs wird vom Gründer dieses gemeinnützigen Unternehmens, Hrn. Bahnhofinspektor Winder, dem Verkehr übergeben.

5. Juli. Zum Untersuchungsrichter für Baselstadt wird vom Appellationsgericht gewählt Hr. Dr. jur. Gust. Brodbeck, z. Z. Statthalter in Liestal.

8. Juli. In dem benachbarten St. Ludwig wird, unter großer Betheiligung der Basler Gönner, die neugebaute reformirte Kirche eingeweiht.

10. Juli. Der Regierungsrath erhält ein Kreis Schreiben des Bundesraths betr. Maßnahmen für den Fall einer Annäherung der Cholera.

14. Juli. Feier des französischen Nationalfestes, unter zahlreicher Betheiligung der hier wohnenden Franzosen im Sommercasino.

18. Juli. Der engere Bürgerrath erwählt an die erledigte Stelle eines Präsidenten des Spitalpflegeamts Hrn. A. Hoffmann-Burckhardt.

19. Juli. Beim Abbruch der Gebäude Nr. 22 und 24 an der Greifengasse werden drei Arbeiter durch die in den Hofeingang der Bierbrauerei Zeller herunterstürzenden Schuttmassen verschüttet, allein bald befreit und gerettet.

22. Juli. Einweihung des mit Unterstützung der gemeinnützigen Gesellschaften von Basel und von Baselland errichteten

Denkmals auf dem Bruderholz, zur Erinnerung an den Kampf der Eidgenossen am 23. März 1499. — Herr Großrath A. Huber von Basel referirt in Riehen vor einer vom dortigen Grütliverein veranstalteten Versammlung über die Erweiterung der Volksrechte, Wahl der Regierung und des Ständerathes durch das Volk und die Reduction der Mitgliederzahl des Großen Rathes.

23. Juli. Unter der Leitung einer gemeinnützigen Commission wird im Engelhof eine Anstalt für Arbeitsvermittlung gegründet.

27. Juli. Die Knabenmusik concertirt an der Landesausstellung in Zürich.

29. Juli. Neun Mitglieder des „Velo-Club“ fahren Morgens 2 Uhr per Velociped nach Zürich ab und kommen Vormittags 10 $\frac{1}{2}$ Uhr dort an.

1. August. Der Regierungsrath ernennt Hrn. Fr. Logzherport zum Hauptmann der 4. Feuerwehrcompagnie.

3. August. Die Bierbrauerei St. Clara geht im Kaufswege an Hrn. Aug. Edenstein über.

4. August. Ueber der Stadt entleert sich ein furchtbares Gewitter; die 22jährige Marie Dufner von Weil wird auf dem Heimweg von Basel vom Blitze erschlagen.

5. August. Auf der Chrishona werden 14 in die Welt ausziehende Brüder feierlich eingesegnet.

6. August. In Basel trifft die Kunde ein vom großen Erdbeben auf Ischia; der k. ital. Consul Hr. Vischer-Sarasin bittet um milde Gaben.

12. August. Jahresfest des Bürgerturnvereins.

15. August. Tod des Hrn. Dr. Carl Brenner, eines Führers der radicalen Partei, geb. 25. Sept. 1814. — Das

Cadettencorps rückt zum ersten Male aus in Begleitung seiner neu constituirten eigenen Cadettenmusik.

18. August. Beim Gasthof „Dreikönigen“ landet rhein-aufwärts kommend ein Miniaturschraubendampfer; die drei Insassen setzen ihre Reise durch den RheinRhonecanal fort nach Lyon. — Der deutsche Reichstagsabgeordnete Grillenberger spricht in der Thomahalle vor der deutschen social-democratischen Partei Basels über „wahren und falschen Socialismus“.

23. August. An der Vorderseite der Kunsthalle werden die von Hrn. Bildhauer Iguel in Neuenburg gefertigten Marmorgruppen aufgestellt.

25. August. Achtzig Baslerfirmen werden an der Landesausstellung in Zürich diplomirt.

26. August. Die St. Jakobsfeier wird in außerordentlich festlicher Weise begangen, diesmal auch unter Betheiligung der Quartiervereine. Die Festrede hält Hr. Staatsanwalt Dr. Zutt.

1. September. Die zinstragende Ersparnißkasse bezieht das neue Verwaltungsgebäude am St. Albangraben.

3. September. Ueberfiedelung der Fürtäufer und der „ständigen Marktfrauen“ vom Marktplatz auf den Barfüßerplatz.

8. September. Das neu erbaute Bläsißschulhaus wird dem Publikum zur Besichtigung geöffnet. — Eine Verfügung des Polizeidepartements, welche in der Alt-Bairischen Bierhalle die Polizeistunde wieder einführt, verursacht während einigen Abenden tumultuarische Auftritte in der Steinenvorstadt.

14. September. Der Gewerbeverein bespricht im Hinblick auf den in Zürich am 24. und 25. September stattfindenden Congreß die Patentschutzfrage. In der Klingenthal-

kantine referirt Hr. K. Stünzi vor dem Verein liberaler Kleinbasler darüber, „wie der kleinen Stadt ihre entgangenen Vortheile wieder zugewendet werden können.“

16. September. Am eidgen. Vortag wird in der nach innen und außen vollständig renovirten St. Theodorskirche der erste Gottesdienst abgehalten.

17. September. Das 17. Infanterieregiment (Solothurn, Bataillon Nr. 49, 50 und 51) rückt in das Klingenthal und das Kornhaus ein; das Schützenbataillon Nr. 5 nach Binningen. Nachmittags marschirt das hiesige Bataillon Nr. 54 nach Viefstal ab.

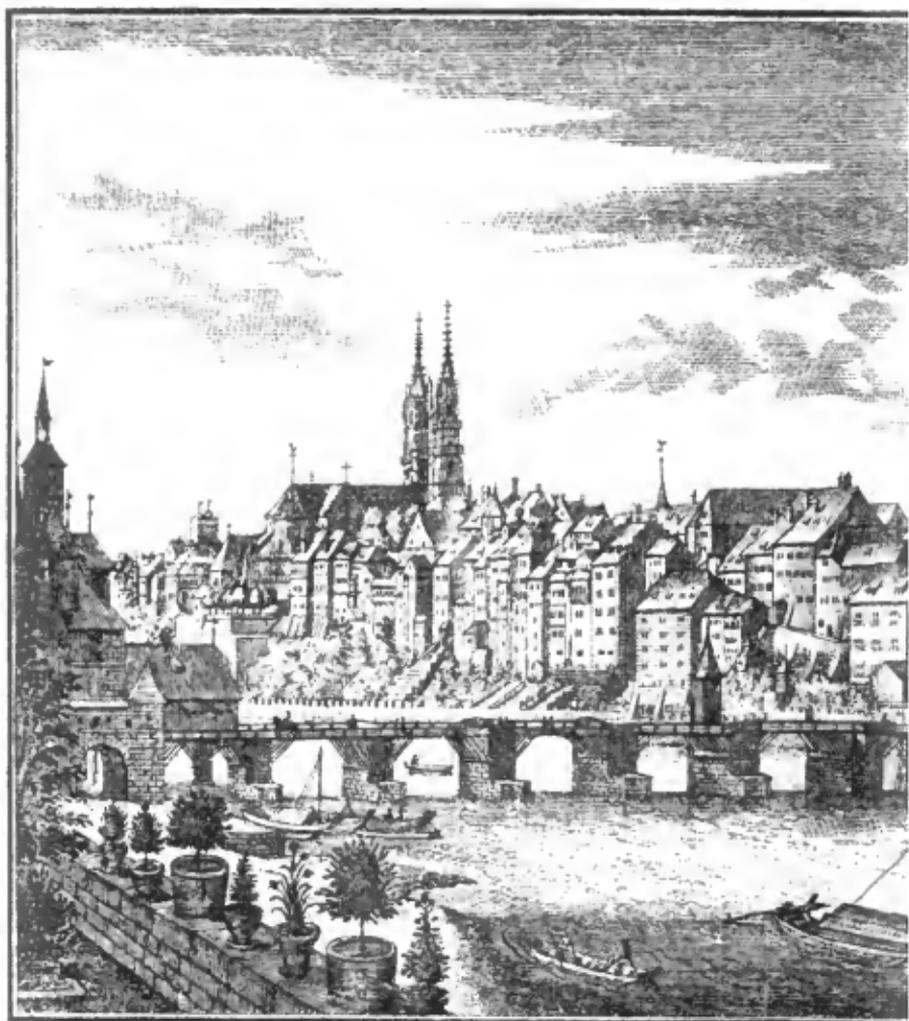
18. September. Dem Großen Rath wird eine Petition von ca. 1000 Unterschriften vorgelegt, mit dem Ansuchen, der Große Rath möge die, von den Erziehungsbehörden eingeführte Verordnung betreffs der Antiqua wieder aufheben und den bisherigen Wfs wieder herstellen. — Es beginnt die Berathung des neuen Stempelgesetzes.

23. September. Herr Oberst-Brigadier Bischoff von Basel inspicirt auf der Schützenmatte das in Basel weilende, von Hrn. Oberstlieutenant Zöler commandirte Infanterieregiment Nr. 17.

24. September. Der Große Rath behandelt weiter das Gesetz betr. die Stempelsteuer. Eine zweite Petition mit 1715 Unterschriften ersucht um Aufhebung der Antiqua-Verordnung.

28. September. Große Ansstellung der Basler Gartenbau-gesellschaft in der Junst zu Reblenten. — Der Gewerbeverein hält in der Patentschutzfrage eine zweite Sitzung mit einer stürmischen Debatte ab.

UNIVERSITY OF TORONTO



PROSPECT DER RHEINBRUCKE ZU BASEL
VON SEITEN DER KLEINEN STADT .

von Büchel del. 1761.





Paris lithographe & Beauvois - Paris

VUE DU PONT DU RHIN DE BASLE
DU CÔTE DE LA PETITE VILLE.

D. Herkberger exc. Cum Dru



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Vom Verfasser v. N^o 6
mischb. Größen

Basler Jahrbuch.

Basler Jahrbuch

1885.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1885.

7-0.0-74

B29

v.7

Vorwort.

Die Herausgeber des „Basler Jahrbuches“ sind dieses Mal mit großer Freude an ihre Arbeit gegangen, nicht nur weil das Jahrbuch sich in vielen Häusern Basels eingebürgert hat und allenthalben eine freundliche Aufnahme findet, sondern deshalb besonders, weil auch die Zahl der Mitarbeiter immer zunimmt und uns in reichlichem Maße Arbeiten gütigst zur Verfügung gestellt werden, wofür den verehrten Herren Verfassern der aufrichtigste Dank hier an erster Stelle soll ausgesprochen sein. Diesem Umstand ist es auch zu verdanken, daß der Umfang des Jahrbuches ständig zunimmt, so daß jetzt volle zwanzig Bogen konnten gedruckt werden. Bei dieser Ausdehnung sahen wir uns genöthigt, für dieses Mal auf eine Chronik der Jahre 1883/84, sowie auf eine Statistik Basels zu verzichten; voraussichtlich werden wir in dem nächsten Jahrgang Gelegenheit finden, das Versäumte einzuholen. Dafür konnten dem diesjährigen Bande zwei Bilder beigegeben werden, von denen das eine die Wandmalereien in der Dominikanerkirche darstellt; dieselben sind nach den sorgfältigen Durchzeichnungen, welche sich im Besitze der historischen Ge-

172505

gesellschaft befinden, in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben. Das andere Bild ist eine Zeichnung des Emanuel Büchel und findet sich in Herlibergers Topographie der Eidgenossenschaft. Da dieses Werk immer seltener wird, und wir uns die Aufgabe stellen, alte Ansichten unserer Vaterstadt wieder in größern Kreisen bekannt zu machen, glaubten wir mit der Reproducirung gerade dieses so hübschen Bildes, welches als Illustration des Aufsatzes über die Baugeschichte Basels dienen kann, manchem Leser eine Freude zu bereiten.

Der Inhalt der veröffentlichten Arbeiten verbreitet sich über die ganze Geschichte unserer Vaterstadt und ihrer Umgebung von den frühesten Zeiten bis in das XIX. Jahrhundert. Wir erfahren, wie die Stadt gegründet wurde, und wie sie sich im Laufe des Mittelalters ausgedehnt hat, wie ihre Gotteshäuser, hauptsächlich die Kirche der Predigermönche ausgeschmückt wurden, wie zur Zeit des Concils auch auswärtige Gesandte Basel beurtheilt und was sie während dieser Zeit hier erlebt haben. Das Zeitalter der Reformation und der Religionskriege ist vertreten durch eine Reihe von ausführlichen Berichten, welche Basler Hauptleute aus dem Lager in Frankreich ihrer Obrigkeit haben zukommen lassen. Von den spätern Jahrhunderten endlich erzählt uns die Geschichte der Hauptindustrie Basels, die Seidenbandfabrikation.

Allein wir bleiben nicht innerhalb der Stadtmauern, die Landschaft und der nahe Aargau kommen ebenfalls zur Besprechung. Die Schicksale des Klosters Olzberg und die Erlebnisse der Pfarrherren von Arisdorf führen uns ein in das geistliche Leben beider Confessionen in unserer Nachbarschaft.

Damit endlich auch die Poesie zu ihrer Geltung komme, sind uns von befreundeter Seite eine Anzahl Gedichte übermittelt worden, welche gewiß von jedem Leser als anmuthige Unterbrechung und duftige Beigabe mit Freuden begrüßt werden.

So schicken wir denn auch dieses Jahr unser Büchlein hinaus in unsere Vaterstadt, möge ihm an recht vielen Orten ein freundlicher Empfang zu Theil werden und mögen recht viele Leser in ihm das finden, was es bieten soll, Unterhaltung und Belehrung auf dem Boden vaterländischer Geschichte.

Basel, am St. Othmarstag 1884.

Albert Burckhardt.

Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Rudolf Wackernagel: Andrea Gattaro von Padua, Tagebuch der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel. (1433—1435.)	1
U. Köchlin-Geigy: Die Entwicklung der Seidenbandfabrikation in Basel	59
Bernhard Riggensbach: Geschichte der Pfarrei Krisdorf	105
Jacob Probst: Auf hoher Alp	135
August Bernoulli: Ein Wandgemälde in der Predigerkirche zu Basel	139
Karl Fischer-Merian: Schicksale einiger Basler Fähnlein in französischem Sold. (1589—1593.)	150
Martin Birman: Das Kloster Disberg	266
Albert Burckhardt: Basels Baugeschichte im Mittelalter	283
Emil Sulger: Gedichte	307



Andrea Gattaro von Padua,

Tagebuch der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel.
(1433—1435.)

Das Original des hier mitgetheilten Tagebuches liegt zu Venedig in der kgl. Marcusbibliothek (Nr. 188 der XIV. Classe der lateinischen Handschriften); eine Copie desselben wurde vor Jahren durch Herrn Consul V. Cérésote daselbst der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel freundlichst als Geschenk übersandt. Wir geben hier einen vollständigen Abdruck dieses nicht nur für Basel wertvollen Tagebuches nach der Uebersetzung, welche Herr Secretär Heinrich Jehntner für uns auszuarbeiten die sehr große Güte hatte.

Dem Abdrucke sind einige Noten beigelegt worden, nur so viele, als zum Verständniß des Textes wirklich nötig schienen. An manchen Orten freilich, namentlich in Betreff der Eigennamen, hat der Autor solche Irrthümer begangen, daß eine Constatierung des richtigen kaum mehr möglich ist; in berartigen Fällen schien es auch nicht erforderlich, durch eine Note ausdrücklich noch auf die unverkennbare Fehlerhaftigkeit des Textes hinzuweisen.

R. W.

Nichts scheint mir größeren Lobes würdig, als das Gedächtniß der ältesten Thaten wachzurufen, wie sie bei den alten Römern geschehen sind; nichts so schön als den Ruhm ihrer Herrschaft zu kennen, die Hochherzigkeit ihres Gemüthes, die große Weisheit ihrer Anschläge; sich zu vergegenwärtigen, wie

unermesslich ihre Macht war, sodaß ihre gewaltigen Heere in verhältnismäßig kurzer Zeit die ganze Welt eroberten, welche großen Thaten unter ihrer Herrschaft verrichtet, wie viele und verschiedene Länder durch sie umgestaltet, wie viele Städte zerstört, wie große Beute gewonnen, welche furchtbaren Blutbäder unter den Tyrannen angerichtet wurden. Sicher scheint mir einer rühmlichen Erwähnung werth zu sein jener vortreffliche Redner Titus Livius von Padua, der in zahllosen Bänden sich bemühte, einen großen Theil ihrer alten Thaten zu beschreiben; und dann unser großer Dichter Virgilius, der in zierlicher Dichtung einen Theil ihrer Schlachten erzählt; auch viele andere noch, die den einen oder andern Theil der vergangenen Herrlichkeiten erzählt haben. Und also nun auch ich, Andrea, aus dem Geschlecht der Gattari von Padua, da ich der Schreibart der erwähnten Vorväter folgen und sie nachahmen wollte, als ich mich im September des Jahres 1433 mit den hochgeachteten Gesandten der erlauchten Herrschaft Venedig zu dem durch unsern allerheiligsten Vater Pabst Eugenius nach der blühenden Stadt Basel einberufenen Concil begab, und als mein Geist von Beschäftigung etwas los war, entschloß ich mich, mehr zum Zeitvertreib als aus Eitelkeit diese kleine Chronik zu schreiben, das heißt, von den Gesandtschaften, von den Herren, Herzogen und Markgrafen, ihren Festen, Sitten und Gebräuchen zu sprechen, damit dies zu künftigem Gedächtnis bei unsern Nachfolgern diene. In diesem Sinn und mit dieser Absicht werde ich mich bemühen, im ganzen und im einzelnen, das, was ich gesehen habe, zu beschreiben.

Ambassadoren.

Der edle und hochgeborne Ritter Herr Andrea Donado von Venedig. Der berühmte Doctor der Rechte Herr Johannes Franz vom Geschlecht der Capi di Lista von Padua.

Kanzler.

Der fürsichtige Mann Herr Johannes Imperii von Venedig.
Knappen.

Der edle Jüngling Herr Franz Veniero von Venedig,
Herr Antonio da Bernardo von Venedig, Herr Volando dal
Contino, Schüler in den Decretalien.

Seneschall.

Andrea, Galeazzos Sohn, aus dem Geschlecht der Gattari
von Padua.

Kämmerer.

Johannes von Mainz, ein Deutscher.

Diener.

Maron von Mailand, Hans aus Deutschland, Michel
aus Deutschland, Nigo aus Deutschland, Bartholomäus aus
Forli, Bernhard aus Slavonien, Johannes aus Pisa.

1433: am letzten Tag Septembers, Mittwoch, eine Stunde
vor Tag, traten wir, die obengenannte Gesandtschaft, die Reise
von Padua nach Basel an. Mit diesen Gesandten reiste auch
der ausgezeichnete und hochachtbare Doctor Herr Antonio Bon-
romei von Padua mit zwanzig Pferden und führte die unten-
genannten Jünglinge mit sich als seine Gefährten, alle in dieselbe
Livrée gekleidet. Die Namen derselben sind: Obico Papafana,
Johann, Bruder des Herrn Antonio, Herr Lionel von Lyon,
Student der Rechte, Battista von Bigolin, Bernardo del Mo-
denin. Und so schlugen wir alle in Gesellschaft den Weg
nach Cittabella¹⁾ ein, geleitet von vielen Bürgern bis nach
Cortaruolo²⁾, und da nahmen sie Abschied, um nach Padua zu-
rückzukehren, einige aber geleiteten uns bis nach Bassano³⁾.
Als jene geschieden waren, zogen wir gegen Cittabella, und dort
angelangt, aßen wir zu Mittag und ritten dann nach Bas-
sano und dort ruhten wir für diese Nacht aus.

Donnerstags den 1. Oktober mit Tagesanbruch stiegen wir zu Pferd. Und Herr Franz Capi di Lista, Sohn des obgenannten Ambassadors, und Herr Franz de Lion, sein Sidant, welche uns bis dahin geleitet hatten, nahmen Abschied von allen. Und wir schlugen den Weg nach Trent ein und reisten diesen Morgen bis Scala. Da stiegen wir ab und ließen das Mittagsmahl bereiten. Nachdem die ganze Gesellschaft gespeist hatte, reisten wir diesen Tag bis Borgo *). Dort stiegen wir ab und nahmen Herberge für diese Nacht.

Freitags den 2. Oktober Morgens mit Tagesgrauen stiegen wir zu Pferd und kamen in diesem Thal an schönen Schloßern vorbei, das Thal heißt Valafugana, und die Schloßer sind errichtet von dem Herzog von Osterreich, und ein Theil auch ausgebeßert. Und als wir in Perzene *) anlangten, aßen wir zu Mittag, dann stiegen wir wieder zu Pferd, und ritten gen Trent *), welches wir in der zwanzigsten Stunde *) erreichten. Als wir dahin gelangt waren, wurde uns gesagt, daß die Gemeinde Trent dem Kaiser entgegen gegangen sei. Dieß vernehmend, beschloßen die Ambassadoren, auch ihrerseits dem Kaiser entgegen zu gehen. Und nachdem wir die Brücke etwa 4 Bogenschüsse hinter uns gelassen hatten, trafen wir die heilige Majestät des Kaisers, geleitet von sieben Ambassadoren der Herrschaft Venedig. Diese hatten ihm von Ferrara bis dahin das Geleit gegeben. Die Namen dieser Botschafter sind wie folgt: Herr Franz Barbaro, Herr Markus Zen, Herr Johann Justinian, Herr Johann Contarini, Herr Johann Cornero, Herr Ambrosius Badoer, Herr Anton Venier. Und sobald unsere Gesandten den Kaiser trafen, stiegen sie ab und begaben sich zum Kaiser, um ihm die Hand zu küssen. Und da empfing sie der Kaiser mit einem engelgleichen Angesicht und hieß sie aufsitzen, und so bestiegen sie ihre Pferde wieder. Ihr müßt wissen,

daß der Weibbischof von Trent und die gesamte Geistlichkeit gekommen waren, um den Kaiser zu sehen. Sie alle waren vor Trient hinausgerückt, mit Kreuz und Fahnen nach ihrer Weise, und mit Reliquien, und so wurde der Kaiser mit großen Ehren, wie es in der Macht der Leute stand, und mit Gesang empfangen und bis zum Dom begleitet. Da stieg er ab, trat in die Kirche, verrichtete sein Gebet, stieg wieder zu Pferd und wurde bis zu seiner Herberge geleitet. Als er abgestiegen war, begaben sich alle Venezianer, auch Herr Andrea Donado und Herr Johann Franz, zum Kaiser, und verweilten im Gespräch mit ihm bei zwei Stunden, dann schieben sie.

Am folgenden Samstag, welches der dritte Oktobertag war, richteten sich Herr Andrea Donado und Herr Johann Franz, die obgenannten Gesandten mit ihrer ganzen Dienerschaft, in grün gekleidet, und Herr Anton Bonromei mit seiner Dienerschaft, in weiß gekleidet, und warteten dem Kaiser auf, welchen wir in einem Saal fanden, gekleidet in Goldstoff mit einem Hut auf dem Kopf, und am Hute eine Schnur der schönsten Perlen, die man nur sehen konnte. Wir ließen uns vor Seiner Majestät alle auf die Knie nieder, küßten ihm die Hand und gingen wieder hinaus. Bei dem Kaiser blieben nur die obgenannten Ambassadoren, mit denen er dann bei drei Stunden verweilte. Als Stille eingetreten war, ließ Herr Johann Franz Herrn Lionel von Lyon rufen und stellte ihn dem Herrn Kaspar Solch*), dem Kanzler des Kaisers, vor. Dieser sagte zu Herrn Lionel: ich wünsche, daß Ihr Euch zum Ritter schlagen laßet. Herr Lionel antwortete: er wolle nichts thun. Nach vielem Neben sagte Herr Johann Franz: Thu, was der Kanzler will. Und so war er's zufrieden. In diesem Augenblick schlug der Kaiser die nachgenannten Herren zu Rittern: Herrn Franz Barbaro, Herrn Johann Contarini, Herrn Anton Veniero.

Als er diese zu Rittern geschlagen hatte, ließ er die Herren Anton Bonromei und Lionel von Lyon hineinrufen, und sie wurden zu Rittern geschlagen, und allen schenkte der Kaiser seine Devise, welche aus einem goldenen Kreuz mit einer Schlange darum besteht. Als dieses geschehen war, ging alles auseinander, und so rasteten sie diesen Tag.

Am folgenden Sonntag, welches der 4. Oktober war, fiel ein starker Regen drei Stunden lang, ehe der Kaiser und wir in Gesellschaft abreisten. Herr Antonio und all die Seinigen kehrten nach Padua zurück. Wir passirten auf unserm Weg die nachgenannten Dörfer und Schlösser. Zuerst Lavis ⁹⁾, San Michele, Salerno, ein wunderfames Schloß auf einem Felsen erbaut und weiterhin ein sehr schönes Dorf. Wir trafen hier die ganze Klerisei in festlichem Aufzug, mit Baldachin und vielen Reliquien den Kaiser erwartend. Da nahmen wir unser Mittagsmahl ein. Und da die Klerisei sah, daß der Kaiser nicht kam, giengen sie davon, um ihren Staat abzulegen. Nachdem wir gespeist hatten, schlugen wir den Weg gegen Marano ¹⁰⁾ ein. Aber um meine Leser zu befriedigen, will ich sagen, daß ich von Trento bis nach Marano die schönsten Weinberge und die schönsten Dörfer sah, die ich je gesehen, und gemauerte Häuser und öfters starke Schlösser auf hohen und festen Felsen. Nachdem wir abgereist waren, etwa eine Stunde nachher kam der Kaiser, und jedermann ging ihm entgegen, aber nicht im Festzug, weil er unvermuthet ankam, während alle Leute am Mittagessen saßen. Allein der Kaiser hielt sich nicht auf, sondern ritt sogleich weiter. Er kam auf eine Wiese und er ritt einen Fußgänger; da sagte er zu den Ambassadoren, die er zu Rittern geschlagen hatte: diese Nacht will ich durchaus in Marano sein. Und es war schon die 22. Stunde, und wir waren noch ungefähr 15 Meilen von Marano. Und er

ritt davon: wir folgten ihm auf dem Fuß. Aber es dauerte nicht lange, so verloren wir ihn aus dem Gesicht, und bald brach die Nacht über uns ein, und wir mußten Führer nehmen, daß sie uns bis nach Marano geleiteten; denn die Gewässer waren stark angelaufen, und wir waren noch mehr als drei Meilen entfernt, und wir trafen in Marano erst um 3 Uhr in der Nacht ein. Wir stiegen ab in der Herberge, die uns der Kaiser angewiesen hatte; und übernachteten daselbst.

Am folgenden Tag, Montags den 5. Oktober, waren wir zwei Stunden vor Tag zu Pferd und ritten hinter dem Kaiser drein, der in einem Wagen fuhr; denn er war von dem scharfen Ritt des vorigen Tags so müde, daß er nicht zu Pferde steigen konnte. Wir ließen einen Teil der Dienerschaft in Marano, und mit den besten Pferden ritten wir vorwärts durch große Gewässer hindurch, auch kamen wir an einem großen Bergsee vorbei, und hielten Mittagsrast in einem Dorfe Namens Turno¹¹⁾. Auf diesen Bergen lag viel Schnee. Am Abend ruhten wir in einem Schloß, das Schmalz¹²⁾ heißt, und der Kaiser übernachtete in einem Schloß, Namens Fürstenberg, ungefähr eine Meile von uns, das dem Bischof von Chur gehört, der dem Kaiser entgegengekommen war.

Am folgenden Dienstag, drei Stunden vor Tag, stiegen wir zu Pferd und begaben uns vor dem Kaiser auf den Weg, und gelangten zu einem Schloß, genannt Prozonich, wo wir eine Knechtin und viele Nonnen auf der Straße trafen, welche mit Kreuz und vielen Reliquien den Kaiser erwarteten. Da schieden wir von dort und ritten bis zu einem Dorf, Namens Gnauder¹³⁾, wo wir zu Mittag aßen. Wir stiegen zu Pferd, während es noch regnete, und der Kaiser fuhr auf einem Wagen, an dem zwei Pferde angespannt waren, und wir kamen an einen sehr starken Fluß, den wir mehr als dreizehnmal pass-

siren mußten. Und Abends, eine Stunde nach Einbruch der Nacht, gelangten wir an einen Berg, wo ein kleines Häuschen war. Da ließ Herr Johannes Franz eine Fackel anzünden, damit der Kaiser dabei sehe; denn es war sehr dunkel. Und so ritten wir diese Nacht auf gutes Glück noch zehn Meilen weiter, bis wir zu einem Schlosse gelangten, Namens Prnor¹⁴⁾; daselbst rasteten wir, denn es war die vierte Stunde der Nacht.

Am Mittwoch, 7. Oktober stiegen wir zu Pferd und ritten durch hohe Berge und über schlechte Wege und gingen zum Mittagessen in ein Schloß, Namens Pedno¹⁵⁾. Abends rasteten wir zu guter Zeit in einem Dorfe, wo wir schlecht speisten, schlechtes und schwarzes Brot bekamen und aus Mangel an Betten in einer Stube schlafen mußten. Dieses Dorf heißt Klosterlin¹⁶⁾.

Am folgenden Donnerstag, welches der 8. Oktober war, stiegen wir zu Pferd und ritten über den Berg des St. Christophorus. Wir hielten Mittag in einer Stadt Namens Felschirch¹⁷⁾, wo der Kaiser abstieg, und zuerst nach seinem Dom hinging. Dies ist eine sehr schöne Kirche, bedeckt mit roten weißen und grünen Ziegeln. Dann gingen wir zum Mittagessen. Als wir gespeist hatten, stiegen wir wieder zu Pferd und ritten weiter, immerfort durch Berge. Wir gelangten Abends an ein Städtchen, genannt Walestat¹⁸⁾, zwei Stunden nach Einbruch der Nacht; da aßen wir zu Nacht und blieben auch den folgenden Tag zum Mittagessen, um ein Schiff zu finden, das uns über den dortigen See bringen könnte.¹⁹⁾

Am Freitag, 9. Oktober, stiegen wir nach dem Mittagessen zu Pferd, und nach kaum einer halben Meile kamen wir an den Hafen, wo wir viele Schiffe antrafen, die für den Kaiser gerichtet waren. So warteten wir auf den Kaiser. Als er angelangt war, gab er uns eines seiner Schiffe und

so stiegen wir samt unsern Pferden ein und fuhren mehr als zwanzig Meilen weit auf dem See; dann kamen wir in einen Fluß, genannt Ren²⁰⁾, und gelangten Abends nach Einbruch der Nacht zu einem Städtchen, Namens Rospin²¹⁾; dort ist eine lange Brücke, mehr als viermal so lang, als die Brücke des heil. Antonius zu Venedig, darum, weil der See, in den der Ren einfließt, sehr groß ist. Das Städtchen ist sehr fest. Ich bemerkte, daß unsere Ambassadoren im Schiff des Kaisers fuhren.

Am Samstag, 10. Oktober, Morgens mit Tagesanbruch stiegen wir ins Schiff, und wir waren ungefähr eine Meile von dem vorgenannten Städtchen entfernt, als wir vor uns wohl 20 Schiffe erblickten, mit Leuten gefüllt, welche dem Kaiser entgegenfuhren, Instrumente spielend, um ihn zu ehren. Und sobald sie in unserer Nähe waren, empfing er sie mit großer Freudenbezeugung. So fuhren wir bis zu einer Stadt, welche Zürich heißt und dem Kaiser gehört; und wir machten an diesem Morgen auf dem Ren und auf dem See wohl dreißig Meilen. Und als wir angelangt waren, kam uns das ganze Volk entgegen mit Reliquien, mit Kreuz und Fahne, unter dem Geläute aller Glocken; und als der Kaiser abgestiegen war, ging er zuerst in die Kirche, nachher aber zum Mittagessen. Aber wir wollen ein wenig sagen über die Beschaffenheit der Stadt, mitten durch welche der Ren fließt. Ueber diesen führen zwei Brücken²²⁾, auf welchen sich zwei schöne Brunnen befinden, welche immerfort Wasser auswerfen, und am Ende einer dieser Brücken befindet sich eine recht schöne Loggia, gedeckt mit roten und grünen Ziegeln. Und es kann die obgenannte Stadt in zwei Stunden 50,000 bewaffnete Leute aufbringen. Nachdem wir gespeist hatten, wurde ein anderes Schiff bereit gestellt, versehen mit Brot und Wein, und der Kaiser befahl

dem Wirth, bei dem wir Mittag gehalten hatten, von der Tafel nichts wegzunehmen. Dann stiegen wir ins Schiff und passirten auf dem Ren folgende Schlösser: Zuerst ein Schloß, genannt Malo, wo sehr schöne Glocken sind. Dann passirten wir ein anderes Schloß, das heißt Schnosensch, wo wir alle aussteigen, alle Sachen ausladen und zu Land weiter gehen mußten. Und zwar darum, weil da der Ren mehr als zwanzig Fuß tief hinabstürzt; es ist ein Wunder zu sehen, wie man da die Schiffe herunterläßt und wie der Sturz tost. Als die Schiffe herunter gelassen waren, lehrte jeder an seinen Platz zurück, und unterwegs trafen wir viele Frauen, welche verbannt waren, und ebenso viele Männer; diese begaben sich in das Schiff des Kaisers und blieben da, bis sie ihre Briefe bekamen; dann waren sie für immer geschirmt²²⁾. Mittlerweile gelangten wir an ein schönes und starkes Schloß, genannt Chlonganaro,²³⁾ das dem Bischof von Constanz gehört. Davor blieben wir mehr als eine halbe Stunde, weil man uns nicht öffnen wollte. Als uns dennoch geöffnet worden und wir eingetreten waren, begab sich der Kaiser in den Palast, um daselbst Quartier zu nehmen, und so rasteten wir diese Nacht so gut als wir konnten.

Die Art des Einzuges in Basel.

Am Sonntag früh, — es war der erste Tag des Monats Octobers — stiegen wir zu Schiff und fuhren den Ren hinunter und kamen durch eine Gegend, die heißt Lauffter, und an einer andern Stadt vorbei, die heißt Lauffsternenborg²⁴⁾ und an einer andern, die heißt Chel²⁵⁾. Diese letztere hat eine Brücke von Stein mit sechs großen Bogen, welche die Stadt in zwei Teile scheidet, indem der Ren mitten hindurch fließt. Dann kamen wir an einem Kloster preußischer Brüder vorbei, welches Krancenfort²⁷⁾ heißt; es ist groß wie ein Schloß,

ganz mit Mauern umgeben, mit Thürmen und Zugbrücken. Dann passirten wir eine schöne Stadt, Namens Ransfeldet²⁰⁾ und darauf kamen wir in Basel an, als es 20 Uhr war. Ihr müßt wissen, daß, wie wir der Stadt Basel nahe kamen, die Trompeter des Kaisers anfangen zu blasen, worauf die, welche am Wasser wohnten, an die Fenster liefen. Und wie wir mit wenigen Pferden ans Land gestiegen waren, setzte sich der Kaiser zu Pferd und ritt nach dem Dom hin.²⁰⁾ Gewiß, es war ein schöner Anblick, wie Männer, Frauen und Kinder herbeiströmten, die Priester in ihren Chorhemden, unter dem Geläute der Glocken. In einer kleinen Stunde war der Platz angefüllt, die ganze Clerisei versammelt, in der Meinung, der Kaiser wolle sich in seine Wohnung begeben, um ihn zu geleiten. Aber er ließ sagen, alle sollten fortgehen, und nur die bleiben, welche zum Concil gehörten, und so sprach er auch zu dem Concil, das sich ihm vorstellte, zu Gunsten des Pabstes. Als Stillschweigen geboten war, blieben sie im Dom bis um 23 Uhr, und dort wurde dem Pabst der Oktobertermin verlängert²⁰⁾. Dann stieg der Kaiser wieder zu Pferd und begab sich in sein Quartier, das er in einer Vorstadt, im Kloster des heiligen Johannes von Rhodos,²¹⁾ nahm, wo man ihm zwei Stuben zu denen, die schon da waren, hatte herrichten lassen.

Am folgenden Montag wurde dem ganzen Concil befohlen, daß es am Dienstag im Dom erscheinen sollte.

Dienstags den 13. Oktober war der Kaiser im Dom und mit ihm die Ambassadoren der erlauchten Herrschaft von Venedig. Es befanden sich da fünf Cardinäle, zwei Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe und das ganze Concil. Als alle versammelt waren, rüstete sich ein Bischof und sang die feierliche Messe des heiligen Geistes. Nach Vollendung der Messe stiegen die Ambassadoren auf eine Galerie mitten in der Kirche,²²⁾

und Herr Johannes Franz nahm den Mantel ab und fing an die nachstehende Rede zu halten: Hoc unum reverendissimi et celebri frequentiar ac religioni etc.²³).

Samstag den 17. Oktober, wurde in der Congregation des heiligen Dominikus dem Kaiser und den Gesandten der erlauchten Herren von Venedig eine allgemeine Antwort gegeben, aber nicht wie sie wünschten, weswegen der Kaiser sehr zornig wurde und unzufrieden fortging.

Noch theile ich euch mit, daß nach dieser Antwort der Kaiser anordnen ließ, daß alle Deputationen zusammenkämen, indem er zu ihnen sprechen wolle²⁴). Und so wurden sie auf den 26. Oktober einberufen.

Der Kaiser kam zuerst in die Deputation des heiligen Dominikus und als alle da waren, fing er an zu reden, was er sich aufgeschrieben hatte: Es sei in der ganzen Welt von diesem heiligen Concil bekannt, daß es Frieden und Einigkeit in der Kirche Gottes herstellen und jedes Aergernis beseitigen sollte. Wenn es dies könnte, so sollte es nicht eine Spaltung machen wollen. Wenn es aber dies thäte, so setze er, der Kaiser, sein Leben und seine Krone ein, damit es das thue in guter und gerechter Weise, und nicht in Haß und Groll. Noch viel andere Worte sagte er. Nachher ging der Kaiser zu den andern Deputationen und richtete dieselben Worte an sie. Diese Deputationen waren folgende: Bei den Augustinern, bei den Barfüßern, im Gemeindehaus und im Dom.

Wie der Graf von Badoa²⁵) zum Markgrafen gemacht wurde.

Donnerstag den 29. Oktober kam der Kaiser auf den Domplatz und stieg auf einen hohen und prächtigen Stuhl, den die Gemeinde hatte herrichten lassen, und da legte er die kaiser-

lichen Gewänder an, in einem Sessel sitzend, nämlich einen Mantel von Karminroth und Gold, und setzte eine Mitra auf das Haupt mit einer prächtigen Krone, voll Edelsteine. Auf der einen Seite hatte er den Herzog Wilhelm von Bayern,²²² der einen goldenen Apfel mit einem goldenen Kreuz darauf in der Hand hielt, und neben demselben den Großmarschall mit einem bloßen Schwert in der Hand, auf der andern Seite Herrn Michael Ongaro, welcher das Scepter hielt, das heißt, einen silbernen Stab mit einem goldenen Ring darauf, und neben diesem die hochachtbare Gesandtschaft der erlauchten Herrschaft Venedig. Und so gerüstet, erwarteten sie die Ankunft des hochgeborenen und tapfern Mannes, des Herrn Jakob, Grafen von Baboia, welcher nach einer kurzen Weile auf dem Platze anlangte mit mehr als als zweihundert Pferden und mit vielen Instrumenten. Man trug ihm ein Banner von Taffet vor, dessen eine Seite ganz roth, die andere roth mit einem weißen Fleck in der Mitte war; alle seine Begleiter trugen jeder ein rothes Fähnchen in der Hand, außerdem wurde allen, welche sie auf dem Platze antrafen, ein gleiches Fähnchen gegeben. Beim Stuhl des Kaisers ankommend, stieg er ab, näherte sich der heiligen Majestät des Kaisers und kniete nieder. Es wurde ein Buch gebracht, der Kaiser hielt eine kleine Ansprache und ließ den Grafen Treue gegen ihn schwören, und als er geschworen hatte, gab er ihm einen Schlag mit dem Schwert über die Schultern und machte ihn zum Markgrafen von Baboia, welches eine sehr schöne Stadt am Rhein, reich an Bädern ist, und um ihn zu beehren, wurde Herr Antonio, Graf von Colalti, das im Friaul ist, zum Ritter geschlagen. Und der Kaiser schenkte ihm seine Devise. Als dies geschehen war, wurden die Banner fortgeworfen und unter großem Getöse wurden sie zerrissen, zum Zeichen, daß der Blut vergießen könne,

der vorher kein Blut vergoß. Darauf legte der Kaiser den kaiserlichen Mantel ab, zog seine gewöhnlichen Kleider wieder an und stieg zu Pferde. Er wurde bis zu seinem Quartier geleitet. In ähnlicher Art zog der besagte Markgraf unter großen Ehrenbezeugungen in sein Haus.

Wie der Kaiser sich zur Messe kleidete ²⁶⁾.

Samstags den 7. November 1433 wurde das ganze Concil in der Kathedralkirche versammelt. Es waren anwesend sieben Cardinäle, zwei Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Botschafter der Könige und Herren, alle inkorporirt und eingeschrieben zum Concil, wie erhellt aus dem Buch der Inkorporirten. Und in diesem Augenblick kam der Kaiser mit allen seinen Baronen, und mit den Gesandten der erlauchten Herrschaft Venedig. Und wie sie angelangt waren, bestieg der Kaiser einen mit Goldstoff ausge schlagenen Kollstuhl und ließ die Gesandten von Venedig an seiner Seite stehen. Unterdessen machte sich ein Bischof bereit und sang eine feierliche Messe des heiligen Geistes. Als die Messe zu Ende war, legte der Kaiser seine Gewänder ab, und zog Kopfbinde, Chorhemd und Rock eines Archidiacons, und einen Chormantel ganz von Goldstoff an, und setzte ein rothes Barett und darauf eine weiße Mitra nebst einer goldenen Krone mit Edelsteinen auf das Haupt. So gekleidet bestieg er besagten Sessel, und zu seiner Rechten saß der Herzog Wilhelm. Während der Kaiser sich umkleidete, rüsteten sich alle Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte mit ihren Chorhemden, Mänteln und weißen Mitren, und als sie alle bereit waren, und Stille geboten war, — und bemerkte, daß es im ganzen 84 Mitren waren, — trat der Bischof, welche die Messe gesungen hatte, vor den Altar, und fing an, Litaneien zu singen, wobei alle ihm antworteten.

Hierauf wurde ein Evangelium gesungen. Alsdann stieg ein Bischof auf eine Galerie und las das, was nachfolgt, über den dem Pabst gegebenen Termin. Was er sagte, lautet folgendermaßen:

Der dem heiligen Vater gestellte Termin.

Anfang: A Sacrosancta generali Synodo Basiliensi in Spiritu Sancto legitime congregata.

Der Schluß: Datum in sessione publica sanctæ synodi in ecclesia majori Basiliensi celebrata die VII. Novembris 1433.

Nachdem der oberwähnte Bischof mit der besagten Handlung zu Ende war, fragte er alle an: Gefällt euch das, was ich euch vorgelesen habe? Alle antworteten: Es gefällt uns. Und als sie also gesagt hatten, da sprach ein Notarius: Ihr seid des Zeugen und ich fasse es in Schrift. Der Kaiser erhob sich und dankte in demüthiger Weise dem Concil, für das, was es gethan hatte. Dann erhob sich Monsignor von Piacenza und sprach, an den Kaiser sich wendend, also: Heilige Majestät, wir haben das alles euch zu Gefallen gethan, möge der heilige Vater nun seine Schuldigkeit thun! Der Kaiser antwortete: Ich bin gewiß, er wird seine Schuldigkeit thun. Und als er das gesagt hatte, legte er seine priesterlichen Kleider ab und zog seine eigenen Kleider wieder an. Daun begab sich ein jeder in sein Quartier.

Abreise des Herrn Andrea Donado.

Samstags den 8. November verreiste der hochgeborne Ritter Herr Andrea Donado, Botschafter der erlauchten Herrschaft Venedig, auf Befehl der heiligen Majestät des Kaisers, um nach Rom zum heiligen Vater zu gehen und ihm schrift-

lich den ihm vom Concil gestellten Termin zu überbringen, und es blieb Herr Johannes Franz allein in Basel.

Aufkunft von vier Gesandten des Herzogs von Österreich.

Am 10. November kamen vier Gesandte des Herzogs Friedrich von Österreich³⁷⁾ mit einem schönen Gefolge von Rittern an. Es waren etwa hundert Pferde.

Aufkunft von Gesandten eines andern Herzogs.

Am 12. November kamen vier Gesandte des Herzogs Albrecht von Österreich³⁸⁾ mit 150 Pferden.

Es war viele Tage zum voraus ein Turnier angekündigt worden, das in der Stadt Constanz sollte abgehalten werden, und bereits hatten viele die Abzeichen derjenigen Partei, zu der sie halten wollten, auf die Hüte gesteckt. Am 18. Dezember nun erschien vor dem Kaiser ein Herold, der ein Papier um den Leib trug, worauf mit feinen Farben und mit feinem Gold erstlich ein Weib gemalt war, das in der Hand eine Fahne mit vier gemalten Wappen trug; zuerst war darauf das Wappen von Bayern, dann die von Brandenburg und Braunschweig, endlich das des Herzogs von Berg³⁹⁾. Ferner waren darauf gemalt zwei Jungfrauen, von denen jede eine Fahne in der Hand hatte, die eine mit einem Vogel, die andere mit einem Fisch⁴⁰⁾. Darunter waren ferner gemalt 130 Wappen von Herren und Rittern, welche an dem vorbemeldeten Turnier theilnehmen wollten. Der besagte Herold stellte sich dem Kaiser und allen seinen Baronen vor und machte bekannt, daß jeder sich bereit halten möchte.

Am 24. Dezember, am Weihnachtsabend, kam der Kaiser in den Dom, wo alle Cardinäle und jeder Prälat versammelt waren, und es wurde der heiligen Majestät des Kaisers ein

Schwert überreicht, dessen Scheide ganz mit feinem Gold überzogen war, und vier Barette, ganz voll von kostbaren Steinen, und besonders vorne mit einem sehr großen Rubin geschmückt. Und nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, legte der Kaiser seine gewöhnlichen Kleider ab und zog die kaiserlichen Gewänder an. Der Markgraf von Brandenburg⁴¹⁾, welcher einer der Kurfürsten des Reiches ist, setzte ein Baret auf den Kopf, ganz aus Viberfell, und eine Kapuze ganz aus Viberfellen, die ihm Gesicht und Schultern verhüllten, und sein Sohn hielt das Scepter, d. h. den Stab von Silber. In diesem Augenblick wurde der Gottesdienst begonnen und die Prophezeiungen gesungen. Als es zu Ende ging, erhob sich der Kaiser, trat an den Altar, der vor ihm stand, in einer Hand den goldenen Apfel, in der andern das Schwert, und als man ihm die Mitra vom Haupt genommen, sang der Kaiser die letzte Prophezeiung, welche anfängt: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt sich schämen ließe.“ Und als er seinen Gesang beendet hatte, wurde ihm die Mitra wieder aufs Haupt gesetzt, und er blieb da stehen, bis die Messe gesungen war. Als diese zu Ende war, legte der Kaiser seine priesterlichen Gewänder ab, zog seine gewöhnlichen Kleider wieder an, dann rüstete sich der Bischof von Brescia und sang die zweite Messe. Als auch diese zu Ende war, stieg der Kaiser zu Pferd und begab sich zur Ruhe.⁴²⁾

Turniere in Basel abgehalten.

Um euch wissen zu lassen, welche Feste in Basel gefeiert wurden, sage ich, daß am 20. und am 30. Dezember von Herren und Rittern zwei sehr schöne Turniere abgehalten wurden. Es waren bei jedem Turnier 24, und sie erschienen gut gerüstet, die Pferde bedeckt, die einen mit Tuch, die andern mit

Taffet. Sie rückten auf den Platz ⁴³⁾ um 19 Uhr und das Turnieren dauerte bis 24 Uhr. Sie turnierten mit niedrigen Sätteln, und man sah öfters viele zu Boden kommen. Während diese turnierten, tanzte man in dem Haus der Gemeinde ⁴⁴⁾ beim Dom, wohin die Gemeinde viele Frauen und Jungfrauen, schön geschmückt, nach ihren Gebräuchen eingeladen hatte. Als das Turnier beendet war, gingen die Herren und Ritter, welche daran teilgenommen hatten, in ihre Quartiere, um sich umzukleiden. Die einen erschienen dann in Goldtuch, die andern in Seide, und mit Gürteln, an welchen Glocken und Schellen ⁴⁵⁾ hingen, und die Damen waren geschmückt, theils mit goldenen Halsbändern, die ihnen sogar die Brust bedeckten, theils mit Perlschnüren mit gewissen Zittereffekten, andere mit Capuzen auf dem Kopf mit langen Jacken bis auf die Brust mit einigen Goldblättchen. Das Geräusch, das die Schellen und Glöcklein der Gürtel machten, war so groß, daß man kaum die Instrumente hörte. Das dauerte bis Mitternacht. Dann gingen sie zu Tische, ebenfalls in dem bezeichneten Gemeindehaus und auf Kosten der Gemeinde, und immer war der Kaiser dabei.

Als das Concil vernahm, daß die Barone sich bereit machten, zum Turnier zu gehen, und daß viele andere hingehen wollten, um zuzuschauen, ließen sie sagen, man sollte es nicht thun. —

In welcher Weise die Stadt Basel gebaut ist.

Damit euch Lesern alles bekannt sei, will ich die Beschaffenheit der Stadt Basel beschreiben. Zum ersten ist sie recht gut gelegen und ist in zwei Theilen gebaut, indem ein breiter und tiefer Strom in der Mitte hindurchfließt, welcher Ren genannt wird. Alle Einwohner der Stadt sind Deutsche, und der genannte

Fluß hat eine so starke Strömung, daß ein Schiff, welches herunterfährt, niemals wieder zurück und aufwärts geht. Entweder gehen sie nach Straßburg oder nach Köln und einzelne nach Flandern. Über den Fluß, welcher die Stadt in der Mitte theilt, ist eine 282 Ellen lange Brücke gebaut. An dem einen Kopf dieser Brücke steht ein starker Thurm mit einem Thor und einer Kette⁴⁶⁾. Die Stadt auf dieser Seite liegt auf zwei Hügeln und ist reich an schönen Häusern und Brunnen, und versehen mit schönen Läden, wo man jede Waare findet. Der Palast der Herren ist sehr schön, mit einem großen Platz davor, worauf der Markt gehalten wird,⁴⁷⁾ mit einem sehr schönen Brunnen und schönen Fleischerbänken. Ebenso ein anderer Platz, wo man die Fische verkauft und ein sehr großer Brunnen mit unsrer lieben Frau und zwei Heiligen darauf, worein die Fischer ihre Kästen thun, wenn der Tag dafür da ist; man verkauft nach dem Augenmaß, und theuer wie das Blut. Ein Hecht, der vier Pfund wiegt, gilt 14 Solbi ihres Geldes, das macht 56 Solbi des unsrigen. Die obgenannten Plätze sind alle umgeben mit schönen Läden jedes Gewerkes, und jedes Gewerk hat seinen Palast⁴⁸⁾, wohin sie sich an Festtagen begeben, da spielen und tanzen sie nach Wohlgefallen. Dasselbst verwahren sie auch ihre Munition, große und kleine Zelte, und die zum Krieg nöthigen Dinge. Die genannte Stadt hat zwei Ringe von Mauern und Gräben ohne Wasser, und alle Häuser stoßen an die genannten Mauern, nämlich an die des ersten Ringes. Im ersten Ring sind die nachgenannten großen Kirchen. Erstens der sehr schöne Dom. Die Vorderseite hat diese Form: zuerst eine sehr große Pforte, ganz bedeckt mit in Stein geschnittenen Figuren. Ferner zwei schöne Thürme, in dem einen sind sechs Glocken, in dem andern eine Uhr, welche die Stunden schlägt und sie zeigt mit dem Mond, wie er wächst und abnimmt⁴⁹⁾, und

hat eine Laube, die von einem Glockenthurm zum andern geht. Im Innern der Kirche sind 42 Altäre. Der Hochaltar hat einen sehr schönen Umgang von Marmor¹⁰⁾, worauf die zwölf Apostel und Christus am Kreuz ausgehauen sind. Auch ist eine wundervolle Orgel da. Vor der Kirche ist ein großer Platz mit einem schönen Brunnen, wo man turniert, wenn es Zeit dazu ist. Die genannte Kirche ist mit vielen Reliquien ausgestattet, alles in Silber, und insbesondere mit 80 Köpfen von den 11,000 Jungfrauen. Ferner gibt es eine Kirche der Eremitenbrüder, nach dem heil. Augustinus benannt; sie ist recht schön, und es finden sich daselbst 40 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen. Ferner eine andere Kirche, genannt St. Martin, wo Nachts die Wache sich befindet, welche mit dem Horn die Stunden verkündet. Dort sind auch die Glocken, welche zum Gericht läuten.¹¹⁾ Ferner die Kirche des heil. Franz; sie ist schön und groß und besitzt 60 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen, und einen ringsum mit einer Mauer eingeschlossenen Platz, auf dem am Mittwoch und Freitag Markt gehalten wird. Ferner die Kirche des heil. Leonhard, in der sich 16 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen befinden. Ferner die Kirche des heil. Petrus, worin sich eine sehr schöne Orgel und 50 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen und beim Hochaltar ein schöner Umgang von Marmor¹²⁾ befinden. Außerhalb der Ringmauer ist die Kirche des heil. Dominikus; sie ist schön und reich an Reliquien, worunter 70 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen. Ferner die Kirche des heil. Johannes, mit einer sehr vollkommenen Orgel, und einem schönen Palast, in welchem die heilige Majestät des Kaiser wohnt. Fast alle Kirchen sind versehen mit Köpfen von den 11,000 Jungfrauen und zwar deshalb, weil diese in Köln ihr Leben verloren haben¹³⁾. In der Nähe von St. Peter, außerhalb der Ringmauer, ist eine sehr große

Wiese voll schöner Bäume⁵¹⁾, welche im Sommer Schatten geben, weswegen im Sommer viele Leute dahinkommen, um zu spielen und sich ein Vergnügen zu machen, und besonders um den Bogen zu spannen. Vor dieser Wiese ist ein Gebäude, worin sie alle ihre Kriegsvorräthe haben, ihre Bombarden und Wurfmaschinen, Schilde und Steine, und ich bemerkte, daß ich dort 66 Bombarden großen Kalibers auf Laffetten gezählt habe.

Wie der Bischof von Bamberg belehnt wurde.

Sonntags den 17. Januar⁵²⁾, am Tag des heiligen Antonius von Vienne, kam der Kaiser auf den Platz, stieg auf seinen Stuhl und legte die kaiserlichen Gewänder an. Und als er so da saß, kam auf den Platz der Bischof von Bamberg,⁵³⁾ mit zwei Fahnen, die eine war ganz roth, die andere hatte einen schwarzen Löwen im blauen Feld und einen weißen Falken. Und alle, die ihn geleiteten, hatten jeder ein rothes Fähnchen in der Hand. Und sobald der Bischof angekommen war, stieg er vom Pferde und stellte sich dem Kaiser vor, kniete vor Seiner Majestät nieder und hielt eine kurze Rede. Als er geendet hatte, nahm der Kaiser das Schwert in die Hand, ergriff ein Buch, und ließ sich Treue gegen die Krone schwören. Als er geschworen hatte, schlug er ihm mit dem Schwert auf die Schultern und belehnte ihn mit der Markgrafschaft über 33 Städte und Dörfer seines Bisthums, und machte ihn zu seinem Lehnsmanne, und so schwor ihm derselbe Treue in seine Hand. Als das geschehen war, wurden die Fahnen unter die Haisen geworfen und die welche zu Pferde saßen, schlugen mit ihren Fähnchen einer auf den andern. Der Kaiser schlug nachher sechs Ritter aus dem Geleite des Bischofs. Darauf legte er seine Staatsgewänder ab und begab sich in seine Wohnung.

Am Sabbath den 23. Januar kam ein junger Markgraf

mit ungefähr zwanzig Fahnen an, er war sehr prächtig gekleidet und führte 100 Pferde bei sich.

Die Ankunft des Herrn Friedrich Contarini.

Freitags den 29. Januar stiegen der Bischof von Padua, der Abt von Santa Justina, der Neffe des Monsignor von Bologna, der Bruder des Legaten, Herr Hans Franz und viele Prälaten zu Pferd, und zogen dem edlen und ausgezeichneten Herrn Federico Contarini und dem hochgeborenen Ritter Herrn Andrea Donado entgegen. Sie kamen ungefähr drei Meilen vor die Stadt; da begegneten sie einander und begrüßten sich aufs festlichste. Dann gingen sie an gegen Basel zu reiten, wo sie auf unzählige Prälaten stießen, die ihnen entgegen kamen, und auf einer Wiese trafen mehr als tausend Pferde zusammen. Darunter war auch der Herzog Stephan von Bayern, Herr Brunnoro della Scala, und Herr Kaspar, Kanzler Sr. heil. Majestät, Herr Michael Ongaro, Hofmeister des Kaisers, Graf Matthias, sein Bruder ²¹⁾, mit ungefähr dreißig Ritters, welche den genannten Gesandten entgegen geritten waren. Und als sie auf die erwähnte Wiese gelangt waren, gingen die Instrumente des Kaisers an zu spielen, der genannte Herzog Stephan und alle obenerwähnten gingen dem Gesandten entgegen. Derselbe empfing einen jeden mit großen Ehren, worauf sie sich der Stadt zuwendeten. Man zählte beim Einzug in die Stadt 770 Pferde. So wurden die Gesandten bis zu ihrem Quartier geleitet.

Am folgenden Samstag in der Frühe, — es war der 30. Januar — kamen in das Haus der Ambassadoren der erlauchten Herrschaft Venedig der Bischof von Segna ²²⁾ mit Herrn Brunnoro della Scala und Herrn Kaspar, Kanzler des Kaisers, und sagte den genannten Ambassadoren, daß die heiz-

lige Majestät nach ihnen schickte. Und so gingen sie in Gesellschaft bis zum Palast des Kaisers, und eintretend in die große Stube daselbst, fanden sie den Kaiser, der sie erwartete. Und als sie vor Se. Herrlichkeit gelangten, knieten sie vor ihm nieder und küßten ihm die Hand. Der Kaiser hieß sie aufstehen, und nachdem alle verstummt waren, richtete Andrea Donado seine Botschaft von Seiten des heiligen Vaters, sowie der erlauchten Herrschaft von Venedig aus.

Nachdem der Kaiser diese gütig angehört hatte, zog er von seinem Rücken einen Mantel von Gold und Scharlach, mit Marberfell gefüttert, ab, und schenkte denselben dem Herrn Andrea Donado; auch schenkte er ihm den weißen Streifen mit dem Krüglein, den man am Samstag zu Ehren unserer lieben Frau trägt; dann kehrten sie in ihre Herberge zurück.

Ankunft des Erzbischofs von Tarent.

Am folgenden Sonntag nach dem Mittagessen, am 31. Januar, giengen die Ambassadoren den Abgesandten des Pabstes, dem Erzbischof von Tarent und dem Bischof von Cer-
via⁹⁹), entgegen. Nachdem sie einander mit großen Ehrenbezeugungen begrüßt, stiegen sie zu Pferde und ritten gegen Basel. Unterwegs trafen sie auf ein großes Geleit von Prälaten, die ihnen entgegen gegangen waren, und in der Nähe der Stadt stießen sie auf die heilige Majestät des Kaisers, nebst einem großen Geleite. Nachdem sie ihm die gebührenden Ehren erwiesen hatten, zogen sie in die Stadt. Bemerkte, daß es im ganzen 904 Pferde waren, die den genannten Ambassadoren entgegen gegangen waren. Und nachdem sie an der Seite des Kaisers in die Stadt eingezogen waren, begleitete er sie bis zur Domkirche, und dann gingen sie in das Haus des Herrn Abtes von Santa Justina.

Am Montag darauf, welches der 1. Februar war, kam der Markgraf von Brandenburg und sein Sohn, und Herr Brunoro, und Herr Kaspar, der Kanzler, in das Haus der Gesandten der erlauchten Herrschaft Venedig, wohin die Gesandtschaft des Pabstes gekommen war. Da begrüßten sie einander, und der Markgraf faßte einen der Gesandten an der Hand, und sein Sohn den andern, ebenso Herrn Brunoro den einen und der Kanzler den andern, und so begleiteten sie dieselben zum Kaiser. Und dort zeigten sie das Beglaubigungsschreiben, das ihnen der Pabst an das Concil mitgegeben hatte. Als dies geschehen und viele Worte gewechselt waren, kehrte ein jeder nach Hause zurück. Und nach dem Mittageffen gingen die besagten Gesandten nach St. Franz; daselbst befanden sich die Cardinäle, welche auf sie warteten. Und als die Gesandten dorthin kamen, zeigten sie ihnen das Schreiben und lasen es ihnen vor, und nach vielen Reden gingen alle auseinander, und ein jeder begab sich in sein Quartier.

Der zum Fest der heil. Maria gehaltene Gottesdienst.

Am folgenden Dienstag, welches der Tag unserer lieben Frau war⁶⁰⁾, gingen die genannten Ambassadoren in die Kirche des Kaisers zur Messe, wo einem jeden eine geweihte brennende Kerze gegeben wurde. Diese hielt er, bis die Messe zu Ende war, dann brachten sie die Kerzen zum Altar und opferten für jede einen Dukaten, und geleiteten den Kaiser nach Hause; dahin waren auch alle Herren und Barone und die Bevollmächtigten der Herren gekommen. Und nachdem sich alle in der großen Stube gesetzt hatten, wurde das Beglaubigungsschreiben des Pabstes an das Concil gelesen, so daß ein jeder es hören konnte. Als dies geschehen war, und nach vielen Worten, beurlaubten sich die Ambassadoren beim Kaiser. Und nach dem

Mittageffen gingen sie nach St. Franz, wo sich die oberwähnten Cardinäle und alle Häupter der Deputationen befanden; es waren mehr als tausend Personen, und als Stille eingetreten war, wurde das erwähnte Schreiben vorgelesen. Sie antworteten, sie wollten erst ihre Deputationen bestellen, und nachher würden sie auf das Schreiben Antwort geben.

Am folgenden Mittwoch war ein jeder in seiner Congregation nach gewohnter Weise, und dort sagte ein jeder seine Meinung.

Am folgenden Donnerstag, 4. Februar, ging der Kaiser, sowie die Gesandtschaften des Papstes und der Herren von Venedig, in den Dom, wo er das ganze Concil versammelt fand. Da wurde durch einen Bischof ein Hochamt gesungen. Als dies zu Ende und Stille geboten war, stieg der Erzbischof von Tarent, nebst dem Bischof von Cervia, auf eine Galerie und hielt eine schöne Rede. Als diese zu Ende war, legte der eble Ritter Herr Andrea Donado dem Concil ein Beglaubigungsschreiben vor, das von der erlauchten Herrschaft Venedig ausgestellt war; und als er diesen Brief gelesen hatte, hielt er eine schöne Rede in der Volkssprache. Als er damit zu Ende war, erhob sich ein Monsignor und dankte im Namen des ganzen Concils zuerst dem heiligen Vater dafür, daß er geruht habe, der ganzen Christenheit so viel gutes zu thun, dann dankte er allen Prälaten, die sich so sehr für das Wohl der Kirche bemüht hätten. Hierauf wandte er sich an Herrn Andrea Donado und seine Mitgesandten und dankte zuerst der erlauchten und hochachtbaren Herrschaft Venedig, daß sie geruht habe, der heiligen Kirche so viel gutes zu thun, alsdann dankte er Herrn Andrea und Herrn Johannes Franz, indem er das ganze Concil der erlauchten Herrschaft Venedig zur Verfügung stellte, und versprach zu thun, was sie wünschte. Nach Mittag würden

die Deputationen stattfinden, und nachher die Congregation, welche vielleicht die ganze Nacht dauern werde, und am Morgen würde dann eine feierliche Prozeßion abgehalten werden.

Ankunft des Erzbischofs von Candia.

Am besagten Tage ritten unsere Gesandten im Geleit vieler Prälaten dem Erzbischof von Candia entgegen und geleiteten ihn bis zu seiner Herberge.

Wie Messer Johann Franz zum Ritter geschlagen wurde.

Freitag den 5. Februar kamen alle Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Gesandte alle in die Domkirche, und die ganze Klerisei von Basel mit allen ihren Reliquien. Der Kaiser kam, und sobald er eingetreten war, legte er einen priesterlichen Mantel um, setzte das rothe Varet und die Mitra mit der Krone auf, und alle Prälaten trugen weiße Chormäntel und ebenso ganz weiße Mitren; sie gingen singend in Prozeßion bis zum Augustinerkloster und dann zurück in den Dom, wo jeder an seinen Platz sich verfügte. Es waren im ganzen 112 Mitren. Der Kaiser hatte seinen Sitz eingenommen; auf der einen Seite saß der Markgraf von Brandenburg, bekleidet mit einem Sammetmantel mit einem Kragen ganz von Hermelin, der sich ihm um den Kopf wickelte, und hielt das Scepter des Kaisers in der Hand. Auf der andern Seite des Kaisers war der Herzog von Bayern und hielt den goldenen Apfel. Neben diesem war der Großmarschall und hielt das entblößte Schwert. In diesem Augenblick hielt sich der Cardinal von Bologna bereit und begann die Messe des heiligen Geistes. Als diese zu Ende war, wurden Litaneien gesungen und darauf das Evangelium gelesen, welches anfängt: „Ich bin der gute Hirte.“ Als dies dieß zu Ende war, stieg

ein Bischof auf eine Galerie und las die Beglaubigung, welche der Pabst ausgestellt hatte. Als er damit zu Ende war, fragte er: Gefällt es euch? worauf alle antworteten: Es gefällt uns. Darauf sang man: Te Deum laudamus, und es waren mehr als 400 Personen. Während die vorgenannten Dinge geschahen, hatten der Bischof von Segna, Herr Brunoro della Scala, Herr Federico Contarini, Herr Andrea Donado und viele Barone⁶¹⁾ und da wurde Herr Johann Franz Capodi Vista zum Ritter geschlagen unter um so größerer Herrlichkeit, als ihm in frischem Gedächtniß war das dem Pabst durch das Concil erwiesene Zutrauen. Und der Kaiser ließ ihn schwören, immer die Grundsätze seines Vaterlandes aufrecht zu halten, Witwen und Waisen zu beschützen, und insbesondere alle seine Brüder von der Devise. Und so schwor er. Und er schenkte ihm zwei Devisen, nämlich das Kreuzchen mit der Schlange und den weißen Streifen mit dem Krüglein, der am Samstag zu Ehren unserer lieben Frau getragen wird. Und der Bruder, Graf Matthias, legte ihm die Sporen an. Herzog Stephan von Bayern gürtete ihm das Schwert um. Als dies geschehen war, gieng der Kaiser davon, um seine kaiserlichen Gewänder abzulegen, und Herr Johann Franz wurde unter großem Triumph bis zu seiner Wohnung geleitet.

Die Ankunft des Bischofs von Vicenza.

Am 7. Februar, es war ein Sonntag, kam der Bischof von Vicenza an und es gingen ihm viele Prälaten entgegen. Sein Titel lautet: Episcopus Vicentie, comes dux et marchio.

Ankunft der Gesandten des Königs von Frankreich.

Am 4. März kamen die Ambassadoren des Königs von Frankreich mit einem schönen Geleite von Rittern an.

In Basel abgehaltene Turniere.⁶²⁾

Um auch die Sache bekannter zu machen, bemerke ich, daß die Gemeinde Basel auf dem Domplatz eine Abschrankung machen ließ, und auf einer Seite derselben einen um drei Fuß erhöhten Boden, auf welchem 400 vom Kopf bis zum Fuß gewaffnete Männer standen, und so standen sie zwei Tage. Das geschah wegen zweier Turniere, die am Montag und Dienstag der Fastnacht stattfanden, an welchen je 30 Kämpfer teilnahmen, lauter Ritter und große Herren, alle wohl ausgerüstet, die einen mit Tuch, die andern mit Taffet, die dritten mit Sammet angethan. Als die Turniere vorbei waren, gingen die, welche bewaffnet dabei aufgestellt gewesen waren, alle in das Gemeindehaus, um eine Mahlzeit einzunehmen, und am Abend gingen die Frauen, welche dem Feste zugehört hatten, in das genannte Haus zum Nachessen, und nach dem Essen wurde getanzt bis an den Morgen. An diesen Festen waren die Barone prachtwoll gekleidet, mit goldenen Gürteln nebst Glöcklein oder Schellen.

Ankunft des Großmeisters von Rhodus.

Mittwochs den 24. Februar kam der Großmeister von Rhodus an. In seinem Geleit hatte er acht Ritter, sehr gut gekleidet in Camelot und Seidenstoffe. Es waren ungefähr 40 Pferde und 12 Knappen, himmelblau gekleidet, mit zwei Streifen auf den Ärmeln, einer weiß, der andere roth.

Ambassadoren des Königs von Rußien⁶³⁾.

Am 2. März kamen 4 Botshofter des Königs von Rußien an, mit achtzig Pferden, sie führten wohl 20 Junker bei sich, alle mit hellfarbigen Baretten.

Botschafter des Königs von Frankreich.

Am Donnerstag, 4. März, kamen zwei weitere Botschafter des Königs von Frankreich an, mit hundert Pferden, sie nahmen Quartier bei den ersten.

Ankunft eines Botschafters des Königs von England.

In diesen Tagen kam ein Greis an, der sagte, er sei 110 Jahre alt. Er nennt sich Herr Nardo, Botschafter des Königs von England, und hat viele Devisen von seinem König mitgebracht, mit der Weisung, der Kaiser möge sie nach seinem Gutfinden verschenken. Als sich nun die Gesandten von Venedig am 7. März zu St. Johann in der Messe befanden, und der genannte Herr Nardo auch da war, kam Herr Brunoro della Scala und man zeigte ihm den besagten Herrn Nardo. Nach der Messe redeten sie einander an, indem sie einander große Ehren erwiesen, und so gingen sie zusammen in die Sakristei, und Herr Nardo hielt eine kurze Rede, die mit der Bitte schloß, sie möchten das Geschenk annehmen, das ihnen sein König sende. Und dies war ein Kuppelriemen, ganz von Seide überzogen. Als die Gesandtschaft diesen sah, dankte ein jeder der heiligen Majestät des Kaisers und des Königs, die geruht hätten, ihnen ein solches Geschenk zu machen, sie fügten bei, sie nähmen es mit Vergnügen an. Dann kniete besagter Botschafter nieder und zog zwei Halsbänder von seinem Halse und legte das eine dem Herrn Andrea Donado, das andre dem Herrn Hans Franz um den Hals, indem er sie zuerst Treue gegen seinen König schwören ließ. Als das geschehen war, standen sie auf und dankten, zuerst dem Kaiser, dann dem König, endlich Herrn Nardo, indem sie sich zu allen Diensten ihm zur Verfügung stellten. So gingen sie, um sich dem Kaiser vorzustellen und ihm für die gemachten Geschenke zu

anken. An diesem Tage theilte der Kaiser selbst an viele Ritter Geschenke aus.

Aufkunft eines Gefandten des Herzogs von Bretagne.

Dienstags, 9. März, kam ein Botschafter des Herzogs der Bretagne mit dreihundert Pferden an, und die Botschafter von Venedig gingen ihm entgegen.

Am 11. März kam der Sohn des Herzogs Ludwig von Bayern, der Pfalzgraf, mit 150 wohlausgerüsteten Pferden an.

In der Nacht vom Samstag auf Sonntag, den 13. März *) starb Monsignor von S. Gustachio, welcher ein Spanier war und zu den reichsten Cardinälen des Hofes gehörte. Er hielt am schönsten Hof und übte große Mildbthätigkeit aus in Basel. Ebenso starb der Patriarch von Alexandria. Beide starben zur selben Zeit. Am Abend des Samstags, wo der Cardinal gestorben war, wurde sein Leib geöffnet, die Eingeweide herausgenommen und diese in der Karthause beigesezt. Am folgenden Montag nach dem Mittagessen gingen vier Cardinäle in sein Haus mit vielen Geistlichen, und dort wurde ihm das Todtenamt gesungen. Am Dienstag gingen sie in die Kirche mit vielen Prälaten. In diesem Augenblick kam die ganze Klerisei ins Haus und hob die Leiche auf, welche bekleidet war mit einem Talar von Goldstoff und einer weißen Mütze auf dem Kopf; ein Sammetkissen lag unter dem Haupt, und zu Füßen zwei Hüte, und unter dem Körper ein weites Tuch von sehr schönem Goldstoff nebst Streifen daran mit seinem Wappen. Voraus gingen 23 Personen in schwarzer Kleidung, darunter waren sechs, welche angezündete Doppelfackeln, das Stück zu 20 Liren trugen. Die, welche sie trugen, waren ehrbare Schildknappen von Prälaten. Um die Leiche waren Bischöfe, welche die Zipfel des Bahrtuches hielten. Hinter der Leiche folgten

52 schwarzgekleidete Personen, unter welchen ebenfalls 6 waren, welche Fackeln trugen. Hinter diesen kamen die Ambassadoren mit einer unzählbaren Menge von Prälaten, welche ihn bis zur Kirche geleiteten. In der Kirche angelangt, wurde die Leiche auf einen erhöhten Boden gelegt, um den ein Balken, besetzt mit Fackeln, herumlief. Dort wurde durch einen Bischof eine Messe gesungen, der alle Cardinäle mit Ausnahme Correrios bewohnten. Als der Gottesdienst zu Ende war, wurde der Leichnam in die Sakristei getragen, in einen Sarg gethan, und in sein Land geschickt.

Am 1. Mai gingen die Gesandten der Herrschaft Venedig dem Cardinal von Cypern entgegen; es gingen auch vier Cardinäle und viele Prälaten mit. Man zählte mehr als 900 Pferde.

Ankunft der Ambassadoren des Königs von Datien ⁶⁵).

Am 15. März kamen 4 Ambassadoren des Königs von Datien an, mit einem recht schönen Geleite von Rittern und Schildknappen. Sie brachten wohl 150 Pferde. Und sein Titel lautet: Rex Datiaë cujus regni non est finis.

Ankunft des Bischofs von Trier ⁶⁶).

Am genannten Tage kam auch der Bischof von Trier, welcher mit dem Bischof von Speier Krieg führte, der auch seinerseits sich nach Trier nannte. Er hatte 16 Ritter bei sich und 30 Knappen, alle in rothes Tuch gekleidet. Er kam mit dreihundert Pferden, alles in guter Ordnung, mit Bogen und Eifenhüten.

Leichenfeier bei dem Tode des Patriarchen von Alexandria.

Am Morgen des 18. März versammelten sich alle Prälaten des Concils im Dom, und da war ein Sarg hergerichtet,

und bedeckt mit schwarzem Tuch, mit dem Wappen des Patriarchen von Alexandria, welcher gestorben war, und der Sarg war rings ganz umgeben mit Jackeln. Es wurde von einem Bischof ein Todtenamt gesungen, und nachher wurde eine schöne Rede gehalten.

Ankunft des Bischofs von Passau.

Am 19. März kam der Bischof von Passau, welcher ein Herr ist in zeitlichen wie in geistlichen Dingen. Man sagt, daß er hunderttausend Dukaten Einkünfte habe, die von seinem Vermögen mitgerechnet. Er hatte zwei große Herren und viele Ritter bei sich; es waren dreihundert Pferde.

Ankunft des Bischofs von Metz.⁶⁶⁾

Am 23. März kam der Bischof von Metz, mit achtunddreißig Dienern, alle bewaffnet und in grün und blau gekleidet, mit zwei Wagen und vier Saumthieren, beladen mit 50 Panzern, und mit vielen Edelknechten. Es waren ungefähr zweihundert Pferde. Er ist ein großer Herr im Zeitlichen wie im Geistlichen auf der Grenze von Deutschland und Burgund.

Am 18. März wurde im Dome eine allgemeine Congregation abgehalten, und die Kirche wurde geschlossen, so daß niemand eintreten konnte, als diejenigen, welche inkorporirt waren. Und es wurde gesprochen über die Frage, ob man die Präsidenten des Papstes annehmen sollte. Und sie beschloßen, daß am folgenden Mittwoch ein jeder in seiner Deputation erscheinen und jeder seine Meinung sagen sollte.⁶⁷⁾

Ankunft des Grafen von Balmont.

Auf den 20. März laugte der Graf von Balmont an, vom Hause Frankreich, mit großem Geleite von Edelknechten und Rittern. Und er kam wegen eines Streites, den er mit dem

Herzog von Bari ⁶⁹⁾ hatte. Der Streit war der, daß dieser Graf sagte, diese Herrschaft sei sein, und nicht des Herzogs, und zwar darum, weil keine männliche Erben mehr da seien, und die Frau, die Tochter des genannten Herzogs, das Land nicht erben könne, und der genannte Herzog nichts habe erben können; und deshalb führten sie einen großen Krieg mit einander; doch am Ende waren sie es zufrieden, vor die heilige Majestät des Kaisers zu gelangen; und der Graf kam mit 300 Pferden.

Am 30. März ließ sich der Kaiser in einer Sänfte nach dem Kloster des heil. Dominikus tragen, wo er den Bischof von Piacenza mit allen Mitgliedern seiner Deputation zusammen fand, und es waren viele Prälaten und Ambassadoren da. Und nachdem Schweigen geboten war, sagte der Kaiser, er wundere sich sehr, daß sie die Präsidenten des heil. Vaters nicht zum Concil zulassen wollten. Er wolle sie dazu stärken, daß sie dieselben annähmen, damit weiter kein Irthum noch Ärgerniß entstünde. Und dies aus vielen Gründen, die ihnen Herr Johannes Franz sagen würde. Und so befahl er demselben, daß er reden solle. Und dieser, den Befehl hörend, erhob sich und sprach eine halbe Stunde lang, indem er viele Gründe anführte, um deren willen sie zugelassen werden sollten, um des Ruhens der heiligen Kirche willen, indem, wenn sie das Gegentheil thäten, sie die ganze Welt in Verwirrung bringen würden. Als er seine Rede geschlossen hatte, wurde geantwortet, sie würden fortgehen und sich zusammen berathen, und dann eine Antwort geben. Und so ging der Bischof von Piacenza weg und begab sich in seine Stube, und dort blieb er eine Stunde lang, und als der Kaiser sah, daß er nicht zurückkam, sandte er Herrn Johann Baptist Zigala zu ihm und ließ ihn fragen, was er zu sagen beabsichtige, worauf der Bi-

schof von Piacenza zum Kaiser kam und ihm erklärte, er wolle erst mit den andern Deputationen zusammenkommen und mit ihnen conferiren. Als dies der Kaiser gehört hatte, ließ er sich in einer Sänfte von zwei Pferden forttragen und begab sich in das Gemeinbehauß. Dort wurde ihm geantwortet, sie würden alles thun, was der heiligen Majestät des Kaisers ge-
nehm wäre.

Am Freitag, 9. April, kam der Herzog von Bari, vom Hause Frankreich, an; er kam mit 300 Pferden und vielen Ritttern, und er führte 40 Edelknaben mit sich, alle gleich gekleidet, und es bestand ihr Abzeichen in einem Sinnspruch, mit silbernen Buchstaben auf einen Ärmel gestickt. Auch hatte er zwei Herolde bei sich mit zwei Standarten, mit dem Wappen Frankreichs: das sind drei gelbe Lilien in blauem Feld. Der-
gleichen hatten auch seine Trompeter auf ihren Fahnen, und er selbst war gekleidet in einen ganz mit Gold gestickten Waf-
fenrock. Und er kam, um mit dem Kaiser wegen seines Strei-
tes (mit dem Grafen von Valmont) zu verhandeln.

Donnerstag den 8. April kam ein Brief des Dogen, wo-
rin andere Briefe eingeschlossen waren, des Inhaltes, daß der
Graf Francesco (Sforza) sich mit dem heiligen Vater ver-
glichen habe.

Ankunft des Herzogs Ispan.

Am 11. April kam der Herzog Stefan, genannt Ispan; er kam aus Ungarn mit 100 Reitern, ausgerüstet mit Bogen, mit Hüten und mit Lanzen, alles in recht gutem Stande. So-
bald er angelangt war, suchte er den Kaiser auf und schickte die
nachgenannten Dinge voraus, ihm zum Geschenk. Zuerst 10
große Becken von Silber, welche 10 Knappen trugen. Eben-
so 10 Teller, ebenfalls von 10 Knappen getragen. Ebenso

20 große Tassen von vergoldetem Silber, welche andere 20 Knappen trugen. Ferner 10 Stücke Seidentuch, welche ebenso getragen wurden. Zu diesem Geschenke kam eine große Menge Volkes, bloß um den Herzog zu sehen. Und vor die heilige Majestät des Kaisers gelangt, kniete er vor ihm nieder, und nachdem er seine Botschaft ausgerichtet, präsentirte er ihm die vorbeschriebenen Sachen. Der Kaiser hieß ihn aufstehen, und indem er ihn mit engelgleichem Antlitz empfing, dankte er ihm und hieß die genannten Sachen verwahren.

Ankunft des Bischofs von Fraisez ⁶⁹).

Sonntags den 11. April kam der Bruder des Herrn Brunoro della Scala, der Bischof von Fraisez mit mehr als 80 Reitern, unter denen wohl 50 mit Bogen waren, und unsere Ambassadoren giengen ihm entgegen mit allen Prälaten von Venedig. Es waren ungefähr 1000 Pferde, die ihm etwa 3 Meilen weit ins Land entgegen giengen. Und er kam ohne Instrumente, in Trauerkleidern, weil ihm kürzlich sein Bruder Matthias gestorben war. So wurde er bis zu seiner Herberge geleitet.

Ankunft des Sohnes des Grafen Lancilago.

An demselben Tage kam Lancilago, der Sohn des großen Grafen an, der gestorben und ein Verwandter des Kaisers gewesen war. Er kam, um sich mit dem Titel des Vaters belehnen zu lassen. Er führte 250 Pferde mit sich.

Am 17. April kam der Abt von Gianbeccari aus Bologna an, stellte sich dem Concil vor, und ließ sich incorporiren.

Am 23. April fand eine sehr fromme Prozession statt, an welcher der Kaiser mit allen Cardinälen und dem ganzen Concil theilnahm. Nach der Prozession wurde die Messe des heil-

ligen Geistes durch den Erzbischof von Zara ⁷⁰⁾ mit den üblichen Gebeten gesungen. Nachher kleidete sich der Kaiser hohepriesterlich und die Cardinäle und Bischöfe alle mit weißen Chormänteln und weißen Mitren nach dem Gebrauch. Darauf stieg ein Bischof auf eine Galerie und las ein Decret, worin enthalten war, daß das Concil die Präsidenten des Papstes annehme. Und diese wurden dann auf die dazu bestimmten Plätze gesetzt, Monsignor, der Legat, und Monsignor von Santa Croce, hinter ihnen die andern Cardinäle und Prälaten, gegenüber dem Chor, auf den andern Bänken. Zuerst der Bischof von Tarento, der Bischof von Padua, der Abt von Santa Justina, dann hinter ihnen alle andern Bischöfe. Als dies geschehen war, fragte der Bischof, der auf der Galerie war, ob das ihnen gefalle, worauf alle antworteten: placet (es gefällt uns). Und so sagte der Notar: Ich nehme es zu Papier.

Am diesem gleichen Tage verreiſte der Graf von Valmont in großem Zwiſt mit dem Kaiser, weil der Kaiser ihm eine ungünstige Antwort in Bezug auf das Land gegeben hatte, worüber er mit dem Herzog von Bari im Streite lag. Darum waffnete sich der Graf mit seinem ganzen Gefolge und stieg zu Pferd, indem er sagte, daß es sich durch die Schärfe des Schwertes entscheiden müsse, ob er das oberwähnte Land besitzen sollte. Und er sagte noch viele andere ungeziemende Worte gegen den Kaiser, die demselben später zur Kenntniß kamen, und wenn er ihn hätte erreichen können, so würde er ihn eingesperrt haben.

Wie der Herzog von Bari belehnt wurde.

Am 24. April ließ sich der Kaiser auf den Domplatz zu der gewohnten Nichtstätte führen, welche prächtiger als sonst hergerichtet war, indem sein Sitz mit schönen Vorhängen dra-

virt war. Als der Kaiser seinen Stuhl bestiegen hatte, wurde er bekleidet nach der Sitte, und ebenso der Herzog von Brandenburg. In diesem Augenblick kam der Herzog von Bari mit einem großen Gefolge von Prälaten und Rittern, lauter Franzosen, und zwei Fahnen, von denen die eine ganz roth, die andere ganz gelb war, und mit einer weißen Fahne, und alle andern hatten jeder ein rothes Fähnchen in der Hand. Wie er zu dem Richterstuhl gelangt war, stieg er mit seinem ganzen Gefolge vom Pferd und kniete vor dem Kaiser nieder, und der Kaiser hielt eine schöne Rede, damit schließend, daß der Herzog schwören sollte, treu gegen das heilige Reich und ein Schützer der Waisen zu sein. Als er dies geschworen hatte, ergriff der Kaiser ein bloßes Schwert und gab ihm dasselbe in die Hand und belehnte ihn mit dem besagten Land. Wie dies geschehen war, legte der Kaiser seine kaiserlichen Gewänder ab, und in diesem Augenblick wurden alle jene Fähnchen zerrissen, und der Kaiser, um dem Herzog größere Ehre zu erweisen, schlug 23 Ritter, unter diesen war der Sohn des großen Grafen von Ungarn. Nachdem dies geschehen war, ließ sich der Kaiser nach Hause tragen.

Am 27. desselben stellte sich den Deputationen der Patriarch von Triaul ¹¹⁾ vor und verlangte den Besitz des Patriarchates, welches die Herrschaft von Venedig eingenommen hatte. Als die Venezianer dies hörten, erwiderten sie, es möchten zuerst ihre Gesandten angehört werden. Und so geschah es.

Ankunft des Gesandten des Königs von Polen.

Am 26. Mai kam ein Bischof als Abgesandter des Königs von Polen an. Er kam mit vierzig Pferden und einem spanischen Ritter und zwei Wagen mit sechs sehr großen Pferden. Und es giengen ihm viele Prälaten entgegen.

Die Fronleichnamsprozession.

Am 27. Mai ⁷²⁾ wurde eine Prozession durch die ganze Stadt gehalten, das heißt durch alle Pfarreien derselben, indem man in den Straßen den Leib Christi unter großem Aufwand von Lichtern und Reliquien ausstellte. An diesem Umzug betheiligten sich alle Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, mit weißen Mitren angethan. Und es waren zusammen dreiundachtzig Mitren, die alle dem Leib Christi vorangingen, mit einer wunderbaren Menge von Lichtern, welche ihre Diener trugen, mit ihren Wappen darauf abgebildet. Hinter diesen kamen viele Prälaten, mit Reliquien in den Händen, hinter diesen unser Bischof von Padua unter einem Baldachin von Goldstoff, welcher den Leib Christi in der Hand trug. Alle Straßen waren mit frischem Gras bestreut, und an den Fenstern waren Vorhänge in vielerlei Farben angebracht. Es waren im Ganzen achthundert Lichter. Der Zulauf des Volkes war groß.

Die Ankunft des Cardinals von Arles.

Am 31. Mai kam der Monsignor von Arles an, ein französischer Cardinal, mit einem schönen Gefolge. Es waren ungefähr 60 Pferde. Alle Cardinäle und Prälaten giengen ihm entgegen.

Ankunft eines Abgesandten des Königs von Mailand.

Am 3. Juni kam Herr Christophano Vecchia an, Gesandter des Herzogs von Mailand. ⁷³⁾ Am andern Tag stieg er in den Deputationen auf die Rednerbühne und fing an zu sprechen. Der Kaiser sagte, er habe sich beim Concil über seinen Herrn beklagt, daß er ihn habe nach Italien kommen lassen und ihm nicht alles das, was er ihm versprochen, ge-

halten habe, nämlich ihm 5000 Dukaten im Monat zu geben und ihn krönen zu lassen. Auf diese Beschwerde habe er nicht zu antworten gewußt, jedoch habe er seinem Herrn berichtet. Und dieser sage nun, der Kaiser habe sehr unrecht, sich zu beklagen; denn erstlich, wenn er nicht wäre, so hätte derselbe die kaiserliche Krone nicht; zum andern habe der Kaiser nicht 5000 Dukaten im Monat erhalten, sondern mehr als 7000; und drittens wisse er wohl, daß er ihn immer hingehalten und nicht Frieden zwischen ihm und der erlauchten Herrschaft von Venedig geschlossen habe. Er habe genug Volk aus seinem Land kommen lassen und doch nichts gethan, vielmehr habe er sich mit den Venezianern abgefunden und den Herzog von Mailand draußen gelassen. Damit wolle er seinen Herrn rechtfertigen vor dem ganzen Concil gegenüber derartigen Verdächtigungen.

° Botschafter des Königs von Frankreich.

Am 5. Juni kam Herr Simon an, Ritter und Doctor, Botschafter des Königs von Frankreich. Nachdem dieser seine Botschaft beim Concil ausgerichtet hatte, begab er sich zum Kaiser, der sich in einer Stadt Namens Ulm befand.⁷⁴⁾

(Es folgen zwei Briefe, worin der Sieg über die Tabariten in Böhmen erzählt wird.)

Als der Legat die oberwähnten Briefe bekommen hatte, ließ er sofort eine feierliche Prozession anordnen, bei welcher 28 silberne Kreuze gezählt wurden.

Als die Dinge nun auf diesen Punkt gelangt waren, lag der Patriarch jeden Tag den Mitgliedern des Concils an, und da er sah, daß man ihm keine Antwort gab, und jeder Termin nutzlos verstrichen war, erschien er vor den Deputationen und beschwerte sich. Es wurde ihm geantwortet, sie würden

schon dafür sorgen, daß ihm Richter in seiner Sache gegeben würden, und es wurden vier Cardinäle gewählt, mit dem Auftrag, eine Vereinbarung zwischen dem Patriarchen und der Herrschaft von Venedig zu treffen; und nachdem alle höheren Prälaten des Concils auf den 9. Juni in die Kirche des heiligen Franz einberufen worden waren, wurde in Gegenwart des besagten Patriarchen veröffentlicht, daß die Deputation aus Liebe und Wohlwollen und um jedes Ärgerniß zu verhüten, vier Herren erwählt habe, welche die Vereinbarung zu Stande bringen sollten. Die Namen derselben sind folgende: zuerst Monsignor der Legat, dann Monsignor de Santa Croce, dann Monsignor de San Pietro in Vinculis, dann Monsignor Ferrmano. Es wurde ihnen ein Monat Frist gegeben, und wenn sie binnen dieser Zeit die Parteien nicht zu einer Einigung bringen könnten, so solle auf eine andere Weise dafür gesorgt werden. So wurden die Dinge einstweilen in der Schwebe gelassen.¹²⁾

(Hier ist eine Lücke bis August. Das Tagebuch hebt neu an mit der Beschreibung des Einzuges der Gesandten Spaniens in Basel.)

. . . Zuerst kamen 28 Maulthiere, beladen mit Butten und Kisten, und bedeckt mit Tüchern, welche die Wappen und Devisen ihrer Herren trugen. In Gesellschaft dieser Maulthiere waren 60 Mann zu Fuß, mit Armbrüsten und Lanzen, dann kamen zu zwei und zwei 56 Diener, in die Livrée ihrer Herren gekleidet, dann 12 andere Diener, ähnlich gekleidet, aber jeder von ihnen trug eine Capuze über dem Koller, mit Zacken bis zum Gürtel herunter, bedeckt mit Perlen und Silber; hinter diesen kamen fünf Herolde mit den Wappen ihrer Herren. Unter diesen war einer nach der Art der Berbern gekleidet, mit einem weißen Helm auf dem Kopfe, und verhüllt, wie ein

Weib, mit einer kleinen Lanze in der rechten Hand, auf der linken Seite einen maurischen Schild am Gürtel. Nach diesen kamen drei sehr schöne Maulthiere, an der Hand geführt, mit Geschirr von vergoldetem Silber. Hinter diesen zehn Pagen, auf wohlgeschirrten Maulthieren mit silbernen Sturmhauben auf dem Kopf; darunter einer, der ein wundervolles Schwert unter dem Arm trug, beschlagen mit vergoldetem Silber; alle hatten kleine Lanzen in der Hand. Hinter diesen kamen zwei Trompeter. Darauf die Ambassadoren. Zuerst ein Ritter, welcher Belisier⁷⁶⁾ des Königs von Spanien heißt, gekleidet in sehr schönen Goldstoff, einen schwarzen Strohhut mit goldener Schnalle, verziert mit vielen Edelsteinen, auf dem Kopf. Der zweite war ein Bischof von Conche⁷⁷⁾, auf einer Seite den Erzbischof von Tarent, auf der andern den Bischof von Padua, hinter ihnen der Dekan von St. Jakob⁷⁸⁾ mit einer Menge von Prälaten. Es waren im ganzen 1400 Pferde. Und es zogen ihnen entgegen die Angehörigen des Königs von England und die von Basel; das waren 600 Pferde, und dieses Geleit wurde für viel schöner angesehen, als das des Königs von England.

Am 20. August verreiste der besagte Monsignor de Santa Croce, um nach Mailand, nach Venedig und dann zum Pabst zu gehen, und er wurde von allen Cardinälen begleitet bis zum Thor. Denn er wollte nicht, daß sie ihm weiter das Geleit gäben. Ihr müßt aber wissen, daß, als alle Gesandtschaften zu seinem Hause gekommen waren, die von Frankreich sich vor die von England drängten. Da gab es einen großen Lärm. Denn die von England wollten voran sein, und es fand sich, daß sie mit Schwertern und großen Stöcken bewaffnet waren. Darum stürzte sich der Legat unter sie und nöthigte die Engländer zurückzuweichen⁷⁹⁾ Das war die Ursache,

daß Monsignor de Santa Croce nicht wollte, daß jemand mit ihm vor die Stadt hinaus gehe, außer dem Erzbischof von Tarent und dem Bischof von Padua, welche ihn an diesem Tage geleiteten.

Die Art ins Coucil einzutreten.

Am 2. September versammelten sich alle Cardinäle in der Domkirche, welche hergerichtet war wie für den Empfang der Engländer. Die spanische Gesandtschaft hatte sich mit ihrem Gefolge im Quartier des Bischofs von Conche versammelt, und nachdem sie sich zu zwei und zwei geordnet, fiengen sie an durch die Stadt nach dem Dom zu ziehen. Und zuerst traten die Gesandten ein, mit vielem Gefolge, hierauf der Protototarius, dann Herr Juan de Silva, hierauf der Bischof von Conche, dann der Dekan von St. Jakob. Und als sie in der Kirche empfangen worden waren, wurden sie zu der ihnen angewiesenen Bank geführt. Und nachdem alles still geworden war, fing der Bischof von Conche an, folgende Rede zu halten:
(Fehlt.)

Am 9. September 1434 kam ein Bote von Mailand mit zwei Briefen. Der eine war vom Herzog, der andere von Nicolo Pizenin. Der Bote überreichte sie dem Bischof von Piacenza. Sobald dieser sie gelesen hatte, stieg er mit seinem Gefolge zu Pferd, ritt zu allen Deputationen, und ließ ihnen die Briefe vorlesen. Der Inhalt war dieser:

Wisset, daß Samstag den 28. August Nicolo Pizenin^o) mit dem Volk der Liga handgemein wurde und ein Scharmüzel entstand, und wie es dem höchsten Gott gefiel, schlug ich sie in die Flucht, und ich werde in Eure Gewalt führen Petro Gian Paulo Estor, Herrn von Faenza, Cesare Martinengo, Giovanni Malavolte.

Am 7. September verreiſte Monſignor von Piacenza nach Mailand, und er wurde von vielen Prälaten biß zum Land hinaus begleitet.

Am 11. September kamen drei franzöſiſche Biſchöfe an, als Abgeſandte des Königs von England. Sie kamen, um einen Sitz im Concil zu verlangen. Dieſen Biſchöfen giengen alle Engländer entgegen und begleiteten ſie biß in die Stadt hinein mit Muſikinstrumenten.

Am 20. September verreiſte der Biſchof von Bologna nach Padua. Er wurde von vielen Prälaten und von unſern Ambaffadoren begleitet.

Am 25. September begaben ſich die Geſandten der erlauchten Herren von Venedig nach dem Dominikanerkloſter, weil man ihnen geſagt hatte, daß das Concil das Monitorium herausgeben wolle; da beſchwerten ſie ſich, daß es ſchon erlaſſen, aber ihnen ſeit drei Tagen nicht kundgegeben worden ſei. Es wurde geantwortet, ſie wüßten davon nichts, ſie wollten ſich erkundigen, und wenn es ſo wäre, ſo würden ſie ihnen keinen Schaden zufügen laſſen.

Am 28. September beim Tagesgrauen zog das Gefolge des Patriarchen mit Schwertern und Stöcken vor den Dom, und da wurde von ihnen das Monitorium angeſchlagen, das das Concil erlaſſen hatte; und ſie blieben biß zur dritten Stunde, um zu ſehen, ob niemand es abreißen wolle.

Am 8. Oktober giengen unſere Geſandten in den Dom zu der Congregation; dahin kam auch der Erzbischof von Friaul. Und jeder ſagte vor dem Concil ſeine Gründe, und als ſie geſprochen hatten, wurden ſie entlaſſen und ihnen auf den nächſten Freitag ein neuer Termin angeſetzt.

Als der Termin gekommen war, giengen unſere Geſandten

in den Dom, wo das Concil versammelt war, und da wurde Herr Simon della Valle, dem Advokaten der Herren von Venedig, aufgegeben, zu sagen, was er auf die vom Patriarchen angeführten Thatfachen zu antworten hätte. Zuletzt wurde nichts abgeschlossen.

Am 15. Oktober kam ein Bischof und ein Ritter des Königs von Polen an, mit dreißig Pferden und einem Wagen.

Am 17. Oktober, bei Tagesanbruch, schickte besagter Patriarch sein Gefolge mit Schwertern und Stöcken und ließ an die Thüren des Doms ein zweites Monitorium anschlagen. Und das that er, weil man ihm eingewendet hatte, das erste sei nicht richtig.

Die Ankunft des Gesandten der Römer.

Am 19. Oktober kam ein Gesandter der Römer an, Namens Herr Johannes Baroncelli; er brachte 16 Pferde mit.

Die Abreise der Gesandtschaft des Königs von England.

Am 17. November wurden vier Schiffe ausgerüstet, darunter eines mit Verdeck, unter dem Banner mit dem Wappen des Königs von England. In dieses Schiff stieg der Graf mit seinen Rittern und den Musikanten; in das zweite seine Knappen; in das dritte seine Pferde; in das vierte der Koch mit dem Proviant; und bemerkte, daß alle Schiffe mit Leinwand überspannt waren, und die, welche das Schiff des Grafen ruderten, standen auf dem Verdeck. In dieser schönen Ordnung verreisete er, um in sein Land zurückzukehren. Aber bevor er abfuhr, schickte er zu Herrn Johann Franz, um ihm ein Privilegium zu verleihen, nebst zwei Halsbändern von Gold und einem dritten von Silber, mit der Devise des Königs von England. Und in diesem Privileg ist enthalten, daß er diese

Devise zwei Rittern von edlem Geschlecht und einem Knappen mit derselben Autorität wie der König selbst verleihen könne.

Einsprache gegen das Monitorium des Patriarchen.

Am 20. November giengen unsere Gesandten in den Dom; sie erschienen, um dem Termin des Monitoriums zu genügen. Und da hielt Herr Johann Franz eine Rede zur Rechtfertigung der Herren von Venedig. Wenn diese dem Monitorium nicht nachgekommen seien, sei es deswegen, weil dieses Monitorium nicht erfolgt sei in Gemäßheit mit einem Schreiben, das er ihnen vorlegte. Es wurde ihm geantwortet, er möchte das Schriftstück der Deputation einsenden.

Bestimmung über die Angelegenheit des Patriarchen.

Am 7. Januar ⁸¹⁾ wurde in den Deputationen Schluß erkannt. Es wurden sechs Mitglieder gewählt, welche die Parteien anhören und dann an die Congregationen Bericht erstatten sollten. Es waren dies folgende Herren: der Bischof von Couche, der Protonotarius von Spanien, der Dekan von Spanien, der Bischof von Spanien, der Bischof von Frankreich, der Abt von England.

In Basel abgehaltenes Turnier.

Auf den Tag der heil. 3 Könige veranstalteten die Spanier ein schönes Turnier, mit einem längs dem Platz ausgespannten Tuch; das Turnier dauerte von 9 bis 2 Uhr, und als sie die Waffen abgelegt hatten, begaben sie sich in das Gemeindegewölbe, wo ein herrliches Nachtmahl gerüstet war. Dorthin kamen auch viele Damen vom Adel. Zuerst wurde in einem Saal voll prächtiger Lichter getanzt, dann setzte man sich zum Mahl, das aus 15 Gängen bestand. Es waren 2 Kredenzstische mit Silbergeschirr beladen, in einer Länge von 18

Fuß und einer Breite von 4 Fuß, mit Gestellen, eines über dem andern; darauf standen Kelche, Tassen, Schüsseln, vergoldete Becher; Confectschalen seltenster Arbeit, Salzfüßer, Platten, Becken von wunderbarer Schönheit. Als sie gespeist hatten, kamen sie herunter zum Tanz. Die Frauen waren reich gekleidet, mit silbernen Halsbändern voll Figuren; die einen trugen Perlenchnüre auf dem Kopf, die andern Seidentücher, die ihnen bis zum Gürtel herunterfielen. Und es war so geordnet, daß beim Tanzen immer zwei zusammen giengen, mit zwei Fackeln vor jeder Person. Als der Tanz zu Ende war, traten zwölf Maskirte auf und tanzten einen Tanz; dann kleideten sie sich um und erschienen mit Instrumenten. Hinter den Russikern traten 24 Personen ein, die wie Wilde gekleidet waren, mit langen, bis zum Boden herabfallenden Haaren, halb roth, halb grün, mit Schilden am Arm, und mit Keulen aus Leinwand, gefüllt mit Berg; man machte ihnen freien Raum und da begann ein lebhafter Kampf, indem sie mit ihren Keulen einander auf die Köpfe und um die Schultern schlugen. Zuletzt ließen sie von einander und machten einen Tanz. Darauf entspaun sich ein neuer Kampf, und mehr als einer fiel wie todt hin. Hierauf verabschiedeten sie sich von den Damen. Als dann wurde der allgemeine Tanz fortgesetzt bis zum Morgen.

Abschrift eines Briefes, den der Kaiser an das Concil sandte.

Am besagten Tag zeigte der im Concil anwesende Botschafter des Kaisers einen Brief, den ihm derselbe gesandt hatte. Dieser sagte, daß die Böhmen es zufrieden seien, ihm die Krone zu geben, unter der Bedingung, daß das Concil einen Gesandten schicke mit voller Freiheit, unter dem kaiserlichen Wort, diejenigen Vergünstigungen zu gewähren, die man ihnen früher

angeboten habe; und wenn das Concil nichts mehr zu bewilligen hätte, so hätte der Kaiser volle Freiheit zu thun, was ihm beliebte. Hierauf antwortete der Legat, man würde dafür sorgen.

Abreise des Bischofs von Coutance.

Am 28. Januar verreiste der Bischof von Coutance ⁸²⁾ mit fünf Prälaten als Botschafter des Concils zum Kaiser mit voller Freiheit, Böhmen in Besitz zu nehmen.

Abschrift einiger im Concil publicirter Schriftstücke.

An demselben Tage wurden einige Dekrete publicirt, welche das Concil erlassen hatte, darunter eines, das sagte, daß jeder, der ein Gelübde auf sich habe, zu einem Gnadenorte zu gehen, so und so viel bezahlen und absolvirt werden möge, und ähnliche Wuchereien. Ferner wenn jemand von Schuld und Buße absolvirt sein wolle, so möge er so viel bezahlen, als er in acht Tagen für seine ganze Familie ausgeben würde. Und viele andere Dinge thaten sie, bloß um Geld zu machen, und es den Griechen zu geben, damit ihr Kaiser nach Italien käme, und sich mit unserm Glauben vereinigte. ⁸³⁾ Darauf schickte er dem heiligen Vater Brot, um gut zu machen, was er gethan hatte.

Am 27. Januar gingen unsere Gesandten in den Dom und überreichten gewisse Schriftstücke. Es wurde dem Patriarchen ein Termin von 15 Tagen gegeben.

Am 20. März kamen in das Haus der Gesandten der Herren von Venedig Herr Sibro von Mailand, welcher Geschäftsführer des Patriarchen war, und sagte zu ihnen mit großer Freude: Ich theile euch mit, daß Herr Massilio von Carrara Padua den Venetianern weggenommen und sich zum Herrn der Stadt gemacht hat. Als unsere Gesandten dies

hörten, machten sie sich lustig über den Bericht; allein als Herr Sidro fort war, wurde ihnen die Sache doch sehr bedenklich, und sie entschlossen sich, nach Padua an die Rektoren zu schreiben und ihnen mitzutheilen, was man in Basel sage, damit sie der Sache ihre Aufmerksamkeit zuwendeten.

Am 30. März kamen drei Gesandte der Griechen an, bei diesen war Herr Christoph von Treviso, Sekretär des Papstes; und der Bischof von Tarent, sowie der Bischof von Padua, gingen ihnen entgegen und geleiteten sie bis zu ihrer Herberge.

Am 9. April verreiste der Monsignor von Rom; er saß in einer Sänfte, welche zwei Pferde trugen. Die Sänfte war prächtig bedeckt mit Goldstoff und mit Kissen von Goldtuch. Er war nur von seinen Leuten begleitet; denn er reiste ab, ohne daß jemand davon wissen sollte.

Am 29. April kam Johann der Deutsche an, der Diener des Herrn Johann Franz Capo de Vista und brachte Briefe, darunter einen von Bartolomeo von Galeazzo, worin ausführlich alle Vorgänge in Padua, welche durch Massilio von Carrara herbeigeführt worden waren, geschrieben standen.

Am 2. Mai verreiste einer der griechischen Ambassadoren, um seinem Kaiser die Verhandlung mitzutheilen, die im Concil stattgefunden hatte.

Am 10. Mai kam die Gesandtschaft der Gemeinde Neapel an. Alle waren schwarz gekleidet. Sie kamen mit 30 Pferden.

Am 4. Juni gingen die Ambassadoren unsrer gnädigen Herren in die Congregation, und die Richter erstatteten ihren Bericht über das, was unsre Gesandten gegen den Patriarchen vorgebracht hatten. Und als sie geschlossen hatten, sagte Herr Johannes Frau, daß er alles das, was die Richter gesagt

hätten, beweisen wolle; man möchte einen angemessenen Termin geben. Die Gegenpartei sprach vielerlei gegen die Bewilligung eines Termins; doch bestätigten sie, daß die Angaben wahr seien, nur habe die Herrschaft Venedig nicht das Recht den Patriarchen zu strafen, oder das zu nehmen, was der Kirche gehöre: das sei Sache des Papstes. Unsre Gesandten erwiderten, sie hätten von Pabst Martinus Vollmacht erhalten, alles das zu thun, was sie gethan hätten, und hätten also im Gehorsam gegen den Pabst gehandelt, und erboten sich dafür den Beweis zu leisten. Alles mit mehrerem. Darauf antworteten die Herren von der Congregation, daß sie an die Deputation Bericht erstatten, und diese dann bestimmen würde, was geschehen soll.

Am 17. Juni verreiste Monsignor di Santa Croce und begab sich zu dem Bischof von Cyprien, um nach Frankreich zu reisen. Er fuhr den Rhein hinunter.

Am 24. Juni kam Herr Peter da Monte. Er kam von Florenz nach Basel, weil ihn der Pabst zum Protonotarius ernannt hatte. Er wurde von vielen Prälaten bis zu seiner Herberge geleitet.

Um euch Bericht zu geben von weiteren Dingen, die sich ereignet haben, melde ich, daß in Basel zwei deutsche Juden als Diebe eingesezt wurden. Sie wurden sogleich auf die Folter gespannt und bekunnten, das Verbrechen begangen zu haben. Und nachdem ihnen Frist zu ihrer Bertheidigung, wie es Brauch ist, gegeben war, wurden sie vielfach aufgefordert, Christen zu werden und nicht wie das Vieh zu sterben. Am Ende bekehrte sich einer von ihnen und ließ sich taufen. Als die Zeit da war, wo sie sterben sollten, wurden sie ins Rathhaus geführt, und da wurde ihnen, wie es Brauch ist, ihr Verbrechen vorgelesen und sie in der Weise verurtheilt, daß der, welcher Christ geworden war, an die Richtstätte hinausgeführt und ihm der

Kopf abgeschlagen werden sollte; der Jude dagegen sollte an den Füßen aufgehängt und ein Hund neben ihn gehängt werden.⁸⁴⁾ Darauf wurden sie unter dem Zulauf unzählbaren Volkes hinausgeführt. Auf der Richtstätte angekommen, fiel derjenige, welcher Christ geworden war, auf die Knie nieder; als aber der Meister seines Antes walten wollte, spie der Jude dem Christen ins Gesicht. Darauf verband der Meister dem Delinquenten das Gesicht und schlug ihm mit dem Schwert den Kopf ab. Darauf trat er zu dem Galgen, der dreieckig war und auf drei aus Hausteinen hoch aufgemauerten Säulen stand. Es hingen schon mehrere Delinquenten in Ketten daran. Als der Jude an die Leiter geführt worden war, fragte man ihn nochmals, ob er Christ werden wolle. Er aber blieb fest und hartnäckig bei seinem Glauben. Zuletzt wurden ihm beide Füße zusammengebunden und er an einem Strick auf den Galgen hinaufgezogen. Da wurde eine Kette fest an seine Füße gelegt. Dann wurde ein gewaltig großer Hund, ebenfalls an den hintern Füßen gebunden und an den Galgen gehängt, hinunter gelassen. Der Hund fing an, in sehr gefährlicher Weise nach ihm zu beißen. Der Jude schrie nach Moses, Abraham, Jakob und nach allen seinen Leuten, daß sie ihn hülfsen. Und ein Mönch, der unten an der Leiter stand, ermahnte ihn, Christ zu werden. So blieb er bis 22 Uhr. Und da er inne ward, daß seine Propheten ihm nicht halfen, fing er an, an unsern Glauben zu denken, und hob an, unsere liebe Frau um Hilfe anzurufen. Plötzlich ereignete sich ein offenbares Wunder: der Hund that ihm nichts mehr zu Leide und hielt sich ruhig. Dies bemerkend, rief der Jude nach dem Mönch und sagte: Ich will durchaus ein Christ werden, ich bitte euch, schaffet, daß ich die Taufe empfangen. Der Mönch sagte: Gedulde dich, ich will schon machen, daß du getauft

wirft, aber darum wirft du von hier nicht loskommen, du mußt sterben. Der Jude antwortete: Ich bin zufrieden, wenn ich nur die Taufe empfangen. Und als dies den Landesheeren bekannt gemacht wurde, schickten sie sogleich den Henker, daß er den Hund abnehme. Und so blieb der Jude die ganze Nacht unter den Vermahnungen und Tröstungen des Mönches und anderer Leute, die ihn im Glauben unterwiesen und ihm sagten: Glaube so und so. Und plötzlich streckte er seine Hand, frei von den Banden, zum Himmel auf. Der Henker, der auf dem Platz gegenwärtig war, verwunderte sich sehr, und erzählte am Morgen alles seinen Herren, welche ebenfalls sehr erstaunten. Ganz Basel lief hinaus, und sie fragten, wie die Sache sich zugetragen habe. Er antwortete: Er habe von ganzem Herzen sich Gott befohlen, und plötzlich sei seine Hand losgeworden. Der Mönch begab sich zum Legaten und bat ihn, er möchte sich bei den Herren verwenden, daß sie ihn sterben und nicht in dieser Weise leiden ließen. Der Legat schickte seinen Diener zu dem Bischof von Lübeck, dem Gesandten des Kaisers, bei dem sich gerade auch der Erzbischof von Loundra²³⁾ befand. Als derselbe seine Botschaft ausgerichtet hatte, antwortete der Bischof: Vielmehr will ich dahin wirken, daß er am Leben bleibe, und ihm das Leben retten. Und so beschloffen sie, nach dem Dekan von St. Jago de Compostella zu schicken, einem der Gesandten des Königs von Spanien, und dem Abte von Zerotto, dem Gesandten des Herzogs von Mailand, und so begaben sich alle vier zu den Herren von Basel, und baten sie um Gnade im Namen ihrer Herrn und des Concils. Die Herren sagten, sie wollten sich darüber berathen. Und sie versammelten sich und hatten darüber eine lange Verhandlung. Zuletzt wurde beschlossen, ihm Gnade widerfahren zu lassen, unter der Bedingung, daß er binnen acht

Tagen aus dem Lande weiche. So wurde er um die neunte Stunde herunter genommen und in das Haus des Bischofs von Lübeck gebracht.

Bis hieher sind keine Einzelheiten in Betreff der Angelegenheit des Patriarchen von Aquileja geschrieben worden, weil der Herr Legat, der Bischof von Arles, Monsignor Colonne und andere Deputirte beinahe täglich bemüht waren, die streitenden Parteien zu einigen. Da es nicht möglich war, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, wurde beschlossen, Gesandte nach Venedig an unsere Herren zu schicken und ihnen die Sache auseinanderzusetzen, um zu sehen, ob sie eine Übereinkunft machen könnten. Von diesem Beschluß gaben sie unsern Gesandten und dem Patriarchen Kenntniß. Sie beriethen sich mehrere Tage darüber. Zulezt waren sie es zufrieden. Und als Gesandter wurde Johannes Scholasticus ernannt und ihm eine Frist anberaunt. Darauf machte er sich bereit und reiste ab.

Am 20. August kamen Herr Johannes Ambrosius, der General der Camaldolenser, und Herr Antonio von Friaul, Gesandte des Pabstes, hier an, und giengen ihnen entgegen die Präsidenten des Pabstes, unsre Gesandten, Herr Juan de Silva mit allen Spaniern, und geleiteten sie bis zu ihrer Herberge.

Am 20. August kam Giovanni Egoba an, der Currier der Florentiner Kaufleute, und brachte Briefe, worin enthalten war, wie Frieden zwischen dem Pabst, unsren gnädigen Herren und den Florentinern einerseits, und dem Herzog von Mailand andrerseits geschlossen worden sei. Auf diese Nachricht ließ der Legat sofort ein feierliches Geläute veranstalten und befahl, daß am nächsten Tage eine feierliche Messe gehalten würde.

Am 8. Oktober kam ein vom Bischof von Cypren abgesandter Brief an, mit der Meldung, daß der Friede zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund ge-

geschlossen und veröffentlicht sei, wie erhellt aus der Abschrift des besagten Briefes.

Als der Legat diesen Brief erhalten hatte, ließ er sofort anordnen, daß in allen Kirchen geläutet würde, und daß am nächsten Sonntag eine feierliche Prozeßion stattfände. Und bemerkte, daß die Franzosen wundervolle Feste und Freudenfeuer veranstalteten.

Am 11. Oktober 1435 kam Herr Johannes Scholasticus, der wegen der Angelegenheit des Patriarchen nach Venedig gegangen war, nach Basel zurück.

Am demselben Tag gieng der genannte Gesandte in den Dom vor die Congregation, und nachdem er dort seine Botschaft an das Concil ausgerichtet hatte, wurden die nachgenannten Deputirten erwählt, um beide Theile in Gegenwart des Legaten anzuhören, nämlich der Patriarch von Antiochien, der Erzbischof von Laodom ²⁶⁾, der Bischof von Burgos, der Bischof von Nix, der Bischof von Gurk, der Bischof von Lectoure ²⁷⁾.

Am 25. Oktober giengen die Ambassadoren von Venedig um ihrem Termin zu genügen, indem sie eine Menge Gesetz- und Decretalienbücher vor sich hertragen ließen, und sie fanden daselbst einen Theil der Congregation, und sie warteten so lange, bis die andern auch kämen. Und nachdem jedermann sich gesetzt hatte, ließen die Gesandten die besagten Bücher bringen, und die Diener trugen alle herbei. Dann sagte der Legat zu Herrn Johannes Franz, er möge sprechen, und er begann also:

Cupientes, reverendissimi reverendique patres et domini praestantissimi, officio legationis nostrae satisfacere etc. und darauf zeigte er ihnen in 32 Kapiteln, wie daß unsere gnädigen Herren den Patriarchen nicht aus eigener Macht vertrieben hätten, sondern daß, was sie gethan, auf Befehl des heiligen Vaters geschehen sei, und wies alles nach, vom ersten

bis zum letzten und zeigte durch Gründe und durch Stellen aus den Gesetzen und Dekretalien, daß, was der Patriarch gethan habe, nicht im Recht begründet sei. Diese Auseinandersetzung dauerte vom Morgen bis Mittag, worauf der Legat, da er sah, daß er noch lange nicht zu Ende sei, anordnete, daß alle nach dem Essen um 20 Uhr wiederkommen sollten. Und so giengen sie auseinander.

Nach dem Mittagessen kamen unsere Gesandten in die Congregation zurück. Als alle versammelt waren und ihre Plätze eingenommen hatten, erhob sich Herr Johannes Franz und fuhr da fort, wo er stehen geblieben war, und indem er mit gerechten Gründen und mit den Büchern seine Sache vertrat, schloß er endlich um 2 Uhr. Als er zu Ende war, erhoben sich zwei der Deputirten, der Bischof von Burgos und der Bischof von Lyon⁸⁵) und widersprachen dem Herrn Joh. Franz. Als sie geschlossen hatten und ihm aus den Schriften das Gegentheil beweisen wollten, erwiderte Herr Joh. Franz, und nahm den Prozeß des Notars, las denselben vor, und gieng auf die einzelnen Capitel ein, und bewies ihnen klar, daß, was er gesagt hatte, wahr sei. Und er sagte: Hochzuverehrende Väter, ich will nicht streiten mit einem Notar der Kanzlei. Dieser hatte das Monitorium gemacht, aber wie Herr Johannes Franz sagte, nicht gemäß Entscheidung der Deputation, und doch solle es nun giltig sein. Einer erhob sich und sagte, dieses Monitorium sei in Wichtigkeit, worauf Herr Johannes Franz ihm mit Gründen das Gegentheil beweisen wollte. Da fiengen alle Prälaten an zu murren, und viele von der Congregation sagten, es wäre gut, einmal eine Uebereinkunft zu treffen, und alle erhoben sich. Und an diesem Tage erwarb sich Herr Johannes Franz eine große Ehre.

Ende.

Anmerkungen.

1. Cittabella, nördlich von Padua.
2. Curtarolo, in der Mitte zwischen Padua und Cittabella.
3. Bassano, nördlich von Cittabella.
4. Borgo an der Brenta, östlich von Trient.
5. Bergine.
6. Trient.
7. Die ganze Uhr, nach welcher Gattaro rechnet, enthält 24 Stunden und läuft von Abends 6 Uhr an.
8. Kaspar Schlic, der berühmte Kanzler.
9. Lavis, St. Michael, Saturn, Ortschaften nördlich von Trient, am Etschfluß.
10. Meran.
11. Wohl Naturns, westlich von Meran.
12. Mals, westlich von Meran, im Anfange des Etschthales. In der Nähe das Schloß Fürstenstein.
13. Raubers, nördlich von Mals, bei Finstermünz.
14. Bruz am Inn, südlich von Landeck.
15. Bettneu, westlich von Landeck.
16. Klösterle. Gattaro passirte, um von Bettneu hieher zu gelangen, den St. Christophsberg, nicht erst, wie er irrthümlich angibt, Tags nachher auf dem Wege nach Feldkirch.
17. Feldkirch.
18. Ballenstadt.
19. Gattaros Reisebeschreibung geräth hier in Widerspruch mit Sigmunds Itinerar, wie daselbe bei Nschbach IV. 489 aufgestellt ist; danach war der Kaiser von Feldkirch an den Bodensee, über diesen nach Constanz, und von hier nach Zürich gereist. Aber Nschbachs Angaben beruhen nur auf Stellen welchen gegenüber die Mittheilungen Gattaros unbedingt größern Glauben verdienen.
20. Gattaro verwechselt Linth und Rhein; ebenso später Limmat und Rhein.
21. Napperschwyl.
22. Die „obere“ und die „niedere“ Brücke, auf welcher jeder sich ein Wasserwerk befand. Die Loggia ist das Helmhaus vor der Wasserkirche bei der obern Brücke. Vgl. Bögelin, das alte Zürich (neue Ausgabe), S. 168, 217, 219.

23. Nach altem deutschen Rechte konnten Landesverwiesene sicher zurückkehren, wenn sie sich beim Einzuge des Fürsten an besser Wagen oder Steigbügel hielten. Grimm, Rechtsalterthümer 265, 738. Vgl. Dchs IV., 222. Dies liegt auch hier zu Grunde, nur daß der Kaiser den Verbannten förmliche Schirm- und Gnadenbriefe ausfertigt, in Ausübung seines Rechtes als: gemener richtere over al.
24. Klingnau.
25. Laufenburg.
26. Säckingen.
27. Weuggen.
28. Rheinfelden.
29. Ueber Sigmunds Ankunft in Basel s. Aſchbach IV. 130 und Dchs III. 257.
30. Ueber die Unterhandlung Sigmunds mit dem Concil wegen Verlängerung des Termins, vgl. Johannes de Segovia in den monumenta conciliorum generalium, concilium Basileense II. 464 f.
31. Haus der Johanniter.
32. Der blaue Lettner vor dem Chor.
33. Ueber die Rede des venetianischen Gesandten s. Segovia 467.
34. Ueber des Kaisers Reden in den einzelnen Deputationen s. Segovia 503.
35. Jakob I. Markgraf von Baden. Vgl. Aſchbach IV. 222 mit abweichendem Datum.
- 35a. Herzog Wilhelm von Bayern, seit 11. Oktober 1431 Protektor des Concils. Aſchbach IV. 25, Richter, Geschäftsordnung des Basler Concils, 14.
36. Vgl. hierüber Segovia 465, 509.
37. Friedrich IV. von Tirol mit der leeren Tasche.
38. Albrecht V. von Niederösterreich, der spätere König von Ungarn, Böhmen und Deutschland.
39. orig: Brandinborg . . . Brunbrich . . . dux de Mont.
40. Abzeichen der Turniergesellschaft zum Fisch und Falken.
41. Friedrich von Hohenzollern; sein hier genannter Sohn wohl Friedrich, welchen Sigmund zum Unterprotektor des Concils ernannt hatte. Richter 15.
42. Zu Weihnachten 1347 hatte Sigmunds Vater König Karl IV. auch vor dem Hochaltar des Basler Münsters mit gezücktem Schwerte das Evangelium gesungen, Mathias von Neuenburg 145. Er war gewohnt gewesen, dies alljährlich zu thun. Vgl. Huber, regesta Karoli 5324a.

43. Der Münsterplatz war der Turniersplatz der Basler Ritterschaft. f. S. 20, vgl. auch W. Wackernagel, kleine Schriften I. 287.
44. Die Trinkstube des Adels „zur Mücke“, in welcher der Rath zu Ehren fürstlicher Gäste der Stadt Festlichkeiten zu veranstalten pflegte. Vgl. z. B. Dchs IV. 220.
45. Ueber die Schellentracht f. Vischer, Hemman Sevogel 103 und Essenwein, Bilderatlas des Mittelalters, Tafel 83, 86, 93, 98.
46. Das Rheinthor.
47. Das Rathhaus und der Kornmarkt.
48. Junfthaus.
49. Die Münsteruhr befand sich damals im Martinsthurm; in den St. Georgsthurm transportirt wurde sie erst 1475. Fechter, Basel im 14. Jahrh. 11.
50. orig. „una bellissima ancona de alabastro.“
51. Das Rathsglöcklein.
52. orig. wiederum: una bella ancona d'alabastro.
53. Gattaro will sagen, daß die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Reise nach Rom durch Basel gezogen seien, daß Bischof Pantalus von Basel sie dorthin begleitet, und nachher auch mit ihnen den Märtyrertod in Köln erlitten habe.
54. Der Petersplatz.
55. 17. Januar 1434.
56. Bischof von Bamberg der im Mai 1431 erwählte Anton von Rotenhan. Ueber die Belehnung mit der Fahne, f. Grimm, Rechtsalterthümer 161. Walter, deutsche Rechtsgeschichte 266. Ueber die rothe Farbe der Fahnen f. W. Wackernagel kleine Schriften I, 198. Ueber das Preisgeben und Zerreißen der Fahnen nach vollzogener Belehnung f. S. 37.
57. Wohl der Bruder des Kanzlers, Rathhaus Schick, Lateranenischer Graf. Vgl. Nschbach IV, 435.
58. episcopus Segniensis in Slavonia, Zengg im Erzbisthum Agram.
59. Cervia im Erzbisthum Ravenna. Ueber die Ankunft dieser Gesandten und die darauffolgenden Verhandlungen f. Segovia 561.
60. Lichtmesse.
61. Mücke in der Handschrift.
62. Ueber diese Turniere f. Wurstisen Chronik 307.
63. Vgl. Segovia 619.
64. Mit Gattaros Angabe über den Todestag des Cardinals von f. Eustach stimmt Segovia 621 überein, nicht dagegen die Grabchrift des Cardinals in der Carthause; nach dieser ist er am 25. Februar gestorben. Lonjola 313.
65. Dänemark, f. Segovia. 617.

66. orig.: Trivali. Ueber die Trierer Fehde f. Segovia 623 f. Nschbach IV. 186 f.
- 66a. orig.: vescovo de Mathensie.
67. Ueber die Verhandlungen wegen der presidencia oratorum pape f. Segovia 602. 629.
68. Ueber den Streit zwischen Anton von Baudemont und Renat von Anjou, Herzog von Bar f. Nschbach IV. 174.
69. Frejus?
70. Zara in Dalmatien.
71. Ludwig von Teck, Patriarch von Aquileja; über seinen Streit mit Venedig vgl. Segovia 656. 732 ff. 835.
72. Der Fronleichnamstag 1434 war der 26. Mai.
73. Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand. Ueber seine Verhandlungen mit dem Kaiser und über seinen Krieg mit Venedig vgl. Nschbach IV. 44 f.
74. Sigmund hatte Basel am 11. Mai verlassen. Vgl. Segovia 660. 666. Er begab sich nach Ulm.
75. Lücke in der Handschrift. Es folgt die Beschreibung des Einzugs der Gesandten König Johanns von Kastilien.
76. Vexillifer Bannerträger.
77. Cuenca in Kastilien.
78. S. Jago de Compostella.
79. Vgl. Segovia 744.
80. Nicolo Piccinino, mailändischer Feldherr.
81. 1485.
82. Coutance im Erzbisthum Rouen. Ueber die Gesandtschaft des Bischof Philibert von Coutance f. monumenta conciliorum, concilium Basileense I, 524, 745, 791.
83. Ueber die Verhandlungen mit der griechischen Kirche Segovia 741 ff.
84. Die Strafe des Galgens war schimpflicher und härter als die des Schwertes. Grimm, Rechtsalterthümer 687. Ebendort 685 über das Aufhängen verbrecherischer Juden zwischen Hundten mit unterwärts gefehrtem Haupte. Eine Abbildung eines solchermaßen Gehängten findet sich aus Stumpfs Chronik in Hirths kulturhistor. Bilderbuch 492.
85. Erzbischof von Lyon?
86. Landom unbestimmbar. Lyon? vgl. Segovia 836.
87. Lectoure im Erzbisthum Aur.
88. orig.: vescovo Lodinensis.

Die Entwicklung der Seidenbandfabrikation in Basel.

Die Seidenweberei hat einen weiten Weg gemacht und viel Zeit gebraucht, bis sie in der Schweiz und in unseren Mauern angekommen ist.

Wie die meisten Produkte, so ist auch die Seide aus dem asiatischen Osten zu uns gelangt und es hat dieselbe unzweifelhaft in China ihre ursprüngliche Heimath gehabt. Bis zum Jahre 4000 v. Chr. läßt sich die Seidenzucht in den Chroniken dieses Landes verfolgen und Seres soll in alten Zeiten sogar der Name von China gewesen sein. Von den altrömischen Schriftstellern ist Plinius der erste, welcher der Seide erwähnt und seidene Stoffe und Kleider traten in Rom zuerst auf in einem der prächtigen Schauspiele, welche zur Zeit von Pompejus und Julius Cäsar dem Volke geboten wurden. Unter dem Kaiser Tiberius wurde ein Gesetz erlassen, wodurch den Männern verboten wurde, sich durch das Tragen von seidenen Stoffen herabzuwürdigen. Der üppige Heliogabalus aber hob dieses Gesetz wieder auf und das Tragen der Seidenstoffe wurde im ost- und weströmischen Reiche verbreitet. Die Stoffe kamen aus Asien und wurden anfänglich recht eigentlich mit Gold aufgewogen. Es

waren namentlich griechische Handelsleute, welche den Import orientalischer Prachtstoffe eifrig betrieben.

Auf dem untergegangenen Babylon, auf der Stätte der Wiege alter Kultur, sehen wir im sechsten Jahrhundert nach Chr. ein machtvolles Reich entstehen, welches noch einmal den Glanz Alt-Assyriens und Persiens wiederzustrahlen schien. Es war dies das Reich der Sassaniden oder das neupersische Reich, dessen Glanzperiode in die Zeit Chosroes I. (531 bis 579) fällt. Hier blühten, wie einst im alten Reiche, Künste und manuelle Fertigkeit und einer der wichtigsten Kunstzweige war die Herstellung kunstvoller Seidenstoffe.

Im „Musée industriel“ von Lyon u. a. kann man noch Ueberreste solchen sassanidischen Kunstfleißes sehen. Die altorientalischen Kunstformen: der Löwe, der Strauß, der Adler, allerlei phantastische Bestien, zuweilen auch menschliche Figuren durchlaufen, meist paarweise gegenübergestellt, den Fond des Stoffes.

Diese Dekorationen wanderten dann auf zwei Wegen nach dem Westen, um dort bis zum vierzehnten Jahrhundert als konventionelle Form der Gewebemuster zu dienen.

Unter Kaiser Justinian (527—565) wurde die Seidenweberei in Byzanz eingeführt. Es beginnt damit die erste große Entwicklung dieser Kunst auf abendländischem Boden. In dem berühmten Syuaeceum, dem kaiserlichen Webe-Institute wurden die prächtigen byzantinischen Luxusstoffe angefertigt, worunter der kostspieligste Stoff und die berühmteste Farbe der byzantinische Purpur war, über dessen Ausfuhr sorgfältig gewacht wurde. Der „Kaiser-“ oder „heilige“ Purpur stand nur dem Kaiser zu.

Außer der dem Osten entlehnten aber romanisirten Ornamentik kommen gegen das zehnte Jahrhundert schon biblische

und symbolische Darstellungen für den ausschließlichen Gebrauch der Kirche vor.

Im Domschatz zu Ghur befindet sich eines der ältesten erhaltenen byzantinischen Gewebe mit den berühmten Löwenkämpfen, welche auf einem gleichen Stoffrest in Wien gefunden werden.

Beiläufig gesagt soll die Ueberlieferung des Procopius, Justinian habe heimlich durch Mönche Seidenraupeneier in hohlen Stäben aus China nach Byzanz bringen lassen, nur eine Sage sein.

Byzanz war auch der Stapelplatz für all' die prächtigen, goldglühenden Stoffe des Orients, welche im siebten und achten Jahrhundert, namentlich in Damascus, Antiochia und Alexandria und später in Bagdad angefertigt wurden. Griechen und auch phönizische und syrische Juden brachten diese Gewebe nach dem Markt von Constantinopolis.

Die zweite glänzende Aera abendländischer Webekunst begann im 12. Jahrhundert auf Sicilien, in Palermo; es ist das die sicilianisch-saracenische und dauert bis ins 14. Jahrhundert. Schon im achten Jahrhundert hatten zwar die siegreichen Araber sowohl in Spanien in Cordova, als auch auf der Ätna-Insel ihre Cultur ausgebreitet und namentlich auf letzterer die Weberei und Stickerei gepflegt, aber erst mit den Normannenfürsten begann die großartige Thätigkeit, welche Palermo zu einer Weltmanufaktur schuf.

Im Jahre 1130 machte Herzog Roger II. die Insel zu einem Königreich und Palermo zum glanzvollen Königssitz. Wohl waren die Saracenen vertrieben, aber einige arabische Stick- und Webekünstler waren im Lande zurückgeblieben und König Roger, ihre Kunst schätzend, errichtete für dieselben neben seinem Palast eine große Manufaktur, das sog. „hotel de

thiraz“ (vom arabischen tharraza = stücken). Der Griechenzug des jungen Königs mag wohl den Hauptanstoß zur Errichtung dieses wichtigen Industrie-Instituts gegeben haben. Die werthvollste Beute dieses Zuges waren die griechischen Weber männlichen und weiblichen Geschlechtes, die vom Peloponnes nach Sicilien überführt wurden, um hier von neuem ihre Kunst zu üben. In Palermo vereinte sich griechische und saracenische Webekunst, aber die Moslemiu blieben Meister und die orientalischen Kunstformen dominierten auch hier. In Brocatstoffen, in welchen in langgezogenen arabischen Buchstaben die Namen der Sultane eingewebt waren, laß der Priester die Messe und die Bekleidungen des Altars zeigten den goldstrahlenden Löwen, den Greifen, den Drachen und den Wiebehopf, letzteren nach islamitischen Begriffen das Symbol der Weisheit. Bis tief in das 14. Jahrhundert hinein wurden die palermitanischen Kunstformen auch von den norditalienischen Manufakturen typisch nachgebildet.

In Spanien hat die Seidewebekunst ihren Hauptsitz in den Städten Granada, Lissabon, Sevilla, vor allem in Umeria aufgeschlagen. Umeria's Seiden waren im Mittelalter berühmt. In Sevilla zählte man unter der Maurenherrschaft allein 6000 Webstühle für Lurusweberei. Eines der kostspieligsten Gewebe, welche unter den omajadischen Chalifen in Spanien angefertigt wurden, war das aus „Muschelseide“ (Muschelbart der pinna marina), die bei Santarem gewonnen wurde. Wegen seiner Pracht und Herrlichkeit kostete ein Stück 1000 bis 10,000 Goldstücke.

Man sieht, um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde das Abendland von Byzanz, Palermo und den spanischen Küstenstädten versorgt. Die Kreuzzüge brachten die orientalische Kunst wieder in den Vordergrund, und Italiens lebhaftes Han-

delßverbindungen vermittelten von da an den Import der im Abendland begehrten Kunsterzeugnisse des Morgenlandes. Palermo blieb in Folge dessen nicht lange ohne Concurrenz in der Nachbarschaft und im 13. Jahrhundert faßte in den durch den Handel reich gewordenen Städten Oberitaliens neben diesem auch die Seidewebekunst Fuß.

Mit diesem Zeitpunkt beginnt die dritte große Epoche der Seidenweberei im Abendland, welche bis ins 16. Jahrhundert hinaufreicht. In die Zeit der Renaissance fällt auch der Gipfelpunkt der Entwicklung der norditalienischen Weberei.

Da war vorerst Lucca, dessen Goldstoffe und Purpore bereits 1248 nach Paris, Brügge und London giengen. Die Bürgerkriege anfangs des 13. Jahrhunderts vertrieben die lucchesischen Weber und die Flüchtigen fanden in Mailand, Florenz, Bologna, Genua und Venedig Unterkunft.

Das reiche Florenz wurde ein zweites Lucca und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stieg dort Handel und Macht. Die dortigen Seiden-Manufakturen wurden zu Weltinstituten, deren Produkte selbst nach dem Orient Abzug hatten. Wie ein Chronist berichtet, sollen im 15. Jahrhundert in der Stadt allein zur Herstellung des für die Weberei benötigten Goldfadens 30 Werkstätten bestanden haben.

Aber auch hier fand diese Kunst keine bleibende Stätte. Die fortbauernben Bürgerkämpfe veranlaßten manche Weberfamilie im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts auszuwandern und ihr Geschäft unter dem Schutze des Friedens anderswo zu betreiben. Sie giengen nach Flandern, nach Frankreich, theilweise nach der Schweiz.

Zwei Genuesen verdankt Lyon seine Seidenmanufaktur.

In der Schweiz faßte die Seidenweberei zuerst im Tessin Wurzel und kam später in Folge religiöser Wirren nach Zürich,

wo Spinnerei und Zwirneri schon früher heimisch waren. Wie und wann die Sammt- und Seidenweberei nach Basel gekommen sind, ob vom Süden aus Italien oder vom Norden auf Umwegen vom Niederrhein und Flandern, das wäre noch näher zu untersuchen.

Sicher ist, daß die Sammtseidenweber und Posamentirer im 16. Jahrhundert zu Saffran zünftig waren. Deputat Ryff in seiner Chronik von 1597 nennt unter den vielen Handwerken, die damals zu Saffran waren, die Sammetweber, die Seidenfärber, die Passamentmacher, die Seidenstreicher.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kamen sie auf die Zunft zu Leinwettern und Webern. Daraus entstanden Streitigkeiten, die der Rath also beilegte: „Sie sollen die Zunft zu Webern haben, weil sie sich des Schiffleins und des Schämels bedienen und wofern sie sonst keine Krämerei treiben, sollen sie nicht schuldig sein die Zunft zu Saffran zu empfangen; welche aber neben dem Weben auch Krämerei treiben, offene Läden halten, bei der Elle und Gewicht ausmessen und verkaufen, Jahrmärkte und Messen besuchen, die sollen die Zunft zu Saffran gebührend erwerben und in selbiger hoch und nieder zu dienen verpflichtet sein.“

Bezüglich des Posaments heißt es in einer Erkenntniß vom 10. März 1610: „Demnach diejenigen Posamenteur, die offene Läden halten und Posament verkaufen, in der Zunft zu Saffran dienen müssen: so sollen sie auch ganz und gar kein Posamentergefellen noch Jungen halten.“

Aus was dieses sogenannte Posament damals hauptsächlich bestand, ob Borten, Gürtel, Bänder vorherrschend waren, welche Stoffe, ob Wolle, Leine, Seide? dazu hauptsächlich verwendet wurden, das wissen wir nicht. Noch viel später

kommt im 7. Band von Dohs (pag. 357) in einem Passus über die Posamenter die Randbemerkung vor: „die Gattung des rohen Stoffes konnte die Sache streitig machen.“

„War es Leine, war es Wolle, oder war es Seide?“

Auch die Hauptfrage für den Anfang der Seidenbandfabrikation wird schwerlich präzise gelöst werden können, die Frage nämlich, wann man überhaupt angefangen hat, für das Posament Seide zu gebrauchen und von welchen Zeiten an man überhaupt von Seidenband sprechen kann. Ich wurde auf diese Frage durch ein Referat eines Reporters des „Temps“ in der Nummer vom 29. Oktbr. 1883, überschrieben: „Bâle et l'industrie des rubans geführt, in welchem Referate es unter anderm heißt: C'est à St. Etienne, que la rubanerie semble avoir pris naissance, car elle y existait déjà au onzième siècle.“ —

Es schien mir das höchst unwahrscheinlich zu sein, und ich suchte mir darüber Aufklärung zu verschaffen. Ich erhielt dieselbe durch die freundliche Vermittlung unseres Gesandten in Paris, Herrn Lardy, von der ersten französischen Autorität in Seidenfragen, Herrn Natalis Rondonot, und zwar in folgenden Worten:

„L'écrivain du „Temps“ a parlé, dites-vous du XI^e siècle. Il a fait erreur probablement. Il n'existe nulle part, que je sache, de documens sur les arts textiles en France à cette époque. C'est au milieu du XIII^e siècle, qu'on trouve quelque chose dans le livre des métiers. Etienne Boileau prévôt des marchands de Paris, a rassemblé et fait enregistrer à cette époque les règlements des communautés des métiers de Paris. Boileau était en fonctions ver la fin du regne de Saint-Louis † 1270.“

Ces règlements réunis par Boileau fournissent les pre-
Wörter Jahrbuch 1886.

mières notions certaines sur la rubannerie et quant à l'importance, on a encore des rôles de taille, dans lesquels le dénombrement des artisans est facile à faire. On a publié, il-y-a 40 ou 50 ans un de ces rôles, le rôle des tailles de Paris en 1292, sous Philippe le Bel. Il y avait alors à Paris si je ne me trompe une douzaine de dorelotiers. Le mot ruban quoiqu' existant alors était rarement employé. Les ruban large, la bande, la ceinture étaient appelés texu, tissu; le dorelot était un ruban étroit; le galon, le lac étaient encore plus étroits, correspondant au lacet. Ceux qui faisaient les rubans étaient appelés „tissutiers“, „dorelotiers“, „laceurs“.

Vom gleichen Autor entnehme ich folgenden Passus aus seiner Broschüre „Les artistes“ :

„Ce n'est pas à Lyon, qu'on a tissu la soie pour la première fois en France; W. N. de Valous l'a démontré. On faisait au XIII^e siècle à Paris des draps, des velours et des tissus des soie; à Rouen des tissus de soie. Les tissus de soie n'étaient pas au XIII^e et XIV^e siècles la même chose, que les draps de soie, c'étaient des bandes dans le genre des rubans, moins étroites, que ceux-ci, garnies souvent d'or, d'argent, de broderies etc. dont on se servait surtout en ceintures, et qui avaient d'autres emplois dans le costume. On trouve à Lyon vers 1350 quelques femmes (Buguette, Jeanne, Péronnette, Ysabel) appelées „tissery“. Nous inclinons à voir en elles les première faiseuses de ces tissus ou plutôt de ces bandes. Dans la première moitié du XV^e siècle il y avait 3 tissutiers. Ces tissutiers qui portent des noms français, faisaient certainement les mêmes ouvrages dont nous venons de parler.“

„Qu'étaient devenue la fabrique de draps, de soie et de velours à Paris au milieu du XV^e siècle? Nous l'ignorons. A cette époque cette industrie était grande, avancée et prospère de l'autre côté des alpes, et quand Louis XI. voulut donner à sa manufacture en France le caractère et l'ampleur, quelle avait en Italie, il fit venir à Lyon en 1466 des ouvriers „de la nacion d'Italie et de la nacion de Grèce“. Ces ouvriers étaient au nombre de plus de 20; ce sont ceux que Louis XI. transporta à Tours. Nous avons leurs noms, voir même l'état des dettes, qu'ils avaient laissées à Lyon et qu'il dut payer. D'autres Italiens vinrent à Lyon au XVI^e Siècle, qui donnèrent à la fabrique de soierie un plus vigoureux élan et formèrent des élèves qui dûrent bientôt égaler et plus tard surpasser leurs maitres: il est vrai que les circonstances étaient différentes.“

Auch bei uns sind wir seit 1610 ein halbes Jahrhundert ohne besondere Nachrichten über Posamenterie und Bandfabrikation, bis mit dem Jahre 1665 die, ich möchte sagen, historische Zeit für uns beginnt, indem die Sammlung aller die Bandfabriken zu Basel betreffenden Rathserkenntnisse, welche im Jahre 1787 vom Sekretär der Bandfabrikanten (Notar Leucht) zusammengestellt wurden, mit einer Erkenntniß von 1665 anfängt, welche die Erstellung eines Waisenhauses mit Posamenterei behandelt. Dieses Waisenhaus, mit einem Posamentier als Hausmeister wurde ins Steinenkloster gelegt und kam erst gegen Ende des Jahrhunderts ins Karthäuser Kloster jenseits.

Das zweite Aktenstück, das von Stümpeln und Mißbräuchen beim Posamenten handelt, führt uns bereits in media res. Es ist dies eine Petition der Posamentier, worin bereits zuge-

geben werden muß, „daß die Floretband und einfache Galauen (Galons) aller Arten männiglich zu machen erlaubt sei, und den Kaufleuten, welche mit dergleichen handeln, nicht auferlegt werden könne, sich in Nachung solcher allein und einig ihr der allhiefigen Meistern zu bedienen.“

„Dagegen möge ihnen, laut ihrer Ordnung erlaubt werden, den nächstgeheuen Posamentern, insonderlich denen von Haltingen, welche allerhand Taffetband und Posament ohngeachtet allhier verlaufen, damit von Haus zu Haus gehen und den Leuten antragen, die hereinbringende Waare abzunehmen und zu gebührender Strafe zu ziehn.“

„Und damit ihren Beziehungen in der Fremde kein Schimpf und Ohngelegenheit widerfahre, mögen die Meister künftighin keine Mägdelein mehr anstellen.“

Der Rath erkannte:

„Bleibt bei diesem Bedenken und sollen die fremdden, ohngehindert des Artikuls der Ordnung, ihre Arbeit, soviel sie „einfache Galauen und Floretband betrifft, den Kaufleuten anhero zu bringen und hinwiederumb die Seyden und Floret abzuholen befugt sein.“

Also einfache Galonen (Besatzband oder Nestel) und Floretband waren damals schon freie Handelsartikel, Taffetband und Posament dagegen waren zünftig.

Während demnach bereits anno 1666 der Conflict zwischen Handel und Handwerk altengemäß bestund, tritt derjenige zwischen Kunst- oder Mühlstuhl und Handstuhl in einem Aktenstück vom 16. May 1670 zum erstenmale zu Tage:

„Samuel und Hs. Hch. Frey im Namen gesamnten Posamentmacherhandwerks haben supplicirt: WSHGK wollten die ihrem Handwerk zu Schaden seit einiger Zeit eingerichteten Kunststühle abschaffen und verbieten: sie bei der den 9. Juni

1666 ergangenen Rathgabe zu schützen, dabei Herrn Eml. Hofmann auferlegen, daß er keine Tassetband, sondern nur einfache Galammen und Floretband machen sollte."

Nun folgt das Hauptdokument im Streite von Kunststühlen oder Bandmühlen gegen Posamentier, ein sog. Bedenken der XIII vom 10. August 1670, das im wesentlichen folgendermaßen lautet:

... da dann die Klagen der Posamentier und in dero Namen Andreas Wieland, Samuel und Hs. Hch. Frey die gerührte Bandmühlen nicht allein für eine auf ihrem Handwerk ganz ohnzulässliche Neuerung gehalten, um darentwillen sie bei der Meisterschaft andrer Orten in Ungelegenheit gerathen, auch in Gefahr stehen müssen, ihre Gefellen und Jungen in der Fremde ihnen angetrieben werden möchten, sondern auch zu behaupten vermeint, daß die darauf gemachte Arbeit meistens gar schlecht ausfalle, dardurch die Handlung verschreiet, insonderheit aber weilen auf etlichen solchen Mühlen so viel Arbeit gemacht werde, als zuvor auf 100 und mehr einfachen Stühlen verfertigt werden konnten, die Inhaber derselben die Ursach seien, dertenthalben sie und andere Arbeiter ihrer bisher gehaltenen Nahrung aus Mangel an Verdienst entrathen müssen, dahero begehren, daß bedente Stühle, die beides Handwerk und Handel verderben, allerdings abgeschafft und verboten werden sollen; darauf als nach ihrem Abtritt wir Hr. Hans Jb. Battier zum Gold und Hr. Isaac Watt, welche beide bis dahin keine Wendelmühlen haben, berichtsweise angehört, dieselben zwar nicht in Abred gewesen, daß auf mehr angebeduten Bandstühlen die Arbeit ebenso gut, als auf andern einfachen Stühlen gemacht werden könne, Herr Battier aber beineben vermeldet, eines Bedenkens laufe die Einführung dieser Bandmühlen gegen die christliche Liebe, indem, daß bishero etlich tausend

Menschen in der benachbarten Eu. Gn. Landschaft von den hiesigen Kaufleuten zu arbeiten gehabt, dasselbe ihnen anjetzo meistens abgeschnitten und anderer Orten sich umzusehen genöthigt, daher bereits etliche um Arbeit gen Zürich geloffen und zu erforgen sei, wenn die Handelsleut zu Zürich, die wegen der Arbeiter, so man in der Nähe hiesiger Stadt gar komblich gehabt, den hiesigen Kaufleuten bis dahin nicht aufkommen können, aus solchem Anlaß auch in diese Handlung setzen, selbige bei uns bald in Abgang kommen, dadurch sowohl der Particularen als auch Ev. Gn. Zoll, merklicher Nachzug und Schaden zu gewarten stehen dürfte, welches dann die Ursache, derentwegen man zu Frankfurt und anderen Orten dergleichen Kunststuhl nicht gestatten wollen, auch Herr Bourlemasquier zu Genf, der nur zwei solcher Stühle gehabt, hätte selbige nicht mehr nach Genf bringen dürfen, sondern sie zu Morges stehen lassen müssen, — da hingegen Herr Franz Fazi für sich und im Namen seiner Schwägern H. Christoph Iselis Söhne, sodann Herr Jacob de Vachenal für sich selbst, als welche dießmalen der gerührten Kunststühle sich meistens bedienen, geantwortet: „Ihnen komme sehr fremdd vor, daß die Posamentmacher wider sie klagend eintommen und sie bezüchtigen dürfen, als ob sie denen ihre Nahrung bezogen, da doch die Posamenter keine Beudel, sondern allein seidene Band, Gallonen, Spitzen u. dgl. machen, auch nur in die hiesigen Läden arbeiten, darinnen sie denselben keinen Eintrag zu thun begehren, es sei aber männiglich bekannt, wie die Zeiten sich so merklich geändert, daß in allen Handlungen man bald jeden Pfening auf das genaueste beobachten und alles auf's sparsamste zu rath ziehen müsse, indem nun die Bänderhandlung nicht nur allhier zu Basel, sondern auch anderer Orten stark getrieben und die Kunststuhl, ob denen die Posamentmacher ohn

Ursachen sich beschwären, bereits in dem Kurfürstenth. Bayern, und der kaiserlichen Residenzstadt Wien, desgleichen in der Eidgenossenschaft in der Stadt Schaffhausen, in dem Zürichergebiet zu Feuerthalen und seither in der Stadt Zürich selbst, wie auch in Pflünten zu Chur aufgerichtet worden, seyen sie genöthigt gewesen, dieselben gleichfalls zu gebrauchen, wenn sie anders neben andern verkaufen und die Handlung erhalten wollen, welches zu thun ohnmöglich wäre, wenn sie von so kostbaren Arbeitern, wie die Posamenter seien, dependiren sollten und werde ihnen ohne Grund zugelegt, daß sie andern Arbeitern ihre Nahrung entziehen, denn ob sie zwar ungefehr viertelshundert Schifflein auf ihren Stühlen gebrauchen, möge doch solches unter so viel tausend Arbeitern keinen Abgang bringen, neben dem man auch die Frag gar nicht so stellen könne, angesehen der Nutzen einer Manufaktur und deren Erhaltung nicht von vielen Arbeitern und wenig Arbeit, sondern von wenig Arbeitern und vieler Arbeit abhänge, so man ihnen hoffentlich nicht verwehren werde, besonders da ihre Waare so gut als andere, die auf eignen Stühlen gemacht, auch ihren Correspondenten bisher jeweilen angenehm gewesen sei. Wenn aber je denen Arbeitern im Bistum und Solothurner Gebiet, für welche man so eifrig Sorge trage, an Arbeit etwas abgegangen wäre, seien Mittel vorhanden, solches mit Seidenspinnen und andern, dannenher sie doch bessern Lohn hätten, genugsam zu ersetzen wodurch dann die Manufaktur nicht abnehme, sondern mehreres und vollkommen allhero gezogen wurde, maßen auch sie, Fazi und Conf. darumben täglich sich bewerben, und verhoffen, wann sie ein Mittel finden, die Manufaktur der Taffetband, wie solche in Frankreich zu Lyon aus selbigen Enden gemacht, und dadannen in großer Quantität nachhero Deutschland verschickt werden, gleichfalls auf

diesen Stühlen oder auf andere Weise anzurichten und allhier durch dieselbe Handlung allhier gleichergestalten einzuführen, die Posamentmacher ihnen daran nicht hinderlich sein können, in Betrachtung, die Waaren sämmtlich in die Fremdbe gehn und sie zum Ueberfluß sich erbietig machen, wenn auch die Posamentenmacher samt ihrem Gesind ihnen zu arbeiten begehren, sie denselben zwar nicht einen solchen hohen Lohn, wie sie zu Führung ihres Standes bishero prätendiret und darbei kein Kaufmann bestehen könne, gleichwohl aber die Billigkeit und ohneracht alles, was zu menschlichem Aufenthalt vonnöthen, allhier in wohlfeilern Preis anzukommen, dennoch ein mehreres, als bei den Lyonischen Arbeitern üblich, jeweilen bezahlen wollen.“

Nun lassen wir XIII dahingestellt, sofern diese Kunststühl niemals aufgekommen, ob die Bändelarbeit und was daran anhängig vielleicht in mehrerer Achtung verblieben wäre, mithin auch die Arbeiter ihren Lohn in höherem Preis erhalten hätten, daher die Posamentmacher und andere Arbeiter die Abschaffung solcher Stühle nicht ohne Ursache wünschen und wollten auch wir unferestheils selbstn ihnen beipflichten, wenn solche Abschaffung durchgehends und aller Orten zu hoffen sein sollte. Es ist aber, wie die Erfahrung bezeuget, nunmehr dahin kommen, daß ein jeder, so in Handlungen und Handthierungen seine Nahrung suchet, alles auf's gebliffentlichste ausforschet, umb den geringsten Vorthail über andere zu gewinnen, und sehen wir nicht, daß durch Abschaffung mehr angezogener Kunststühle weder die Posamentmacher noch andere ihre Intent einigermaßen erreichen können, sondern erzorgen viel mehr die Bannstrung derselben einen Anlaß abgeben, daß solche allernächst vor Ew. Gn. Stadthor transferiret und folgendß die Dependenz der ganzen Manufaktur dahin gezogen werden dürfte.

Absonderlich aber können wir nicht begreifen, warum die Passamentmacher solche animosität zeigen und eine Manufaktur die niemalen in ihrer Macht gewesen, sondern erst bei dieser Zeit von andern mit Gefahr und großen Unkosten alhero zu ziehen gesucht wird, unterm Vorwand ihrer Handwerks-Ordnungen von hier abzutreiben unterstehen wollen, da doch die Kaufleuth in hiesiger Stadt und der hiesigen Kaufleuthen Läden das Geringste nicht hinzugeben, sondern ihre Waare sämmtlich in die Fremde zu verschickhen begehren, wie bis dahin aus Frankreich, ohne ihr der Passamentmacher Hindernuß beschehen ist, auch zweyfelsfrei fürbaß beschehen wird. Aus dem Exempel anderer Orthen ist beneben bekannt, daß weder Handlungen noch Manufakturen sich dergestalten hemmen lassen, sondern solches alles durch die Freyheit in Aufgang gebracht wurde, ob dann Ew. Gn. nicht selbstn auf die Anrichtung und Erhaltung dergleichen Manufakturen bedacht und daran seyn wollten, daß denjenigen, welche nicht allein die bisherigen Wendelhandlungen fortzusetzen sondern zumahlen die Manufaktur der Taffetband, deren jährlich in Frankreich für viel 100,000 Reuthlr. gemacht und verschickt werden, einzuführen suchen, von des gemeynen besten wegen die obrigkeitliche Hand gebothen auch dazu, der angebeuten Kunststühle ohngehindert sich zu bedienen gestattet werden möchte; Worbey aber unsere unmaasgebliche Gedankhen wären, daß von allen Bändelwaaren, welche auf solchen Kunststühlen fabriziert und von hier verschickt werden, sie seyen von guter Seiden oder Floret oder auch von Wollen, auch zu Mess- und Marktzeit oder auch sonsten zwischen solcher Zeit versandt ohne jeden Unterschied der Zoll von jedem Gulden ein Krzr. oder aber dem Centner und jeveriligen Werth nach bezahlte hiemit des gemeynen Guths Interesse gleichfalls bedacht werden sollte.

Darauffin beantragten die XIII es „bei obgedachten wohl-
erbauerten Bedenken in allen und jeden desselben Stücken, son-
derlich des künftigen Verzollens der Bündeln gänzlich
und durchaus verbleiben zu lassen, es wäre dann Sach', daß
in kurz oder langem diese Bündel und Kunststühl dem Publico
oder dem Commercio einigen Schaden und Anstoß causiren
und gewähren sollte, auf welchen fall hin eine hohe Obrigkeit
allwegen offene Hand haben sollte.“

Der Rath confirmirte das Bedenken der XIII und setzte
den Extrazoll auf die Kunststühle auf 1% fest und zwar mit-
telst Erkenntniß vom 15. May 1671.

Nun folgt ein zweites vom 10. Mai 1673, womit die
Weberzunft mit dem Begehren, es haben sich die Besitzer von
Bandmühlen mit ihr, der Weberzunft, abzustunden, abgewiesen
wurde. Hier findet sich u. a. folgender interessante Passus:

„Der alte Herr Passavant, so vor vielen Jahren der-
gleichen Stühle auch gehabt, habe sich gleich mit ihnen abge-
funden.“

Der Passus ist interessant in zweierlei Richtung. Er zeigt
erstens, daß auch das Geschlecht der Passavant*), wie das der La-
chenal, Battier, Fatio zc. lang vor der Revocation des Edit de
Nantes hier ansässig war und zweitens, daß die Einführung
der Kunststühle in Basel jedenfalls noch vor 1670 fällt.

Von wo die ersten Kunststühle hieherkamen und wo die-
selben überhaupt ihre Wiege haben, erhellt beides nicht aus
den mir zu Gebot stehenden Akten.

Zu einem neulich von Hrn. Dr. Gehring über die Safran-
und die Weberzunft gehaltenen Vortrag glaubte derselbe auf
Grund der Protokolle dieser Zünfte einem Herrn J. Hoffmann,

*) A. 1596 erscheint der erste Passavant (Niclaus) auf der Safranzunft.

Theilhaber des Hauses Emannel Hoffmann die Einführung des ersten Kunststuhles vindiziren zu sollen. Es soll besagter J. Hoffmann die Neuerung aus Flandern mitgebracht haben.

Der obige Passus über den alten Herrn Passavant und seine Stühle scheint dem jedoch zu widersprechen.

Herr Bachofen-Merian spricht in seiner Studie über die Bandfabrikation die sehr wahrscheinliche Ansicht aus, es seien die Kunststühle nach und nach aus successiven Verbesserungen und an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstanden, während in Frankreich die Urheberchaft für die Erfindung beansprucht wird, allein die Belege dafür nicht erbracht werden können.

Schmoller dagegen in seiner Geschichte der deutschen Kleingewerbe sagt folgendes:

„Daneben kam schon frühe die Bandmühle auf, ein künstlicher Webstuhl, der 8—40 Bänder zu gleicher Zeit zu weben erlaubt, eine solche soll schon 1586 in Danzig erfunden, aber vom Rathe verboten worden sein, weil sie eine Menge Arbeiter zu Bettlern mache.“

Wir kommen wieder auf den Conflict zwischen zünftiger und freier Arbeit zurück, welcher natürlich mit der Zeit immer schärfer wurde; je mehr die Concurrnz dem zünftigen Product an den Hals gieng und je nachdem im Rath die zünftlerischen Ansichten stärker oder schwächer vertreten waren, lauteten die Entschelde mehr zu Gunsten der einen oder der andern Partei.

So feierte das Handwerk namentlich am 23. Febr. 1681 einen kurzen Triumph. Es heißt nämlich im Protokolle:

„23. Februar. Die Posamentmacher, begehren WOLLEN auf Mittel denken, daß ihre Gefellen und Zungen außerhalb passiert werden oder die Wendelstuhl abschaffen.“

☞ „Diese Kunst- oder Bendelstühl sollen aus der Stadt Basel abgeschafft werden.“

Allein schon mit der zweiten Erkenntniß vom 26. Februar gl. J. kam die die bessere Einsicht zur Geltung. Es lautet dieselbe:

„MSGH XIII Rathschlag betr. die Bändelhändler und Posamenter wird verlesen, dahin gehend, daß die erstern auch vernommen werden sollen.“

☞ „Ist nochmals vor MSHGH XIII gewiesen und die letzten Mittwoch ergangene Erkenntniß eingestellt.“

Auch im Jahre 1692 hatte dasselbe wieder einen kleinen Erfolg; aber im allgemeinen mußte das zünftige Handwerk Schritt um Schritt zurückweichen, bis im Jahre 1721 ein Theil der Posamenter an der Zukunft des Handwerks zu verzweifeln anfieng und darum einkam, der Weberzunft entlassen zu werden, um ihre Kunst auf Bandmühlen weiter treiben zu können. Mit diesem Augenblick beginnt eine neue Epoche in der Bandfabrikation.

Bevor ich darauf eintrete, möchte ich noch in Kürze einige der hauptsächlichsten Klagen der Posamenter und anderer Fabrikanten anbringen.

So wurden im Jahre 1692 die Herren Jeremias Wirz und Franz Leisler verklagt, daß sie Bänder auf dem Kornmarkt feil haben, was ihnen doch nicht gebühren könne, worauf die obgenannten Firmen versprachen, dergleichen Waaren zwischen Straßburg, Zurzach und hier gar nicht zu verkaufen und später 2 besonders angefochtene Galaunenstühle ganz abschafften.

Daß über etwa auftauchende neue Artikel ebenfalls Streit entbrannte, versteht sich von selbst. Der bedeutendste Klagegrund aber war der, daß in Folge der Herstellung von Bandwaare auf

unzünftigen Kunststühlen das Handwerk im heiligen römischen Reich verschrieen sei und das Feilbieten derselben gegen die Reichshandwerksordnung verstoße, was zur Folge habe, daß die Söhne der hiesigen Meister auf ihrer Wanderung nicht mehr als zünftige Gesellen angesehen würden und nirgends Arbeit erhalten könnten. Die Beanstandung des Produktes der Kunststühle war so intensiv, daß sie ein kaiserliches Edikt provocierte, durch welches die Bänder, die auf solchen Stühlen gemacht wurden und die leicht kenntlich waren, von den Märkten und Messen des heil. römischen Reiches ausgeschlossen wurden. Um das Edikt rückgängig zu machen, wurde im Jahre 1720 ein Herr Achilles Leisler nach Augsburg und nach Nürnberg gesandt, im Namen und auf Kosten der sämtlichen Wendelsabrikanten. Ob die Reise von Erfolg gewesen, erhellt nicht direkt aus den Akten, da indeß der ganze Gegenstand aus denselben verschwindet und die Frage in der Folge nirgends mehr ernstlich auftaucht, so ist anzunehmen, daß besagter Herr Leisler seinen Zweck erreicht habe. Dafür machte er aber auch eine Kostenrechnung von 1620 Gulden 51 Kr., welche ihrer Höhe wegen als Kuriosum protokolliert wurde. Da mehrere Fabrikanten sich weigerten, die Rechnung anzuerkennen, mußte die Direktion des Commercii zur Verständigung, ins Mittel treten.

Von 1720 bis 1737, dem Jahre der Einsetzung einer obrigkeitlichen Fabrikkommission zeigen sich nun Schwierigkeiten anderer Art. Collision der Interessen, Uneinigkeit der Fabrikanten unter sich, Widerstand einzelner gegen beschlossene Maßregeln, Mangel an Competenz zu zwangsweiser Durchführung einerseits und Kampf gegen die auswärtige Concurrenz anderseits füllen diesen Zeitraum.

Herr Emanuel Hoffmann, Herr Joh. Inhof, Herr Franz Sarasin und Herr Antony Winkelblech für sich und übrige

Herren Wendelfabrikanten klagen wider Herr Eugen Linder, daß dieser ihrer Convention zuwider gewisse Floretband fabriziere, auch debitiere und obgleich Herr Debary davon besistuiert, der Beklagte dennoch nicht davon absteihn wolle, mit Bitte ihn davon besistuiren zu machen.

== „Solle Herr Linder von nun an sich der Hrn. Bandfabrikanten Convention durchaus conformiren, bei höchster Ohn- gnad M^HG^MH, und solle in der ganzen Sach' Hälung ge- boten sein.“

So heißt es am 20. August 1721:

„Sodann klagen die Herren Leißler und Heußler, daß einzelne Collegen den Antheil an den gemeinschaftlichen Auslagen nicht bezahlen wollen und bitten die gu. Herren des Rath's ihnen zu ihrem Gelde (fl. 1043. 43 fr. 2 $\frac{1}{2}$ Pf.) zu verhel- fen.“ Der Hauptstreit aber ist aus folgendem Aktenstück zu entnehmen:

Vom 22. Aug. 1725. Memorial des Directorii der
Kaufmannschaft.

.....
„Was dann den 2. Punkt anbetrifft, so äußert sich dar- bey Ew. Gn. väterliche Vorsorg zu Erhaltung Euer Fabrique die nicht nur allein ihrem Arario, sondern auch dero ganzen Stadt und Landwesen, höchst nutz- und ersprießlich ist, und kommt uns bedauerlich vor, daß das beste hiezu dienende Mittel, nämlich die rechte Einigkeit der Herren Wendelfabrika- ten so schwer scheint hervorgebracht zu werden. Es behaup- ten zwar einige derselben, daß das Commercium, woran die Fabrique einen großen Theil ausmache, frey sein und ein jeder bei dessen Treibung ohngebundene Hand, daß ist, die Frei- heit haben müsse, seines Orts alles zu thun oder zu lassen, was er seiner Convenienz gemäß erachte, weilen durch einige

Einschränkung keine Remedur zu hoffen, auch genug wäre, daß Em. Gn. den Pfund-Zoll und dero Unterthanen ihre Nahrung reichlich daran zu genießen hätten. Von andern dagegen wird vorgestellt, daß gleichwohl der Fabrikant für seine Mühe und das Interesse seines kostbaren Gewerbes ganz billigerweise auch eine Belohnung verdiene, zu der Zeit, da sie auf die Waaren einen gewissen Preis gesetzt und unter demselben nichts zu verkaufen, sich schriftlich verbunden, sei die Fabrique wohl gestanden und von einer einzigen Kiste Waare mehr Nutzen als anjeto von drei bis vier, abgefallen, mithin zu wünschen, daß solche Convention noch lange aufrecht verbleiben und nicht durch gewinnfüchtige Contravenienten unterbrochen, ja gar aufgehoben worden wäre, anjeto aber sei es so weit gekommen, daß sie neben andern, welche vermittelst ihres Reichthums und sonst habenden Vortheile, alles an sich ziehen, mithin die Weyb allein haben wollten, und ihre Waaren bei jeto erhöhtem Preis der darzu gehörigen Stoffe, so wohlfeil als jene, ohne großen Verlust nicht hingeben könnten; und eben dieses hätte bei den Fabriken so viele Mißbräuch und derweilen führende Klägden nach sich gezogen. Hierzu aber käme noch der vielfältige Betrug so darbey vorgienge, indem unter anderm auch sonderlich das von jedermann gebrachte Maß der Bandstücken um viele Ellen wider die in dem Commercio so nöthige Treuwe verkürzt wurde, anstatt zur Zeit der Convention ein gleiches mit dem Preis geschehen, da man zur Bemäntelung eines ohnerlaubten Wesens, in deren Rechnungen ein Stück à 36 Pf. zwar angesetzt, in der Summ aber für mehr nicht als 34 Pf. ausgeworfen hätte und sei solchemnach kein besseres Mittel vorhanden umb die Fabrique in ihre alte Ordnung und Flor herzustellen, als wann dergleichen Betrug durch hochobrigkeitliches Einsehen kräftig gesteuert, die Fabrique nicht so stark übertrie-

ben, sondern vielmehr also eingeschränkt würde, daß einer neben dem andern leben und sein Brod gewinnen könnte, wie dann solches leicht angieng, wenn nur diejenigen so Wandstühle von unmäßiger Anzahl hätten, sich aus christlicher Liebe zu einer Verminderung, die gegen andere proportionierlich wäre, verstehen und neben ihrem eigenen Interesse auch den Nutzen ihres Nebenmenschen, ja des ganzen Publici in Betracht ziehen wollten.

Übrigens wird von einigen auch versichert, daß in dem heiligen römischen Reich wider die hiesige Fabrique von neuem etwas ohnbeliebiges obhanden sei, anbei besorget, daß sonderlich ein dahier neu aufgerichteter Mühlenstuhl von facconierten Bauden die dasigen Vorteuwirler noch mehreres in Harnisch bringen dürfte, wie denn anzumerken, daß das zu ihren Gunsten von kaiserlicher Majestät ausgegangene Edikt ohnerachtet so vieler angewandten Bemühungen und Unkosten noch nicht aufgehört, sondern dessen Vollziehung nur connivendo eingestellt worden sei.

== „Ueber die Aufrechterhaltung der Wendelfabrique sollen R. H. G. A. Herren die XIII mit Zuzeichnung des Herrn Präsidenten und etlicher membrorum des Directorii löbl. Kaufmannschaft einen Rathschlag abfassen.“

Neben Preis und Ellenmaß richteten sich die gemeinschaftlichen Bemühungen der Fabrikanten namentlich auf die Erhaltung der Manufaktur im Lande.

Klagen gegen Schreiner wegen Anfertigung von Wandstühlen für Bestimmung außer Landes, wegen Wegzugs von Arbeitern in die Fremde, wegen fremder Gesellen, füllen die Protokolle und strenge Strafen waren damals schon auf die Contravention gegen die auf diese Punkte bezüglichen Rathserkenntnisse gesetzt.

Unter den fremden Concurrenten steht schon 1722 in erster Linie Herr Adam Senn von Zofingen und in diesem und den zwei folgenden Jahren wurde bei allen Landvogteien eine weitläufige Enquete gemacht, deren Resultat bei den Akten liegt, über die Arbeiter sowohl, welche Herr Senn beschäftigt, als über die Stühle, die etwa ihm gehören, und die Schreiner, die sie gemacht haben. MSHH Herren wollten nun der Sache mit diesem Senn ein Ende machen, da lief am 26. April 1724 ein Schreiben von Bern ein:

„Was gestalten ihr Angehöriger Johann Adam Senn, des Raths von Zofingen ein Seidenfabrikant sich erklaget, daß einige hiesige Unterthanen, so seine Arbeiter gewesen mit harter Bedrohung und obrigkeitlicher Straf, ihm Senn zu arbeiten abgehalten wurden u. s. w. und verlangt, daß man den hiesigen Unterthanen erlaube, dem Herrn Senn ferner in seiner Manufaktur zu arbeiten.

☞ „Soll vorläufig an Bern berichtet werden, daß man das Schreiben erhalten habe, und nächstens beantworten werde und ein Bericht der Bandfabrikanten eingezogen werden.“

Das Ende der bezüglichen Verhandlungen ist nicht zu ersehen und muß in einer Art Toleranz-Edikt zu Gunsten der Berner Unterthanen im Aargau bestanden haben, auf das in spätern Protokollen hingewiesen wird.

Interessant ist die Bemerkung in einem Schreiben von Farnsburg von 1723, „Hans Schaffner zu Tenniken habe besagtem Herrn Adam Senn einen Mühlstuhl zu etlich Gattung Bänden zu wegen gebracht, welches der erste Stuhl sei, darauf man in dortiger Gegend etliche Gattung Arbeit machen könne.“

Es scheint dies der Anfang derjenigen technischen Einrichtungen zu sein, die man später Geschirre hieß. Spitzenge-

schirr, Atlasgeschirr 2c., die bald darauf in den Ausfuhrverboten als „machinas“ neben den Stühlen auftreten.

Der in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts schwunghaft betriebene Seiden diebstahl gab dann den Anstoß zur Einsetzung einer Fabrik-Commission und zwar auf Grund einer Eingabe der Kaufmannschaft vom 17. März 1736.

Ueber die Zusammensetzung der Fabrik-Commission begehrt Herr Bn. einen Irrthum. Er sagt:

„Am 4. Jenner 1738 wurde wahrscheinlich in Folge obigen Schreibens die erste sogenannte Fabrik-Commission aufgestellt. Sie bestand aus einem Kleinrath als Präsident, 2 Beisitzern aus dem Rath und 2 Wendelfabrikanten; sie erhielt sich das ganze 18. Jahrhundert hindurch und hatte alle Streitigkeiten zwischen den Fabrikanten und Arbeitern zu richten.“

Während in den Akten folgendes steht:

4. Januar 1738. XIII Rathschlag.

„Wenn nun m. H. G. N. die XIII eine solche zwar beständige Deputation nicht nur als nützlich und ersprießlich, sondern auch als nothwendig erachten, als hielten dieselben dafür, daß eine solche Deputation so aus 4 Herren der Räte und zwei Herren der Direktion der Kaufmannschaft bestehen sollte, und zwar zwei aus dem neuen und zwei aus dem alten Rath, so aber keine Fabriken selbst haben, sollte ernamset werden, welche je nachdem sich ein Casus zutragen und es eine Fabrique sowohl in Seide, Wollen oder Leinen, betreffen wurde, ein oder zwei Herren von der Fabrique so es angehen thäte, zu ihrer Information oder Bericht zu sich nehmen sollten, doch daß die Herren Fabrikanten unter sich abwereln thäten, auch kein Votum decisivum haben sollten. . .

—:— Bleibt bei diesem Rathschluß und sind zu Deputaten ernannt: Herr Meister Merian, Herr Rathsherr Hans Rud.

Burdhardt, Herr Rathsherr Em. Fäsch, Herr Rathsherr Harscher; einem löblichen Directorio der Kaufmannschaft aber ist überlassen noch zwei Herren, einen aus den Deputirten zum Postwesen, und einen Herrn Direktor dazu auszuschießen.“

Daß die Bändelfabrikanten weder anfangs noch am Ende des Bestehens Mitglieder der Fabrik-Commission waren, erhellt aus einem großem Streite zwischen beiden, der im Protokolle der Bandfabrikanten verzeichnet ist und daraus hervorgieng, daß die Fabrik-Commission begonnen hatte, entgegen der früheren Uebung die Fabrikanten als Zengen statt als Beisitzer mit beratender Stimme zu betrachten und zu behandeln, gegen welches die Fabrikanten durch Wegbleiben reagierten.

Unter der Benennung: Insinuatio an löbl. Fabrique-Commission und Erklärung wegen abgeschlagenem Voto deliberativo und Beisitz beim Voto decisivo steht im Protokolle von 1768 folgender Beschluß der Fabrikanten:

„Wird Notar Oberriedt ersucht im Namen sämtlicher „Fabrikanten dem Herrn Präsidenten löblicher Fabrique-Com- „mission höflichstens anzuzeigen, daß die Herren Bandfabrikan- „ten ihre ernamste Ausschüße dahin insinuiert, keiner Session „löblicher Fabrique-Commission künftighin anzuwohnen, es werde „denn ihnen ihre so viele Jahre genossene Vorrechte wiederumb „eingerräumt, namlicher, daß ihnen der Beisitz bei löblicher Com- „mission, das Votum deliberativum und dem Decisivo-Urtheil „beizuwohnen, wie bis dahin üblich gewesen, wiederum einge- „standen werde.“

Der Streit wurde nachher vermittelt, wie aus einem Protokolleintrag vom 19. Januar 1771 ersichtlich ist.

Die Fabrik-Commission erwies sich als wohlthätig und ihre Wirkung als zweckmäßig. Der beste Beweis dafür ist der, daß die von ihr festgestellte Ordnung von 1753 über das El-

lenmaß und die Löhne, auf welche die Fabrikanten den Eyd abzulegen hatten, bis zur Staatsumwälzung von 1798 mit kleinen Abänderungen maßgebend waren.

Als Musterbeispiel diene folgende Ergänzungsconvention:

„Nachdem seit der den primo Januar 1754 gemachten und von unsern Gn. H. ratifizirten V. O. des Ellenmaaßes deren allhier fabrizierten Seyden- und Floretbanden, verschiedene neue Arten von Lijieren, Dipfli, Block, Spiegel, Façon, Wasser, Stern- und Blumenbanden und wie selbige sonst noch Namen haben mögen, allhier fabriciert werden, welche theils ganz gemeinsärbig, theils mit vielen oder wenig hohen Farben melirt seyen, worüber in gedachter V. O. das Ellenmaaß nicht deutlich genug regulirt worden. Und haben sich sämtliche Herren Bandfabrikanten nach reiffer Ueberlegung dahin verglichen, daß es wegen obgedachter Arten von Banden für diejenigen, welche ganz gemeinsärbig seyen, sowohl einfärbig als melirt durchans bei dem schon regulirten Ellenmaaß von 25 Ellen sein Verbleiben habe.“

„Was aber die mit hohen Farben melirte anbetrifft, so sollen die, bei welchen Zettel, Eintrag, Lijier und Figur zusammen gerechnet nicht wenigstens der vierte Theil hochfärbig, ebenfalls 25 Ellen halten und nur allein diejenigen zu 22 Ellen abgemessen werden, in welchen sich real der vierte Theil oder mehr Hochfarbe befindet, also daß die hohen Farben sichtbar hervorschießen müssen.“

„Und verstehet sich diese Convention sowohl für diejenigen dergleichen Banden, welche dato fabriziert werden, als auch für diejenigen neue Arten, welche mit der Zeit noch fabriziert werden möchten, sowohl mit als ohne Spitzen.“

„Wir verbinden uns auch zu dieser Convention, bei dem unsern gn. Herren über vorgedachte Verordnung vom p. Jan.

1754 geleysteten Eyd und der in derselben fixirten Straffe gegen die Fehlbaren.“

Basel, den 17. July 1759.

Jakob Keller u. Sohn. Passavant u. Turneisen.
Marcus Weiß u. Sohn. Emanuel Hoffmann.
Johann Jakob Bachofen u. Sohn. Johann Fried.
Nübling. Wettstein u. Burckhardt. Joh. Jakob
Schöllly. Hans Balthasar Burckhardt u. Comp.
Witz u. Wild. Joh. Debary u. Comp. Burt-
hardt u. Frey. Hans Franz Sarasin. Franz
Debary. Achilles Leisler u. Beckh. Joh. Jakob
Debary. Johann Lucas und Christoph Zselin.
Turneisen u. Burckhardt. Isaac Keller. Eiman.
Falkner. Hieronymus Wieland. Fäsch u. Gebr.
Christ.

Das gemeinsame gesetzliche Ellenmaaß gab damals schon, wie in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, vieles zu schaffen und die Frage wurde durch die aargauische Concurrnz, damals Hans Adam Senn und Rudolph Meyer noch verwickelter, bis sich diese ebenfalls auf die Basler Ordnung verpflichten ließ. Es war übrigens damals eine etwas heikle Geschichte mit dem gleichen Ellenmaaß, wie aus vielen Stellen des Protokolls hervorgeht.

Nicht übel ist folgender Passus:

„Weilen man kein durchaus gleiches und eracktes Mäß
„von dem Lyoner oder Genfer Stab zur Hand bringen können,
„als ist auf die Reduktion in dieselben nicht so viel, als aber
„fest und eigentlich auf die Elle zu sehen und deren Maaß zu
„observiren.“

Schon im Jahre 1726 wurde verordnet, daß wer von dem vorgeschriebenen Maaße abweiche, um tausend Thaler ge-

strafte werden solle. Ob die Strafe jemals verhängt wurde, habe ich nicht finden können.

Noch eine hierher gehörige pikante Eintragung, namentlich für die, welche die Nachfolger kannten, ist die folgende:

„Bürger-Präsident thut Namens seines Handelshauses „Gedon Burckhardt die Anzeige, den 24. Dez. 1801 hätte „das Haus Salomon Flersheim u. Comp. in Frankfurt a. M. „von ihm passefins und renforcés verlangt, das Stück zu 60 „Ellen, anstatt zu 63, worauf ihm Herr G. B. geantwortet, er „könne vom ordnungsmäßigen Ellenmaaße nicht abgehen, bis er „Beweise habe, daß andere Fabrikanten mit dem Beispiel dieser „Veränderung vorangegangen. Auf dieses habe das Haus S. „J. u. C. geantwortet, die renforcés so sie in ihrem Lager „haben, seien von Herren J. J. Turneyfen und Herrn J. De- „bary u. Bischoff und alle von 60 Ellen u. s. w.“

Herrn J. J. Turneyfen verlangte sodann, man solle einige Stücke seiner renforcés kommen lassen, um sich von Unbe- gründetheit der Anklage zu überzeugen und auch Herr Debary erklärte feierlich, sich an die Ordnung gehalten zu haben.

Der Ausgang der Sache ist folgendermaßen eingetragen:

„Nachdem Bürgerpräsident nach Ausweis dieser Ant- worten dem Hause Flersheim zurückgeschrieben, hat dasselbe erstlich unterm 12. Januar die Sache als einen Irrthum au- gegeben, — allein auf noch bestimmter begehrte Erläuterung meldete dasselbe unterm 22 Februar, der Error sei dieser: 60 Frankfurter Ellen seien gleich 63 Basler Ellen. Ob schon nun diese Antwort nur als eine Ausflucht anzusehn, indem nach angestellter Berechnung 60 Frankfurter Ellen noch mehr als 63 Basler Ellen ausmachen, so habe Bürgerpräsident doch ge- glaubt, die Sache auf sich beruhen zu lassen,“ was auch geneh-

migt wurde. Solchen Anfechtungen war also damals schon der Band-Fabrikant ausgesetzt.

Uebrigens hielten Fabrikanten und Behörden mit Recht die Aufrechterhaltung des gesetzlichen Ellenmaaßes und die scharfe Wacht über dasselbe als eines der Hauptrequisiten für den Credit und die Prosperität der Basler Manufaktur.

Die Zählung von 1754 bewies, daß diese Politik keine so üble war.

Während sich die Fabrication im Jahre 1672 noch auf 350 Schifflein beschränkt, ergab sich 1754 folgendes:

Mühlstühle, so Baslern gehörten	858
bergleichen, so nach Aargau und Zofingen gehörten	64
Kleine Handstühle, so Baslern gehörten	84
Große und kleine Stühle, so Arbeitern gehörten	219
Also im ganzen Stühle	<u>1225</u>

Darunter zu ganz Seidenband eingerichtet 829 und zu Floretband, Holländer und Zwilchband 396.

Im Jahre 1786 fanden sich sodann bereits 1870 Stühle, welche Baslern gehörten, und 2246 insgesammt.

In Bezug auf den Arbeitslohn, der ebenfalls obrigkeitlich geregelt war, wird einmal geklagt, daß die Aargauer wohl den gleichen Lohn bezahlen, aber die Nummern der Arbeiten verschiebe, was ein Ende nehmen müsse.

Veränderungen resp. Ergänzungen wurden durch neue Breiten, namentlich aber durch neue Artikel bedingt:

Als neue Breiten erschienen die $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ im Jahr 1787 in der Lohntabelle und als neue Artikel die Stern- oder Mosaikband, die Dipfli, Blockband u. s. w.

Aber auch die Qualitäten kamen in Betracht, wie aus folgendem Memorial der Fabrikanten vom 18. März 1767 hervorgeht.

18. Merz 1767. Memoriale der Fabrikanten.

„Wir waren niemals uneinig und unser jüngstes Memoriale so wir M^HG^H Deputirten zur löblichen Fabrique-Commission eingegeben haben, war von uns sämmtlichen gutgeheißen.

Es ist Ew. Gn. bekannt, daß Hochdieselben auf unser selbseigenes Anhalten im Jahre 1753 durch dero hohe Ratifikation unsere auf die Billigkeit gegründete Tare des Arbeitslohnes, die letzte Zierbe gegeben haben.

Wie dichter und schwerer aber die Band gemacht werden, wie längere Zeit hat der Arbeiter darzu nöthig, wie mehr gebühret ihm gefolglicher davor Lohn. Würden wir nun dormalen unsere Band schwerer machen, als in Anno 1753, so würden wir unbillig sein, wo wir unsern Arbeitern nicht mehreres als den damahls stipulirten Lohn bezahlten.

Da wir aber gegentheils seit dieser Zeit bei immer theurer gewordenem Preis der Seide, nach Nachahmung ausländischer Fabrikanten unsere Band viel leichter und dünner als in Anno 1753 machen müssen, um mit ihnen gleichen Preises verlaufen zu können, so wäre die höchste und von sich selbst redende Billigkeit, daß wir allen Arbeitslohn verminderten, wir haben aber dennoch aus vielfältigen Gründen und besonders um Ew. Gn. nicht so viel zu bemühen, uns begnüget, unter ca. 30 Artikeln Band so wir fabriziren, nur zwei einigen Artikels, nemlich den Halbseidenband und denen Sternbanden im Lohn abzubauen, weilen erstere seit 1753 durch lomblichere, auf unsere größten Unkosten verbesserte Maschinen und letztere wegen vieler verminderteter Qualität geschwinde können gearbeitet werden.“

Was ein guter Arbeiter verdienen konnte, ist schwierig zu ermitteln. Ich habe nur folgendes gefunden. In einer

Wittſchrift mehrerer Gemeinden des Amtes Wallenburg vom Jahre 1797 heißt es wörtlich:

Holländer.

3 Personen, welche fleißig arbeiten, verdienen		Pfb.	Bz.	Pfg.
bei dormaligem Floret und Eintrag wöchentlich		5.	—	—
hievon ab für Botenlohn, Del, Rappenabzug und Stuhlzins		1.	—	—
	Bleibt	4.	—	—

oder per Person wöchentlich 16 Bagen.

Zwischband.

4 fleißige Personen verdienen		Pfb.	Bz.	Pfg.
wovon abgeht Botenlohn		—	10	—
für Del		—	10	—
Rappenabzug		—	2	8
Stuhlzins		—	1	8
	Bleibt	6.	17	8

Also per Person wöchentlich 20 Bagen 6½ Rappen.

Die Seidenwinder fordern dagegen jetzt 1 Pfb. 6 Bagen 8 Pfg. für ein Pfund Seiden zu winden, während früher nur 13 Bagen bezahlt wurde.

Auf diese Wittſchrift wurde geantwortet:

„ . . . Finden WSH einmützig, daß sie in dieses „Begehren nicht eintreten können, zumalen sich noch kein Arbeiter bei einem Herrn Fabrikanten particulariter beklagt und „ihnen erst vor zwei Jahren eine Augmentation bewilligt worden „auch seither gottlob wohlfeilere Bitten eingetreten sind.“

Der durchschnittliche Lohn jener Zeit muß etwa 25% höher gewesen sein, als der oben für Zwilchband berechnete.

Ich stütze mich bei dieser Annahme auf folgendes:

Im Jahre 1789 war auf Antrag des Herrn Christoph Iselin eine allgemeine Armenkassa zu Gunsten der Posamenter und Seidenwinder auf der Landschaft errichtet worden, in welche diese Arbeiter 2 Pfg. oder 1 Rappen vom Pfd. Geld vom Arbeitslohn zurückzulassen hatten. Das war der oben erwähnte Rappenabzug. Der Betrag wurde von den Fabrikanten halbjährlich eingeliefert und in einen pefchierten Sack gethan und dem Deputatenamt zur Verwaltung übergeben. Die Abzüge am Lohn begannen am 1. Februar 1789 und endigten Anfangs 1798, sofort nach Beginn der Helvetik mit Auflösung und Vertheilung der Kasse.

Der höchste halbjährliche Betrag wurde in der 2. Hälfte von 1796 mit 6258 Pfd. 12 Bazen 6 Pf. erreicht und der Gesamtbetrag inclusive Zinsen war 96947 Pfd. 5 Bazen 4 Pf., ohne Zinsen ca. 91,000 Pfd. für 9 Jahre, thut rund 10,000 Pfd. Rappenabzug pr. Jahr oder 120mal so viel für den Gesamtarbeitslohn, also 1,200,000 Pfd. per Jahr.

In einem Aktenstück sodann, womit die Gemeindevorstände der Landschaft verweigerten, für allfällige Vorschüsse aus der Armenkassa an Posamenter gutzustehen, weil nur ein Theil der Bewohner Posamenter seien und der Risiko deswegen dem andern Theil nicht zugemuthet werden könne, geht hervor, daß der mit der Bandfabrikation zusammenhängende Bevölkerungstheil auf 9000 Personen geschätzt wurde. Der oben ausgerechnete Arbeitslohn von 1,200,000 Pfd. auf diese 9000 vertheilt ergibt durchschnittlich 133 Pfd. — pro Jahr.

Der Brutto-Lohn der Zwilchbandarbeiter ist 8×52 oder 416 Pfd. pr. Jahr für 4 Personen oder 104 Pfd. pr. Kopf, also rund $\frac{1}{3}$ unter dem allgemeinen Durchschnitt.

Für den Betrag des Gesamtumsatzes dieser Zeit finden sich auch ziemlich sichere Indizien. Es wurden nämlich die gemeinschaftlichen Auslagen aus der sogenannten Fabrikasse bestritten, in welche jeder Fabrikant, wenn Ebbe eingetreten war, $\frac{1}{4}\%$ des Verkaufes zu versiren hatte. Zwei Beitragssummen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts sind im Protokolle verzeichnet. Der eine von 23 Firmen eingeliefert mit 883 Gulden 20 Kreuzer, der andere ohne Angabe der Firmenzahl mit 747 Gulden 8 Kreuzer. Der Durchschnitt ergibt rund 800 Gulden, als $\frac{1}{4}\%$ des Gesamtumsatzes, der sich somit auf 3,200,000 Gulden pro Jahr oder 3,840,000 Pfd. belaufen haben muß.

Früher war in diese Fabrikasse 5% des Pfd.=Zolles geliefert worden. Der Geldbeitrag auf dieser Grundlage bezifferte sich 1766 auf 659 Gulden 20 Kreuzer, was den jährlichen Pfd.=Zoll auf 13,187 Gulden stellen würde, und wenn der Pfundzoll 1% war, den Umsatz auf 1,318,666 oder circa 1,600,000 Pfd. pro Jahr.

Am 5. März 1766 heißt es sodann im Protokoll:

„Ob nicht auf geschenehen Geldbeischuß, wie sonst üblich, eine Mahlzeit gehalten, wer dazu einzuladen, wie die Einladung beschaffen und wer an dieselben zu bezahlen habe.“

☞ „Werden nach beendigter Frankfurter Messe die Herren Franz Debary, Lucas Sarasin und Daniel Burdhard ersucht, MGH Herren beide Herren Oberzunftmeister anzufragen, wann denselben diese Mahlzeit abzuhalten „komblich“ sei.“

Es wurden nachher noch die Herren Ch. Frey, Jsaac Keller, Martin Bachofen und Secretär Linder delegiert, um die Einladung an 12 weitere Honoratorien in persona zu besorgen. Man sieht, daß die Mahlzeiten damals noch mit einiger Ceremonie umgeben waren.

Ich muß von der Wahlzeit noch einmal auf die Krankenkasse zurückkommen. Vorerst, um etwas zu redressiren, was in der Studie des Herrn Bachofen mit den Akten nicht stimmt.

Herr Bachofen sagt Pag. 56, nachdem sub 4. Mai die Kasse abgeliefert worden:

„Die Summe von beinahe 97,000 Pfd. als Ertrag von 9 Jahren schien aber jenen Repräsentanten nicht genügend zu sein; sie verlangten, daß sämtliche Fabrikanten ihre Arbeitsbücher von 1789 an nochmals nachrechnen lassen sollten, was einem jeden von der Regierung zu thun befohlen ward. Diese lange und manchem beschwerliche Arbeit wurde vollzogen und dabei am Ende das gleichlautende Resultat gefunden, also die so beleidigende Probe mit größten Ehren bestanden.“

Hören wir das Protokoll:

„Nachdem die Nationalversammlung am 10. Februar 1798 erklärt hatte, die Posamenterkasse als Eigenthum derjenigen Posamenter, welche dazu eingeschossen hatten, in ihren Schutz zu nehmen, und befohlen, den Schlüssel dazu 6 Repräsentanten vom Lande zu übergeben, folgt am 18. gl. M. die Eingabe des Posamenterausschusses an die Nationalversammlung womit also verlangt wurde, daß jeder Fabrikant ein vollständiges Inventar sämtlicher von 1789—1798 gemachten Lohnabzüge einzuliefern habe und das Dekret der Nationalversammlung vom 21. Februar bestimmt, daß dies binnen zwei Monaten zu geschehen habe.

Von den Fabrikanten heißt es im Protokoll, daß sie keinen Anstand finden, zufolge dieses Dekretes die verlangten Auszüge anzufertigen.

Nun sind allerdings bis 4. Mai die Auszüge und mit denselben auch der Cassenbetrag abgeliefert worden, allein es

scheinen die Beträge nicht mit einander gestimmt zu haben, denn in dem Protokoll vom 8. Mai heißt es:

„Bürger-Präsident zeigt an . . . es hätte sich nach Summirung dieser Auszüge ein Manko von ca. 5000 Pfd. hervorgethan, dem die Bandfabrikanten auf den Grund kommen sollten.“

Und am 15. Mai 1798: „Der Secretarius legt die ihm in letzter Session anbefohlene Summation der gemachten Lieferungen vor, laut welcher wirklich 4849 Pfd. 13 Bagen 8 Pf. fehlen und im Protokoll nicht erscheinen, wogegen solche aus den von jedem Bandfabrikanten dem Sekretario übersandten Betrag seiner halbjährlichen Lieferungen gezogenen Hauptsummen wirklich geliefert sein sollten.“

„Wollen sämmtliche anwesende Bandfabrikanten sich freiwillig dazu verpflichten, diese fehlenden 4850 Pfd., jeder pro rata der Summe, die er dem Sekretär eingeschickt hat, zusammen zu ersetzen. Die Quittung über diese 4850 Pfd. ist von Notar Brenner Namens der Posamenterausschüsse am 2. Juni 1798 ausgestellt.“

Wo der Manko herrührte, ob vom Deputatenamt oder von wo sonst, ist nicht zu ersehen.

Mit der Armentasse wollte man anfänglich auch erzieherische Zwecke verbinden. Im betreffenden Memorial der Fabrikanten wird als solches sub Ziffer 4 angegeben:

„Die nothwendige Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts des Landvolks und besonders des weiblichen Geschlechts, deren die meisten außer dem posamenten sonst nichts verstehen und für welche ein Unterricht im Nähen, Stricken, Spinnen oder anderen Arbeiten äußerst nothwendig wäre und in Zeiten, da die Bandfabrikation weniger Hände erforderte, sehr zu statten kommen würden, zu welchem Endzweck auch in

Böhmen, im Hannöverschen und andern Orten die sog. Industrieschulen treffliche Dienste leisten.“

Die Sache scheiterte daran, daß man diese sog. Industrieschule allgemein machen und die andere Bevölkerung, das Bedürfniß mehrerer Geisteskultur nicht verspürend, nichts daran zahlen wollte.

Spätere Anstrengungen, die allgemeine Armenkasse wieder zu organisieren, führten zu keinem Resultat.

Einen Hauptbestandtheil der Thätigkeit von Behörden und Fabrikanten bildeten die Bemühungen für Abwehr der Emigration, resp. für Erhaltung der Manufaktur im Lande. Wenn auch viele der Befürchtungen und Beschuldigungen wegen Verschleppung von Stühlen und Maschinen in die Fremde, wegen Annahme fremder Arbeit oder fremder Arbeiter, wegen zu großer Vermehrung der den Arbeitern eigenthümlich gehörenden Stühle, wegen Emigration oder Debauchirung der eigenen Leute durch fremde Agenten, (solche von Wien und von Brandenburg erscheinen im Protokoll am häufigsten) wegen zu großer Ausdehnung der Margauer Konkurrenz u. a. m. nicht vollständig zutreffend und meistens übertrieben waren, so blieben der wirklich begründeten Gefahren und Angriffe noch genügend übrig, um die höchste Sorgfalt und Energie zu rechtfertigen. Und an dieser ließen es die hohe Regierung und die Fabrikanten wahrlich nicht fehlen. Die folgende sogen. Vorstellung der Fabrikanten vom 26. November 1766 giebt einen klaren Einblick in die angewandten Mittel.

26. Nov. 1766. Vorstellung der Fabrikanten. Begehr „daß: 1) sobald nur möglich U. gn. Herren ihre hohe Befehle dahin erneuern möchten, daß alle Erkenntniße und Ordnungen so zum Besten der Bandfabrique ertheilt worden, neuerdings

auf der Landschaft in allen Nembtern publiciert, denen Beambten auf den Dorffschaften, sonderlich denjenigen, so sich auf der Grenzen befinden, anbefehlen zu lassen, keine Bandstühle, noch einige dazu gehörige Geräthschaften von einem Ort zum andern in unseren Landen (dann es ohnehin außert Landes zu führen verboten) ohne Schein des hiesigen Fabrikanten, als des Eigenthümers, oder wenn selbige Unterthanen eigenthümblich gehören sollten, ohne Bewilligung löblicher Fabrique-Commission nicht abgehen zu lassen, diejenige aber, so sich nicht mit einem solchen Schein versehen, anzuhalten und an Behörde zu verzeigen.“ —

2) „Daß keinem Schreiner auf der Landschaft gestattet werde, einen neuen Stuhl noch andere zur Fabrique dienende Instrumente zu verfertigen, es seye ihm denn von einem hiesigen Fabrikanten für seine eigene Rechnung bestellt, insonderheit aber, daß denen Schreiuern bei hoher Strafe zu untersagen, keine frembde Gesellen noch auswärtige Dienste und Arbeiter anzunemen, ingleichen möchte denen Bauarbeitern ernstlich verboten werden, auswärtige Arbeiten, unter was Vorwandes es immer sein möchte anzunehmen, und wenn sie wider Verhoffen gleich den Schreyuern mit solchen versehen wären, selbige ohne Zeitverlust auszuschaffen, es wäre, daß sie von löbl. Fabrik-Commission eine Spezial-Erlaubniß erhielten, dergleichen wirklich in dem Land befindliche und das Posamenten oder die Schreinerrey wohlverstehende Frembde in ihren Diensten zu behalten, dieweilen dergleichen auszuschaffen, ebenso schädlich wär, als wenn hiesige Unterthanen in auswärtige Fabriken gezogen werden, fürnehmlich aber ist darauf zu sehn, daß keine Frembden mehr, beiderley Geschlechts zum Posament gezogen und angeführt werden.

3) „Denen Beamten und denen Wachten auf der Landschaft anbefehlen zu lassen, auf alle diejenige Personen ein wachsamers Auge zu haben, die sich umb Arbeiter aus dem Lande zu führen verdächtig machen würden, selbige sogleich anzuhalten und an behörenden Orte zu verzeigen, auch dem Angeber eine Recompentz zu versprechen, ingleichen denen Bothenträgern und Arbeitern zu verbieten, sowohl bei Hieherbringung der gefertigten Waar, als auch sonderlich bei ihrer Heimreise, da dieselben mit Geld versehen und sich in ausländischen Würthshäusern aufhalten, allwo sie sich von den daselbst auf sie lauern den Verführern meistens überreden und verleiten lassen, ohne daß die obrigkeitliche Vorsorge es hindern kann, wenn ihnen nicht ernstlich geboten wird, sich keiner andern Straßen als in unserer Landschaft zu bedienen.“

Die Contravenienten waren überdieß mit den strengsten Strafen bedroht und auch die klingenden Mittel wurden nicht gespart, um die Wachsamkeit anzuspornen. So erhielten namentlich die drei Schloßschreiber auf Farnsburg, Homburg und Wallenburg als Augen des Gesetzes jeweilen am Neujahr nebst einem schönen Schreiben je einen neuen Louis d'or ab dem Brett, zur Anfrischung der Vigilanz, wie der Amtsstyl hieß. Den Harschierern, die sich nützlich gemacht hatten, wurden Tröstungen verabreicht. Auch offizielle Delegationen wurden zeitweise entsendet, um den Anfängen einer neu drohenden Emigration oder Concurrnz nachzuspüren oder vorzubeugen, so unter anderm nach Breisach und Mümpelgard.

Auch in anderer Richtung schonten die Fabrikanten ihre Kasse nicht, wenn ein ihnen wichtig scheinendes Interesse im Spiele lag. Ein solches Interesse glaubten sie darin zu finden, daß sie den Verkauf von Stühlen an Unberechtigte, i. e. an Nichtbasler und Nichtfabrikanten, wie solcher oft durch freiwillige

und Zwangsganten versucht wurde, mit allen Mitteln zu verhindern trachteten. Das meistbenutzte Mittel war das, daß man solche Stühle, die vergantet werden sollten, auf gemeinschaftliche Kosten vorher ankaupte und zu einem niedrigeren Preis unter sich verlooste. So wurde zum Beispiel im Jahre 1775 einem gewissen Ott ein schon 5 Jahre im Gebrauch gestandener und als neu mit 120 Pfd. bezahlter Stuhl für 180 Pfd. und 20 Pfd. Tröstung vor der Gant abgekauft und nachher zu 100 Pfd. verloost.

Sub 5. Januar 1788 findet sich dann folgender Eintrag im Protokoll:

„Wollen MHGK Herren Bandfabrikanten die 40 Stück Passavant'scher Bandstühle zusammen für die Summe von 2400 Pfund Gelds in neuen französischen Thalern à 40 Baizen käuflich übernehmen und selbige an diejenigen so dazu Lust haben, verloosen oder vertheilen.“

Man mag nun von den angewandten Mitteln halten, was man will, Thatsache ist, daß es den Bandfabrikanten von Basel gelang, eine größere Emigration während des ganzen letzten Jahrhunderts zu verhindern. Erst im Jahre 1806 und später und zwar aus Gründen, welche zu bekämpfen nicht in der Macht der Fabrikanten lag, weil mit der Napoleonischen Zollpolitik zusammenhängend, siedelten einige Firmen ins Elsaß, nach Wässerlingen und Sulz über.

Zum Schlusse dieses Theils erwähne ich noch eines Ediktes von 1768, das einiges Interesse bietet. Es gieng dasselbe gegen den Mißbrauch, daß einzelne Fabrikanten angefangen hatten, nach dem Beispiele anderer Länder und Industriebranchen auf den ihnen gehörigen Stühlen nicht mehr selbst zu fabriziren, sondern letztere kapitalistisch zu verwerthen. Es geschah dies in der Weise, daß sie sich von dem Arbeiter die

Hälfte bis Zweidrittel des Werthes anzahlen und nachher noch einen Stuhlzins von jährlich 5 Pfd. vergüten ließen, mittelst welchen sie den Rest des Kostwerthes verzinsen und amortisieren konnten. Der Arbeiter seinerseits konnte dann diesen Stuhl wie einen ihm selbst gehörigen benutzen; derselbe gieng, wenn der Stuhlzins richtig bezahlt wurde, beim Tode auf seine Familie über und er selbst konnte Arbeit suchen, wo er wollte, d. h. wo es MGH Herren erlaubten. Da er auf keine andere Weise zu einem eigenen Stuhle kommen konnte, so gab der Arbeiter oft ganz gern diese Anzahlung und fand dann meistens in Karau oder Jofingen Beschäftigung. Dieser kapitalistischen Ausbeutung ihrer Stühle durch Fabrikanten einerseits und der Benützung dieser Stühle durch Fremde anderseits machte das Edikt von 1768 ein Ende. Beides wurde verboten.

Der Preis der Waare und deren Aufschlag und Abschlag wurde ebenfalls in patriarchalischer Weise gemeinsam festgestellt. Dabei litten die Herren beim Aufschlagen durchaus nicht an Blödigkeit. So findet sich vom 3. Oct. 1787 folgender Eintrag:

„MGH Präses bringt an, bei letzterer Session sey abgeredet worden, daß nach der Frankfurter Messe wiederum „eine Session abgehalten werden solle, wegen Aufschlag der „Seide.“

„Haben MGH die anwesenden Herren Fabrikanten einen Aufschlag auf die Seiden von 40% und auf den Floret von 25% einhellig angenommen und beschlossen, denselben auf der nächsten Frankfurter Messe und auch für die Leipziger Commissionen in Kraft zu setzen.“

Dann heißt es am 4. Dez. gl. J.:

„Präses bringt an, er habe einen Zettel erhalten, behufs „Verminderung des Seidenaufschlags von 5 bis 6% von den

„lethhin erkannten 40% wolle vernehmen, wie solches M^SG^AS
„anzusehen belieben.“

== „Lassen es M^SG^AS bei dem in letzter Erkenntniß fest-
gestelltem Aufschlag von 40% auf die Seiden und 25% auf
den Floret lediglich bewenden.“

Der Aufschlag wurde dann per Circular der Kundschaft
einfach mitgetheilt.

Ebenso einhellig waren aber anderseits M^SG^AS, wenn es
sich darum handelte, den Präntionen der Färber auf Erhö-
hung des Farblohnes entgegenzutreten. Die betreffenden Unter-
handlungen waren ebenfalls lange Zeit patriarchalischer Natur,
in der Revolutionszeit dagegen siengen sie an sich zu trüben,
wie aus folgendem Eintrag von 1793 hervorgeht. Es heißt
da im Protokoll:

„Sodann wird angezeigt, wie die Herren Seidenfärber
„zufolge einer unter sich errichteten und wider die bürgerliche
„Freiheit gehenden Verbindung, den Färberlohn ganz eigenmäch-
„tig erhöht hätten, so ist man schlüssig worden, denenselben
„folgendes in aller Höflichkeit zu antworten:

„Allervorderst versehen sich die Herren Bandfabrikanten,
„daß die Herren Seidenfärber diese zuwider aller Ordnung
„unter sich gemachte schriftliche Verbindung aufgeben und zer-
„nichten werden; wenn sie alsdann beglaubt, in Absicht der
„jetzigen theuren Nahrungzeiten eine Vermehrung des Farb-
„lohnes begehren zu können, wird man ihre Vorschläge, in
„Hoffnung daß dieselben auf Billig- und Anständigkeit bestehen
„werden, ganz billig anhören, auch ihnen alsdann den behören-
„den Bescheid ertheilen; widrigenfalls aber würde man sich wi-
„der Willens gemüßigt sehen, solche Maßregeln zu ergreifen,
„die den Herren Seidenfärbern nicht ersprißlich sein würden,

„indem man keineswegs gesinnt ist, von dieser Herren Willkür „abzuhängen.“

Die Färber gaben dann bei und 'der Botmeister Herr J. Weibert stellte vor, daß z. B. er selbst für Holz, Saifen, Knobber, Farbkraut, Indigo, Sodaschen und Arbeitslohn 1320 Gldn. mehr habe bezahlen müssen, und deßhalb der Aufschlag gerechtfertigt sei.

„Wenn der Herr Botmeister für sich und im Namen seiner Comittenten von dem vorgeschlagenen Preis nicht abgehn werde, so sehe man sich gemüßigt, diese Deliberation bis nach der Frankfurter Herbstmesse auszustellen, wenn sie aber mit Erhöhung des Färberlohnes statt 2 fl. auf den Ctr. mit 1 fl. sich begnügen wollen, so solle es dabei sein Verbleiben haben.“

Die Färber wollten sich aber nicht begnügen und erzielten schließlich, was sie verlangt hatten.

Noch schärfer kamen die Fabrikanten und Färber im Jahre 1804 aneinander, denn mit Memorial vom 12. September dieses Jahrs rufen die Bandfabrikanten den väterlichen Schuß N. H. G. L. Herren an:

„Weil sie erst neulich von Seiten E. E. Meisterschaft der Seidenfärber eine Behandlung erfahren, welche ganz beispiellos ist. Es haben sich nämlich dieselben erlaubt, uns eine gedruckte Notifikation mit der Unterschrift „sämmliche 9 Seidenfärber“ zuzufertigen, worin sie anzeigen, daß sie einen Aufschlag von 20% zu bestimmen für gut befunden und sich verbunden haben, kein Loth Seide mehr darunter zu färben.“

„Einen weitem Beweis ihrer übeln Gesinnung haben die Seidenfärber dadurch an den Tag gelegt, indem sie den 3 Häusern Forkart Weiß u. Söhne, Peter H. B. Burckhardt u. S. und Gebr. Bischoff durch eine schriftliche Anzeige alles weitere Seidenfärben in dero eigenen Farbeinrichtungen einzustellen ge-

boten haben und zwar in einem solchen Tone als hätten sie das Recht dazu.“ (Die Seidenfärber stützten sich auf die Verordnung vom 6. Juli 1803: „Es solle niemand gestattet sein, mehr als einen Beruf zu treiben.“)

Auf diese Insinuation der Färber antworteten die Fabrikanten dann mit einem Gesuch um Gewerbefreiheit. Der Rath löste den Streit in der Weise, daß er das Selbstfärben seitens der Fabrikanten weiter gestattete, unter der Bedingung, daß sie einen gelehrten Färber anstellten, indem er die Zünfte zu schützen ebenfalls gehalten sei.

Es gieng überhaupt seit der Zeit der Helvetik durch alle Verhältnisse ein anderer Luftzug, der alte Accord ließ sich nicht mehr so leicht herstellen, die Gesichtskreise und die Absatzonen hatten sich erweitert, die Verhältnisse gestalteten sich durch die napoleonische Zollpolitik schwieriger, neue Leute und neue Entwicklungen tauchten auf. Alle Bemühungen, die Fabrik-Commission wieder ins Leben zu rufen, alle Fabrikanten auf dasselbe Ellenmaaß wie früher oder auf einen gemeinsamen Preis-ausschlag zu verpflichten, scheiterten an den Reservationen einzelner und als nun gar noch die Jacquardmaschine erschien und eine komplette Umwälzung in den Fabriken hervorbrachte, da trat der Individualismus ganz in den Vordergrund.

Ueber die Jacquardmaschine, die den Namen nach ihrem Erfinder trägt, ist hier höchstens zu bemerken, daß sie seit der ersten Erscheinung in ihren Haupttheilen gleich und „unverbessertlich“ geblieben ist und doch sind, um den beträchtlichen Kostenaufwand für Karten zu sparen, mannigfache Mittel versucht worden, die alle sich nicht als praktisch erwiesen haben, u. a. auch die elektrische Maschine von Bonelli, verbessert von Hipp, nicht. Wohl ist mit diesem Apparat im Jahre 1857 in Turin ein Stück Zeug gewoben worden, dessen Dessin vier

Meter Länge hatte und 40,000 Karten repräsentirte, aber bis zur Zeit hat sich der Bonellische Webstuhl noch nicht einbürgern können. Ob in der Erfindung der Keim zu einer Aenderung und zweckmäßigen Umgestaltung der Jaquardmaschine liegt, wird die Zukunft weisen.

Ich entnehme den Ausstellungspalten von 1883 noch folgendes:

Bereint mit der Einrichtung besserer Maschinen, z. B. der mehrschiffligen Loden und besserer Communication mit dem Ausland gieng die Fabrikation neuer schwierigerer Artikel, sowie die Vervollkommnung der Färberei, Appretur und der Zwirnerereinrichtungen Hand in Hand. Alle diese Faktoren zusammen bewirkten den theilweisen Uebergang der Hausindustrie zum Manufakturbetrieb.

Während früher der Bandweber seinen Stuhl ausschließlich zu Hause und von Hand trieb, entstanden jetzt große Fabriken zu Stadt und Land und in Folge der um uns gezogenen Zollschranken bis über die Grenzen hinaus. Der Manufakturbetrieb wurde durch die Einführung des mechanischen Motors noch stärker accentuirt. Die Einführung desselben fällt für uns in die 40er Jahre, etwa 1849. Der Gedanke des mechanischen Wasserbetriebes ist zwar schon älter. Laut Protokoll wurde die Erlaubniß dazu schon im Jahre 1738 von einem gewissen Hummel verlangt, der auf der Spital-(Muhni) Matte vor dem Steinenthor ein Wasserwerk einrichten wollte, allein es ist dieser Novator nachher verschollen und hat keine Spur hinterlassen.

Jetzt ist für in den Fabriken laufende Stühle Wasser- oder Dampftrieb allgemein eingeführt. Leichtes und rasches Anbequemen an die schnell wechselnden Anforderungen der Consumation bildet heutzutage eine der Hauptbedingungen für

das Gedeihen der Bandindustrie. Schärfere Ueberwachung der Maschinen und der Arbeiter behufs besserer, zuweilen schnellerer Production sind nöthig geworden, und das alles ist nur durch den mechanischen Manufakturbetrieb erreichbar.

Seit 1870 beschäftigt die Bandfabrikation von Basel und Umgebung (Stadt und Canton Basel) incl. Färbereien, Appreturen, Zwirnereien zc. 16—18,000 Arbeiter. Von 3550 Bandstühlen im Jahre 1846 stieg die Zahl derselben auf 7250 im Jahre 1860, wovon 5250 der Hausindustrie und 2000 dem Manufakturbetrieb zufielen. Die Zählungen von 1870 und 1880 ergaben 7631 bezw. 6309 Stühle; letztere vertheilen sich wie folgt:

in Basel-Stadt	1023 Stühle,
in Basel-Land	4909 „
in Aargau, Bern und Solothurn	377 „

Zusammen 6309 Stühle.

An den Bandstühlen wurden namentlich seit 10—15 Jahren fortwährend Verbesserungen angebracht, theils um die Leistungsfähigkeit zu erhöhen, theils um die Egalität der Waare zu vervollkommen. Auch dem Finissage wurde alle Aufmerksamkeit gewidmet.

Was die Absatzverhältnisse betrifft, so ist auch darin manche Wandlung vorgekommen und die Dampfschiff- und Eisenbahnverbindungen haben dieselben nebst den Zollschranken vollständig modifizirt. In früheren Zeiten, als die Communicationen noch schwierig waren, und der Meßverkehr noch Zollprivilegien genoß, wurde der Hauptumsatz auf den Messen vermittelt. Zurzach und Straßburg, später noch Frankfurt a. M. waren die Hauptmärkte für unsere Bandartikel. Diese Art des Absatzes dauerte bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts. Von da an gingen die Fabrikanten an, die Messen und größte-

ren Consumpläze nur mit Mustern behufs Aufnahme von Bestellungen zu besuchen. Desgleichen kamen die größern Händler zu gewissen Epochen des Jahres behufs Deckung ihres Bedarfes in die Fabrik. Die Hauptabnehmer waren in dieser Zeit (von 1830—1860) Deutschland und Amerika, ersteres namentlich für Trachtenbänder. (Der deutsche Consum in Unisbändern wurde schon seit den 40er Jahren beinahe gänzlich durch die Ansiedlungen im Zollverein gedeckt.) Die nivellirende Wirkung des Eisenbahnverkehrs, welcher die Landestrachten verschwinden machte einerseits, und die schutzzöllnerische Schwelzung in Amerika nach dem Krieg mit den Südstaaten andererseits zerstörten diese Absatzquellen zum größten Theil und der Ausfall ist durch die Oeffnung Englands im Jahre 1861 nur unvollständig ersetzt worden.

Unser inländischer Consum mag früher bei kleiner Production eine gewisse Rolle gespielt haben, heutzutage ist derselbe im Verhältniß zur Production verschwindend klein.

Der Productionswerth der spezifisch baslerischen Fabrikation (excl. Zollverein) betrug in den letzten 10 Jahren durchschnittlich ca. 40 Millionen Franken.

Sie sehen, aus den bescheidenen Anfängen weniger Mühlenstühle vor zwei Jahrhunderten, deren äußerster Vertriebshorizont Zurzach und Straßburg war, ist eine Weltindustrie erwachsen, die zwar von Zollschranken und auswärtiger Concurrnz stark bedrängt ist, aber doch noch immer aufrecht steht. Möge das auch ferner so bleiben zum Nutzen und Gedeihen der Vaterstadt!

Geschichte der Pfarrei Arisdorf,

nach handschriftlichen Quellen dargestellt

von Bernhard Niggenbach.

Das Nachfolgende ist schon vor Jahren aus den Papieren der Arisdorfer Gemeindegistratur und des basellandschaftlichen Staatsarchivs zusammengestellt worden, ursprünglich bloß zur Vorlesung in einem Pfarrkränzchen und zugleich zur historischen Orientierung für meine Amtsnachfolger. Einzelne Züge dürften jedoch von allgemeinerem kulturhistorischem Interesse sein. Auch sollte es mich freuen, wenn andere Pfarrer angeregt werden könnten, die zum Theil ungleich interessantere und namentlich in kirchengeschichtlicher Beziehung viel bedeutendere Geschichte ihrer Pfarreien an der Hand der Quellen zu bearbeiten und engeren oder weiteren Kreisen mitzutheilen.

Als Arisdorf im Jahre 1532 durch Kauf von Adelberg von Bärenfels, Herrn zu Grenzach, an die Stadt Basel kam, hörte damit auch seine kirchliche Verbindung mit Augst auf, und es wurde „der Pfarrdienst allhier durch einen Schulmeister von Liestal und Prediger von Lausen“¹⁾ nebenbei versehen. Einen eigentlichen Pfarrer bekam Arisdorf erst nach der Reformation, welche sich hier ganz einfach vollzogen hatte, nach dem Grundsatz: *cujus regio, ejus religio*.

Die Tradition und mit ihr Bruckners Merkwürdigkeiten

¹⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 2.

und der an sich schätzbare, aber als Quelle unzähliger Irrthümer mit Recht etwas verurtheilte „Versuch einer kleinen und schwachen Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel von M. Heinrich Weiß“, welcher übrigens von Arisdorf gar wenig zu sagen weiß, bezeichnet als erste evangelische Pfarrer dieser Gemeinde Johannes Rauchenacker, Konrad Schreck und Jakob Agricola. In der auf dem Einbanddeckel eines alten Kirchenbuchs zu Ende des 17. Jahrhunderts geschriebenen „Ordnung aller Pfarreren zu Aristorff“ wird von Rauchenacker angegeben, er sei 1529 von Lausen hiehergekommen. Da er nach Weiß bis 1537 in Lausen war, und von seinem Aribdorfer Nachfolger Schreck a. a. O. angegeben wird, er habe sein Amt 1537 angetreten, so ist anzunehmen, daß Rauchenacker neben Lausen während einer Reihe von Jahren auch die Aribdorfer Gemeinde pastorirt und in der Kapelle zum heiligen Kreuz, über deren Gründung mir leider nichts Näheres bekannt ist, gepredigt habe. Von Schreck ist angegeben, er sei von 1537—1555 hier gewesen, von Agricola, er sei nach 3jährigem Aufenhalte in Aribdorf 1558 nach „Rümliken“ gekommen.

Der Erste, von dem etwas Urkundliches vorliegt, ist Jakob Leideker, welcher im Jahre 1558, offenbar sofort nach seinem Amtsantritt (denn 1557 war er nach Weiß noch Pfarrer in Lausen) ein „Registerbuch zum Kinderthouff unnd Gelütt Insägung der Kilchen zu Aristorff“ angelegt hat.

Der Nachfolger dieses 1560 nach Benuwyl gezogenen Leideker hieß Valentin Jungnoth und soll nach der angeführten „Ordnung“ von Ensisheim gebürtig und später Pfarrer in Beuggen und in Kilchberg gewesen sein. Obgleich derselbe nur ein Jahr lang geamtet und nur 12 Kinder getauft hat, wissen wir doch, daß er viel Verdruß gehabt hat und

für seine Wirksamkeit übel belohnt worden ist. In der Lade 35 des baselländ. Staatsarchivs findet sich ein Schriftstück bezeichnet D 1 und überschrieben „was Herr Valentin Funcknot, pfarrherren zu Aristorff von seinen Kilchgenossen begegnet und angelegen. Einem Erfamen Rat clagswys fürgetragen uff mittwoch 13. Julii anno 61.“ Laut diesem Bittschreiben hat Funcknot sofort nach seinem Amtsantritt den Vogt Salathe gebeten, dafür zu sorgen, daß ihn die Gemeinde „viechshalber“ halten möchte, wie andere Diener des Wortes auf dem Lande. Die Gemeinde wollte aber nichts von diesem „nürnen Bruch“ wissen, und auch der Vogt fand, der Pfarrer brauche nicht mehr Freiheiten als andere gemeine Unterthanen. Funcknot replicirte, er wolle nichts für sich persönlich, sondern begehre bloß etwas für das Amt, also etwas, das ebensogut seinen Nachfolgern zu Statten käme. Die Gemeinde solle sich doch nicht sperren, sie habe ja noch nie Kosten gehabt mit einem Präbikanten. Vor Zeiten „im Babstum“ hätten sie müssen nach Augst zur Kirche, nun hätten ihnen „unsere gnädigen Herren“ aus Gnaden einen eigenen Präbikanten gegeben, weil sie sonst „ettwann gon Langson oder Viechstal“ gehen müßten. Diese Einrichtung sei vielleicht auf Begehren der Gemeinde geschehen. Sehr naiv antwortete der Vogt hierauf: „nein werlich, was hetten wir darnach gefragt, wir handt rheinsy begäret!“ Die Sache wurde dann am Liestaler Markt jenes Jahres vom „Junther“ (Truchseß von Rheinfelden, s. unten) erledigt, nachdem derselbe einen im „Schlüssel“ anwesenden „Brosy Holandt“ von Siffach gefragt, wie es dort gehalten werde, und erfahren hatte, daß man in Siffach, wenn ein Pfarrer Vieh halte (was weder Herr Heinrich [Schilling], noch Herr Hans [von Arr] gethan), ihm das halbe würde gehen lassen (d. h. unentgeltlich zur Weide). Mit diesem Ausgang

waren die Arisbörfer aber nicht zufrieden. Im Wirthshaus „zum Kopff“ wurde dem Nachbarn und Werkmann des Pfarrers „Dengy Schauly“ von des Vogts Sohn entgegen gerufen: „ich wollte, daß der Teufel dich und den Pfaffen holte.“ In der Nacht rief man dem Pfarrer das eine Mal anzüglihe Reden zum Fenster hinauf, und das andere Mal, als er mit seiner Frau in Basel war, beunruhigten Nachtbuben mit bloßen Schwertern in der Hand seine Dienstmägde. Auf der Straße wurde „Herr Beltin“ beschimpft, und als sein Nachbar auf der erst kürzlich „gispferten“ Pfarrmatte mähen wollte, fand er mehr als 30 oder 40 große Kieselsteine im Gras, von welchen der „wenigst 8 Pfund“ wog. Auch die Siebenacher wollten den Pfarrer benachtheiligen und ihm mehr Abgaben (für dort gelegenes Pfundland) fordern als recht.

Kein Wunder, daß wir schon Ende August 1561 einen neuen Pfarrer finden, Gabriel Hummel. Unter ihm fand laut Taufbuch am 19. Dezember 1563 der feierliche Widerruf des Jakob Landolt von Siebenach statt, der seinen Vater mit der Art geschlagen hatte und dafür in der Kirche um Verzeihung bitten und sich mit der Gemeinde wiederum versöhnen mußte. Schon im Oktober 1564 bekam Aribdorf wieder einen andern Pfarrer, Hel. Buchser, von welchem weiter nichts zu bemerken ist, als daß er im Taufbuch den Dezember unter dem Namen Wolfsmonat aufführt. Bevor sein Nachfolger, Jakob Geuschel, ein Basler Bürger, den 15. Mai 1569 das Amt antrat, besorgte dasselbe ein halbes Jahr lang als Vikar Martin Fridboldt von St. Gallen, wie er selbst schreibt: „an Statt des wohlgelehrten Herrn Jacoben Geuschel.“ Geuschel scheint aber ein bescheidener und demokratisch gesinnter Mann gewesen zu sein; denn er strich die Worte „wohlgelehrt“ und „Herr“ mit seiner schlechten Tinte durch. Geuschel war merkwürdig

oft Pathe. Er ist auch offenbar in Arisdorf gestorben.¹⁾ Wenigstens finden sich gegen das Ende seiner Wirkksamkeit mehrfach Kollegen als Stellvertreter eingetragen, auch öfter als Vikar der Nachfolger Gregorius Brandmüller, der von Ende 1584 bis Februar 1588 in Arisdorf war und später als Pfarrer in Waldburg und Dekan seines Amtes entsetzt wurde. Dieser fing an, auch die Todesfälle zu registrieren. Bis hieher hatten sich die Pfarrer „Prädikanten des göttlichen Wortes“ genannt, Jsaak Keller von Basel ist der Erste, der sich als „Pfarrherrn“ zu Arisdorf betrachtet; freilich schreibt er auch bei Anlaß der Taufe eines eigenen Kindes seinen Gevattermann, den Schloßprädikanten auf Farnsburg als „Hofprediger“ ein. Sonst ist aus seinen Aufzeichnungen nur das Curiosum zu erwähnen, daß eine Dlsbergerin auf einem Kirschbaum mit Drillingen gesegnet worden!

Während dieser Keller in Arisdorf Pfarrer war (1588 bis 1595) wüthete vom Oktober 1593 bis zum Februar 1594 die Pest dermaßen, daß in diesen 5 Monaten 70 Glieder der Kirchengemeinde starben. Dadurch wurde das kleine Kirchhöllein bei der Kapelle „zum heiligen Kreuz“ überfüllt und einer Aenderung gerufen. Diesen Anlaß benützten nun die Arisdorfer, und es richteten im Dezember 1594 „Bogt, Geschworene und ganze Gemeinden zu Aristorff und Siebenach sampt beiden Höffen Dlsperg und Herrsperg“ eine unterthänige Supplikation²⁾ an die „Gestrenge, Edeln, Ehrenvesten, Frommen, Fürsichtigen, Weisen, insonderß gnädig gebietenden, hochehrenden, lieben Herren und

¹⁾ Um diese Zeit wurde der Name „Arisdorf“ in der gelehrten Welt vielfach gelesen; Sebastian Castelleo hatte nämlich seine berühmten Dialogen 1578 unter dem Namen Theophilus Philadelphus herausgegeben und als Druckort auf dem Titel genannt: Arisdorfii!

²⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 2.

Väter“ zu Basel, ihnen statt der Kapelle eine Kirche zu bauen. Die Petenten konnten ihr Gesuch genügend begründen. Schon der Ort, wo die Kapelle stand, ein Sumpf zunächst den (heute noch so benannten, aber längst, im 18. Jahrhundert, trocken gelegten) „Weihern“ und für die schon damals sehr kircheneifrigen Giebenacher ungemein entlegen, bot Anlaß zu gerechter Beschwerde. Sodann war die Kapelle, in welcher zur päpstlichen Zeit nur alljährlich ein Mal „uff Crucis“ (daher der Name) Messe gehalten worden, für den regelmäßigen evangelischen Gottesdienst viel zu klein. Dieser Nothstand machte sich jeden Sonntag bei der Kinderlehre besonders fühlbar. Die Eltern, welche ihre Kinder nach damaliger guter Sitte in die Kinderlehre begleiteten, fanden neben den Kindern keinen Platz mehr und mußten draußen stehen. Ueberdieß waren gerade damals an der Kapelle selbst, „die also presthaft ist, das sich auch die Papisten und benachbarten, so oftmalen dahier zur Predig kommen, heftig daran ergeren“, ferner am „Helmsin“, das bei jedem Läuten bedenklich schwankte, und an der Kirchhofmauer kostspielige Reparaturen zu machen gewesen, auch abgesehen von der in Folge der Pest nöthig gewordenen Kirchhoferweiterung. Da die zwei Gemeinden zum Graben der Fundamente, zum Brechen der Mauersteine, zu allen Fuhren und sonstigen nothwendigen Frohndiensten sich freiwillig anboten, auch zu einer ziemlichen Geldsteuer sich bereit erklärten, und der Krisbörfer Bürger Martin Jtin „am thumblichsten Ort“ eine Zuchart Acker als Kirchhofstatt schenkte, so willfahrte ihnen die gnädige Obrigkeit huldvollst und geruhte die Kosten des Baues und später nothwendig werdender Reparaturen zur Hälfte den Collatoren der Krisbörfer Pfründe, den Pflögern der hohen Stift auf Burg, zur Hälfte den Patronen der alten Kapelle, den Edeln Truchseß von Rheinselden zu überbürden.

Bezeichnend für die damalige Zeit ist der Umstand, daß, als die Kirche schon längst gebaut war, der Obervogt auf Farnsburg unter dem 11. Sept. 1596 im Namen jenes Martin Itin (Ytte) an den Rath mit der unterthänigen Bitte gelangen mußte, demselben an der Summe des den gnädigen Herren für den ganzen Complex schuldigen Bodenzinses das Betreffniß für das geschenkte Stück gnädigst nachzulassen.¹⁾

Mit wie viel oder wenig Festlichkeit die neue Kirche eingeweiht worden, darüber schweigt die Geschichte. Auch das Taufbuch wird sehr schweigsam; denn auf den erakten Keller, dessen schöne Handschrift im September 1595 zum letzten Mal erscheint, folgt ein dunkler Zwischenzustand. Die „Ordnung aller Pfarren“ gibt als pastor loci von 1595 bis 1597 einen „Peter Stöcklin von Ettigen aus dem Bisthumb“ an; daneben steht aber am Rand: „Jakob Brunner“. Im Taufbuch folgt auf die Eintragungen des Pfarrherrn Keller die Notiz: „plurimorum nomina intermissa propter ministri Stöcklini negligentiam“. Dann kommen einige Seiten Eintragungen Verschiedener. Möglich, daß unter diesen auch einer Namens Brunner war; mit Namen genannt ist bloß ein Mag. Georgius Rettenmundus, Basiliensis. Die Notiz über Stöcklin scheint authentisch zu sein; denn sie stammt offenbar von der Hand des nun folgenden Pfarrers Leonh. Soerinus (Seer), der von 1597 bis 1624 äußerst gewissenhafte Eintragungen gemacht hat, und unter anderem auch die neuen Kommunikanten (Confirmanden) einzuschreiben anfang und die Zahl der jeweiligen Abendmahlsgegnossen beifügte (durchschnittlich p. Jahr 400). Von besonderen Ereignissen innerhalb der Gemeinde ist aus dieser Zeit nur zu erwähnen, daß am 4. Dez. 1618 ein zwölfjähriger Knabe, der sich Unsitlichkeiten hatte zu Schulden kom-

¹⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 3.

men lassen, im Beisein des Pfarrers, der Geschworenen, der Bannbrüder und des Untervogts von Gelterkinden (als Stellvertreter des Landvogts) durch seinen Stiefvater „mit Ruthen bis auf das Blut gestrichen“ worden. Im Staatsarchiv befindet sich aus dieser Zeit auch weiter nichts Nennenswerthes als ein Schreiben von „Thumb-Probst, Dechant und Capitell der hohen Stifft Basell“¹⁾, datirt: Freiburg im Breisgau den 3. Dez. 1613, worin das Capitell anzeigt, daß zu der unter seiner Collatur stehenden Pfarrei Augst Matten im Arisbörfer Bann gehört hätten; da dieselben jedoch zu weit abgelegen, so habe der Pfarrer von Augst mit Matthias Reiniger von Giebenach einen Tauschvertrag abgeschlossen, wonach die Arisbörfer Matten dem Reiniger, dessen Matten im Augster Bann dagegen der Pfarrei Augst zufallen. Nun spreche aber der Arisbörfer „Präbikant“ jene Matten für sich an und wolle den Reiniger nicht Besitz davon ergreifen lassen. Darum möchten doch die gnädigen Herren von Basel, des Domcapitels „sonders gute und liebe Freunde“ (sic!), dafür sorgen, daß der Präbikant von seinem Vorhaben abstehe. Pfarrer Soerinus aber, welchen der Rath zunächst um sein Botum ersuchte, wehrte sich sehr tapfer gegen das Ansinnen „der Priesterschaft“ und wies nach, daß die auch so genannte „Pfrundmatte“ ehemals nur deshalb zu den Gefällen der Pfarrei Augst gehört habe, weil Arisdorf von dort aus pastorirt worden. Mit der selbstständigen Organisation der hiesigen Kirchgemeinde habe alles und jedes Anrecht der Pfarrei Augst auf diese Matten aufgehört.²⁾

Während des dreißigjährigen Krieges waren in Arisdorf Pfarrer M. J. Ph. Keller (Cellarius) 1624—1642, und Joh. Jak. Hemminger 1642—1649. Von Ersterem ist trotz

¹⁾ Staatsarchiv, Labe 35, D. 3a.

²⁾ Ebenba.

langer Amtsbauer wenig Rühmliches zu melden Er war allem Volk Gevatter, aber ein lieberlicher Registrator. Freilich war gerade damals für Arisdorf, als einen Grenzort, böse Zeit. Wir finden in dem zweiten Taufbuch von der Hand des Pfarrers Burtorf, von welchem weiter unten die Rede sein wird, die Notiz: „Anno 1638 als Herzog Bernhard einen einfaß in das Friedthal gethan und Rheinfelden belägeret, seind etlich hundert Reüter naher Aristorff kommen und haben biß Dorff mehr dann halber außgeplünderet und ungesachtet. von der Statt Basel ein Gesandter an den Herzog abgefertiget worden, der sich dieser Plünderung halben erklagt, hat man dennoch wenig davon wieder bekommen.“

Hemminger, ein Basler Bürger, aus der Graffschaft Toggenburg nach Arisdorf berufen, hat sich selbst in dem von ihm begonnenen Taufbuch Nr. 2 mit den Worten verewigt: „Do dann zu wissen, daß allhie zu Aristorff under mir der neu Nachtmol-Tisch, die beed zinnerne Kannen, Platten mit sampt der zinnernen Schalen gemacht und uff Wienacht 1642 das heilige Nachtmol laut der ersten Einsatzung mit mehrhafftem geseuertem Brott undt desselbigen bräcken hie undt in der ganzen Landschafft Basel (Gott Lob und Danck) solenniter ist gehalten worden.“

Während bisher das Taufbuch in der protokollarischen Form gehalten worden, zu der unsere radikalen Civilstandsväter neuerdings zurückgekehrt sind, führte der praktische Hemminger die tabellarische Form ein, wobei freilich die naiven für uns jetzt so werthvollen chronistischen Einschüßel wegstielen. Auch Hemminger litt unter den Nöthen des großen Krieges. In der „Deputatenlade“ des Staatsarchivs findet sich ein gar bewegliches Schreiben von ihm aus dem Jahre 1646 an Oberzunftmeister Johann Rud. Wettstein, worin über das viele

„ußländische“ Bettelvult geklagt wird. Im übrigen wurde trotz den kriegerischen Zeitläuften anno 1643 sowohl eine neue Kir-
chenbestuhlung sammt „pulprett uff die Cangel“ hergestellt, als
auch das Pfarrhaus, so wie es jetzt da steht, errichtet. Der
Dachstuhl desselben ist laut einer Notiz Hemmingers um Jo-
hannis des Täufers Tag, also im Juni 1643 auf dem Mün-
sterplatz zu Basel gezimmert und dann von der Gemeinde ab-
geholt und aufgerichtet worden. Hemminger starb den 29.
Sept. 1649.

Ihm folgte der gewes. Diaconus communis M. Johann
Grynäus von Basel, welcher 9 Jahre Arisbörfer Pfarrer
war, das von Hemminger unterlassene Registriren der Confir-
mirten und Verstorbenen in einem besonderen Buch wieder
aufnahm und sammt seiner Frau Margreth Kargerin zahllose
Male zu Gevatter stand. Sonst ist weder von ihm noch von
seinem Nachfolger, M. Heinrich Brandmüller, der von 1658
bis 1669 amte, Erwähnenswerthes auf uns gekommen.

Sehr lange und sehr segensreich hat in Arisbörf gewirkt
Jakob Maximilian Meyer, 1669—1695. Zu dem Ruhme
zwar, den Weiß a. a. D. S. 40 und 41 ihm spendet, er habe der
Gemeinde ein Schulhaus errichtet, ist Meyer ziemlich unfreiwillig
gelangt. Laut Staatsarchiv (Lade 35, D 4) hatte er einem
Joggi Springlin auf dessen „elend haufällig Strohhaus“ hypo-
thekarisch Geld geliehen. Mit diesem Geld hatte sich Spring-
lin auf ziemlich moderne Weise absentiert, und nun war Meyer
gescheidt genug, sich nicht dem Spott auszusetzen, sondern den
Platz großmüthig für ein Schulhaus zu stiften. Uebrigens
benahmen sich bei dieser Gelegenheit, im Jahre 1676, auch die
Arisbörfer sehr schön, indem zu besserem Unterhalt des Schul-
meisters jeder Bauer einen Viertel Korn, jeder halbe Bauer
einen halben Viertel, jeder Dauner drei Becher ihm zu geben

sich verpflichtete; und bloß im Jahre 1680, als das Hagelwetter die Fluren der Gemeinde verwüstete, mußte der Rath dafür eintreten.¹⁾ Im übrigen wurde der Rath in Finanzsachen zu jener Zeit von Arisdorf aus vielfach behelligt, indem die Eblen Eruchessen von Rheinfelden zu jeder neuen Ausgabe (u. a. für eine neue Kanzel 1691) wie Meyer schreibt, sauer sahen und im Jahre 1694 sogar des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden hohe Intervention zu ihren Gunsten gegen die begehrlichen Arisdörfer anriefen.²⁾ Allein der Rath von Basel ließ sich nicht einschüchtern, sondern ließ, namentlich auf Andringen des „Schaffners der Stifts-Kammerer auf Burg“, Herrn Benedikt Socin, den Rheinfelder Junkern einfach den betreffenden Theil ihres Arisdörfer Zehntens zurückbehalten.

Ueber dem allem wollte dem guten Herrn Pfarrer Meyer die Zeit in Arisdorf denn doch etwas lange werden. Arisdorf war damals und bis in die neueste Zeit hinein eine der wenigst dotierten Pfründen, und Jüngere als er waren wiederholt an bessere Stellen befördert worden. Er hatte zwar laut seiner Bittschrift³⁾, von seinen lieben Eltern so viel geerbt, daß er jährlich 100 Reichsthaler Renten „einspetten“ konnte, allein trotz diesem „verspürten Segen Gottes“ hatten ihn das Lehrgeld des einen und die Begräbnißkosten des andern Sohnes doch einigermaßen aus dem finanziellen Gleichgewicht gebracht, so daß er beim Rath um Versetzung an eine bessere Stelle, wie solche seinen Vorfahren Sörius, Grynäus und Brandmüllerus vergönnt worden, oder doch um ein additamentum personale einzukommen sich genöthigt sah. „Neben dem soll ich auch billig meiner lieben Hausfrauen, die an diesem einsamen

1) Staatsarchiv, Labe 35, D⁵, Schreiben des Landvogts J. Burgtorf.

2) Ebenba, Labe 35, D⁸.

3) Ebenba, Labe 35, D⁷.

und entlegenen Ort bei ihrer schweren Hauslast aller irdischen Erquickung gänzlichen beraubt ist und durch allerhand Zufahl, sonderlich dem in den Rheinfeldischen Gefahren“ (einer, wie es scheint, abermaligen Plünderung) „eingenommenen Schrecken einen guten Theil ihrer Gesundheit eingebüßt, gebührende Rechnung tragen, welche nichts mehreres wünscht, als noch vor ihrem End aus diesem Gefängnuß, wie sie redt, erlöset zu werden.“

Die gnädigen Herren scheinen mit der armen Frau Pfarrerin gerechtes Mitleid empfunden zu haben. Meyer wurde von der mageren Pfründe zu Arisdorf 1695 auf die fetten Tristen von Frenkendorf versetzt. Nach Arisdorf aber kam Johann Burtorf, der vierte und letzte der als Hebraisten in der ganzen Welt berühmten Burtorfen. Schnöder Weise ist in dem ihm gewidmeten Artikel der Herzog'schen Realencyklopädie Arisdorf nicht genannt, sondern nur gesagt, er sei in der Nähe von Basel Pfarrer gewesen. Und doch hat er zehn Jahre dort geamtet.

Freilich weiß ich von diesem gelehrten Vorfahren, der 1705 ordentlicher Professor der hebräischen Sprache wurde und als solcher gelehrte Werke geschrieben hat, nicht mehr zu sagen, als daß er die schon verschiedene Male erwähnte „Ordnung aller Pfarrerinnen“ angelegt und alles sehr gewissenhaft registrirt hat. Er erlebte hier laut den Büchern den Nummer, daß eines seiner Gemeindeglieder, eine Margreth Reinger von Olberg, „ad pontificios deficierto“, aber auch die Freude, als Gevatterinn seines Sohnes Augustus Johannes „Ihre Durchlaucht Augusta Maria, Markgräfin zu Baden und Hochberg, Friderici Magni Gemahlinn“ eintragen zu dürfen.

Ihm folgte 1705 M. Sebastian Socin, der schon ehe

er hier war, mehrere Male der Rheinfelder Garnison, auf Ansuchen der Offiziere und mit Erlaubniß des Antistes Werensfels, gepredigt hatte und während seines Hierseins öfter in den Fall kam, den verheiratheten Soldaten der dort stationirten von Erlachischen, von Dießbachischen und ab Ibergischen Regimenter taufen zu müssen. Das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn“ bewahrheitete sich indessen auch hier. Am Neujahrstag 1712 insultirte ein Soldat des Hildesheim'schen Regiments den Akrisdörfer Pfarrer dermaßen, daß derselbe bei dessen Compagniechef, dem Baron d'Elz, durch den Schultheißen von Dießtal Beschwerde erheben ließ. Der Baron antwortete: ¹⁾ „Den bewußten Kerrell, welcher den Herrn Pfarrer von Akristorff mit einigen Tränwortten angefallen, habe ich seines gethanen Verbrechens halber gebührendt angesehen (!) und kan Monsieur Stadtschreiber vermeldten Pfarrherrn in Weimem Rahmen versichern, daß er sich dieswegen nicht die geringsten Gedanken weiterst machen dürffe, maßen bereits alle Disposition zur Verhütung aller Inconvenienz vorkeret habe.“

Da Pfarrer Socin kränkelte, so zog er 1715 in die Stadt und statt seiner M. Theodor Zwinger einstweilen als Vikar hieher. Schon 1716 starb Socin, und nun wurde in der Vorwahl des Kirchenrath's (conventus ecclesiasticus) Zwinger in erster Linie vorgeschlagen. Bei ihm, wie auch bei seinen zwei Mitvorgeschlagenen führt Antistes Hieronymus Burckhardt in seinem bezüglichen Ternarius ²⁾ (später gabs Senarien) als Empfehlung an, daß er „ohngemeine Meriten seiner Voreltern in geistlichem und weltlichem Stand“ auf seiner Seite habe. Troßdem war Zwingers Wahl keine glückliche. Der gute Mann war so kränklich und in Folge davon so gedächt-

¹⁾ Staatsarchiv, Labe 35, D. 16.

²⁾ Ebenda, Labe 35, D. 17.

nüchtern, daß er seine Predigten meistens ablesen mußte und gar oft nur ein Gebet verrichten konnte.¹⁾ Als er am 23. September 1730 starb, mußte der Rath ziemliche Rückstände an Holzmacherlohn zahlen, so die „Züger“ wegen der Kränklichkeit ihres Seelenhirten nicht hätten streng fordern mögen und von dessen Erben nicht erhältlich machen könnten.²⁾ Als Nachfolger Zwingers wählte nun der Rath, Arisdorf offenbar als Lustkurort betrachtend, wieder einen fränklichen Mann, den eben von Wien, wo er Hofprediger des holländischen Gesandten gewesen, zurückgekehrten Simon Grynaus. Allein derselbe starb 1731 in der Woche, ehe er hätte antreten sollen. Und nun kam Johann Ulrich Thurneysen, 1731 — 1739, nach Arisdorf. Derselbe hatte seine liebe Noth mit dem Schulmeister Hieronymus Holzach, „einem im Vorlesen, im Schreiben und Lesen, wie auch im gründlichen Anführen der Jugend zum Buchstabieren tauglichen, aber gar jähzornigen, einbildischen und unzufriedenen Subjekt.“³⁾ Da gab es Gutachten abzufassen über Klagen, welche das Stadtkind Holzach schmeichelnd den Deputaten als „Pflegeren und Säugammen der Kirchen und Schulen“ in „ihro väterlichen Schooß“ ausschüttete⁴⁾, und über Klagen, welche die Gemeinde ihrerseits vorbrachte.

Mit dieser ärgerlichen Geschichte hatte auch der Nachfolger M. Johann Jakob Fischer, 1739—1756, noch viel zu schaffen. Dieser hatte die Anzeige seiner Wahl in einem höchst originellen Schreiben beantwortet⁵⁾, wobei es ihm um Er-

¹⁾ Weiß a. a. D.

²⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 19.

³⁾ Deputatenlade, E. 12 ff.

⁴⁾ Ebenda, E. 21.

⁵⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 27.

haltung des bisher bezogenen Personale von 50 Pfd. Geld, 4 Bzl. Korn und 4 Saum Wein zu thun war. „So schädlich,“ sagt er, „das Judenthum auf der einen Seite, wann man sich zu bereichern sucht, so ist doch der Mangel auch ein böser Rathgeb, setzt in große Sorgen um das Zeitliche und vermindert die Fürsorge für das ewige Heil.“ Eine solche Sprache durfte sich Fischer wohl erlauben. Er war kein Bischof, sondern ein Fischer, hatte, von Natur nicht viel Fründ, mußte in Folge dessen in einem wirklichen „Jakobs-Dienst“ ausharren, nämlich neben dem Predigtamt zu St. Jakob die Stellen eines Abjuuktus im Spital und eines Catechista im Gymnasio versehen, sowie die „Traktierung der Malefikanen, mit deren schon 10 aufgangen.“ Weil aber alle diese Aemter zusammen ihren Mann sammt Familie nicht nährten, so mußte Fischer daneben noch „den anderen Predigern zu Hülf' kommen und der Information von Söhnen und Töchtern wackerer Ehrenleute“ sich widmen. Dabei war er 52 Jahre alt geworden und hatte sich nun als „zahlreicher Familienvater“ um Arisdorf, „den schlechtesten Dienst auf dem Land, so 300 Pfund gerechnet wird,“ nur deshalb beworben, weil er den „Rest seines Lebens in einerlei Arbeit und mit gesammelten Kräften bei einer Gemein erbaulich zubringen“ wollte.

In dieser Hoffnung hatte er sich jedoch bitter getäuscht. Raum war er in Arisdorf, so mußte er schon an eine „hochlöbliche Haushaltung“ gelangen, indem zwischen ihm und seinem Collegen von Siffach ein sehr unerbaulicher Kompetenzstreit entstanden war. Als nämlich Fischer das obenerwähnte Personale wirklich auch für Arisdorf war zuerkannt worden, hatte der Rath zugleich beschlossen, daß das „Direktorium der Schafneyn“ davon bloß die 50 Pfund in Geld auszuweisen habe, während die 4 Bzl. Korn und die 4 Saum Wein der überreich

dotierten Pfründe Siffach zur Last zu legen seien. Da Siffach zum gleichen Zeitpunkt auch einen neuen Pfarrer erhalten, so ließ sich die Sache „schicklich“ machen. Insoweit war alles klar, und es konnte selbst dem Siffacher Pfarrer nicht einfallen, gegen die Weisheit der gestrengen Herren etwas einzuwenden. Wohl aber verlangte er, der Aribsdorfer solle Korn und Wein bei ihm abholen, während dieser auf Lieferung vor's Haus bestand und sich auf den in der Rathserkenntnuß gebrauchten terminus berief.¹⁾ Was damals beschlossen worden, finde ich nicht, hingegen zum Beweis, daß es an fortwährenden Reibereien in dieser Angelegenheit nicht fehlte, unter dem 31. Mai 1747 einen Beschluß des Raths, daß der Aribsdorfer Pfarrer Frucht und Wein nicht mehr von Siffach, sondern von dem Zehnten zu Aribsdorf zu beziehen habe.

Viel intensiver als von diesem Kompetenzstreit wurde Pfarrer Fischer beunruhigt von dem Streit zwischen Schulmeister Holzach und der Gemeinde. Fischer hatte mehr Verständnis für des Schulmeisters Roth als Thurneysen. Er schreibt den Deputaten²⁾ im Dezember 1739: „Man muß die Leuth also zwingen, diese große Gutthat (einer Schule) zu genießen. Sie meinen, es sei an ihrer Arbeit alles allein gelegen, gerade als wan etwas Nützlichs zu erlernen nicht auch zur Arbeit gehörte.“ Im weiteren Verlauf des Schreibens führt Pfarrer Fischer aus, wie die Aribsdorfer nun auch noch dem Pfarrer sein Recht den Schulmeister zu bestellen oder beizubehalten, abdisputieren „und gerade wie mit dem s. v. Schweinhirten alle Stephanstag ändern“ wollten. Es habe der Schulmeister, der zugleich Sigrift, Cantor und Uhraufzieher sei, ohnehin nicht genügend Brod und müsse mit schlechter Kost vorlieb

¹⁾ Staatsarchiv, Lade 35, D. 28.

²⁾ Deputatenlade, E. 15.

nehmen. Mit seinem Nebenverdienst, dem Leistemachen verdiene er kaum sich und den Seinen die Schuhe an die „s. v. Füß“. Nun wollten die Arisbörfer ihm das Korn nicht mehr geben, während doch seit der Zeit von Pfarrer Maximilian Meyer jeder Bauer 12 Becher, jeder halbe Bauer 6 Becher und jeder Dauener 3 Becher gegeben, als Zugabe zu der geringen Besoldung (5 Baßen pro Kind fronfastenlich im Winter). Diese Verweigerung geschehe nur aus Passion gegen den Schulmeister, und weil böswillige Leute dem Pfarrer unverdientermaßen Verdruß machen wollen. Das charakteristische Schreiben schließt mit den Worten: „es muß ein Schulmeister leben können¹⁾; wenn alle Kinder in die Schule geschickt würden, wären es ihrer wohl hundert, (während Holzach klagen mußte, man schicke ihm bloß etwa 40) und ist also wohl der Mühe werth, daß solcher Jugend zu Gefallen ein Schulmeister sich ehrlich ernähren könnte. Sein Bissen Brot ist ihm bisher wohl sauer gemacht worden. M.H.G.H.C. Deputaten haben gut gefunden, daß Holzach Schulmeister bleiben solle, und nun suchen die Arisbörfer durch Aufhaltung des Kornes den Befehl illusorisch zu machen, denkend, wenn der Schulmeister nichts zu brechen und zu beißen habe, so werde M.H.G.H.C. Befehl umsonst sein und er doch nicht bleiben können. Ich befehle alles Gott und den Pflegeren seiner Kirchen und Schulen und glaube, wenn das Maß der Bosheit voll, werde es überlaufen. Hätte eine herzliche Freude daran, wenn die bisher halsstarrigen Leute andern Sinnes würden, allein sie sind theils zum Bösen verkauft und in einen verkehrten Sinn dahin gegeben; sie haben einen allzualten und starken Faß genommen, als daß sie so leicht zurechtzubringen wären.

¹⁾ In einem spätern Briefe Fischers heißt es: „bei hungrigem Bauch verliert auch der Redlichste endlich den Muth zur Arbeit.“

Allein ich fürcht, Gottlob, den Teufel und sein Werkzeug nicht, der Heiland hat der Schlangen den Kopf zertreten, ich will sie gar auszabeln lassen und durch Gottes Gnad mein Amt herzhafft, unerschrocken und mit aller Liebe und möglichster Vorsichtigkeit verrichten. Gott wend alles zum Besten.“

Die Gemeinde ihrerseits war nicht faul; sie sandte eine Klageschrift nach Basel, des Inhalts: Die Kinder werden nicht in die Schule geschickt, und das Korn werde nicht eingeliefert, weil Holzach mit den Kindern umgehe, wie mit einem s. v. Vieh. Er habe einen Knaben so zugerichtet, daß er etliche Tage Blut gespeit. Deshalb zur Rede gestellt, habe er dem Untervogt und den Geschworenen geantwortet: es solle die ganze Gemeinde, welcher Solches nicht gefalle, ihn, mit s. v. zu melden, hinten hübsch machen; es habe ihm niemand etwas zu befehlen als der Herr Pfarrer. Das könne sich die Gemeinde nun doch nicht gefallen lassen. Zudem brauche Holzach, weil er viel Holz zu Leisten verwende, jährlich mehr als 11 Klafter Holz. „Einen solchen Schulmeister wend mir nicht, er möchte unsere Kinder auch also anführen.“¹⁾

Pfarrer Fischer aber, dem es bange war, der in solcher Aufregung sich befindenden Gemeinde auf h. Weihnachten das heil. Abendmahl zu reichen und der doch nichts anderes glaubte bezeugen zu können, als daß Holzach „so thätig und geduldig sei wie ein Schaf“, drang auf eine Untersuchung²⁾, und daraufhin wurde der Landvogt von Farnsburg angewiesen, die Gemeinde zur Ruhe zu bringen.³⁾

Raum war diese Angelegenheit erlebtigt, so wurde der gute Fischer in einen neuen Streit verwickelt, weil ohne Zwei-

¹⁾ Deputatenlade, E. 14.

²⁾ Ebenda, E. 16.

³⁾ Ebenda, E. 17.

fel die Gemeinde für die erlittene Niederlage Revanche suchte. Es handelte sich wieder um den Schulmeister, und zwar um einen neuen Kirchenstuhl für seine Angehörigen. Derselbe war natürlich den alten Feinden Holzachs ein Dorn im Auge und „unter bestem Schein nach der bäurisch verstellten Kaltfinnigkeit“ richteten dieselben zu Pfingsten 1741 vor dem Nachmittagsgottesdienst in der Kirche einen Scandal an. Pfarrer Fischer reiste sofort nach Basel und schrieb dort eine Klageschrift¹⁾ mit der fastigen Einleitung: „ich erkenne die Bauern nicht für meine Bögte und Aufseher. Sie haben genug für sich zu verantworten. Lassen sie dem Pfarrer über, was ihm gebührt, da schon mit den nöthigen Personen geredet, und die Kirchensachen an keinem Ort die Geschworenen nichts angehen, welche ich nicht in ihrem Hochmuth stärken möchte, daraus dieser Lärm entstanden, nebst der Feindseligkeit, so sie mir schon lange ohne all mein Verschulden bewiesen, der ihnen und den ihren nichts als Liebe bewiesen; und da meine Frau auf das Recht bringen und verklagen wollte, war ich zum Unrechtleiden resolvirt, um mich bei der Gemeinde desto beliebter zu machen.“ Das Recht erhielt er, aber beliebt wurde weder er noch sein Schulmeister je.

Aus Fischers Zeit ist ferner zu bemerken, daß 1742 „bei einem unehelichen Töchterlin, so bei der Geburt in dem Hardthaus von einem Weib Anna Bitterlin oder dem sogenannten Simmeranni von Giebenach getauft worden, dieser ungültige Tauff 10 Wochen nach der Geburt durch einen ordentlichen Predigertauff mit Vorbericht Herrn Antistitis wiederholt worden.“ Pfarrer Fischer beschloß sein unruhiges Leben in Arisdorf am 11. Januar 1756.

Auf ein kurzes Vicariat von Jakob Zwinger folgte

¹⁾ Deputatenlade, E. 20.

eine kurze Amtsbauer von M. Theodor Falkeisen, später Pfarrer bei St. Martin, dem Vater des am 29. Mai 1758 in Arisdorf geborenen nachmaligen Antistes Hieronymus Falkeisen (dieser hat denn auch als Antistes der Kirche zu Arisdorf eine schöne Kanzelbibel gestiftet). Unter Falkeisen wurde das Pfarrhaus durch eine umfassende Reparatur im Großen und Ganzen ungefähr in den Stand gesetzt, in welchem es sich jetzt befindet, so daß der Nachfolger M. Heinrich Köllner, welcher wiederum bloß 5 Jahre, nämlich von 1762—1767, amte, den Deputaten keinen andern Wunsch vorzutragen hatte als den, ihm in Anbetracht der vielen zum Pfrundlande gehörenden Obstbäume einen „Brennhafen“ ins Waschhaus zu setzen. Dagegen drang Köllner auf definitive Verbesserung der Besoldung seiner Stelle als der notorisch niedrigsten des Landes („26 Pfund Geld, 28 Vzl. Korn, 12 Vzl. Haber, 10 Saum Wein, 15 Klafter Holz, 40 Wellen Stroh, 4 Karpfen bei der Weiherfischeten und 2 Hühner ab Schloß Farnsburg“). Das Holz wurde hierauf auf 8 Klafter vermindert, dagegen die übrige Besoldung auf 180 Pfund Geld, 70 Vzl. Korn und 10 Saum Wein festgestellt.

Auf Köllner folgte 1767 M. Johann Rumpf, welcher am längsten von allen bisherigen Pfarrern, nämlich bis zu seinem am 17. Juni 1806 erfolgten Tode, also fast 40 Jahre lang in Arisdorf geamtet hat.

In dieser langen Zeit erlebte Rumpf u. a. auch die Schmach, daß eines seiner Pfarrkinder am 21. Februar 1778 durch das Schwert hingerichtet wurde. Der herzbewegliche „Abscheid-Brief“, welchen der Verbrecher Klaus Strub von Arisdorf zwei Tage vor seiner Hinrichtung aus dem Gefängniß „Bärenhaut“ in Basel an seine Frau richtete, ist noch vorhanden. Derselbe lautet:

„Basel, den 19ten Hornung 1778.

Im Namen der hochheiligen Drey-Einigkeit Gottes, Vatter,
Sohn und H. Geist:

Meine Vielgeliebte, Bedauernswürdige Frau, und Ehefrau
Anna Haumüel

Und auch Du, mein herzbrechendes Kind Mardelin!
Unter der Tränenfluth und Schmerzen meines Herzens
geschrieben.

Ich befihl meine liebe Frau und Kind zusammen in die
Obhutt des Allerhöchsten Gottes, der sich Wittwen und Wayfen
annimt, und sie beschützt. — Liebe Frau — Du bist eine
Mutter, die drey Kinder in der Zahl der heiligen Englen
hat, welche Kindlein auf Dich und mich auf Erden unglück-
lichen, wartenden Vatter, mit Freuden warten, — Liebe das
noch beyhabende Engelein. Ich wüntsche zum Abscheid alles,
was ich nicht genug schreiben und denken kan, — Komme
Guttes Dir und dem Kindlein, — auch daß meine Mißethat
nicht an euch haßte, sondern die Sünden in der Tiefe des
Meeres begraben werden, und meine Seele zu der ewigen
Seeligkeit gelangen möchte!

Ich befihl meine zur heiligen Tauf gehaltenen Göttin
und Gotten Dir, Liebe Frau für mich, daß Du dasjenige un-
glück so mich getroffen an keinem erleben möchtest, Eingedenk
den Worten des Heylands, Lasset die Kindlein zu mir kommen,
und hindert sie nicht, denn solchen ist das Reich der Himmlen.

Dem Haus Jakob Thommen, Schullmeister für seine Für-
bitt und große Mühe, so er sammt einer Anzahl Ehren Mannschaft
bei unseren Gn. Herren gethan, danke ich zu tausendmalen
— der Geist der Gnaden und erleuchtung wolle dem Schull-
meister von dem Vatter der Liechtern vom Himmel gegeben

werden, denen Kindern einzuprägen, was Salomon der Weise der Königen sagt — Gedanke an deinen Schöpfer in Deiner Jugend Ehe dann die bösen Tage kommen, und die Jahre hinzutreten, da du sagen wirst, sie gefallen mir nicht. An meine Herzliche Mutter und Schwieger Mutter danke ich für gute Auferziehung, und alles Gutte an Seel und Leib, — daß ihr an meinem noch lebenden Kindlein Freude für mich erleben möget — Mutter, du hast mich mit Schmerzen zur Welt geboren, mein Unglück macht, du mußt mich mit Schmerzen wieder lassen, die Schwieger Mutter soll auch an dem Kindlein Theil nehmen, mir alles verzeihen, was ich Thro Leydes gethan habe, meine liebe Schwester Verenelein, und deine Kinder das Annelin und der Hans Heiry, Gott wolle euch für Unglück bewahren, dem Schwager Hans Salathe und Martin Keller und meiner lieben Frauen Schwester Maria und das Babelin in Brattelen, sammt dem Vetter Johannes und ihrem Kind, mein Vetter Götlin und Bäs Gotten in Gibenacht, und Götlin zu Arristorf, des Kindleins Götlin und Gotten, Wüntsche allen den Frieden Gottes, so eines an meinem unglück theilgenommen, Vetter Samuel Mury und liebe Bäs Eva Keller und ihre Kinder, ich kann euch nicht genug für eure große Mühe und Wohlthat bezahlen, als mein Herzens Dank, denn ich bezeuget bin, was ihr mir Guttes gethan, wümsche euch, in Freud soll es euch von Gott gesegnet werden, was ihr mir gethan, alle meine Freund und für mich Bettend und Seufzende, — meines Kindes Vogt und meiner Frauen Vogt Glück, Heyl und Seegen zu ihrer Verwaltung! —

Den H.C. Schwarz und seine Frau Liebste und Kinder, befihl ich meiner Lieben Frauen und nächsten Freunden, wie die Magdt wegen guttem Zuspruch und Abwartung!

Gott behüette euch Alle zur ewigen Seeligkeit!

Herr, meinen Geist befehl ich Dir,
Mein Gott, mein Gott, weich nicht von mir,
Nimm mich in Deine Hände,
O, Wahrer Gott, in dieser Noth
Hilf mir am letzten Ende.
Glory, Lob, Ehr und Herrlichkeit
Sey Gott, Vatter und Sohn bereit,
Dem heiligen Geist mit Namen,
Die göttlich Krafft, macht uns sieghafft,
Durch Jesum Christum Amen.

Bescheint Claus Straub, ein armer Sünder; doch zur
Ewigen Seeligkeit zubereit!

Allen Menschen und nächsten Verwandten und alle
für meine Seele Bittende Menschen, die ewige Seeligkeit —
wünsche mit ihnen!

Auch von den Stürmen der ersten Revolution bekam Kumpf seinen Theil zu spüren; war doch Arisdorf der Ausgangspunkt derselben. Die Revolutionäre brachten sogar am Pfarrhaus ein bleibendes Erinnerungszeichen an ihren Feldzug nach Farnsburg an, indem sie in den linken Hauptpfeiler der vor der Hausthüre befindlichen Vorhalle einen Dolch und eine Jakobinermütze einschnitten! Uebrigens legt von der Unabhängigkeit, deren sich Kumpf in Arisdorf erfreute, der Umstand das beste Zeugniß ab, daß im Jahre 1803 die Gemeinde mit einer rührenden Bittschrift sich von dem Rathe seinen Sohn und Vikar Samuel Kumpf als Nachfolger erbat.¹⁾ Außer einem einzigen Bürger trat die ganze Kirchengemeinde einhellig diesem Wunsche bei, theils um dem hochbetagten

¹⁾ Staatsarchiv, D. 45.

Seelforger Freude zu bereiten, theils um sich in dessen Sohn eines tüchtigen Pfarrers zu versicheru. Da Antistes Merian dieses Gesuch um seiner Consequenzen willen nicht empfehlen konnte, so wurde es abgewiesen; Kumpf der Sohn kam nach Oltingen, und dem Vater wurde ein anderer Vikar beigegeben.

Pfarrer Kumpf hatte auch einmal als Volkszählungs-Beamter funktionieren müssen. Die von ihm bei dieser Zählung vom 1. Januar 1771 aufgestellten Tabellen befinden sich noch im Pfarrarchiv, und es ist interessant, deren Ergebnisse mit denjenigen der Volkszählung von 1880 zu vergleichen.

	1771.		1880.	
	Haußhaltungen.	Personen.	Haußhaltungen.	Personen.
Krisdorf	138	481	159	764
Siebenach	42	131	48	238
Hersberg	15	68	17	79
Olßberg	10	27	10	57
Ges.=Gem.	205	707	224	1138

Zu Ende des Jahres 1806 wurde zum ersten Mal mit Beiziehung von Gemeindeabgeordneten (25 an der Zahl) aus einem Vierervorschlage des Kirchenrathes zum Pfarrer von Krisdorf gewählt M. Daniel Meyer. Inzwischen war durch die „Peraequation“ der Besoldungen der Landpfarreien die von Krisdorf wieder bedeutend vermindert worden! Es wurde nun festgesetzt, daß der Pfarrer von Krisdorf hinfort 900 Franken in Geld, 10 Säcke Kernen und 6 Saum Wein zu beziehen habe.

Die Wahl Meyers war trotz der Mitwirkung der Gemeinde keine glückliche. Die Tradition redet diesem Pfarrer viel Schlimmes nach. Mit wie viel Grund einerseits und Ungrund andererseits werden wir gleich sehen. Hinsichtlich des Hanges zum Trinken ist jedenfalls so viel wahr, daß Meyer ein

Mal von einer Taufmahlzeit schwer betrunken mußte heimgeführt werden. Dekan Iselin in Wintersingen, bei dem aus der Gemeinde hierüber Klage geführt worden war, überwies die Angelegenheit dem Kirchenrath, und dieser suspendirte Pfr. Meyer wegen gegebenen Vergernisses auf ein Vierteljahr. Während dieser Zeit versah Pfarrer Burckhardt von Sissach neben dem seinigen auch das Amt Meyers. Ueber die Auf- führung des „Stillgestellten“ aber wurde von Seiten des Kir- chenrathes eine genaue Untersuchung vorgenommen. Deputat Ochs und Pfarrer Falkeisen verfügten sich Sonntags den 26. Juli 1812 mit einem Aktuar nach Krisdorf, wo nach beendig- tem Gottesdienst Deputat Ochs „in einer so passenden als zweckmäßigen Anrede, welche Herr Pfarrer Falkeisen bestätig- te“, den Grund ihres Kommens der Gemeinde auseinander- setzte und alle zu berufenden Zeugen zu leidenschaftsloser Aus- sage der Wahrheit ermahnte. Das Verhör selbst fand Vor- und Nachmittags im Schulhause mit folgenden 11 Personen statt: 1) Statthalter, 2) Dekan, 3) die drei Gemeindepräsi- denten, 4) die zwei Bannbrüder, 5) der Taufvater, 6) die zwei Männer, welche den Pfarrer damals heimgeführt, 7) der Pfarrer selbst. Es ergab sich, daß Meyer in seinen Amts- verrichtungen allerdings nachlässig gewesen, keine Betstunden und keinen monatlichen Betttag, statt der Dienstagspredig- ten bloß ein Gebet, und die sonntäglichen Kinderlehren nur so schlecht als möglich, auch gar nie Bannszügel gehalten, daß er ferner nur 5 oder 6 verschiedene Predigten vortrage und dann wieder mit den gleichen anfange, so daß man seine Predigten auswendig wisse.¹⁾ Zwar habe er ihnen „gute Sachen“ ge-

¹⁾ Eine seiner Confirmandinnen konnte mir in der That noch 1880 Einiges aus einer Predigt über Röm. 12, 12 erzählen. Die Betreffende behauptete, es seien keine 6, sondern höchstens 4 verschiedene Predigten gewesen!

sagt; auch wisse man über seinen häuslichen Frieden und seine sonstige Aufführung nichts Schlimmes; „blos“ habe er Hang zum Trinken, und da ihm seine Frau, eine Lyonerin, das Geld zurückbehalten, habe er etliche Male vom Opfergeld zur Befriedigung seiner Trunksucht gebraucht. Eigentlich betrunken scheint er nur bei jener Taufe gewesen zu sein.

Zum Schluß des Verhörs bezeugte Meyer seine herzliche Reue und versprach entschiedene Besserung. Hierauf wurde nach dem Vorschlag der Mehrheit des Kirchenraths (die Minorität beantragte sofortige Absetzung) und in Anbetracht des Wunsches der Gemeinde, welche „blos einen kräftigen Zusatz“ erwartete, Meyer nach der Herbstcommunion wieder in sein Amt eingesetzt und öffentlich durch eine Predigt des Dekans Iselin mit der Gemeinde ausgesöhnt. Auch liefen in der That von da an keine Klagen mehr ein. Dagegen mußte der Rath ihm auf ärztliches Gutachten hin im Jahre 1820 einen Vikar mit einem jährlichen Gehalt von 400 Franken geben. Diese Stelle wurde zunächst von M. Eucharis Ründig versehen, welcher in den drei Monaten seiner Wirksamkeit eine ganz erstaunliche Popularität sich erwarb. Auf ihn folgten Christian Münch, Christoph Grunauer, Johannes Holinger, und der Zürcher Simmler. Am 12. Januar 1824 starb Meyer, und der Kirchenrath machte seinen Vierervorschlag. Aus diesem wurden von den 18 Rathsherrn, dem Statthalter und den 25 Gemeindeabgeordneten zwei der bisherigen Vikare, nämlich Ründig und Grunauer, ausgewählt: Ründig mit 18, Grunauer mit 15 Stimmen. Das Loos entschied für den Letztern.

Ueber die Art und Weise, wie Christoph Grunauer sich während der 8 Jahre seiner Amtsverwaltung (1824—1832) zu den besseren Elementen der Gemeinde gestellt hat, kann man

am besten Schlüsse ziehen, wenn man das Zögern betrachtet, das die Viestaler Regierung dem durch die Aufregung der Revolution eingegebenen Entsetzungsbeschluß der Gemeinde gegenüber beobachtete. Regierungsrath Meyer wurde nach Arisdorf gesandt, um die Gemeinde zur Geduld zu weisen; und erst in Folge des Landrathsbeschlusses vom 21. Sept. 1832 über die Bestellung der Pfarreien wurde Grunauer unterm 29. Sept. angewiesen, sofort 2 Zimmer für einen Vikar in Bereitschaft zu setzen und binnen 4 Wochen das Pfarrhaus gänzlich zu räumen.

Schon am Tage darauf, den 30. Sept. hielt Joh. Peter Nebli von Wilten, Kanton Glarus, als Pfarrverweser die erste Predigt in Arisdorf. Nebli hat dieses Ereigniß für wichtig genug gehalten, ins Taufbuch (!) eingetragen zu werden, und die bezeichnende Bemerkung beigefügt: „Der Allvater wolle sein Streben segnen, ihm Kraft und Muth geben, die hiesige Gemeinde durch Erleuchtung des Geistes und Veredlung des Herzens zeitlich und ewig zu beglücken und zu beseligen.“ Unmittelbar oben an diesem Herzenserguß steht als letzte Eintragung Grunauers die am 27. Sept. im Pfarrhaus vollzogene Taufe von dessen mitten in der größten Bedrängniß geborenem fünften Kinde.

Noch vor Neblis Einzug hatte Grunauer an seiner Gemeinde die Schande erleben müssen, daß dieselbe, die Gemeinderäthe von Arisdorf und Siebenach an der Spitze, einen verstorbenen Graubündner Winkeladvolaten Namens Herold zum Pfarrer beehrte. Dieser Mensch hielt sich mehrere Wochen in Arisdorf auf, predigte und amtirte statt des gewaltsam suspendirten Grunauer und wich auch einem unmißverständlichen kategorischen Befehl der Regierung nicht. Unterm 1. Oktober 1832 langte vielmehr beim Reg.-Rath eine Petition ein, unter-

zeichnet vom damaligen Präsidenten Heinrich Haumüller, Alt und Jung wolle den Dr. (sic!) Herold nicht fortlassen, derselbe genieße das allgemeine Zutrauen. Dem Schreiben war ein für Herold günstig lautendes Zeugniß des freigeistigen Basler Professors Trorer und eine Berufung auf § 30 der Verfassung beigelegt. Es war dem Vicepräsidenten der Regierung, Herrn Anton von Blarer leicht, den armen Arisdörfern begreiflich zu machen, daß mit dem in § 30 der Verfassung gewährleisteten unbedingten Petitionsrecht noch lange nicht eine unbedingte Erfüllung jeder Petition versprochen sei! Ihrem, der Arisdörfer, Wunsche könne aber unmöglich willfahrt werden, weil derselbe den bestehenden Gesetzen vollständig zuwiderlaufe. Herr Herold besitze nämlich diejenigen gelehrten und moralischen Eigenschaften entschieden nicht oder könne sich wenigstens über deren Besitz nicht ausweisen, welche die christliche Kirche im Allgemeinen und unsere ((sic!)) evangelische Kirche im Besondern von einem Manne verlange, ehe er als, berufen erklärt werden könne, den Aufgaben eines Seelenhirten von Amtswegen vorzustehen. Dieses regierungsräthliche Schreiben schließt fast ironisch mit den Worten: „Gott zum Gruß!“

Die Gemeinde scheint sich über den Verlust des trefflichen Herold getröstet zu haben. Am 7. Jan. 1833 wurde fast einstimmig Nebli gewählt. Derselbe betheiligte sich sehr energisch an den fortbauernben Revolutionäsbewegungen, an Volksversammlungen zc., gab auch eine „Schilderung der Zernwürnisse in der Schweiz 1830—1833“ heraus, welche die üppigsten Blüthen demagogischer Sprache aufweist. Ueber seine Amtsführung liegen im Staatsarchiv bloß 3 Schreiben vor: eine Bitte, die Regierung möge gegen eine Anzahl Eltern einschreiten, welche ihre Kinder nicht zu ihm in den Religionsunterricht schicken wollten, eine Beschwerde vom Februar 1833 dar-

über, daß ihm für seine fünfmonatliche Thätigkeit noch keine Competenz ausbezahlt worden sei, und eine Anzeige vom Februar 1836, daß in Basel-Dilsberg ein Kind durch die katholische Hebamme getauft worden sei. Dies letztere veranlaßte den Regierungs-Rath, dem betreffenden Vater einen Verweis ertheilen zu lassen!

Am 7. August 1837 wurde Nebli mit 84 gegen 83 Stimmen weggestimmt. Auf vielen Stimmzetteln stand: „Kreuziget ihn!“ Diese Abstimmung wurde zwar auf Nebli's Petition hin vom Regierungsrath wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten kassirt; dagegen wurde Nebli am 24. Sept. mit 128 gegen 98 Stimmen definitiv entsetzt. Schon nach der ersten Abstimmung hatten 13 der angesehensten Bürger den Regierungsrath gebeten, dieselbe nicht zu kassieren, weil Nebli's Bleiben eine Heimsuchung für die Gemeinde wäre; dieses Subjekt, das sich Seelsorger nenne, sei alles eher als ein solcher; Nebli glaube selbst nicht, was er predige, und treibe mit dem Heiligsten seinen Spott. Als man ihn einst nach Basel-Dilsberg zu einem Sterbenden holen wollte, habe er erklärt, er müsse jetzt nach Zürich zu seiner Liebsten zc.

Noch vor der definitiven Abstimmung über Nebli meldete sich beim Regierungsrath ein Pfarrer Kray zur Probepredigt in Arisdorf, hoffend „jeder Blutstropfen ächten Menschheitsfinnes in der Landschaft Basel werde sich bald mit ihm befreunden.“ Statt dieses hoffnungsvollen Individuums wählte die Gemeinde den Basler Candidaten Martin Schaffner. Auch jetzt wurde die erste Abstimmung kassirt, weil die Wahl voreilig, ohne Erlaubniß der Regierung und ohne Vorriß des Statthalters stattgefunden hatte. Und auch jetzt war die zweite Abstimmung ein erhöhter Triumph der Gemeinde, indem Schaffner, der im November mit 89 von 110 Stimmen war gewählt

worden, im Dezember 1837 mit 133 von 146 Stimmen zum Pfarrer ernannt wurde. Im Januar 1838 wurde Schaffner durch Pfarrer Zscholle von Liestal eingeführt. Als er im März 1846 in Folge seiner Wahl nach Basel demissionierte, entließ ihn der Regierungsrath unter Dankesbezeugungen für die „der Gemeinde sowohl als dem Staat mit wahrer Beamtentreue geleisteten Dienste.“

1846—51: Emanuel Burckhardt=La Roche.

Von 1851—54 als Pfarrverweser: J. J. Schwarz aus dem Cantou Zürich, Georg Denz u. Alexander Preiswerk.

1855—64 Rudolf Ründig.

1864—72 Benjamin Buser.

1872—81 Bernhard Riggerbach.

Seit 1882: Johannes Haffter=Burckhardt.

Auf hoher Alp¹⁾

von J. Probst.

I.

Der flache Staub ist abgethan,
Wir sind dem Dunst entronnen;
Nun hebt ein freies Leben an,
Die Hochalp ist gewonnen!

In Weid' und Berg, am blauen See,
Auf hoher Egg und Stollen,
Im Sonnenschein, auf fels und Schnee,
Und wenn die Wetter grollen;

Das ist ein Leben, frisch und licht
Auf weiter Bergesfeste!
Wir tauschten unser Hüttlein nicht
An fürstliche Paläste.

Der glüh'nden Firne Wunderkreis
Umschließt die stillen Almen,
Und des Allmächt'gen Lob und Preis
Erschallt in hellen Psalmen.

¹⁾ Frutt, Melchseealp, Obmalben.

Der flache Staub ist abgethan,
Wir sind dem Dunst' entronnen.
Nun hebt ein freies Leben an,
Die Hochalp ist gewonnen!

II.

Das Marmelthierlein höhnet
Aus sicherem Bau hervor;
Die Felsenwand erdröhnet
Von unserm Pilgerchor.

Wir steigen auf zur Zinne
Ob fels und firn mit Macht;
Wie frei ist uns zu Sinne,
Wie fromm in Gottes Pracht!

III.

Aus tiefer Felsenkammer
Steigt auf zur Alp die Nacht;
Sie decket keinen Jammer,
Sie weckt nur neue Pracht.

Die greisen Bergeszinnen
Hüllt sie mit sanftem Schein
Zu welterhab'nem Sinnen
Und tiefem Träumen ein.

Den Bergsee hat ihr Schleier
Gar minniglich umwebt,
Geheimnißvolle Feier
Des Friedens ihn umschwebt.

Es schweigt der Klang der Heerden;
Alpfegeu klingen von fern:
Nun will es Sabbath werden;
Nun lobet Gott, den Herrn!

IV.

Ein winzig Stücklein Himmel fiel
Herab auf grünen Grund
Und ward, wer weiß durch welches Spiel,
Ein Blumenkelch zur Stund.

Gentiana, kleines Himmelskind,
Wie strahlest du so lieb
Im Thau, der dir so leis und lind
Am Neuglein hängen blieb!

Und seh' ich recht, blüht „Männertreu“
Schon neben dir empor
Und lispelt züchtig dir und schen
Ein Liebeslied ins Ohr.

Das ist auf westentleg'ner Flur
Ein stiller Freudentag.
Wie glücklich, wer entdeckt die Spur,
Und mit sich freuen mag!

V.

Der Berg erglüht und über'n See
Zieh'n Abendnebel purpurroth;
Noch einmal flammt der ew'ge Schnee,
Dann sinkt das Leben in den Tod.
Da, von der Bergkapelle ruft
Das Glücklein Frieden in die Gruft.

Die Nacht enteilt; es dringt hinab
Auf dunkeln See der erste Strahl
Und wecket aus dem Schummergrab
Das liebe Leben allzumal,
Und von der Bergkapelle schon
Jauchzt hell der Auferstehungston.

VI.

Ist schon die liebe Luft vorbei?
Zerronnen das sonnige Träumen?
Als ob's zum Weltgerichte sei,
Die Nebel sich ballen und bäumen!

Es wogt heran das wilde Meer,
Bergüber mit finsterem Grauen;
Die Wetternacht liegt bleiern schwer
Auf unseren fröhlichen Auen.

Des Sturmes Alpruf tönet voll
Nach alter, ureigener Weise;
Er schüttelt unser Hüttlein toll,
Als sollt' es sich drehen im Kreise!

„So lag' es gut sein für einmal!
Schon' unser im lustigen Neste!
Es steigen morgen all zu Thal
Die unberufenen Gäste!“

Ein Wandgemälde in der Predigerkirche zu Basel

von August Bernoulli.

Die Predigerkirche in Basel¹⁾ war von jeher berühmt wegen des Lobtentanzes, der an ihrer Kirchhofmauer gemalt war und welcher erst in unserem Jahrhundert völlig zerstört wurde.²⁾ Auch an der Kirche selbst, über dem Portal auf der Westseite (gegen die Spitalstraße), waren noch 1860 die Ueberreste einer Malerei zu sehen, welche einen von Engeln umgebenen Kreuzifix darstellte. Das Innere hingegen war schon im 17. Jahrhundert (1614), als die Kirche den Hugenotten eingeräumt wurde, einer durchgreifenden Renovation unterworfen worden, wobei die Wände, die jedenfalls schon von der Reformation her übertüncht waren, mit einem frischen Kalkbewurf überzogen und mit einem gelben Quadermuster

¹⁾ Ueber diese Kirche s. die Beschreibung mit Abbildungen, von L. A. Burckhardt und Ch. Riggerbach, im Heft VI. der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft.

²⁾ Einige gerettete Fragmente befinden sich in der Mittelalterlichen Sammlung; ein Verzeichniß derselben gibt Ch. Burckhardt im Basler Jahrbuch für 1883, S. 201. — Ueber diesen Lobtentanz überhaupt s. Burckhardt-Viebermann in den Basler Beiträgen zur Vaterl. Geschichte, N. Folge, Bd. I.

und französischen Inschriften bemalt wurden. Zur Befestigung dieses Kalkbewurfes wurde die Mauer ohne Zweifel vorher mit dem Spitzhammer bearbeitet, so daß die mittelalterlichen Malereien, welche unter der Tünche vielleicht noch vorhanden waren, nothwendigerweise zu Grunde gehen mußten. Es kann daher nicht befremden, daß im Jahre 1876, als die ganze Kirche restaurirt wurde, nur wenige Ueberreste von Malereien zu Tage traten.

Allerdings wurde auf der Innenseite des schon erwähnten Portals, unter dem großen Fenster der Westseite in die Wand gemauert, eine bemalte Steintafel gefunden, welche im Styl des 14. Jahrhunderts Maria mit dem Kinde zwischen vier Heiligen darstellt.¹⁾ Vermuthlich jedoch stand diese Tafel ursprünglich nicht hier, sondern wohl eher auf irgend einem Altare; sie gehört daher nicht zu den Wandmalereien im eigentlichen Sinne. An der südlichen Seitenwand hingegen, welche bis 1876 keine Fenster hatte und deshalb für Wandgemälde jedenfalls den günstigsten Raum bot, fanden sich zwar noch reichliche Spuren, aber kein einziges erkennbares Bild mehr. Wie weit aber überhaupt die Bemalung der ganzen Kirche einst gieng, das zeigen uns die Rundpfeiler zwischen Seiten- und Mittelschiff, welche hin und wieder ebenfalls mit einzelnen Bildern geschmückt waren. Auch von diesen jedoch war das meiste längst zerstört, weil nur auf den nackten Sandstein gemalt, und so war von ihrem Inhalte beinahe nichts mehr zu erkennen, als eine knieende Frau in der untern Ecke eines roth eingefassten Bildes, das sich (vom Chor aus gesehen) am ersten Rundpfeiler des nördlichen Seitenschiffes befand.²⁾ Unter

¹⁾ Jetzt in der Mittelalterlichen Sammlung.

²⁾ Der Pfeiler trägt, in Stein gehauen, die Wappen der Geschlechter Pär und Seevogel. Die knieende Frau, vermuthlich das Porträt der Stif-

dem Fenster aber, das diesem Pfeiler zunächst liegt, befand sich bis 1876 ein Grabstein aus späterer Zeit, und als dieser entfernt war, trat hinter einer leichten Tünche noch eine deutlich erkennbare Malerei zu Tage — in der ganzen Kirche die einzige, welche noch einigermaßen erhalten blieb. —

Das Fenster, unter welchem diese Malerei sich befindet, liegt unmittelbar vor dem Lettner, welcher früher den Chor vom Schiff der Kirche trennte, und eben deshalb ist es etwas breiter angelegt, als alle andern, d. h. viertheilig statt dreitheilig. Zugleich ist dieses Fenster auch das einzige, dessen Unterwand zurücktritt und mithin eine Art von Nische bildet. Diese Nische aber wurde im vorigen Jahrhundert zur Anbringung von Epitaphien benützt, durch deren Befestigung die unter der Tünche verborgenen Malereien schwer beschädigt und theilweise zerstört wurden. Ueberdies sind diese Bilder nicht als fresco gemalt, sondern nur auf die trockene Mauer, so daß die Farbe an manchen Stellen sich ablöste, — auch wo die Wand sonst unverletzt geblieben war.

Zimmerhin wurden — Dank der Vorforge des Herrn Bauinspektors Reese — die noch vorhandenen Ueberreste mit möglichster Sorgfalt von der Tünche befreit und vor weiteren Unbilden durch eine hölzerne zum Oeffnen eingerichtete Bekleidung geschützt. Zugleich wurden im Auftrage der Historischen Gesellschaft — soweit der Zustand der Bilder es erlaubte, — durch Herrn Samuel Baner sorgfältige und genaue Durchzeichnungen gefertigt, und von diesen erscheinen die vorstehenden Abbildungen im Lichtdruck, die wir der lithographischen Anstalt von Herrn E. Bossert verdanken, als sehr getreue Reproduktion im Maßstabe von $\frac{1}{10}$ der natürlichen Größe.

terin des Bildes, ist erhalten in einer von Herrn Saml. Baur gefertigten Durchzeichnung.

Wie schon diese Abbildungen zeigen, zerfällt das Ganze in mehrere figurenreiche Bilder. Der Hauptraum, d. h. die zurücktretende Wand unter dem Fenster, zwischen den Laibungen der Mauer, wird eingenommen durch zwei übereinanderstehende Breitbilder A und B, von welchen das obere nur wenig, das untere beinahe zur Hälfte zerstört ist; in beiden aber bildet den Mittelpunkt ein Heiliger in der Ordenstracht der Dominikaner. Rechts von diesen zwei Bildern (gegen den Chor) war die Laibung sammt dem nächst anstoßenden Theile der Hauptmauer (bis zum Lettner) ebenfalls bemalt; jedoch läßt sich hier beinahe nichts mehr erkennen als der Kopf eines Dominikaners mit dem Heiligenschein. Links hingegen (vom Beschauer) befand sich in der Hauptmauer eine seither vermauerte kleine Thür, und die schmale Wand zwischen dieser und der Fensterlaibung war ausgefüllt durch ein Hochbild, welches noch leidlich erhalten ist und ebenfalls einen Heiligen des Predigerordens darstellt, wie er im Freien auf einer Kanzel steht, unter welcher zahlreiche Zuhörer versammelt sind. Der Zwischenraum zwischen diesem Hochbild und den zwei Breitbildern, d. h. die linke Fensterlaibung, ist rein decorativ ausgefüllt durch aufgemalte Spitzbogensenster, unterhalb welchen das Portrait eines knieenden Stifters noch theilweise zu erkennen war.

Beschränken wir uns aber auf das noch einigermaßen Erhaltene, so fallen für uns einzig die beiden Breitbilder A und B und das Hochbild in Betracht, und auch von letzterm konnte in unserer Abbildung aus Raumangel nur der untere Theil gegeben werden, nämlich die Zuhörer in der Predigt (C).

Wie schon bemerkt, stellt der obere Theil dieses Hochbildes einen heiligen Predigermönch auf der Kanzel dar. Der weiße Flügel an seinem Haupte, sowie auch der Engel, der über ihm schwebt, lassen ihn mit Bestimmtheit erkennen als

den gefeierten und weitberühmten Prediger St. Vincentius Ferrer von Valencia (geb. 1357, gestorb. 1419), welcher 1455 heilig gesprochen wurde. Mit einem Flügel am Haupte wird er dargestellt, weil viele seiner Zuhörer fanden, man glaube einen Engel zu hören, wenn er predige — während wieder andere versicherten, sie sähen Engel auf ihn herniederfahren, sobald er auf der Kanzel stehe. Als Prediger hatte er mit großem Erfolge Spanien, Italien, Frankreich und England durchreist. Er predigte überall in seiner Muttersprache, dem im östlichen Spanien gebräuchlichen Limonsin-Dialekt, mit welchem er in allen Ländern romanischer Zunge verstanden wurde. So predigte er 1404 auch in Lausanne und reiste von hier nach Lothringen, wo er z. B. in Toul sich hören ließ. Deutsche Lande hingegen scheint er nie betreten zu haben; das Bild hat also jedenfalls keine spezielle Beziehung auf Basel. Für den Predigerorden überhaupt aber hatte der Gegenstand eine hohe Bedeutung. Denn zur Zeit, als das Bild gemalt wurde, war Vincenz der jüngste Heilige dieses Ordens; er erschien daher als berebtes Zeugniß dafür, daß dieser Orden noch immer gewaltige Prediger und Wunderthäter hervorbringe, wie einst zur Zeit seiner Gründung.

Ob nun das Bild hier den Prediger Vincenz im allgemeinen oder einen bestimmten Zug aus seinem Leben darstellen soll, muß bei dem schadhaften Zustande der Malerei dahingestellt bleiben. Der jüngere Dominikaner, der neben der Kanzel steht, ist ohne Zweifel einer jener fünf Begleiter, welche Vincenz auf seinen Reisen immer um sich hatte. Doch bleibt es fraglich, was mit dem Spruchbände gemeint sei, auf welches dieser Begleiter hinweist. Auf der Brust des Heiligen ist eine Sonne dargestellt; es ist dies neben den Flügeln, sein gewöhnliches Attribut (mit den Buchstaben JHS in der Sonne). Denn nach

der Ansicht der Dominikaner war Vincenz unter seinen Ordensbrüdern „wie die Sonne unter vielen glänzenden Gestirnen.“ Die Ränder der Kanzel, welche der Heilige einnimmt, scheinen in Flammen zu stehen. Er ist auch in späterer Zeit¹⁾ mit einem brennenden Feuer in der rechten Hand dargestellt worden. Vermuthlich ist das Feuer eine Anspielung auf das verzehrende Feuer seine Rede, wie die Flügel auf ihren himmlischen Schwung.

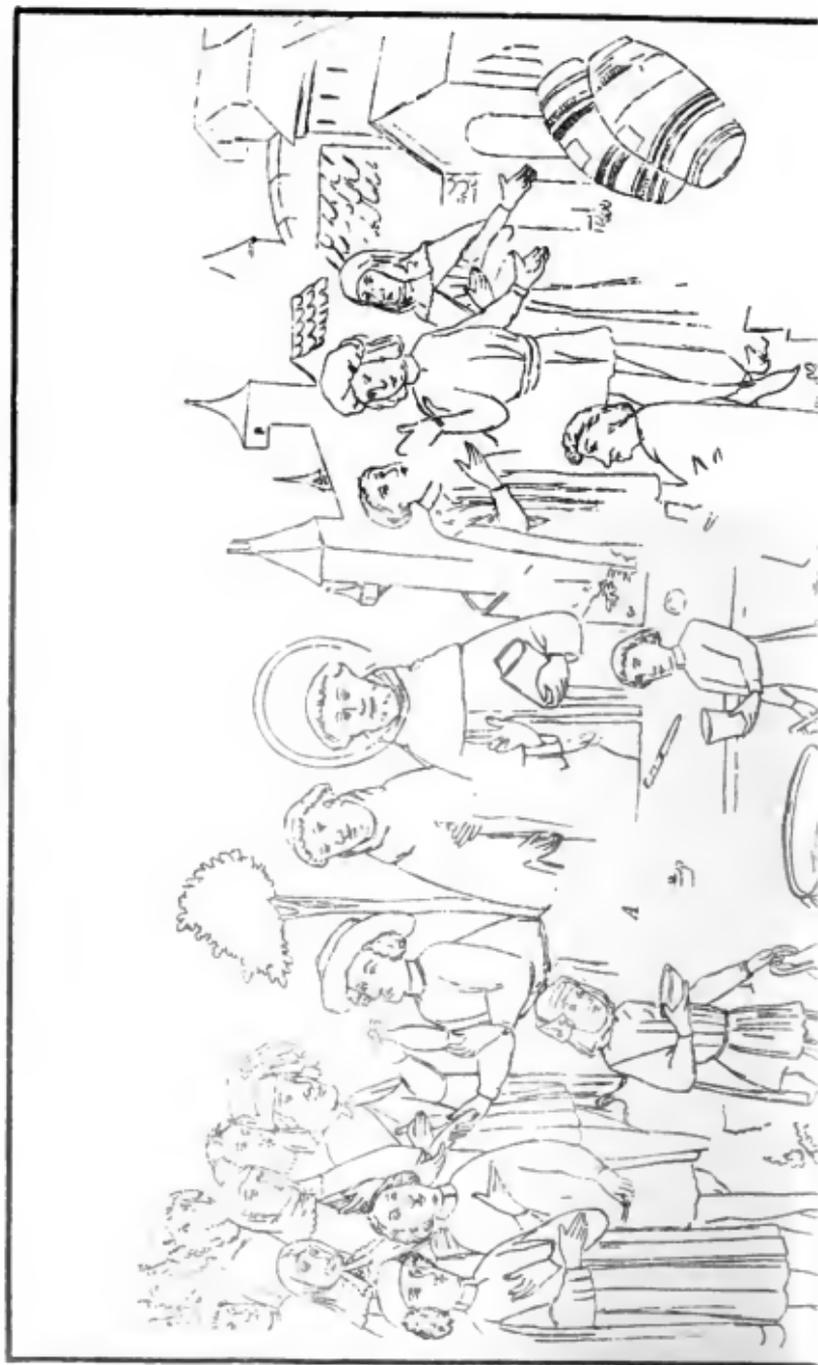
Zu den zwei Breitbildern (A und B) übergehend, bemerken wir auf beiden annähernd dieselbe Gestalt eines Heiligen, der mit der rechten Hand segnet, während die linke Hand ein Buch hält. Von den Attributen von St. Vincenz bemerken wir hier nichts; hingegen stimmt alles überein mit dem, was von der äußern Erscheinung St. Dominicus, des Ordensstifters, berichtet wird.²⁾

Laut Beschreibung der Zeitgenossen war Dominicus von schlanker Gestalt, mit regelmäßigen Gesichtszügen, heiterer Stirn und sanftem, freundlichem Ausdruck. Er hatte längliche, schön geformte Hände und blondes Bart- und Haupthaar. Er war nicht kahl, sondern das Haar gieng rings um die tonsur.

Dieß alles trifft hier zu, und auch das Buch in der Hand ist ein stehendes Attribut für St. Dominikus. Schon die Geberde des Segnens weist darauf hin, daß beide Bilder uns Wunder veranschaulichen sollen. Auf dem obern Gemälde A ist es offenbar eine wunderbare Speisung mit Brod und Wein, wobei der Ueberfluß drastisch durch Fässer angedeutet wird. Auf dem untern Bild B ist leider gerade die Gruppe zerstört, nach welcher die segnende Hand des Heiligen sich richtet und

¹⁾ J. P. von Vittore Carpaccio, in S. Giovanni e Paolo in Venedig.

²⁾ E. Acta Sanctorum, Aug. I. p. 595.





Museo. Litografico E. Bossert, Basel.

Wandmalereien des XV Jahrhunderts in der Predigerkirche zu Basel.

worauf die erstaunte Volksmenge schaut. Doch ist theilweise die grüne Kopfbinde und der Kumpf eines Schwertumgürteten Mannes erhalten, ¹⁾ dessen Gestalt merklich niedriger war als eine hinter ihm stehende Matrone, welche die Hände faltet; links hinter ihm ist noch die Hand und die Kopfbinde eines Mannes vorhanden.

Die Person, an welcher das Wunder geschieht, war jedenfalls der vorn stehende, mit dem Schwert umgürtete Mann, dessen geringere Höhe ihn offenbar als den Sohn des hinter ihm stehenden Paares bezeichnen soll. Das Schwert an seiner Seite zeigt an, daß er nicht von einer Krankheit geheilt wird, sondern von der Folge eines plötzlichen Unfalls, etwa eines Sturzes. Die einzige Heilung dieser Art, die wir aus der Legende kennen, ²⁾ ist die des jungen Napoleon, des Neffen des Cardinal Stephan von Jossa Nuova, der zu Pferde in eine Grube stürzte, aus der er für todt hervorgezogen wurde; zu St. Dominicus gebracht, rief dieser durch sein Gebet ihn ins Leben zurück.

Wunderbare Speisungen hingegen werden uns in der Legende mehrere erzählt. ³⁾ Im Kloster St. Sixtus zu Rom z. B. wohnten 40 Ordensbrüder, und als diese eines Tages zu wenig Brod vorfanden, hieß Dominikus das Wenige auf dem Tisch in kleine Stücke schneiden. Als nun jeder mit Freuden seinen Bissen nahm, siehe, da kamen zwei Jünglinge ins Refektorium, welche unter ihren Mänteln eine Menge Brod trugen. Sie legten es stillschweigend auf den Tisch und ver-

¹⁾ Die spärlichen Ueberreste dieser Gruppe konnten nicht mehr durchgezeichnet werden und fehlen deshalb auch auf unserer Abbildung.

²⁾ S. Acta Sanctor. a. a. D. p. 583 ff.

³⁾ S. Legenda Aurea, ed. Græsse, p. 473, et Acta Sanct. a. a. D. p. 585.

schwanden so schnell, daß Niemand erfahren konnte, woher sie kamen und wohin sie giengen. Hierauf hieß Dominicus alle Brüder zugreifen und essen. Ein anderes Mal, auf einer Reise in der Gegend von Toulouse, hatten er und seine Genossen nur wenig Wein zur Mahlzeit; aus Mitleid mit den Brüdern, die früher im weltlichen Stande solchen Mangel nicht gewohnt waren, hieß Dominicus den wenigen vorhandenen Wein in ein recht großes Gefäß schütten und reichlich Wasser hinzugießen. So entstand ein vorzüglicher Wein, von dem ihrer 8 zur Genüge tranken und erst noch für die Armen übrig ließen.

Diese zwei Wunder, mit dem Brod und dem Wein, werden in den Legenden verschiedentlich erzählt, und unter verschiedenen Umständen. Bald sind es 100 Brüder, statt der 40, bald auch 104 Schwestern in einem Nonnenkloster; bald auch wird Brod und Wein zugleich vervielfältigt; immer aber sind es nur Mitglieder des Ordens, welche der wunderbaren Speisung theilhaftig werden. Wir müssen daher eine künstlerische Freiheit voraussetzen, wenn wir auf unserm Bilde nicht nur beide Wunder vereinigt sehen, sondern als Zeugen, statt der Dominicaner, allerlei weltliches Volk erblicken. In der That verbot schon die künstlerische Rücksicht, dem Buchstaben der Legende zu folgen und den Raum mit einer eintönigen Masse schwarz und weißer Kutten zu füllen; überdieß aber war es nicht nur die coloristische Rücksicht, sondern selbst die Tendenz dieser Bilder, welche hier eine freie Behandlung des Legendenstoffes empfahl. Fassen wir nämlich alle drei Bilder als ein Ganzes auf, so war der Grundgedanke dieses Cyclus nicht die Verherrlichung eines einzelnen Heiligen, sondern des Dominikanerordens überhaupt. St. Vincenz auf der Kanzel vertritt die Hauptthätigkeit des Ordens, nämlich die Predigt. Doch noch näher, als die geistlichen

Güter, lagen der großen Masse die leiblichen Segnungen. Deshalb sehen wir neben der Predigt von St. Vincenz die Wunder von St. Dominicus, welche zeigen sollen, wie schon bei Lebzeiten dieses Ordensstifters seine Fürbitte mächtig genug war, auch für das leibliche Wohl der Gläubigen ähnliche Wunder zu wirken, wie Christus, d. h. daß es ihm weder zu wenig war, Hungerige zu speisen, noch zu schwer, selbst Todte zu erwecken.

Wenn also das Bild von St. Vincenz den Gläubigen erinnerte, was er von der Predigt der Dominicaner zu halten habe, so führten ihm die Wunder von St. Dominicus zu Gemüthe, was ihre Fürbitte vermöge. Alle drei Bilder dienten mithin demselben Zweck, nämlich der Verherrlichung des Dominicanerordens, und wäre uns noch das vierte Bild erhalten, welches rechts am Fenster sich befand, so würde sein Inhalt ohne Zweifel dieselbe Tendenz an den Tag legen.

Von der Compositionsweise und dem Styl dieser Maleereien geben die vorstehenden Abbildungen einen hinreichenden Begriff. Es genügt daher, hier noch einiges über die Farbentechnik beizufügen. Wie schon bemerkt, sind die Bilder auf die trockene Wand gemalt, und zwar mit einer braungelben Untermalung, auf welcher die Umrisse in kräftigen Strichen schwarz gezeichnet sind. Die Füllfarben erscheinen in verschiedenen Tönen, indem sie durchweg eine mäßige Modellirung andeuten. Im Ganzen sind sie harmonisch gestimmt; eine Ausnahme bildet einzig das absolute Schwarz, welches namentlich an den Schuhen auffällt und deshalb unwillkürlich an die Holzschnitte des 15. Jahrhunderts erinnert. Die Heiligenscheine weisen Spuren von Vergoldung.

Wie der Styl und die Technik, so weisen auch die Trachten, die wir auf diesen Bildern bemerken, unverkennbar auf das 15. Jahrhundert. An den Männern sehen wir den Hut,

aber noch häufiger die sog. „Sendelbinde“, d. h. eine Kopfbinde aus leichtem, meist grünem Seidenstoff, welche auf verschiedene Arten getragen wurde. Das Oberkleid hieß der „Tapphart“, ein faltiger, vorn geschlossener Rock, bald mit weiten, bald engen, oder auch gar keinen Ärmeln; in letzterem Fall war er auf beiden Seiten weit aufgeschlitzt, so daß die Ärmel des Wammfes hervorschauten, welches stets von anderer Farbe war, als das Oberkleid.

Der Tapphart war ursprünglich lang, wurde aber schon um 1400 so gekürzt, wie wir ihn hier sehen, und nach der Mitte des 15. Jahrhunderts nur noch von den Bürgern getragen. Der ärmellose Tapphart war vorzugsweise das Kleid der Handwerker, und als solches ist er für Basel schon zu Anfang des Jahrhunderts nachweisbar.

Ueberhaupt kamen alle Kleidungsstücke, welche wir auf diesen Bildern bemerken, schon zu Ende des 14. Jahrhunderts vor, und auch die weißen Schleier mit ausgezacktem Rande und die blauen Mäntel, in welchen hier die Frauen erscheinen, gehören noch der früheren Zeit an. Von jener stutzerhaften und gekünstelten Tracht, wie sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts vom Burgundischen Hofe ausgieng und bald überall bei den höheren Ständen Nachahmung fand, ist hier noch nichts zu bemerken. Jedoch möchten wir hieraus keineswegs folgern, daß diese Bilder noch der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehören, sondern eher umgekehrt, daß die Tracht der Basler Bürger von der burgundischen Mode längere Zeit noch unberührt blieb. Da nämlich Vincenz Ferrer hier bereits als Heiliger dargestellt ist, so können die Bilder jedenfalls erst nach seiner Heiligsprechung gemalt sein, also jedenfalls geraume Zeit nach 1455. Nun wurde 1473 zu Basel ein Generalkapitel des Dominikaner-Ordens abgehalten, unter dem Vor-

sige des Ordensgenerals Martialis Auribelli, der einst die Canonisation jenes Heiligen betrieben hatte. Wie nun die Entstehung des berühmten Todtentanzes mit der Pest von 1439 in Verbindung gebracht wird, so könnten wohl auch diese Bilder bald nach jenem Generalkapitel gestiftet worden sein, und zwar gerade im Jahre 1474, in welches der hundertjährige Geburtstag des so sehr gefeierten St. Vincenz Ferrer fiel.

Diese halbzerstörte Malerei ist jetzt nahezu der einzig erhaltene Ueberrest einer Kunstgattung, welche in Basel einst durch zahlreiche Werke vertreten war; denn die schriftlichen Nachrichten lassen keinen Zweifel darüber, daß im 15. Jahrhundert nicht nur Kirchen und Klöster, sondern auch Stadthore und andere Gebäude dieser Art mit Wandgemälden geschmückt wurden. Wären nun alle diese Malereien noch vorhanden, so hätten wohl manche derselben wegen des dargestellten Gegenstandes für uns noch ein sachliches Interesse; wohl nur die wenigsten jedoch würden uns das bieten, was wir in modernem Sinne einen Kunstgenuß nennen. Indirekt aber verdanken wir ihnen auch in dieser Hinsicht noch sehr viel; denn schwerlich hätte ein Holbein je daran gedacht, in Basel sich bleibend niederzulassen, wenn diese zahlreich vorhandenen Malereien ihm nicht gezeigt hätten, daß seine Kunst in dieser Stadt geschätzt werde und deshalb hier eine Zukunft habe.

Schicksale einiger Basler Fähnlein in französischem Sold.

(1589—1593.)

Der Hang zum Kriegsdienst in fremdem Sold war von jeher den germanischen Völkern eigen. Der fremde Kriegsherr schätzte sie wegen ihrer Waffentüchtigkeit und Treue. Oft waren sie dessen kräftigste und zuverlässigste Stütze. So konnten schon die römischen Kaiser die fränkischen, die byzantinischen die gothischen Hülfsvölker nicht entbehren; im Mittelalter, im 12. u. 13. Jahrhundert, erhielten die südwärts der Alpen kriegsführenden schwäbischen Kaiser öfters Zuzug aus den Ländern, welche später die Wiege des Schweizerbundes wurden, und in neuerer Zeit sind es die deutschen Reiter und Landsknechte, das schweizerische Fußvolk, welche bis spät die Stütze der italienischen Potentaten und den Kern der französischen Heere bilden.

Unsere Zeit kennt den Söldnerdienst kaum mehr. Mit den Fortschritten der Civilisation, den Erleichterungen im Erwerb und Verkehr, den Wandelungen, die der Volksgeist erfahren und der politischen Ruhe, deren sich im Vergleich gegen früher die europäischen Staatengebilde erfreuen, mußte er nach und nach verschwinden. Am längsten hat er sich in der Schweiz erhalten, weil ihm hier die Verhältnisse von jeher besonders gün-

stig gewesen sind, so namentlich die Uebervölkerung und die Ar-
muth der an Bodenfrüchten weniger gesegneten Gegenden der in-
nern Schweiz. Hier wurde dieser Dienst, zumal bei dem sich da-
für einstellenden Begehr von Seite der Nachbarn, ein gewöhn-
licher Erwerbszweig. „Der Krieg war der Handel dieser Leute,“
wie der Spanier Pulgar sich ausdrückt.¹⁾ Daß dieser Handel
über ein halbes Jahrtausend blühen oder doch bestehen konnte, läßt
sich noch auf andere, als bloß materielle Gründe zurückführen.
Von den Vätern auf die Söhne sich vererbend, wurde er im
Verlauf der Zeit traditionell, haben doch einzelne Geschlechter,
wie z. B. die Rebing, Jahrhunderte lang in fremden Diensten
sich ausgezeichnet. Sodann hat es Zeiten gegeben, wo bald
drückender Mißwachs, bald aber auch, abgesehen von Liebhaberei
und Leidenschaft, Impulse höherer Art dazu antrieben, Beweg-
gründe, welche diesen Dienst mehr ein Mittel zur Erreichung
politischer oder religiöser Zwecke, ja beinahe als geboten er-
scheinen ließen. So in ihren Kämpfen in Italien und Frank-
reich, geschart um Kaiser oder Papst, gewonnen für diesen
oder jenen Staat, im Solde der Liga oder der Krone Frank-
reichs, ob schon auf fremdem Boden stehend, haben die Eid-
genossen oft für die eigene Sache, für die Erhaltung oder
Erweiterung ihrer Marchen, die Wahrung ihrer Religion ge-
kämpft, zugleich aber auch, eingedenk ihrer Ehre, oft dieselbe
Tapferkeit und Standhaftigkeit bewiesen wie in den schönsten
Zeiten ihrer Geschichte. Für die Siege, welche sie der Partei,
auf deren Seiten sie standen, haben erringen helfen, ist ihnen
von Seite der fremden Schriftsteller, mit Ausnahme der Militär-
schriftsteller, nicht immer nach Verdienst gelohnt worden. Aber
in unsern schweizerischen Archiven sind die verborgenen Denk-

¹⁾ S. von Elger, Kriegswesen und Kriegskunst der Schweiz. Eidge-
nossen 1c., p. XVII, und so noch an andern Orten.

mäler ihrer Thaten erhalten geblieben. Die neuere Zeit macht sich deren Enthüllung zur Aufgabe. So, was z. B. die Religionskriege in Frankreich betrifft, hat Dr. A. Ph. v. Segeffer in seinem gebiegenen Werke: „Ludwig Pfyffer und seine Zeit“ dargethan, daß die Haltung der Schweizer in den Schlachten von Dreux und Montcontour und auf dem Rückzug von Meaux eine für das Waffenglück der katholischen Partei entscheidende gewesen ist. Wie hinwiederum die Zuzüge aus den protestantischen Cantonen die Sache der Hugenotten hat fördern helfen, so z. B. in den spätern Kämpfen bei Arques und Jory, erhellt aus den Archiven dieser Cantone.¹⁾

An Material über diese Kriege sind auch unsere Basler Archive reichhaltig, wenn auch nicht wie diejenigen der andern Cantone, weil wir nicht wie diese, im Falle waren, tractatmäßig ganze Regimenter nach Frankreich zu senden²⁾, von deren

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit sei uns gestattet, auf die im Jahr 1883 von H. de Schaller herausgegebene „Histoire des troupes suisses au service de France sous Napoléon I“ aufmerksam zu machen. Man wird dort lesen, was uns Herr Thiers in seiner „Histoire du consulat et de l'empire“ nicht sagt, wie namentlich die Schweizer durch die heroische Vertheidigung der Stadt Polotsk an der Dwina, dann durch ihre wüthenden Bayonettangriffe in der Schlacht an der Beresina den Rückzug der Trümmer der großen Armee über diese zwei Flüsse im J. 1812 erleichtert haben. pag. 148—169.

²⁾ Ein Regiment zählte von 13 bis selten über 20 Fähnlein, diese gewöhnlich zu 300 Mann, worunter etwa 30 Büchsenhaken, 40 Hellebardiere, die übrigen Spießträger waren. Der Spieß war die Hauptwaffe, ebenso geeignet zur Abwehr der Reiterei wie zum Angriff gegen das Fußvolk. Die Freifähnlein wurden von den hiezu obrigkeitlich ermächtigten Hauptleuten ohne jede weitere Einmischung von Seite der Regierung gebildet, während beim tractatmäßigen Soldbienen die beidseitigen Regierungen gegenseitige Verpflichtungen eingingen. Näheres darüber s. bei v. Egger, v. Segeffer u. A.

Obersten dann genauere Berichte nach Hause gelangten. Von dem uns Dargebotenen schienen die folgenden Briefe zur Aufnahme in diese wenigen Bogen geeignet. Sind sie auch nicht immer erfreulichen Inhalts, so geben sie uns doch eine kleine Illustration zu der damaligen Kriegsführung.

Die im ersten Brief erzählten Vorgänge fallen noch in jene Zeit höchster Verwirrung, als Heinrich III. von Frankreich in Folge der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise und seines Bruders, des Cardinals von Lothringen, der Oberhäupter der heil. Liga, vom größten Theil seiner Anhänger verlassen, die Liga sich zum erbitterten Feind gemacht und er außer dieser noch die Hugenotten unter Heinrich, König von Navarra, zu bekämpfen hatte. In dieser mißlichen Lage, arm an Hilfsmitteln, überdies noch von Karl Emanuel von Savoyen bedrängt, welcher angrenzende französische Gebietstheile und die Stadt Genf bedrohte, entsandte Heinrich III. seinen früheren Gesandten bei der Eidgenossenschaft Nicolaß de Harlay-Sancy in die Schweiz, mit dem Auftrage ihm Mannschaft und Geld zu verschaffen. ¹⁾ Dieser schlaue Unterhändler, das Verhältniß Genfs und Berns zu Savoyen geschickt ausbeutend und in den schmeichelhaftesten Worten für die Schweizer die Sache seines Herrn als ihres Freundes verfechtend, erlangte von Bern, Glarus, Solothurn und Graubünden drei Regimenter, von Neuenburg und Schaffhausen je ein Freisänlein, von Basel deren zwei nebst 20,000 Sonnenkronen. ²⁾

¹⁾ Siehe darüber Zurlauben, *Histoire militaire des Suisses etc.*, t. V, p. 308 ff.

²⁾ Ueber einen bei einem spätern Anleihen von Sancy der Regierung verpfändeten Diamant s. Ochs, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, VI, 314 und L. Vuillemin, IX, 286.

Der Rath ernannte zu den Fähnlein die Hauptleute. Das Protokoll sagt darüber:

Am 24. März: „Hauptmann Spirer und Bartlome Voheim
„sind zu Hauptlütten bestätigt. Ist inen em=
„pfohlen, sich redlich und tapfer zu halten.“

Am 29. März: „Den hinziehenden Hauptlütten sollen einige
„Rüstungen uß dem Züghus mitgegeben wer=
„den, auch Spieß, Hellebarben und Anderes.“
„Mit dem Ambassador sol geredet werden,
„er sol unsere Knecht und Hauptlüt nit ohne
„Geld lassen.“

„Witnauer ist begnadigt. Wan er wieder
„uß diesem Zug komt, sol er erwarten, was
„ime umb seiner Ungehorsame zu sagen.“

Wie aus dem nun folgenden Brief ersichtlich, fand am 4. April der Aufbruch der beiden Fähnlein nach Genf und Savoyen statt.

Aus Thonon, 27. April 1589.

(Hte. Savoie.)

Ebel gestreng, from, ehrenvest, fürsichtig, ersam, weysß, gnedig-gebiettende herren und getreuwe vetter. Ew. gnaden seien mein underthenige, gehorsame und wilfhärige dienst, ungespartter vleysß bevor.

Diemeil ich kurz veruchter zeit E. G. gestreng E. W. vetterlichß herß und miltigkeit, wie in anderm, also auch in disem erfahren hab, daß mir durch E. gnaden und gunst verwilliget worden zu Basel, in meinem geliebten vatterlande, ein frey senle aufzurichten und fort zu fhüren, hab ich aus schuldtiger gehorsame nicht underlaßen thönnen, E. Gnabt gestreng E. W. in eil kürzlich zu verstandtigen, wie es umb mich und

andere zugebne baßlerische Hauptleute sambt unseren vertrautten Kriegßleutten izmolten ein gestalt habe, und waß noch sonst biß anher in diesem Zug begegnet seye, welches also geschaffen ist.

Nachdem wir den 4 aprillis auff Genff zu gezogen, haben wir vernommen, wie die Clauß¹⁾ von den Bernern und Genffischen so nach Eroberung des stättleins Zöggs (Gex) zuvor hergeschickt, beschossen, aber verlegenheit des ortß halben ohne frucht sey gesturmet worden, derothalben sich begeben, daß bey 300 schüßen der unseren, darunter Hauptmann Hans Jakob von Dießbach, Cunradt Rubelin, der herr von Villeneuve, der herr von Bauge sich über den berg gethan, und den andern theil an der Clauß sampt beygelegenen werckhen eingenomen. Die weil sich aber der feindt hefttig gesterkht, feindt die unseren daß eingenomen dorff zu verlassen und wiederumben zum andern hauffen dißseits der clauß zu begeben gezwungen worden. Hiemit bin ich und hauptman Straub als baldt mit unsern Zeichen auf die clauß zu fort zu ruckhen verwandt worden.

Wie wir dann den 12 Aprillis baselbsten umb Mittag ankommen und biß an den abendt in der schlacht ordnung verharret findt, und demnach in daß nechst dorff in das nachtlager verruckht.

Den 9. tag findt unsere zwey fenle wiederum fur die clauß zur tagwacht vermandt worden, und weil sich der feindt in einem außfal auß der clauß gegen unß erzeigt und sonst auch von berg herab und über die Rona mit Handtgeschüß dermaßen wider unß gehandelt, daß wir an dreyen ohrtten zu thun bekhommen, haben wir unß mit Gottes hilff dermaßen zur wehr gestellt, daß unß (wie woll ungelegenheit des ohrttß schedtlich) nicht mehr den zween Knecht durch geschos an schenckhen verlegt und ohn einigs verlust woll bestanden findt; der iren

¹⁾ Fort d'Eluse.

aber seind von den unsern 3 erlegt worden und die übrigen in die clauß zu entfliehen gezwungen, da den unß ohnewissent wie vil der irigen weitterß verlegt seyn möchten.

Nach zweyen tagen findt wir auß bevelch der selbtherrn unverichter sach sambt andern hauffen auf Genff zugezogen, baselbsten wir den auß der annderen eidgenoßen zukunfft bei sechs tagen verharret, und den 22. Aprillis auß dem Plum-palaisß (Plainpalais) vor Genff gemustert worden.

Den 23. aprillis findt unsere zwey frey fenle sampt einem von Bern under hauptman Imber von Dießbach, auch einß von welsche Newenburg under hauptman Osterwaldt mit zwey Corneta reitter und 300 welschen schützen auß Tonnonng zum vhorzug geschickt worden, da wir den zu abendt umb 10 uhren ankommen, und das volkh in einer schlacht ordnung für die stadt gestellt, und hiemit den burgern solche forcht gebracht, daß sie unß noch den selbigen abendt die statt pforten eröffnet haben. —

Diemeil sich aber die im stattschloß nicht ergeben, hab ich also baldt mit meinen knechten an etlichen ortten das schloß verlegt, und nachgehenden tag durch beygelegene heußer mit meinen schützen also wider des schloßes besatzung gehandelt, daß sie sich den 25. aprillis mit verlust einß meiner knechten ergeben, und den 26. umb 12 uhren mit wehr und waffen, doch ohn fliegende Zeichen und ohn feuer auß dem schloß ihren weg findt beleitet worden.

Es hat sich auch obgedachten den 25. diß monats begeben, daß ich zwischen dem parlament, so mit dem hauptmann des stattschloß der auffgebung halben gehandelt worden, mit 7 schützen gegen einem schlößle zwischen Tonnonng und Ripallien gelegen herauß gepaßirt, und diemeil sie sich mit geschosß gegen unß

erzeigt, habe ich in Gottes namen das schlößle angerandt und nach eingerissenen pfordten ein teil desselbigen erobert, den andern teil aber, nemlich ein runden festen thurm, darein sich die besatzung begeben, mit feuer angegriffen und also bezwungen.

Der besatzung knechten, so darinnen gefunden worden, sindt auß allen nach gehenden tag durch iren corporal (der dardurch sein leben zu fristen verhofft) nicht weit von der vestung Ripallien fünff mit dem strang an einen baum hingericht worden, er aber nachmalen auf beger seines letzteren gesellen so er gerichtet, von umstehenden Soldaten von der leitern herab erschossen worden.

Sonst ligen wir noch allhie zu Tonnonng mit unsern zwey fenke, wie woll wir jetzt auf die wacht für das closter oder vestung Ripallien so nach gezogen, daß wir sie mit einem armbrustschuß erreichen mögen. Des Speirers und Boheim volkh aber sampt denen bernerischen, solothurnischen und anderen heuffen sindt außerhalb der statt nicht weit von Ripallien, auf einer seiten, die langknecht aber, deren heutt 800 wollgebuht under zweyen zeichen anthommen, auf der andern seiten, dem tiergarten zu losirt und weil diß tagß zu schiff daß grob geschuß, zu land aber andere sachen zur belegerung dienstlich anthomen, würdt man diese nacht etwas neher der vestung zu schanzen, damit man auf morgenen tag mit groben geschütz darwider handtlen möge. Gott verleyh unß darzu sein hilff und sichaffte handt zu streitten.

Leztlich so than ich auch E. G. G. E. W. nicht verhalten, daß unß viel knecht von fenken (darunter auch Guer Gnaden etliche burger begriffen) mit wehr und waffen entlossen und mir auf die sechßhundert Kronen werdt entragen haben.

Hiemit E. G. G. E. W. dem allmechtigen Gott, mich aber Eurem vetterlichen Schutz und Schirm befellende. Datum Ton-
nong den 27. Aprilis Anno 89 (1589).

E. W.

uuderthenniger beflissener burger
Hanzß Wericß Widtnauer hauptman.

Brief und Unterschrift sind nicht von seiner Hand, sondern vom Feldschreiber geschrieben.

Diesem Hauptmann Weitnauer werden wir später noch oft begegnen. Der an ihm im Rathsprötokoll gerügte Ungehorsam dürfte sich auf frühere unerlaubte Werbung oder Reißlaufen beziehen. Solches kam öfters vor.

Wisweilen finden sich bei einem Fähnlein zwei Hauptleute, deren jedoch nur einer Commandirender war; dies die Ursache warum wir sofort bei Beginn des Zuges drei Hauptleuten begegnen. Boheim lebte übrigens nicht lange mehr.

Zur Ergänzung der großen Lücke zwischen obigem Brief und dem folgenden fügen wir nun das Nöthigste bei. Mangel an Reiterei und Geld und das nicht zu bezwingende Fort de l'Ecluse hemmten die Fortschritte der unter der Führung der Herrn Sancy und Guitry kämpfenden Eidgenossen und der mit ihnen verbündeten Genfer. Unterdessen hatten in Frankreich die zwei Gegner der Liga sich ausgesöhnt. Seit Ende April machten die beiden Schwäger Heinrich III. und der Navarrese gemeinschaftliche Sache. Das Unterehmen in Savoyen hatte für sie nicht mehr dieselbe Bedeutung. Sancy überredete daher die Schweizer, dem König nach Paris zu Hilfe zu ziehen, den Genfern und Bernern es überlassend, ihren Streit mit dem Herzog von Savoyen allein auszufechten. Ein darauf bezügliches Schreiben von Hauptmann Speyrer wurde am 24. Mai

im Rath verlesen. Er berichtete, „wie das kriegsvolk, so umb Genff, durch Burgunt zum König zu ziehen willens.“ Es scheint nicht erst lange darum gefragt worden zu sein. Schon am 20. Mai sahen die im Stich gelassene Genfer die zum Theile mit ihrem Gelde geworbenen Truppen, es waren 10000 Mann, abziehen und den Weg über Neuenburg nach Frankreich einschlagen. Die Regierung war damit einverstanden.

Ueber das Weitere berichtet nun der folgende Brief des den Basler Fähnlein beigegebenen Feldschreibers Dußmann. Diese Briefe zu commentiren, würde über die Grenzen dieser Blätter hinausgehen.

Aus Nogent s./Seine, 12. April 1590.
(Aube).

E. G. H. Nachdem ich in erfahrung thomen, wie daß E. Gn. so gar theiu schryben überanwurt worden, than ich mich nit genugsam verwunderen, den ich denselben zum dritten molen, wie unfere sachen beschaffen und was man jeder zeit usgericht, und wohin man zogen, zugeschriben hab, wie dan daß lezt schryben so der Hechtmeyer E. G. überantwurten sollen, usweisen hat. Weil dan ich uff dißmol abermolen botschaft bekthomen, hab ich us schuldiger ppflicht nit underloßen wollen E. G. abermolen bernach was mir in disem jar gehandelt zu berichten.

Nachdem wir, E. H., glücklich und voll (Gott hab lob) in Franckrych den 8. junn abgelaufenen jars (1589) uf des Königs grundt und boden thomen, für ein stettli Geußy¹⁾ genennt, dorin ein vest schloß, hat man uns mit freiden empfangen, daß sie mit stuckh freid geschossen, seindt mir neben der statt Schomon²⁾ so ligisch, den 15. gedochts monats zogen

¹⁾ Jussey? H^{te} Saone.

²⁾ Chaumont en Bassigny, H^{te} Marne.

und für die statt Chatellion susonne¹⁾, so auch ligisch thomen, dospelbsten uf die drey stund in der schlachtordnung gstanden, die reyter, so uf der statt gfallen, handt mit den unseren gescharmützlet, aber sie handt sich bald müßen wyder in die statt machen. Auß unser volckh angegriffen, die statt, so an einem berg ligt, beschießen wöllen, hatt der Herr von Sanfis so unß gefüert und Güttry²⁾ abgewert und anzeigt, der König hab im geschryben, er solle Rhein statt oder schloß stürmen loßen, sunder solle das volckh zuo ime führen. Von danen hat er unß allerweg gefüert biß mir den 28. d. monats für die statt Thonndören³⁾, so auch ligisch, gsein thoment. Auß sie den gwalt gsach habt sie sich dem König ergeben. Seindt umb 2000 kronen gestrofft worden. In solchem ziehen, so mir in Picardy gethon, hat der König Ehetampoes⁴⁾ blegeret⁵⁾, die mit gewalt eingenomen, hat sie dem kriegsvolckh sechs stund lang preiß geben, handt ein groß gutt darein bethomen. Von danen ist der König gon Poissi⁶⁾ zogen, in welcher statt vor jaren der Beza von Genff bisputiert hat. Ist ein gewaltiger paß über die Sonnen⁷⁾, hat eine lange steinerne bruckh mit 30 joch. Auß er sie eingenomen, hat er sie nm 2 thonen gold, 10,000 brott und so vil omen weyns gestrofft, dan es hat ein gewaltiger weynwachß dafelbst. Danenthin ist er gen Pontoissen⁸⁾, so auch

¹⁾ Châtillon sur Seine, Côte d'or.

²⁾ Jean de Chaumont, Sieur de Guitry.

³⁾ Tonnerre, Yonne.

⁴⁾ Etampes, Seine-et-Oise. — Auß Irrthum verlegt der Schreiber die Stadt Etampes in die nordöstlich gelegene Picardie.

⁵⁾ Diese Belagerung wird hier gelegentlich erwähnt und fällt in eine spätere Zeit.

⁶⁾ Poissy, Seine-et-Oise.

⁷⁾ Seine.

⁸⁾ Pontoise.

ein paß ist, zogen, so er auch mit gewalt einnemen müßen. Sindt auch wie obstot gestrofft worden. Als mir den 9. july durch gedachte statt Ghetampoes zogen, und den 14. d. monats gon Poiissi thomen, handt mir doselbsten das feldleger gschlagen, ist den 16. d. monats der König, der von Navarra, Marischalt Biron und Domon¹⁾, der Conte von Suoffon²⁾ mit sampt vilen vom abell uff die 400 starck thomen, handt mir uff das selbt in die schlachtordnung ston müessen, und gsein 15 jenli, 13 mer, 12 mer, und darein 4 fry jenly eydtgnossen, 2 langknecht jenli. Sindt mit den frantzösischen reyttern und fußvolckh uf die 50,000 starckh gsein. An iedem ort der schlachtordnung drey große stückh biren. Als nun der König gegen unß geruckht, hat man die stückh abgeschossen, die hockenschüß doruf, und aber nur wenig gewirkht, hiemit wider glaben und gschossen, daruf mit allen dromen, trommeten und pfeiffen lärmten schlagen und blasen lassen, daruf gegen J. M. anglauffen, wie man schier zu ime thomen, ist man stil gestanden, ist er gegen unß gritten. Als er stil gehalten, hat er unß besichtiget, und vor freiden angefangen zu weinen. Als er die aug gwischt, hat er dem obristen und jedem hauptman die handt botten, und sie ganz fründlich wilthom sein heißen, und durch seine dolmetscher anzeigen lassen, er sage gott groß lob und dankh, das mir ime in seinen höchsten und größten nöten zuozogen seigen. Er wölle unß halten deßglischen theine eydtgnossen nie ghalten worden. Ist also von unß zuo den andern regimenten gritten, und inen wie unß auzeigt, daruf wyder noch Pontoise zogen. Nachdem seindt mir den 18. d. Monats mit J. M. ufbrochen, und durch den herrn von Thinwaille gfüert. Und den 20. d. monats gen Saint Cloo

¹⁾ d'Aumont.

²⁾ Graf von Soissons, Sohn des Ludwig I. von Condé.

Basler Jahrbuch 1688.

(St. Cloud) bei Paris thomen. Ist J. M. in ein lusthuß dorbey glosiert gsein, der von Navarra in ein schön schloß so ein lusthuß ist und Meudon heißt, so dem cardinal von Bourbon zuo gehört, daß überig volckh noch zuo Paris. Allß nun den 21. d. m. J. M. mit den Parißeren parlamentet, hat der von Raine inen anzeigt, sie sollen nit mher den 24. stund mit der antwurt wartten, hat allso den 22. ein münchen, so ein cordelier gsein¹⁾, abgefertiget, der J. M. — eben in dem sal, do er, die alte Königin, der von Guiffen und andere daß leidig blutbad, den massachren, so vor jaren uf Bartholomei zuo Paris bschehen, gerathschlaget, — erstochen, wo er morgen früe vor tag den 23. todes verscheyden. Hat man im allso todt uf dem beth hoch gelegt und meniglichem sächen lassen, hat er ein aschenfarb attloßen Käpli ufthyan, und ein guldin klein krüz an einem blauwen sibenen schnuor am halß hangen, in beyden henden ein groß guldin krüz, zuo den füeßen zwen silberne liechtstöckh, darine zwey brennende liechter sampt einem silbernen whewasser Kesseli. Bei dem beth zwen harschierer und bei der thür einer. Gleich bey dem beth 4 münchen so jacobiter, 3 paffen so drey tag und necht luth bättet. Den thäter hat man eyn ganzen tag in dem hoff ligen laßen, hat in meniglicher mit füeßen gstoßen, danenthin uf den blay zuo Saint Cloo mit 4 roßen gschleiffst, mit denselben in 4 stückh zerzert, und doselbsten verbonirt. Daruf die zwen marschalckh Biron und Domon sampt die rätth Henricum von Navarra, so general leutenant des ganzen landts gesein, durch einen trometer ofentlich zu einem König ufbloßen laßen. Uf daß feindt mir mit J. M. den 27. d. m. ufbrochen und Jne König seelig in einer bleyenen farkh uf einen wagen, darvor sechs braune pferdt, so mit schwarzem tuch ein lang

¹⁾ Den Dominikaner Jacques Clément.

weiß krütz daruf und über die por (Bahre) ein schwarz dopplet dafet mit einem weißen krütz, die sphenli und sphanen, so er in zeytt seinß läbens gwunnen, neben der por, bschloßen gfüert, sein rath vor her leidlich (in Trauer gekleidet) und hindennach daz alt regiment. Seindt mir mit ime den 28. wyder gon Poissy thomen, hat man ine in die kilchen gstellt in das chor für unser frauen altar, vor und in der kilchen mit schwarzem tuch umbhengt. Den 31. hat man ine gen Combionen (Compiègne), so in Picardei ligt, gfüert, dohin mir ine bleitet, und ine alldo in die kilche gstellt sampt alle sphenli und sphanen offen dorin gestecht, do er noch ist. Uf das hat man unß getheilt, unfer regiment ¹⁾ in Normandei, Sollothurner, Pündtner und fry sphenli in Picardei. Seindt mir den 31. durch den marschalck Domon gfüert und den 12. angust gon Chesomen ²⁾ bei der statt Schateo Jeorgji ³⁾ thomen, und den 15. durch gedochte statt über den paß, und den 17. für die statt Schatstellung de Marne ⁴⁾, dorin ein vest schloß, gegen Bert ⁵⁾ thomen, hat man sie gleich mit 4 stuch beschossen und ungevor umb sieben uhren gestürmt und (gott hab lob) im ersten sturm mit verlierung wenig volckhs gewunnen, darin übel hußghalten worden, die statt plündert, morgens das schloß beschossen, so sich gleich ufgeben, daruf den 22. ufbrochen und den 17. septembriß für die statt Nully le frant ⁶⁾, dorin ein vest schloß, so 4 meil von Schatre Jeorgi, in welcher statt 200 ligische soldaten gsein, welche man blägert, ist mit dem sturm gewunnen worden, übel dorin zuogangen, alleß so erwütsch worden,

¹⁾ Die Basler Fähnlein scheinen damals dem Regiment Wisser zugehöret gewesen zu sein.

²⁾ Essommes, Aisne.

⁵⁾ Fère en Ternois?

³⁾ Château Thierry, Aisne.

⁶⁾ Neuilly s. Front, Aisne.

⁴⁾ Chatillon sur Marne.

erschlagen samt etlich wybern, die stat geplündert, und die eine vorstat allerding verbrent und bei 10 heüßern in der statt. Dananthin denn 21. usbrochen und alle tag zogen, biß den 30., seindt wir für ein stettli Blane¹⁾ gwent, dorin auch ein vest schloß, thomen. Ist mans glich an vilen ortten bestigen und geplündert, das schloß, so zween tieffe waßergräben und vier starcke thüren gehept, hat ein françoß die erste porte mit bene petar uffgesprengt, daruf sie sich glich ergeben. In gedochter statt ist der künig wyder von Combionen²⁾ mit seinem volckh zuo roß thomen, uf das seindt mir mit ime den ersten oktobris für das stättli Euthe³⁾, so a la dama de Guiffen zuegehörig und 4 meil von Dieppen glägen, so sich glich ergäben. Alß, dan seindt mir den 6. für Meüschatel, so 10 meil von Roan⁴⁾ ligt, zogen. Handt si sich glich ergeben, den sie die plünderung geförchtet. Den 10. und 11. gen Blinville, 4 meil von Roan. Do seindt mir alle tag zogen, biß mir den 18. durch die statt Meüßen⁵⁾, do ein gewaltiger paß über die Sonnen (Seine), so ein steinerne bruckh mit drei shallbruckhen und 36 joch hat, zogen. Welche obgedachte statt all in Normandei ligen. Sendt allso den 21. für Paris mit der ganzen armada thomen, den der duc de Maine⁶⁾ den Parisern fürgeben, er habe den künig zu Dieppen über daß mer gejagt und habe sein volckh zum theil erschlagen und zerstreuet, die dry fry fenli, so er veretherischer und (reverenter zschryben) schelmischer weiß gnomen, gen Paris brocht und in unser frauwentirch henden laßen.

¹⁾ Blangy, Seine inf.

²⁾ Compiègne.

³⁾ Eu, Seine inf.

⁴⁾ Rouen.

⁵⁾ Meulan, Seine-et-Oise.

⁶⁾ Mayenne, der Bruder der zwei ermordeten Guise.

Als wir ungevör umb mittertag dahin khomen, hat der künig die schlachtordnung machen laßen, hat er die Engell- und Schottländer, deren 10,000 wolgerüsteter starcker manen, mit rothen und blaumen kassaggen, uf die linke seitten, die Pündtner gleich an sie, unß, die sollothurner in die mitte, die fry senli und landzknecht neben unß, die theütschen reyter oben dran, die welschen neben unß. Daruf ist J. M. uf einem apfelgrauen schimel, so ein weyser federbusch ufgehept, ganz freidig lachend und wolgemuet vorhar gritten, hat er unß uf ein birenschutz weit zuo der stat gefüert, damit sie sach, wohin er ine gejagt und geschlagen habe. Seindt also biß gegen obent in der schlachtordnung gstanden. Danonthin doselbst in die dörrfer herumb das läger geschlagen. Wie es umb mitternacht worden, hat er unß ufmanen lassen und bevolhen, daß man wyß wortzeichen¹⁾ ufstecke und stillschwigend ohne trumen hinuuf uf das feld ziechen, und unß rüsten, welches beschehen. Ist J. M. sampt den fürsten, herren und alle frantzosen zuo roß, all in weysen heumbderu khomen, sindt also in der schlachtordnung stillschwigend noch Paris zogen. Als wir uf ein birenschutz darzuo khomen, ist J. M. und all ander von roßen abgstanden und ir wher in die handt gnomen, hat er die Engellender und Schotten an die vorstat am waßer, die Pündtner an die audere, unß, die Sollothurner bey Sant Jacobs vorstadt, fry senli und landzknecht sampt frantzosen an die oberen zwo vorstet ziechen heißen. Wie mir nun im ziehen, hatt gott der allmechtige ein großen dickh nebel uf die erden khomen laßen, also daß sie unß nit sehen mögen. Wie wir nun zuo der schantz, so vor ußen stot neben St. Jacobs vorstat khomen, seind ungevör bey 40 ober 50 spörreiter vorhanden, so unß im läger ein lärmchen machen sollen, denn sie

¹⁾ Wahrzeichen.

sich des geschwinden listz von ime Künig nit versachen, dan vermeinten wir seigen ire fründt. Als sie aber die wysert händder gfachen, handt sie unß gflohen und findt den Englischen in die handt khomen, ist also kheiner dorvon entrunnen. Als die in der schanz unser gwar worden, handt sie angefangen mit den stuchh schießen, aber (Gott habe lob) alles zuo hoch gangen. Daruf seindt wir den nechsten mit sturmleitern die schanz anglauffen und erstigen, und waß erwütscht worden, erschlagen, waß entfliehen wöllt in die vorstett, alles erschlagen. Handt also mit hilff des allmechtigen in einer stund die fünff vorstett, 14 feulin, 14 stuchh biren behomen und über die 800 man erschlagen, do unß (Gott seig lob) nit 60 man bleiben, welche vorstett man geplündert und dorin zwei nacht glegen. Es hatt J. W. nit gwöllen, daß man wyther sürruckhe, dan man zuo der porten in St. Jacobs vorstatt, welche noch offen gstanden, hinein khomen wäre, dan die flucht und schreckhen gar in inen gsin ist, dan sie sich der geschwinden stradagemma nit versachen. Er hat aber die plünderung geförchtet, den eß hette khein abwehren geholffen. Denselben tag hat J. W. mit zwo cartonen uß der vorstatt in die porten der statt schießen lassen, hat großen schaden gethon, uf das seindt mir den 24. ein stund vor Tag wyder hinuß zogen und unß bei den . . . mülenern in die schlachtordnung gestelt, vermeint der von Maine solt hinuß gefallen sein, aber nit khomen wöllen. Seindt also den 26. wyder noch Ghetampes zogen, die statt wyder einzunemen, ist verschinen jors zum dritten molen eingenomen worden, welche der von Longenville in der nacht bestig und eingenommen. Daß schloß, so dorin uf einem büchel ligt, hat sich gewert, hat man mit 6 stuchh darein geschossen. Als aber J. W. selbst dry stuchh in ein thurm gerichtet und anzündt, handt sie begert zu parlamenten, handt sich den 28. ergeben.

Der künig hat glich das schloß abbrechen und zum theil verbrennen lassen. Von dannen seindt mir den 30. ufbrochen und wyder nach Normandei uff die ander seiten zogen, do mir alle tag gereißt, biß mir den 7. Novembris für die statt Vandomen¹⁾, ist ein schöne statt, thomen, so 10 meil von Durß²⁾ ligt. Ist ein schön land dorumb mit räben wie das Elsaß. Dan mir dospelben uf etliche meil in den hüßern ettwan 30, 20 oder mehr saß mit wyn gfunden haben. Ist oben in gebochter statt ein vest schloß. Ist ein paß über das wasser Sälliere³⁾. In welcher statt J. M. geboren, getaufft und erzogen worden, dan sie allweg seiner vorektern gñe, aber der von Maine hats mit verrätherey eingenomen. Als sie sich uf vielfaltiges anhalten nit ufgeben wöllen, handt sie ine nur verachtet, hat man den 8. und 9. mit acht stuckh an dreyen orten dorin gschossen, und gebochts tags mit dem erst sturm mit gwalt eingnomen, den mehrentheil erschlagen, die statt geplündert, vermoßen zerstört, daß zuo erbarmen, groß gutt darin be- thomen, den gubernator hat man uf einem eßel mit dem schwert gerichtet, einen münch, so ein corbesier, so geholffen dem von Maine die statt zu übergeben, hat man gehendcht. Auß das verrichtet worden, ist man den 11. ufbrochen, und zogen mir, den 18. in die vorstat Mans⁴⁾ thomen, welche statt im pay de Maine ligt, so vest ist. Ist ein gewaltiger paß über das Wasser schartres⁵⁾, dan es durch die statt läuft. Eß hat der prinß dophin, so gubernator dorin gsein, zu beyden seyten des paßes die vorstett verbrennen laßen, hat großen schaden gethon. Wie die burger anzeigen, mag mans mit 5 oder 6 thonen golds nit wyder machen. Ist jämmerlich an-

¹⁾ Vendôme, Loir-et-Cher.

⁴⁾ Le Mans, Sarthe.

²⁾ Tours.

⁵⁾ Sarthe.

³⁾ Loire.

zuofähen gsin. Allß man 204 schütz dorin gethon hat erß der gubernator den 23. ufgeben. Man hat die burger um 10,000 kronen gestrofft, ine gubernator und den zuofchafß abziehen laßen. Nochdem sind wir den 29. durch gedochte statt über den paß zogen, und durch das stettli Frene¹⁾, so auch ein gewaltiger paß über gedocht waßer ist, den 7. decembriß gen Allanson²⁾ thomen, doher des künigß bruoder selig den nammen than und hof gehalten hat. Welche statt ein schön vest schloß mit rondellen hat, mit einem waßergraben, hat man mit 7 stückh und zwo schlangen an dreyen orten geschossen, handt sich den 8. ergeben, doß schloß aber, dorin man an 4 orten gschossen hat, sich den 15. ergeben, darin capitaine Lageant mit 200 soldaten gsin ist, hat man sie abziehen lassen, die burger umb 12000 kronen gestrofft. Allßdan seindt mir den 18. durch das stettli Cheez³⁾ so sich gleich ergeben und umb 1000 kronen gstrofft, zogen, und den 19. für die statt Argentan, so sich auch gleich ergeben, thomen, hat man sie auch umb 12,000 kronen gstrofft. Und seindt den 21. für die statt Falaiße⁴⁾, so 7 meil von der statt gnant ligt, so künigisch ist, dorin ein groß, starckh, vest schloß uf einem bergli sampt der statt ligt. Allß man daß gschütz dorfür gsüert, hat J. W. selbst schanzen helfen, und mit 10 stückh an dreyen orten den 23. dorin geschossen, hat man den einen thurm am schloß den 27. zum sturm beschoßen, ist ein einziger man hinuf gftigen und dermoßen geschruwen, als wan der huffen do wäre, sie hiemit hinder sich tryben, doruf der huffen nachgedruckht, das schloß eingnomen, danenthin die statt, in welcher statt ein wyb, so in mans kleydern angethan gsein, so sich handtlich gewert und irem herren den hocken gladen, das er schieszte, ist gleich vor dem schloß zuo todt ge-

1) Fresnay, Sarthe.

2) Séz, Orne.

3) Alençon, Orne.

4) Falaise, Calvados.

hauwen worden, hat mans, damit man sie fäche, zwen tag ligen laßen, ist vast alleß dorin erschlagen und die übrigen zuo den läden uf geheuchht worden, etliche soldaten abziehen lassen, die statt geplündert, dorin ein groß guott suuden worden. Den gubernator, so conte von Brissau heißt, ein gewaltiger groff, so gefangen, vermeint dorinit madama de Longueville, ir dochter und sins frauw, so zuo S. haus Amiens gfangen ligen, zuo lösen. Daruf seindt mir den 30. ufbrochen und den 1. january für die statt Lisse¹⁾, 16 meil von Roan, zogen. Ist ein gewaltige, schöne statt. Auß man dorin gschossen, hat sie sich den 5. ergeben, ist umb 20,000 kronen gstrofft worden. Noch disem sind mir den 7. ufbrochen und den 12. für das stettli Hunfloi²⁾, so an einem arme des meers ligt, und der paß gen Hablea Graß³⁾, dan nur drey meil wegß zuo waßer darvon ligt, zogen, so gar vest ist, hat der zuoschatz an verbrennung der heußern, wie zuo Mans, und an zerföörung einer schönen kilchen, so hart an der statt thor gstanden, großen schaden thon, daß ein harter stein erbarmen möcht. Eß hat uf einer seit ein fluot, uf der andern seiten ein tieffen waßergraben gehept, und wol verschantz gsein. Auß man aber mit drey stückh vom berg und mit vier uf der anderen seiten die hoch wherene beschossen, handt sie angfangen parlamenten, dan die von Hablen⁴⁾ handt inen mit drey schiffen zuo hilff khomen wöllen. Aber der künig hat ein schlang sampt zwey stückh an daß waßer gsetzt und verparicardet sampt zwey schiff grüßtet. Wen sie herzuo wolten, wurd er sie empfangen haben. Auß sie daß erfahren, seindt sie nit khomen, handts also den 18. ufgeben, hat man sie abziehen laßen. Uf das sindt mir den 25. ufbrochen und alle tag zogen, biß wir den 2. february

¹⁾ Lisieux, Calvados.

²⁾ Havre-de-Grâce.

³⁾ Honfleur, Calvados.

⁴⁾ Havre.

für ein stettli Neancourt¹⁾, so ein paß ist, zogen, welches man mit dem sturm gnomen, alleß dorin erwürgen und die statt plünderu laßen, dan sie den künig ein bättel fürsten gheißten. Sindt also den 3. ufbrochen und neben der statt Mantea²⁾ den 13. gen Gallion³⁾, so ein schön küniglich schloß ist, so uf einem berg ligt, und ein paß über die Sonnen ist, gehört dem cardinal von Bourbon. Sindt also den 17. gen Annet⁴⁾, so ein küniglich lusthuß ist und dem von Domallen⁵⁾ zuogehödig, zogen, uf welchem huß ein hirtz sampt vier großen schwarzen leydthund und ein weiß windspil stobt. So daß zeytt die stund schlachen will, so bällen die hund den hirtzen an, und schlecht der hirtz mit dem recht suoß die stund. Sind also den 18. für die statt Trai⁶⁾ zogen, welche statt ein vest schloß uf dem berg oben an der statt hatt. Welche wir blegeret, doßselbsten ist hauptman Wytnaumer wyder von Paris uß der gfangenschafft den 21. zuo unß thomen, allß der von Maine inen entbotten, sie sollen sich dapffer wheren, er wölle inen zur hilff thumen, daruf deneu von Paris verheißten, er wölle inen den 15. Martij stilo novo deß künigß haupt todt ober lebendig bringen. Allß daß J. W. vernomen, hat er's von herzen gern gehöret, hat fleißig laßen specht halten, hat er in daß schloß mit stuckhen allgmach schießen laßen, dan er den von Maine mit freiden gewartet, ist er von Mantes durch Jffri⁷⁾ über den paß zogen. Allß der künig daß erfahren, hat er im ein schlacht anboten und ime mit freiden entgegen zogen, seindt derhalben vor Treu der blägerung abzogen, und den 3. Martij an der ersten jungen saßnacht in ein flecken Saint Andrej⁸⁾

¹⁾ Nonancourt, Eure.

²⁾ Mantes, Seine-et-Oise.

³⁾ Gallion, Eure.

⁴⁾ Anet, Eure-et-Loir.

⁵⁾ d'Aumale.

⁶⁾ Dreux, Eure-et-Loire.

⁷⁾ Ivry, Eure.

⁸⁾ St. André, Eur.

zwo meil von Jffri zogen. Ist an der herren saßnacht, montag und zinstag zur nacht ein wunderzeichen am himmel gstanden, auß bluttige spieß. Wie wir nun ungevör umb mittentag uf das feld thomen, ist der künig ganz lustig gsein, hat seine reyter und fußvolckh selbst in die schlachtordnung gsteht, do er bei 1200 luther wolgerüsteter küniger gehept, so all stattliche vom adese, hat unser regiment so 12 fenli, die Pündtner, so 7 fenli, neben im an die linke seiten, neben unß an der Pündtner seiten den herren von Montpansier, so drey cornet mit starckhem volckh gfüert, und sechs cartonen an J. W. rechten seiten, die Sollothurner, so 13 fenli, und junkher Balthasar mit fünff fenli, dan er vier vom alten regiment ufgrichtet, vor inen har marschalk von Biron mit vier cornet, noch dem die vier fryen fenli und drey langknechten und einen schönen teutschen reyter, bei denselben marschalkh Doman und baron von Biron mit iren corneten. Alle wolgerüst seindt also dem seindt under die augen zogen, aber er, so in einem boden glägen in einem vortheil, hat nit heruß wöllen. Auß nun die nacht thomen, seindt mir ungevör zwo stund in die nacht abzogen, und doselbsten in den dörfen herumb glägeret, dan es gar kalt gsein. Wie mir also in allem ziehen, ist gebocht wunderzeichen wyder am himel erschinen und gegen dem ort, do am morgen die schlacht bschehen, gstanden, und die spitß so blutig gschinen und sich gegen dem seindt thert. Handt also mit freiden deß morgens erwartet. Auß derselbig thomen, seindt mir wyder uf gebochte waldbstatt zogen. Wie mir dohin thomen, hat J. W. schon mit den reyßigen und fußvolckh die schlachtordnung gmacht, ist ein iedes regiment wyder an sin ort wie am obent gstanden. Wie nun J. W. ganz freidig lachend umb die schlachtordnung gritten und gsächen ob alle ding wol geordnet, hat er das gschütz selber

richten lassen, und inen anzeigt, wan er anziehe und gegen den feindt ruckhe, so sollen sie ansochen schießen, daruf wyder zuo der ordnung khomen und gsprochen, mir sollen ein guot herß haben, mir sollen in einer stund fächen, wie er mit seinem feindt umbgon wölle, und hiemit ein handt ufgeworfen. Der feindt, so den wyud gehept, hat J. W. gsächen, das er in bekhomen, hat seinem roß ein wyß sädren ufgesetzt, so in papir, hat ime sein helm lin ufgesetzt, daruf ein wyser Federbusch gstaunden. Seindt allso im namen des herren ungeruomt umb 11 uhren in einem halben mon daher zogen, daruf das groß geschütz abgangen, handt dormit bei 40 schütz gethon, hat großen schaden under den reytern und fußvolckh gethon. Mir feindt ungevor bei 60 thufend oder mehr starckh gsein. Der feindt so uf einem bergli und hinder einem hegli ghalten, hat ein großen münch bei ime gehept, so ein großes krüz in den henden truog, ist vor und in der ordnung umbher geritten, sie gsegnet und inen anzeigt, der pobst hab sie absolviert, werd inen Rhein leid bschehen, dan sie werden die lutherischen hugenoten zuo grund und boden legen, und so einer umbkhome, seige er ohn hölen selig. Doruf man nider knüwet und bättet und allgemach anzogen. Wie nun ein cornet spörryter uf der linck seiten noch unserem geschütz, vermeinend daßelbig zuo bekhomen, hat der von Monpauzier uf sie angriffen, feindt ime zwey roß under ime erschossen worden, aber allweg uf ein andres khomen, sich so fürstlich ghalten, das er sie zuo ruckh tryben. Uf das der künig herfür druckht und uf denn angriffen, vermeint den von Maine zuo bekhomen. Aber er so nit fürstlich ghandlet, hat ein anderen uf sein roß gesetzt, und hiemit mit etlich spanisch herren entryten. Der künig, so den ersten herren, so rott gsein, selbs mit seiner hand gwunet, denselben gegen unß brocht, den sähen lassen, do er sein wher

gant bluotig in der hand gehept, doruf wyder angeritten. Ist ime sein roß erschossen worden, aber gleich uf ein anders khomen. Der feindt, so vier stuckh biszar gehept, hat funff schütz in unser schlachtordnung hinden gethan, aber (gott hab lob) ohne schaden abgangen, feindt ime gleich abgewunnen worden, die unsren handt sie gleich in die flucht gschlagen. Die landtzknecht, bero sechs jenli gsein, feindt mer alls halber uf der waldstatt bleiben. Alls nun von kürze wägen der feindt in der flucht gsein, ist der künig ime biß vor Manten vier große meil nochgejagt. Wie mir beyde regiment eydtgenoßen, der Pfeiffer gegen unß und der von Bry¹⁾ gegen den Sollothurnern gstanden, wie das der von Viron gsach, hat er unß anzeigt, es seige des künigs voruß und sein bevelh, mir sollen sie nit angriffen, dan er wölls nit haben, die knecht aber, so nit dorumb geben wölln, handt heißen fürziehen. Dan do ist Rhein verzagter man gsächen worden, feindt all fröhlich und lustig gsein, in ansähung mancher wenig gäßen und trunthn khan. Wie sie gsächen, daß man allgemach geruckht und sie angriffen wölln, handt sie unß ein dromen schlacher geschickht, der hat unsrem oberisten anzeigt, der oberist Pfeiffer und Berlinger²⁾ laßen uns bitten, umb gottes, des jüngsten gerichtes und der heiligen jundhfrauen Maria willen, mir sollen inen gnob erzeigen und sollen ir wyb und khind bedencken, und das sie eydtgenoßen seigen. Daruf inen durch den dromen schlacher entbotten, mir seigen des künigs diener und begeren die kron zuo erhalten, sie sich uf unß ußzogen, so sie aber das begären, sollen sie ire harnisch und wher von inen legen, welches sie gleich gethon. Doruf der von Viron zuo

¹⁾ Laut Zurlauben, VI, 50, war dies das Regiment von Beroldingen, wie es auch etwas später sich herausstellt.

²⁾ Beroldingen.

inen gritten, die fenli von inen gnomen, und sie hinder der Sollothurner schlacht gsüert, dan er dorvor ghalten. Seindt also hinden nocher allß arme gfangene leuth zogen, handt allsamen an den hüeten und beinen ligische luthringische krütz zuo einem worßeichen than. Seindt mir allso dem feindt biß gegen Issri an dem paß nochzogen. Deß von Maines troß sampt der Spaniern, Frankosen, eydtgenoßen, landyknecht und reytern ist allen unsern frankosen worden, handt ein groß gutt von guldenen kettenen, ring, kleinot, silbergeschir und kleyder dorin behomen, hat alle fenli, shanen verloren, drey schöne spanniße panner, einß so gar rott, so der pabst geschickht hat, ist nit mehr den ein reyter shanen, dero 12 gsein sind, dovon thomen. Der umbthomen, so uf der waldstatt und in der flucht erschlagen worden, seindt bei 12,000 und mher. Der unsern feindt nit 100 bleiben. Dem herren gott seig lob, der unß den sig geben hat. Gleich noch gethoner schlacht hat sich die statt Vernung¹⁾, so auch ein paß gen Paris, den 7. ergeben, den 8. Manten. Den 16. hat der künig die ligischen eydtgenoßen abfertigen laßen und iedem knecht ein sonen kronen zuo einem worßeichen gschenck, waß er mit den hauptleüten grebt, wurt man uf dem tag zuo Baden, dohin ire fenli thomen werden, vernemen, sie biß Ehetampoiss bleiten laßen. Von unserm regiment hat ein ieder hauptman inen 50 kronen gleichen, damit sie wyder heim thomen mögen. Den 18. sindt mir ufbrochen, und den 21. für Courbellen²⁾ zogen, so sich gleich ufgeben, ist ein gewaltiger paß gen Paris. Den 22. durch Courbellen, und den 25. gen Moulin³⁾. Hat man dan den 28. mit 9 cartonen an dreyen orten darin geschossen, und

¹⁾ Vernon, Eure.

²⁾ Corbeil, Seine-et-Oise.

³⁾ Melun, Seine-et-Marne.

gedochts tags mit dem ersten sturm die erster statt (Gott hab lob) gewunen. Auß sie aber über die bruckhen in die under statt, do das waßer rings weiß herumb fleußt, gflochen, hat sie sich den letzten des monats ergeben. Auß nun diese päß den Parißern eingenomen worden, ist daruf Willeroy, gubernator zu Paris, den 1. Aprillis gen Mullin zuo J. M. thomen, und der gneben begert, dan sie sich ergeben wöllen, aber der künig ime zuo antwort geben: Ja, er wölle inen gnab be- wissen, dergestalt wan die, so an des künigs todt schuldig und ine von der kron tryben helffen, in wyßer kutton, barfuß und härin strich am haß tragend den künig selig zu Combienen holen und ine gen sau Dinis tragen, dohin er denn khöre, danenthin erwarten, waß er mit inen reden werde; die straff aber wölle er den vier marschalchen übergeben. Doruff er Willeroy solches hinder sich zuo bringen vier tag lang schub begert. Auß er ime das für brocht, handt sie J. M. 7 thonen golds dorfür gebotten, sie deßen zuo erlösen. Aber der künig das nit thun will. Seindt doruf den 2. ufbrochen und den 5. eine meil von Montro¹⁾ zogen, so sich den 6. ergeben und umb 25,000 frankhen gstrofft worden. Auß die statt Trovin²⁾ erfahren, hat sie sich den 7. ergeben, den 8. die statt Bree³⁾. Den 9. und 11. zogen bis gen Roussgens⁴⁾ für die statt, so sich auch ergeben. Ziehen allso für die statt Sant Burgun⁵⁾ sechs tag von Vossell⁶⁾. Seindt jezund den Parißern alle päß abge- schlagen. Waß J. M. noch fürgnomen, ist glücklich und wol abgangen. Ist ein milder barmherziger Fürst und ein krieghs- man, lugt alleweg selbst zuo seiner sach. Wie eß sunst mit, handt mir den dritten theil nit mehr, seindt wenig vom seindt

¹⁾ Montereau, Seine-et-Marne.

²⁾ Provins, S.-et-M.

³⁾ Bray s. Seine, S.-et-M.

⁴⁾ Nogent s. Seine, Aube.

⁵⁾ St Broing? H^{to} Marne.

⁶⁾ Wasel.

umbkõmen, sunder gstorben. Eß sind unß 8 heuselein gstorben. Man gibt wenig gelt und ist gar thür. Man meynt diemyl mir iehmolen khein selbjeindt mer haben, wie mir den zuovor kheinien nie gehept biß uf den tag der schlacht, so werde J. M. ein enderung machen. Denn er hat des volckhs zuwil. Waß sich nun seyther verlauffen und zuotragen würt, will ich E. A. (wils gott) bey ehester bottschaftt zuoschryben. Daß hab E. G. ich allß bero gehorsamer und underthäniger diener unsers kriegs halber nit verhalten sollen. Thuon hiemit dieselben E. G. dem Allmechtigen in seinen schutz und schirm bevelhen, der dieselben E. G. in langwärtiger gesundtheit und glücksäliger regierung halten wölle. Datum im läger vor Roussgens, den 12. Aprillis anno 1590. E. G. etc.

underthäniger, dienstgehorsamer burger

Gregorius Dufman,
schryber jt.

In obigem längern Bericht gehen die nun noch folgenden vier Briefe auf, wovon drei von Hptm. Speyrer geschrieben sind, der vierte von Hptm. Weitnauer oder doch in seinem Namen. Wir fügen bei, daß sofort nach Heinrichs III. Ermordung, am 1. August 1589¹⁾, Heinrich von Navarra, von den Hugenotten als sein Nachfolger erklärt²⁾, den ihm be-

¹⁾ Obiges Datum neuer Zeitrechnung entspricht genau dem im Bericht Dufmanns enthaltenen vom 22. July alter Zeitrechnung, da für die Jahre 1582 bis 1700 der nun übliche Gregorianische Kalender dem Julianischen stets um 10 Tage voraus ist. Unser damaliges Rathsprotokoll bebient sich des alten Kalenders. In diesen Briefen ist es verschieden gehalten, der Gebrauch der alten Zeit ist jedoch vorherrschend.

²⁾ Die Liga hatte mehr zum Schein den Cardinal von Bourbon als Karl X. zum König proklamirt. Sein Tod ließ schon 9 Monate später die Liga ohne königliches Haupt.

freundeten Städten und Cantonen seine Thronbesteigung als König Heinrich IV. von Frankreich und Navarra brieflich anzeigte; noch vorher aber hatte er sie durch seine Gesandten darum bitten lassen, ihre Maunschaft dahin zu instruieren, wie früher seinem Vorgänger, so nun ihm zu dienen. Die betreffenden Stellen in unserm R. P. lauten:

„20. Aug. 1589. Seind 2 ambassadoren vom neuen „könig auß Frankreich und Navarra, namlich der herr Sillery „und der herr Loubert, erschienen: ein gnedigen gruß und vil „guts von J. W. in Frankreich vermeldet, darneben gebetten, „man wolle den baslerischen sendlinen schriben, daz sie diesem „könig wie zuvor dem andern alle gehorsamb leisten.“

8. Sept. 1589. „Schreiben k. m. v. Frankreich ihren „guten willen versichernd etc.: soll ir schriftlich gedankt werden „cum congratulatione.“

Auß Dreux, 24. Februar, 1590.
(Eure-et-Loir.)

Gestrenge Edellicke. Ich hab umb gehen nit sollen noch wollen, F. G. und L. W. durch diß mein klein schryben unserß kriegß zu berichten, welcher gestalten wir, seit ich erstmohlen E. G. und E. W. vor und nach eroberung der statt Manß¹⁾ von aller verlossenen sachen beschaffenheit zugeschryben, gehalten worden, wie dan mir nit zwyfflet, dafelbig werde E. G. und F. W. zuhomen oder aber durch abgesanten Hanß Jacob Hechtmeyer genugsam berichtet und verstandiget worden sin.

Nach dem J. K. W. alle sachen bis anhero von den gnaden Gottes glücklich und woll abgangen, findt wir den 29. novembris uff Allançon²⁾, ein sine statt sampt einem fürstlichen schloß und vesten platz zuo zogen, mit volbringung unserer

¹⁾ Le Mans.

²⁾ Alençon, Orne.

knechten ein schwere reyß, und den 6ten Decembris aldo ankumen. Als aber das schloß biß uff den 16. Decembris das grob geschütz erlitten und lang wytter hette haben mögen, so haben sy sich doch an J. M. uff guote composition, sampt etlichen anderen umbligenden stetten, schloßern und flecken ergeben.

Von bannen, G. H., sind wir den 21ten für Falleja ¹⁾ ankumen, ein statt sampt einem verriempten schloß belegert, beschossen, und uff den 26ten Decembris ganz kurtzweyllig und lustig umb 2 uhren noch mittag mit dem sturm angelossen und ingenumen, den inwonern erberulich und jemerlich, in welcher veste under anderen fürnemen herren der Graf von Briissach gefenglich angenommen worden.

Von bannen, G. H., ist man zogen uff Laffie ²⁾, auch in Normandei ein khauffryche statt, den 7ten Januarij aldo ankumen, belegert, welche den 7ten Januarij sich an J. M. gnaben ergeben. Alldo hat man unserem regiment noch notturfft tuoch, die knecht zuo bekleyden, ußtheillen lassen, uß der statt Caen ³⁾ dargebracht.

Von bannen, G. H., ist man uff Huenfle ⁴⁾, ein vester platz am mher zuo zogen, dieselbige belegert, acht tag lang beschossen, letslich uff guote composition an J. M. ergeben. Alldo ist J. M. pottschafft zuktumen, wie daß Myllan ⁵⁾ vom Dumena belegert seye, J. M. ohne allen verzug mit der ganzen rytterschaft zuo entschütten geylt. Als aber Dumena ⁶⁾ den König vermergt, ist er gewychen über das wasser, die statt jenseydt belegert, etlich stürme verloren, auch letslich gar abzogen und gewychen. Wie also mir uff 3 meyß vor Myllan an-

¹⁾ Falaise, Calvados.

²⁾ Lisieux, Calvados.

³⁾ Caen.

⁴⁾ Honfleur.

⁵⁾ Meulan, S.-et-O.

⁶⁾ de Mayenne.

thumen, handt J. M. die statt Bossi¹⁾ sampt der bruchh und paß mit gewalt ingenumen.

Haben also, G. H., mit reyßen, belegeren und ziehen disen winter zubracht, glychwohl an eßen unn trinckhen rhein mangel und an gelt noch notturft versehen worden. Es ist diser tagen R. M. uß Engellandt ein suma gelts zuogeschickt worden und ist J. M. beßglichen von Roschella²⁾ auch mher erwarten. Den 18. Februarij, G. H., ist man für die statt Troes³⁾ zogen, wo die Blauwyller schlacht⁴⁾ beschehen ist, die belegert, beschossen, guoter hoffnung dieselbige bald inzunemen.

Hab ich, E. G. und S. E. W., der khürke noch unberichtet nit sollen lassen, wie auch in daß khümpftig, waß wyters fürfalbt, bei gelegener bottschaft (wo möglich) beschehen soll. Mit sampt minen anbefolenen kriegsleuthen E. G. und S. E. W. zuo gnaben underthenig und dienstlich befelende, der almechtig Gott verleych E. G. ein glückliche und frydliche regierung. Geben im läger 3 meyll von Troes, den 24ten Februarij anno 1590. Geuwer Gnaden und S. E. W.

underthenigster, dienstwylliger und gehorsamer

gez. Jo. Spyrer
von Basell.

Vor Chartres, 1. Merz 1590 a. St.
(Eure-et-Loir.)

Ebell Gestreng 2c. Durch herrn hauptman Michael Bälbj von Glarib, wird E. G. 2c. von uns ohne allen zweyffel ein schreiben desselbigen datums den 7. Novembris Anno 90 datirt *)

1) Poissy, bei Paris. 2) La Rochelle. 3) Dreux, E.-et-L.

4) Die im Jahr 1562 von den Hugonotten verlorene große Schlacht bei Dreux, eigentlich Blainville, s. deren schöne Beschreibung bei Stegesser, I, 249 ff.

5) S. dessen Schreiben vom 7. November 1590, p. 1377 im Archiv.

und geben worden, daruß dan E. G. unsere hochanligende beschwerden vernommen haben, und wiewol mir daselbig schreiben nit allein, sunder zum offtermalen E. G. 2c. unsers kriegs bericht zugegeschrieben, mag ich erkennen solche E. G. nit überluffert noch behendigete worden sein, dan uns in einem ganzen jar von E. G., als unsern g. g. herren, daruff dhein wider andtwortt noch schreiben zu thomen noch worden ist. So hab ich nit underlassen sollen noch wöllen, weil ich die gelegenheit gehept, E. G. 2c. zu verstendigen, wie wir dienvyl her gehalten und was wir verrichtet haben. Nachdem J. K. M. die armada unnd eidtgnossische regiment zertheilt, hat man uns wider in Normandey geführt, da wir ein monat zwen oder drey an dem mher uff und ab gezogen, schlechtlich mit gelt versehen worden, doch darzwischen Bassij¹⁾ Norschun le Roy²⁾ und eine statt Feckhan³⁾, so ein haffen des mehrs ein gewaltige vestj daran, so denen von Ruan und Hableiraß⁴⁾ wol gebient, eingenommen und erobert, nochwertß von Diepen mit einer großen anzal frut und lodt wider ob sich gezogen, unversehener dingen für Schartrß die statt thomen, daselbst K. M. und alle regiment sich wider gesamelt, dieselbig belegert, und wo das gliedh uff unser seitten das wir die intriegen wurden, hielt ich für keinen zweiffel, das J. K. M. mit hülf und gnaden des allmechtigen Gottes Paryß und andere abfellige stett auch bezwingen und zur Gehorsame pringen wurde. Das hab ich also mit kürze E. G. 2c.

Datum in der belegerung von Schartrß, den ersten merzen Stilo antiquo et ben^o anno 91.

E. G. unnd S. J. E. M.

undertheniger unnd gehorsamer burger
Johann Speirer.

¹⁾ Passy, S.-et-M.

²⁾ Nogent le Roi, E.-et-L.

³⁾ Fécamp, Seine inf.

⁴⁾ Håvre de Grâce.

Anet bei Jvry, 5. März 1590.

(Eure-et-Loir.)

Vor den Rath gebracht 6. April 1590.

Gestreck, Edell ꝛc. Als E. G. uß letztem schryben vernomen, wie das K. M. mit irer armada die statt Treß¹⁾ beleget, ist der herzog von Dumena uß der statt Pariß mit seiner ganzen armada (ußgenommen 6 fenli lanzet und 4 fenli eybtgenossen) zogen, vorhabens zweiffels ohn die statt Treß zu entschütten. Als aber K. M. vermergt, daß der herzog Dumena²⁾ uff zwo oder drey meyll wegs von der belegerung der statt Treß den 17. Martii ankhomen, ist ihr K. M. monderigs abzogen, mit bergestalten dem Dumena zu wychen, wiewols die wider parthey vermeint und ein geschrey haben lassen ußgohn, sunder vor vortheyll ist K. M. den 3. Martii dem feyendt in wyttem veldt begegnet, gegen ein andern gehalten und gestanden. Als aber die nacht vorhauden, ist ihr K. M. in die nechsten dörfker abzogen und ist alle glegenheüth des veldts woll abgesechen worden. Mornderigs am tag den 4. Martii dem feyendt abermolen under augen zogen (bey Jffry 16 meyl wegs von Pariß) denselbigen angriffen, und mit der hilff gottes geschlagen, überwunden und alle des Dumena macht zu stücken gericht. Die ligischen Schwytzer, G. H., als wir sye haben wöllen angriffen, hand sy ihre fenli undergeschlagen und an unß das „miserere mei“ begert, hiemit also baldt ihre wher und waffen zuboden geleydt, und sich an K. M. ergeben, als verfierte und verlossene leuth. Dan der Dumena und sine reyßigen, als unser grob geschütz in sy woll getroffen, die flucht genummen, aber wenig davon khumen, dan K. M. selbs persönlich gar weydt den flüchtigen nochwindt geben, und in der flucht der mherer theyll erschlagen und umbracht.

¹⁾ Dreux, E.-et-L.

²⁾ de Mayenne.

Daß hab ich, E. G. 2c. in der ill und uff daß thürkist und underthenig und dienstlich nit wöllen, noch söllen verhalten. Es soll auch E. S. 2c. uff daß bölbist diser ergangener selbtschlacht der lenge noch uffwüerlicher berichtet und versteiniget werden, biewyll diß min khlein thurz schryben in gnaden uffnemen. E. G. und S. E. W. mich hiemit underthenig und dienstlich befelende. Geben zu Anet bey Jffry den 5. Martii, anno 1590.

E. G. S.

E. W.

undertheniger und gehorsamer
gez. J. Spyrer
von Basell.

Den Edlen, Gestrengen, Fromen, Besten, Fürsichtigen, Fürnemen und Wyßen herren Burgermeyster und Rhath der statt Basel, meinen gnebigen herren zu presentieren. Basell.

Aus Mantz, 14. März 1590.

(Seine-et-Oise.)

Edel Gestreng 2c., wiewoll ich den 5. diß monats february E. G. von dem zustandt dieses frantzösischen kriegß zugß weitleißig geschriben, hab ich doch auß betrachtung großer unsicherheit und verhinderung gethaner pottschafft E. G. jetzt schwebender kriegß sachen sambt newlich beschehener schlacht und meiner gefangenschafft halben wiederumb berichten wöllen, damit wo vhorige pottschafft aufgehoben, doch diße E. G. . . . zuthommen mechte. Mein gefangenschafft hat sich also gehalten. Nachdem ich den 11. Septembris des verlossnen 89 jaars in dem verätherischen scharmuß zuo Arken¹⁾ bei Diepen sampt hauptman Ludwig Osterwaldt seeligen von teutschen knechten gefangen

¹⁾ Arques, bei Dieppe.

und wider gegebenen glauben der zweihundert kronen, meiner versprochenen caution, von der teutschen knechten obersten, graff Jacob von Colalto¹⁾ und Sant Salvator einem Italiäner (dem mich zween lancknecht verkaufft) weiterß an schweren eissen, so sie sprinzer heißen, gefangen gehalten, hab ich wegen großer ungelegenheit des ortß und schwere der erfordernten caution von drißhalb tausend kronen, nicht er (eher) kenneu erlebigt werden, dan biß sich Ezechiel Falckheißen unser vier frey sñenlen bestelter velt prediger den 13. Februarii dieses 90 jaars mit großer gefärligkeit gewagt und mich zu Paris mit dreyzehnhundert kronen vom obgedachten graffen erlöst habt. Nachdem ich nun den 17. Februarii von Paris sambt obgedachtem meinem veltprediger und einem gegebenen drummelschlagere verreyßet, sindt wir nicht weit ob Saint Germain zwo meil von Paris neben einem schloß Hoisi genandt von zwanzig wollgerüster zu pferdt angesprengt, und über gutt gegeben gleidt, der königlichen und parißischen paßposten dreyer pferden sambt allem dem so wir sunst bey uns gehabt und sich auf zweyhunderdt kronen werdt erstrecken thut, beraubt worden, von dannen wir selbigen abendt auf Poysi²⁾ zu gangen, nachgehenden tag aber gen Meulan in die vestung, so zwischen der Saine gelegen zu monsieur de Bel Lengreville dem gubernator gezogen, welcher uns nach erzeigter freundschaft und guttwiligkeit einen getreuwen gleitsman zugeben, so uns durch Haudan³⁾ für die statt Dreiß⁴⁾ in unser herleger gefurt, welche statt den 20. Februaeri von den unsern zum sturm beschossen aber von wegen strenger gegenwehr und hinderung eines vesten thurns nicht ist gewonnen worden. Dieweil auch R. M. vor des herzog von Maine zukunfft, so die statt entschütten

¹⁾ Dieser hatte auf Philipp's II. Befehl deutsche Landknechte angeworben und der Liga zugeführt.

²⁾ Poissy.

³⁾ Houdan, S.-et-O.

⁴⁾ Dreux.

wollen, berichtet worden, sindt wir den 2. martj von der statt abgezogen und unseren weg nitlich durch Nonancourt¹⁾, ein stättle (so kurz zuvor von den unseren mit dem sturm erobert) auf Morville²⁾ zugenommen, da wir den daß nachtleger gehabt und nachgehenden tag wiederum zur lincken seitten in voller schlachtordnung über ein weit veldt, Saint Andreas veldt genandt, hinauf gezogen, nicht anders verhoffend, dan denselbigen tag mit dem feindt ein treffen zu thun, wie unß beßen R. W. denselbigen morgen bericht hat. Dieweil wir aber auf zwo meil gegen Würj³⁾ zuo dem feindt entgegen gezogen und erst gegen dem abendt beßen ansichtig geworden, haben wir ungeschaffter sachen die quartier zum nachtleger eingenomen, welche des feindts furieren schon zuo ireß volchs nachtherberig anquartirt hatten. Den 4. martj aber, sobaldt der tag heerbroschen, sindt beyder parbeyen heerzeüg in voller schlachtortnung gegen einander geruckht. Und weil R. W. beß ortts und des windtes widerwertigkeit, so gestrackts wider unsere ortnung gegangen, bedacht, hat sie unseren ganzen heerzeüg zu beßelbts auf einem grabt der heidt (wegen eines kleinen begelegenen dobelß) an den feindt gefürt und durch unsere drey schanen teutscher knechten under herrn von Schönberg (so in der schlacht gebliben), sambt etlichen frantzösischen regimenten zu fuoß anstatt eines verlhornen hauffens auf unserer lincken seitten gegen den spanischen und albanesischen reitteren (so grimmiglich auf die unseren geylet) angegriffen, welche doch halt der marschal d'Alumont, herr von Mattini, herr von Anvers und Wilmandier mit iren kirisern endtsetzt und der schlacht einen anfang gemacht haben, darauf auch ein anderer feindlicher hauff spörreitteren von Wallonen und Spanniern, sambt der teutschen ritterschafft under dem Pottstein, graff von Manßfeldt sambt dem herzogon von Braun-

¹⁾ Nonancourt, Eure. ²⁾ Moisville, Eure. ³⁾ Ivry, Oise.

schweig und Lünenburg auf des königs weyße cornete so gewaltig angriffen, daß under dem könig das pferdt erschossen und des marschal Pyrons pferd übel in die pruft verwundt worden. Doch hat sich des königs schanen so wollgehalbten, daß sie halt die ganze ritterschafft des feindts in die flucht gebracht, unnd sechs schanen teutscher knechten, welche, wie ich berichtet, zuvor bei Cur draußen zu platteneu von dem Lottringer geschlagen und dem herzog von Maine zuozuzihen gezwungen worden. Weil nun R. W. nicht anderst vermeindt, den es weren die langknecht, so obgedachter maßen zuovor gegen uns am scharmuß zuo Araken so felschlich gehandelt, hat er sie zum gutten theil durch seine Franksoßen erschlagen lassen, sindt also lezlich die zwey regiment eydtgenossen von Ury und Lucern, nachdem die Franksoßen und Spannier, zuo roß und fuoß, von inen gewichen, bestehen bliben, und von dem könig durch den marschal vhon Pirong zuo gnaden angenommen worden unnd aller ir droß, so in der flucht war, von Franksoßen beraubt worden, wie auch der übrig droß der feinden, also daß nicht einer darvon thommen ist. R. W. hat nach aufnehmung der eydtgenössischen regimenten dem herzog vier meil wegs gegen Manta für die pfordten nachgesetzt und auf dem weg eine große zal von denen zu roß erlegt. Ist als der herzog durch die statt Manta dem könig entritten und seinen weg auf Saint Denis zu genommen, da er sich nach etlicher sag zur zeit noch verhalten. Waß nun R. W. gegen seine feyndt und die abgefallenen stätt weiters werde fürnemen, wirdt die zeit mitbringen. Sunst hat sich den 7ten Martj Vernon und Manta an könig ergeben und ligt jetztmalen unser hauffen daselbsten herumb stit.

Vhor der schlacht hat sich drey naecht nacheinander ein ungewönliche rötte am himmel von langen feurigen streimen neben weyßen zusammen lauffenden wolcken als zwey streit-

tende heerzeuig sehen lassen, welches sich lezlich alles vhor der sonnen aufgang in ein libliche weyße farb verwandlet hat, welches ohne zweyffel eine vhordeuttung geschehener schlacht gewesen ist.

Deß hab ich E. G. zc. . . .

Datum zu .. bey Manta, den 14. Martj Anno 1590.

E. G. G. E. W.

undertheniger besißener burger
hauptman

Unterschrift fehlt.

(Sollte von Hauptmann Weitnauer unterzeichnet sein.)

Diese Briefe schließen mit der Schlacht bei Jory, 14. März 1590 (4. März a. z.) und erzählen ausführlich den Zwischenfall mit den Schweizern. Eidgenossen standen Eidgenossen gegenüber. Aber das Gefühl der Bundesbrüderlichkeit und die Rücksicht des ritterlichen Königs für den Schweizernamen wendeten die drohende Schmach eines Zusammenstoßes ab. Durch die Niederlage Mayenne's, des jüngsten Guise, der nach seines Bruders Tode den Oberbefehl über die ligische Armee hatte, war Paris für seine Vertheidigung auf sich allein angewiesen. Heinrichs Sieg, wenn sofort von ihm verfolgt, dürfte möglicherweise den Bürgerkrieg damals schon zum Abschluß gebracht und der Sache des Protestantismus in Frankreich dauernd aufgeholfen haben. Statt dessen, sei es daß die Erschöpfung der Truppen, Mangel an Geld und Munition ihm hinderlich waren, seien es Beweggründe anderer Art gewesen, verweilte er zwei Wochen in Unthätigkeit auf dem Schlosse seiner damaligen Freundin, der tugendhaften Dame de La Roche-Guyon bei Mantes. So wurde der Hauptstadt Zeit gelassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen und die Rüstungen zur

Abwehr eines Angriffs zu vervollständigen. Eine Capitulation war nicht mehr zu erwarten. Hingegen hoffte Heinrich Paris durch Hunger zu bezwingen. Er beschränkte sich auf eine Blokade und Abschneiden der Zufuhr, und verwandte den größern Theil seiner Armee zur Wegnahme der südlich und östlich von Paris bisher von der Liga besetzten Orte. Erst zu Anfang Mai schritt er zur Belagerung. Die Noth stieg während derselben in der Stadt auf's höchste, drückte aber die Belagerer, wenigstens unsere Basler Freifähnlein, nicht weniger. Da nur ausnahmsweise Naturalverpflegung verabfolgt wurde, der Mann aber für seine Verpflegung selbst zu sorgen hatte, so war das Ausbleiben des Soldes, wie es zur Regel geworden war, eine beständige Ursache von Entbehrungen und Leiden, Unordnung und Streit. Statt des Soldes gab der König stets nur freundliche Worte, mit denen er immer wieder die armen Soldner zu trösten wußte und ihre Bitten um Erlaubniß zur Heimkehr abschlug. So wurden unsere vier¹⁾ Freifähnlein während dieser fruchtlosen dreimonatlichen Belagerung durch Strapazen, Hunger und Krankheiten decimirt, wie aus den folgenden sieben Briefen ersichtlich ist. Der endlich auf Befehl Philipps II. von Spanien aus Flandern zum Entsatz herangerückte Herzog von Parma, der gewandte Alessandro Farnese, hatte durch die Wegnahme der Stadt Lagni an der Marne die Verproviantierung der Hauptstadt möglich gemacht. In Folge davon hob Heinrich die Belagerung auf.

¹⁾ Wie aus den ursprünglichen zwei Fähnlein nun deren 4 geworden sind, ist aus den Briefen nicht ersichtlich. Wir wissen aber, daß bald nach dem zu Gunsten Sancy's gefaßten Beschluß die Regierung auf Vern's Wunsch die Werbungen auf vier Fähnlein auszubehnen gestattet hatte. Wir finden sie nicht immer alle bei einander, sondern bisweilen getrennt. Büchel, der 1591 starb, scheint bei Werbenberg Lieutenants-Stelle versehen zu haben.

Bei St. Denis, 19. Mai 1590.

Ebell, Gestreng zc. . . Wir habindt mit underthenigkheit E. G. zc. an unß bescheen schreiben, daß datumb den 10. Aprill verganges monets bey hanß Jacob Hechtmeyern unndt seinen mitconsorten empfangen, Euch des glücklichen lob und denkwürdigen siegß, so unß der almechtige Got verleichen und mitgetheilt, glückwündschen, welchem allein die höchste eher zuzumessen, dem wir auch hierumb lob und preiß sagen und geben, haben wir in aller gehorßamy gern vernomen und inbehendigt.

Demnach, G. H., so ist von unß durch mhermalen schreyben E. G. zc. . . bericht, wie und waß gestalten unßer kriegszug sich verhalten, thundt gethon, unndt aber durch Ir gnediges schreiben verstanden, daß denselben nichts zulkomen, hieran aber wir theinen mangel erwinden noch schuld daran habindt nachtragen. Piten auch J. G. wöllen unß solches zuo ungnaden nit achten noch zuo ungehorsamy rechnen, dan wir ja ein jeder in sonderbarem seinem schreiben uff E. G. und L. S. E. W. rath, hilff, bevelch und gehenß gewartet, gesehen, undt anderst nit in willen noch findt. Wir haben aber auch, G. H., unßers ganzen weherenden zugs uff R. M. bevelch, streng imer und jederzeit starckh fortziehen unndt reißten müßen, wie noch beschicht auch die naturfft erfordert, dardurch wir in kelte und frost, ein und andres mangelbaren und unglegnen sachen unßer kriegsvoldch sterbender krankheiten willen wider unßer herßlich groß bedauern hinderloßen müßen. Jedoch uff E. G. und J. S. E. W. wissenschaftt undt begären, sollen wir denselben nit verhalten noch pergen, waß unßer ein jeder für anzall knecht under seinem zeichen und sendlin noch habe, so wöllen wir mit waarheit bekennen, daß ich Johann Spirrer noch einhundertdryßig und etlich knecht, und wir Wer-

denberg und Büchel uff 125 knecht habindt. Undt wündschten von dem almechtigen Got nit mher, dan daß wir E. G. . . . mit größerer anzal berichten möchtindt, dormit wir unserem veyndt, deren noch vil findt, in deme namen deß Almechtigen und befürderung sines lobß und eheren widerstandt thun möchtindt, auch mit deßelben hilff und beystandt fürhin thun wöllendt. Und diemeil wir mit unserem regiment hiediße dem paß und die vier frey sendlin jenseits des wassers bei Sinclu¹⁾ ligen, und disen ganzen zug gar selten bey einandren cottiert noch gelegen findt, können wir in disem unserem schreiben durch ungelegenheit willen irer sachen halb wenig bericht geben.

Betreffendt, G. H., Rathiß Kloßen von Memmingen, so under Hans Conradt Hurrter von Schaaffhusen gedienet und E. G. noch uff 2100 gulden schuldig und usßendig, sollen wir E. G. unberichtet nit laßen, daß er Kloß bei ime Hurrter nit mher allß drey monet dienst gehept und übrige Zeit etwaß pfennigß sich endthalten, bürgschafft umb E. G. usßstandt, werden wir allhie biß lands seinethalb nit mögen zuo wegen bringen, waß aber ime in übrigem bevor steet, wöllen wir uff J. G. bevelch sovil unß müglich widerlegen und arrestieren loßen und folgender Zeit E. G. deßen reicheren bericht thun. Piten also in aller underthenigheit und gehorsamy unß jederzeit loßen mit gnaden bevolchen sein. Wir sollen und wöllen auch E. G. und S. E. W. nit verhalten, wie wir aber erachtindt, E. G. schon berichtet sein werden, daß nachdem wir auß Ormandy²⁾ verganges frülings thomen, und nach Paryß gezogen, biß hiehar darumb gelegert haben, wir gleichwol gelegenheit unserer narung, aber mit gelt und andrem so schlechtlich gehalten, daß wir unß thümerlich ausbringen thonindt, obgleich Ihr K. M. allen müglichsten fleiß

¹⁾ St. Cloud.

²⁾ Normandie.

und mitell anwendet und suocht, wir ime auch fürhin und lenger gern dienst erweyßen wolten, so müssen wir doch in allem an unseren soldaten allen mangel mit bedauern sehen, also daß alle eydgenössische regiment sich uff heüt dato den 18. May endschloßen, auch J. W. fürbracht, dergestalt nit in her zedienen, sondern nach unserm geliebten vatterlandt wider heimzuziehen, dan wir dheimer besserung verhoffindt, doch wöllen wir solches E. G. geheiß bevelchen und weitherem gefallen heimstellen. Daß haben wir E. G. und J. S. E. W. unbertheniglich verhalten nit wöllen, den almächtigen Got pitende, daß er dieselben u. s. f. Datum bei Sant Dionys, den 19. May anno 1590.

E. G. und J. S. E. W.

underthenige und gehorsame burger

Hanß Spirer,
Heinrich Werdenberg,
Hanß Jacob Büchel.

Auß dem Lager vor Paris vom 19. Mai 1590.

Vor den Rath gebracht 20. Juni 1590.

Edele, gestreng zc. . . Eß haben J. G. auß unserem gemeynen schreyben verstanden und bericht empfangen, wie unser zug sich halt und beschaffenheit trage. Nun than und mag ich mich wol erinderen deß ernstlichen und starkhen bevelchs, so mir von E. G. im hineinziehen userlegt und bevolchen worden, welchem ich jederzeit zü gehorsamen und geläben sollen und schuldig gsin bin, auch J. G. zum ditheren malen alleß unsers thuns mit schrifften, wie auch leztlichen bei Hanß Jacob Hechtmeyeren, je wan dieselb nach meinem bevelch behendigt worden, berichtet hab, unndt hieran mich Rhein roß arbeit nachhenhin bedauern lassen. Weill aber die unsicherheit uff disen

straßen bey langen zeiten nie so starkh gewesen, mag J. G. erkennen, daß auch meine J. G. zuogeschrybenen missiffen ufgehalten und deren beraubt worden, piten also E. G. und J. S. E. W. mir hieran Rhein schuld noch einige ungehorsamy zuozerechnen.

Darneben sollen ich E. G. nit verhalten, waß sich nach beschehener schlacht, verlossen und zuotragen, auch zuo verstendigen, allß namblichen daß wir uff den 7. merzen unserm calender nach für Wernung¹⁾ gezogen, welche statt sich an R. W. ergeben, volgens nach der statt Manta²⁾, da die ligischen ir zuoflucht gehept, gezogen, selb eingenomen, den 22. ejußdem Corbeil³⁾ auch eingenomen. Den 26. sindt wir für Myllung⁴⁾, deren drey underschydblicher steet an einem starkhen paß an einander ligen, gezogen, die ein statt zum sturm beschossen und eingenomen. Die ander zwo steet haben sich an R. W. uff composition ufgeben. Den 5. apryl zogen wir uf Monttrion⁵⁾, die statt eingenomen. Den 15. apryl zogen wir uf a Prä⁶⁾, dieselb veste einkriegt. Volgens sind wir uff Rousshan⁷⁾ zugereist, welche statt und paß eingenomen, mit sampt Provän⁸⁾, so sich ergeben. Den 22. biß monets zogen wir uff Sans⁹⁾, die statt belegert, die beschossen, zween stürmen daran verloren, den driten tag darvor wider ab und uff Paryß zuo zogen. Den 30. beede steet Gryssi¹⁰⁾ und Lany¹¹⁾ under weg eingenomen, den 2. May für Paryß thomen, mit drey großen stuckhen in dstatt gschossen, zwölff windmülenen verbrenndt, mit den Parysianeren ein scharmüßel gehalten, darnach ohne wenig schaden

¹⁾ Vernon, Eure.

²⁾ Mantes, S.-et-O.

³⁾ Corbeil, Marne.

⁴⁾ Melun, S.-et-M.

⁵⁾ Montereau, S.-et-M.

⁶⁾ Bray s. S.

⁷⁾ Nogent s. Seine.

⁸⁾ Provins, S.-et-M.

⁹⁾ Sens, Yonne.

¹⁰⁾ Crécy en Brie, S.-et-M.

¹¹⁾ Lagny.

der unseren wider in daß leger gezogen. Den 7. May ist Byomont¹⁾ beschossen und eingenomen worden; den 13. biß ist Corfland²⁾ auch erobert und andre veil stetten mher. Den 17. haben die unseren wöllen S. Dionyß bei nächtlicher weyl einnemen, aber durch große sheur, so die in der statt an veilen orten gemacht, haben die unseren nit zuzhomen mögen. Also haben E. G. und S. E. W. bericht, waß wir biß hieher mit Gott dem herren verrichtet, welcher unß sein gnab und glück genuog verleicht, wo wir allein bessere fürsehung und proviston unseres kriegsvolkhs hettindt, welche ich sampt mir E. G. und J. E. W. underthenig und gehorsam zur gnaden bevelhen thue. Datum den 19. May 1590.

E. G. und J. E. W.

(L. S.) undertheniger und gehorsamer
Hans Spier.

Den Eblen, gestrengen, ehrenvesten, fromen, furnemen, ersamen, undt wysen herren burgermeister undt rath der statt Basell, meinen gnedigen, gönstigen und hochehrenden herren.

Basell.

St. Cloud, 22. May 1590.

Ebel Gestreng zc. . . . Nachdem wir E. G. zc. schreiben den 20. Marti von unserem thorieren woll empfangen und hiemit E. G. vetterlichen geneigten willen gegen unß E. G. burgern mit sonderbaren freuden und gehorsamer dankbarkeit bericht, haben wir schuldiger pflicht nach nicht underlaßen thönnen, E. G. G. E. W. weiters zu verstandigen, wie es jetztmalen mit unß und den unsern, sambt ganzer königlicher armaden beschaffen seye, gutter hoffnung E. G. zc. werde Ihnen solchen bericht gefallen laßen.

¹⁾ Beaumont, S.-et-M.

²⁾ Conflans, Marne.

Sovil dan unsere zwey baßlerische frey shtenle, die wir auß E. G. statt unserm lieben vatterlandt geführt, belangen thut, mögen wir in gutten treuwen zeigen, daß deren jedes diser zeit noch 150 man begreiffe, die wir sovill menschlich möglich und unß ambts halben geziemen will, in so gutter achtung haben, daß sie sich nicht sonders beklagen thönnen. Dan wie woll es sich wegen gegenwirthiger parisischer belegerung auch anderer fürfallender unklumlichkeiten halben, bei R. W. gelts halben etwaz stoßen will, haben wir doch fürsehung gethan, daß es unsern knechten an täglicher muntion nicht erwinden soll, gutter hoffnung, unß in übrigen sachen dermaßen zu verhalten, daß beyde Gottes ehr gefördert und R. W. an unsern underthenigen diensten für baß (alsß biß anher beschehen) ein gnedigß wollgefallen haben werden.

Weiters waz Mathias Kloß von Memmingen, desse E. G. zc. . . in irem schreiben gemerckt, belangen thut, wurdt darvon hauptman Spyrer, alsß dem solche sachen besser bekandt findt, E. G. schriftlich bericht thun.

Neuwe zeitung belangent, haben wir E. G. wie noch volgt zu berichten.

Den 21. Martii hat sich Corbeil, ein statt an der Saine, unnd 6 meil ob Paris gelegen, an R. W. ergeben, durch welche den 24. selbigen monats die königliche armaden der statt Melun zugeruchht, deren ein theil den 28. morgens beschoßen und durch ein gewaltigen sturm erobert worden ist, der ander theil aber, so durch die Saine umbgeben unnd zimlich vest ist, den 1. aprillis von R. W. zu gnaben angenommen worden, darauß auch 300 zu fus unnd 100 zu pferdt, so in der besatzung gelegen, abzogen sindt. Desßgleichen hat sich auch die statt Montriau¹⁾, nachdem sie des königs

¹⁾ Montrean, S.-et-M.
Babler Jahrbuch 1886.

ernst unnd ganze armaden ersehen, ein königlichen zusatz angenommen.

Sindt wir darauf für die statt Sens gezogen, welche zwar zum sturm beschossen unnd gestürmt worden, weil aber nach des ersten sturms verlust R. M. andere pottschaft von herzog von Longueville (so damalen mit seiner armaden umb Paris und Saint Denis gestreift) empfangen, ist sie alsobald mit irer ganzen armaden den 22 aprillis aufbrochen und den 27 selbigen monats durch die statt Langin¹⁾ für Chalanton²⁾ gerückt, welsch auch den lezten aprillis erobert und 15 der obersten darin erhendt worden, so durch die Marnen denen von Paris zugeschickt. Gleicher weyß ist auch nachgehenden tag nach eroberung des stättleins Saint Mort³⁾ mit 10 anderen fürnemen burgern geschehen.

Den 2 May hat R. M. etliche regiment Eydtgenossen neben Saint Denis her für die statt Paris geführt unnd in ein schlachtortnung zur hinderhut gestellt, sie aber hiezwischen alle windmüllen denen vor Paris verbrennt, hiemit auch sandt Martins vhorstatt unnd den ganzen parischer gewalt in die statt hineingeiagt, auch selbigen abends die vhorstatt gern widerumb verlaßen. Darauf wir den 6 May Beaumont belegert unnd weil sich selbige statt nachgehenden tag an König ergeben, ist alles Kriegsvolckh umb Ponthoyen⁴⁾ hergelegt worden.

Den 12 May sindt wir für ein schloß Conflant⁵⁾ gezogen, so sich ergeben, wir aber durch Saint Gratien unseren weg auf Saint Clou, da vor einem jare R. M. von einem mönch ermört worden, zu genomen, da wir dißmalen königlichen bewelsch weitters erwardent.

¹⁾ Lagny.

²⁾ Charenton.

³⁾ Saint-Maur, Oise.

⁴⁾ Pontoise, S.-et-O.

⁵⁾ Conflans, Marne.

Souft soll der cardinal von Bourbon gestorben sein unnd wurd man morgen Saint Denis ansahen zu beschießen. Haben E. G. 2c. dißmalen nicht verhalten wöllen, waß sich fort hin in königlicher armaden begeben würdt, wöllen wir nach gelegenheit der pottschafft E. G. allezeit zuschreiben, welchen wegen biß her unkundigkeit und pottschafft hat. Hiemit u. s. w.

Datum den 22. May 1590.

E. G. G. E. W. unnderthenig unnd gehorsame
burger und hauptleit

gez.: Hannß Uelrich Wittnouwer und
gez.: Onophriuß Menßinger.

Auß ville d'Avray (?) vor Paris, 5. July 1590.
(Seine-et-Oise.)

Edel gestreng 2c. wiewoll wir baßlerisch hauptleit mehrmalen sammentlich E. W. an auß gethanes schreiben geantwortet, haben wir wegen diser gelegenheit nicht underlassen khönnen E. W. der sachen halben weiteres zuverstendigen, so sich hie zwischen (wie hernach volgt) in königlicher armaden mit unß unnd andern regimentten sampt der statt Paris begeben hat.

Nachdem wir mit unsern vier frey sphenlen neben marschal von Aumont unnd herrn von Saint Luc, gubernator zu Prouagen (?), sampt anderer frantzösischen fürnemen herren volckh zu roß unnd fuß so lang zu S. Cloud verharret, biß die brucken baselbst gegen sandt Martins vhorstatt reichent, dermaßen verschanzet unnd bevestiget, das wir da eins schlechten zusatz bedörffen, findt wir den 14. brachmonats der Sainen nach hinauff gegen Paris gezogen unnd unß auff ein halbe

viertel meil zu sant Germans vorstatt in ein fleckhen, Baiera¹⁾ genandt, gelegert, da wir sampt obgedachter französichen herren volckh den Parisern taglich durch die vorstatt biß für die thor hineinfallen unnd inen, allen iren mayneidtig außfallenden langknechten (so etwan in wyl ein wenig frucht begeren einzuschneiden) alda solchen schaden zufügen, daß von zehen shanen nicht mehr über 400 vorhanden siudt, weil wir inen alle tag viel erschlagen. Deßgleichen geschieht auch jensent der Saine dem Montmarder zu von den unsern, bey welchen auch der König sampt andern großen herren ist, und den Parisern beyd mit scharmützlen unnd täglichem einfal vil zu thun machen, hiemit so hat auch der König vor acht wochen zwey große stuckh geschütz auf die höhe bey Belleville an der Glarner läger sampt zweyen andern auf die höhe des Montmarders (da das Gashgonier fußvolckh ligt) stellen lassen, welche alle tag etlich mallen in die heüßer zu Paris mit großem Krachen abgehenbt. Doch sindt die Pariser durch falsche verheißung der endschittung des herzog von Mayne, und durch zusagung des herzog von Anamours²⁾, so bey inen in der statt ist, dermaßen verharttet, daß sie inen eher die frucht auf dem velt verwüsten, die gütter unnd Vorstett berauben und verderben lassen, ehe sie sich auf K. M. gethanen fürschlag ergeben wöllen. Sonst leyden sie in Paris so mercklichen hunger, daß sie nichts dan gerisch und haber brott (unnd beßen niemenmehr genug) sampt eßel^e unnd roßfleisch eßen müßen. Ein Rue gildet in Paris 40 oder 50 Kronen, ein pfundt anken 1 krone, ein ey 5 oder 6 stiber, ein huen 8 frandhen. Summa es ist in Paris also geschaffen, daß sie nach viler mainung 15 tag nicht mehr halten mögen.

Sonst ist den 22. oder 23. juny herr von Numalen mit

¹⁾ Ville d'Avray?

²⁾ de Nemours.

seinem volckh von herrn Comier, gubernator zu Sanlis dermaßen geschlagen worden, daß er kümmerlich mit wenigen gehn sandt Johannis Amuiens hat entriuen mögen. Und hat sich Saint Denis den 25. selbigen monats der gestalt an den König ergeben, wo inen biß auf den 29. juny kein hilf thome, soll sie der König mit angezinten lunden unnd aufgerichtten fhanen sampt vier Beltstücken laßen abziehen wohin sie wöllen, welches auch beschehen: den sie obgedachten 29. tag 1200 starckh zu roß unnd fuß abzogen, und der gröste theil iren weg auf das Picardey dem herzogem entgegen genommen, den andern theil aber, so von spör reittern, gehn Paris geschickt. Es hat sich auch selbigen tag ein kurzweilligß turniren zwischen einem königshem und einem ligishem ritter, so einander außgebotten, begeben, und hat der königische beyde im spör, so er mit dem ligishen zurbrochen und andern, ritterlicher maßen den sig erlangt.

Den 26. juny ist durch ein hierbreuer zu Sanlis ein merkliche verretterey, so die mönchen unnd etliche burger dafelbst wider die statt gemacht, geoffenhardt worden unnd seiudt die feindt in der nacht schon in dem stattgraben unnd auf den mauren erfunden, durch gottes hilf widerumb abgetriben worden. Dersgleichen ist auch der statt pforden wacht, welche der feindt mit verretterey schon ingehabt, erschlagen und verjagt worden. Gott ist höchlich für solche statt zu danken, an welcher der könig dieses kriegß halben merklich vil gelegen ist. Der Mönchen unnd burger, so die verretterey angericht, sindt nach dreyen tagen an die 60 erhenckt worden, alwegen ein burger und moench zusammen. Weiteres hat sich den 4. diß monats july daß schloß und statt Dommartin, für welche das solothurnische regiment sammt etlich frantzosen mit großen stücken haben ziehen wöllen, auf des königs gnadt ergeben, unnd sindt

nachfolgenden tag drey mōnchen jacobiner unnd barfußer ordten zu S. Denis im königlichen läger gefangen worden, anzeigen wie sie von der frauen von Montpansier, so zu Paris unnd zu des königs selig morrt soll geholffen haben, disen könig umzubringen sein bestellt worden. Sonst ist die gemeine sag bei unß, daß der herzog von Mayne mit zimlichem niderlendischem volck herzu rucke, begerent die Pariser zu entschitten oder aber, wie man sagt, dem König noch ein schlacht zu liffern, waß er aber hiemit werbe ußrichten, wurdt die zeit mit bringen. Daß ist gewiß, daß R. M. in erfahrung thumen, daß der Spanier dem herzog von Parma bevolhen, den ligischen in Frankreich auch mit gesar des gantzen Niderlandts anß dißmol hilf zu thun, damit sein R. M. nicht zu regirung thommen möge.

Auf disen tag ist der herr von Chatillon mit einem mechtigen volck zu roß unnd fuß, so er auß Avernien hergebracht, bey Paris anthommen, unnd ist man sonst anderer herren auch gewertig, mit welchen man dem feindt genugsamlich wurdt be-
geggen mögen.

Hiemit E. G. 2c.

Datum Baiara (ville d'avray?) in der besegerung der
statt Paris den 5. July 1590.

E. G. 2c.

underthenige und besißene burger
gez. hans Wolrich Wibtnouwer unnd
gez. Onophriuß Menzinger.

Vor Paris, 21. July 1590 a. St.

Vor den Rath gebracht 22. August 1590.

Euell gestreng ehrenvest from fürstlich fürnem ersam unnd
wyß, gnädig unnd gönstlig hochehrende herren, Euwerer gnaden
sind mein gehorsam geneigt unnd wyllig schulbige dienst bester

vleyß bevor. Es werden Eurer gnaden und streng ersam Weysßeith ohne zweyffel myn jüngst gethones schryben empfangen und daruß welcher maßen sich biß anhero unser krieg zugetragen und verlossen, berichtet worden syn. Uff dasselbig soll ich eurer gnaden und streng ersam weysßeith ferners nit verhalten, daß wir uff den 4. Juny für die statt Pariß sambt S. Dionis gezogen, dieselb zu rings belegert, alle päß eingenomen, dardurch sy mächtig hunger und mangell lyden, auch täglich und ohne underloß mit großem geschütz und scharmühlen geplagt werden. Es sind auch von ligischen eidgenossen, lanztuechten und frantzosen uß Pariß ußgerissen und zu unß khomen von wegen großen hungers und andren mangletten sachen, also daß wir zum almechtigen Gott verhoffent sy lenger nit also verharren mögint souder in kurzer zeith sich uffgeben müeßint. Es habdt gleichwoll Dumena (Mayenne) sit der belegerung understanden inen entschüttung zethun, und wie man bey unß sagt soll er uff 12000 starck syn, aber von den unßern uff etlich meyl wegs wider zu rugck getryben worden. Uff hütigen tag aber, gnedigen herren, ist er wider gegen unß genehent, also daß wir nit anderst vermeinen und etlich dafür halten, mit ime noch ein schlacht zu thun, deßen wir mit freyden und wylligem gemüeth (mit beystand göttlicher gnoden) erwünschen. Wiewoll die Parißaner mit großem hunger und mangel genetiget und getrengt und von der zeyt an unserer belägerung ihr spyß roß und eszell fleisch ohne brot: sindt sy doch so gottloß und halßtarrig deß Dumena entschüttung wartende, welcher sin muotter sin veyl khinder brüeder und schwöster in Paryß noch hatt. Es ist aber, gnedigen herren, R. M. armada so vyll starck in sunderheit neben den fürsten und herren mehr als in die 5000 quotter vom abell, also daß ir M. dem Dumena woll khan endtgegen ziehen ohne uffhebung der belegerung der statt Pariß.

Den 21. Juny, gnedige herren, hat Sanlis¹⁾ durch verretterey der geistlichen sollen ingenomen werden, aber durch den allmechtigen gott gnediglich (wie auch zu Compiena und hohen Langren²⁾ den 11. juny) verhütet worden, deren schuldige biß in die 20 müenchen und paffen, ohne andere personen gehengt worden.

Den 29. Juny, gnedigen herren, hat sich S. Dionis uff geben und hat R. W. die solbaten, deren 800 woll gebuht mit ihren wharen, fenlin und spyll, sambt groben geschüß (zu welchem der R. inen roß geben hatt) loßen abziehen.

Den 13. July, gnedigen herren, hat R. W. bey nacht mit den Fraankosen alle vorstett rings wyß umb Paris ingenomen, hiemit die statt aller dingen eingethon. Es begert R. H. diser statt Pariß verderben gar neit, sunst möchte ihr dieselb (mit beystand des almechtigen) leichtlich und woll mit gewaldt ienemen. Sunst ligen wir mit unserm regement aller nechst bey Paris und werden doch mit gelt schlechlich versehen, munition, nüt brot noch notturfft, und ander sachen mechtig theuer, daz der gemeine kñecht kümmerlich sich ußbringen mag.

Es ist verrugter zeiten, gnedigen herren, ein furier von Byell bey uns ankomen, zeigt mir woll an, wie daz er ein schryben von eurer gnoden streng ersam wyßheith an mich und ander haubtleuth gehabt, er seye aber beßsen und andern uff der straß leyder beraubet worden. Ich kñan auch eurer gnaden und streng ersam wyßheith underthenig und dienstlich mit höchstem beduren nit verhalten, daz etliche schryben so ich an euere gnoden und streng ersam wyßheith gethon underwegen gleicher gestalten sindt undergeschlagen worden, underthenig und dienstlich eurer gnoden streng ersam wyßheith bitende solches mir zu kñeiner ungehorsame noch unflüß, sunder

¹⁾ Senlis, Oise.

²⁾ Langres, H^{te} Marne.

alles gnediglich unsicherheitsame der strassen zu rechnen und messen. Hiemit eurer gnoden^m streng ersam wyßheith der gesundheit auch glücklicher und langwüriger regierung beselende raptim bey Paris den 21. july des alten calenders auß 1590.

Eurer gnoben streng ersam wyßheith
undertheniger gehorsamer dienstwilliger
gez. Jo. Spierer.

Aus dem Faubourg St. Germain zu Paris
23. July 1590.

Vor den Rath zu Basel gebracht 22. August 1590.

Edel zc. Auf das necht schreiben an E. G. zc. von Voiera bey Paris im juny gethan, haben wir nicht underlassen können, E. G. zc. weiters zu berichten, was sich von dato an in königlichem veltleger und anderswo begeben hat wie hernach volgt.

Den 14. july sindt wir zu nidergang der sonnen von Voiera der vorstatt S. Germain zu Paris zu geruckt, und unß innerhalb derselbigen schanz so lang verhalten biß das wir morgents gegen tag gar in die vhorstatt hinein zuruckhen von herrn marschal d'Amont verwandt worden sindt. In welcher wir sampt sibem schanen lancknechten, so hernach gevolgt, und etlichen frantzösischen regimenten sambt herrn marschal d'Amont losirt auß königlichem bevelch verbliben. Sie neben so ligt der herr von Chatillon in den drey obern vhorstätten S. Jacobs, Victore unnd in der vhorstadt S. Martiens mit seinem volck losiert; jenseyt dem wasser aber das solothurnisch regiment in der vhorstatt S. Martin, unnd die Glarner noch zur zeyt in irem alten quartier zu Bellville, auf einer höhe, an einem sehr lustigen ort, von welchem sie mit einem veltstuckh die statt Paris leucht-

lich erreichen mögen. So ligt das bündnerisch regiment noch oberhalb der statt Paris zu Pont Charlanton¹⁾, den paß daselbstens sambt der schiffbrucken verwarende.

Woß den herzogen von Mayne²⁾ belangt, haben wir diese gewisse zeitung, nachdem er vor 16 tagen sich gegen königlicher Maj. einer schlacht lufferung vernemen lassen, ist er also bald von Meaur wider hinder sich geruckt und last sich dißmalen mit seinem spanischen, niederländischen und teutschen zusammen gelesenen volckh widerumb sehen, doch der gestalt, daß, nachdem er jetztmolen des herzogen von Longuevillen mit herrn de la Noua und herrn Chiurt volckh ankunfft widerumb vermerkt, hat er also bald etliche brucken bei Meaur an einem paß abwerffen und den paß besetzen lassen. Was er hiemit vermeine wurd die zeit mitbringen. Es ist zwar nun etlich malen daß geschrei von einer schlachtlufferung bey uns außgangen, und hat R. M. nuu zum andern mal den platz darzu besichtigt. Es last sich aber dißmalen (wie auch vor 16 tagen) nicht ansehen, also ob der feindt bestehen werde, weil er allein mit sechshundert Spaniern sambt etlichen Niederländern und zwey regimenten langknecht und (weyß nicht) mit waß anderm zusammengesetzten gesündt soll verweist sein. Es sey imme aber wie imm wölle, so wurd doch neben der schlacht (wo sie vielleicht geschehen soll) die parisische belegerung nicht aufgehelt werden. Den es unß, gottlob, an volckh nicht mangeln thut. So ist auch der hunger in Paris under dem gemeinen volckh so groß, daß sie gutter hoffnung nicht lang halten werden. Es last sich aber nach etlicher mutmaßung ansehen, als ob der herzog von Maine darauf umgehe, daß er durch einen geschwinden kriegßlüst allein sein weib und kindt auß Paris bringen möchte, an welchem es im doch woll erwinden soll. Weiter so soll man

¹⁾ Charenton.

²⁾ Mayenne.

in Paris jetzt etlich tag lang des hertzogen d'Anemours gemangelt haben, unnd weyß man nicht, ob er sich noch in der statt verhalte, oder ob er außgerissen sey, darauß dan ein wunderbar geschrey in der statt gehen sole. Hiemit 2c. Datum zu Paris in Saint Germain vhorstatt den 23. July 1590.

E. 2c. underthenige und gehorsame burger
gez. hannß Ulrich Widmauer
gez. Onophrius Menzinger.

Aus dem Lager bei S. Denis, 2. September 1590.

Gestrenge Edel 2c. Wir haben underlassen nit sollen E. G. 2c. nachmalen zu berichten, waßgestalt eß mit unserm krieg ein beschaffenheit die zeit her deß jüngst E. G. zugeschicktem schryben, wie wir hoffen solchs überlüffert und behendigt worden, daruß E. G. 2c. neben anderen unser hoch anligen und beschwerden verstendigt worden sin, haben wir doch uf E. G. 2c. unß gethonden schryfftlichen bevelch, daß wir R. M. treuwe dienst leisten sollen, bis anhero an gelt und anderm mangel gelitten, do wir sonst ursach genug gehept heim zuziechen. Diawyl eß aber nit allein die kron Frankreich antrifft, sondern auch unser geliebt vatterland berüren möcht, haben wir solches ohne E. G. 2c. vorwissen und bewilligung nit unternemen wöllen, und wiewoll wir in gemein solches gegen J. M. offtermalen erklagt, hat er unß jederzeit der beßerung vertröstet und hie mit in güete abgewyßen, nit besterminder wir an unseren soldaten hunger und andere not sehen müssen. Wan aber unsere Parysische belegerung glücklich abgangen wäre, würde dessen menglichß ergehēt worden sein.

Diawyl aber Duc de Moena¹⁾ sampt dem printzen von Parma mit einer zimblichen armada Spangier undt andrem

¹⁾ Mayenne.

volkh ankommen, hat J. K. W. von der belegerung gelassen, inen endgegen gezogen, fünff ganzer tag in schlachordnung gestanden, vermeinend ein treffen mit inen zethun. Aber der jeyndt nit schlagen wölln, sonder sich zuo rings eingeschauzet und sich als die sünchß vergraben. Als nun J. K. W. solches gesehen, hat er sein gelegenheit anderst genommen und sein armada in drey theil zertheilt, etlich fürnemen in ire provinzen und heuser wider zu ziehen erlaubet, biß uff weithere erforderung, dessen wir unß gegen J. K. W. den ersten diß erklagt sampt andrem anligen, do er unß aber vertröstet, unß wider nid sich uff Manta zuo führen, erquickung doselbsten zehaben, nach gelegenheit zetrachten und etlich regiment zuo beurlauben. Sonst hat Duc de Moena sampt dem von Parma die statt Lanung¹⁾ wider eingenommen, nachdem er drey sturm darvor verloren und ine viel volkh erlegt hinin thomen und alles waß darinnen von manystammen umgebracht und ermördet. Waß guts darauß ervolgen wirt die zeit mit sich bringen. Anders wir E. G. 2c. nütit berichten thönen.

Hiemit 2c.

Datumb raptim im leger bey S. Dionys.

E. G. und F. E. W.

underthenige und dienstgehorsame

Johan Spirrer.

Jacob Büchell.

Heinrich Werdenberg.

Ha. Wolrich Wytmaner.

Onophrius Menzinger.

Aus dem Lager zu Bille-Lanneuse bei St Denis 4. Sept. 1590.
præs. et lectæ 7 Novembris 1590.

Edel, Gestreng 2c. . . dieweyl uns abermalen vpler zufallen=
der schwereren sachen hoches bedenken anlaß gnuog gibt, neben yetz

¹⁾ Lagny.

gemeinem vonn auß fünf baslerischen hauptleitten gethanens schreiben auch unser und unserß volcks anligens halben E. G. G. E. W. kurzen bericht zu thun, haben wir solches bey gelegner guotter bottschaft nicht unterlassen sollen und wollen, herzlich zuversicht, E. G. werde diß unser schreiben mitt gnedigem und vetterlichem herzen bedencken.

Nachdem es sich begeben, daß wir zwey baslerischen freysenlein von unserem außzug an auß E. G. statt außerthalb einigen eydgenössischen regiment erstlich auff des herren von sausz bevelh und nachgehendts auff K. W. mittstimmung bey zweyen neuweuburgischen freysenlein uns bergestalt verhalten, daß wir uns beyde in stürmen scharmützen und schlachten für andere uns haben gebrauchen lassen, daß K. W. ein gnediges wolgefallen daran gehabt, und aber yetmalen schlechlicher dann andere eydgenössische regiment sind gehalten worden, haben wir uns zwar dessen öftermalen durch unsern auffgezwungenen oberstenlieutenant Petter Schuler von Newenburg und auch selbst persoulich gegen K. W. beklagt, aber über gethaner verheißung schlechte verbeßerung befunden. Welches uns dann wegen unserer vertrauten vöcker sovil zu herzen gangen, daß wir uns dessen zuvor auch gegen E. G. zc. schriftlichen beklagt. Weil wir aber deshalb von E. G. zc. biß anher kein antwortt empfangen, ist zu muttmaßen, es seyen selbige brüeff auff dem weg entzuckt worden. Und seind derhalben abermalen E. G. zc. darüber beyde schriftlichen zu berichten, und derenn gnedigen und vetterlichen rath zu haben gezwungen, undertheniglich bittend uns in diser sach, so uns zum höchsten angelegen, E. G. vetterlichen und trewen rath mittzuthailen und schriftlichen zu vermelden, weisen wir uns in dem sal halten sollen. Wir haben uns zwar bißhär offermalen bemühet, under ein eidgenössisch regiment, so unsere

zwey fenlein von herzen gern angenommen, zu stellen. Weil wir aber bißhär wegen hauptmann Petter Schulers flattieren und nacherlauffen bei R. M. nichts erlangen mögen, und zu besorgen, weil R. M. nehmalen alle eybenoßische regiment auff ihr weilsaltige gethane Klag biß gehn Wanta zu einer transaction bescheiden, es werde sich neß bald auch und allen eybtgenoßischen regimenten ettwas enderung begeben, so bedörffen wir E. G. vetterlichen rath und hilff zum hochsten, damitt wir über unser (ohn rhuom zumelden) weilsaltige schwere müeh und kriegharbeit nitt erst unsern und unserß volcks großen schaden zu erwarten haben.

Was neuwe zeitung belangt, so ist die sach also beschaffen. Nachdem wir den 20 Augusty die vorstatt zuo Paryß wegen einer vom feind außgebottnen schlacht biß gehn Chellis¹⁾ hinauff gruckt, und den 22 selbigß monats des feindts ankunfft in voller schlachtordnung mitt der ganzen königlichen armaden erwartett auch schon von beyderteyl reyßigen ettliche scharmütz (vor schlachten breuchig) beschehen, hatt doch der Spanier list und des ortts unkennlichkeit vorhindert, daz nichts darouß worden, wiewol wir inen zu lieb fünffenmahl auff die waalstatt gezogen feindt. Es hatt sich des feindts armaden bey Lengny²⁾ an einem berg und holz so gewaltiglich umgeschanget, daß er ohn einichen unsern abbruch die statt beschoßen, und weil unser entschüttung zu spat der statt zu hilff hinauff geschickt, im vierten sturm erobertt, alles in der statt (doch nicht ohn der Spaniern geringen abbruch) erwürgt, und also uns damalen zur schlacht das maul auffgesperrt.

Den 30. Augusty feind wir widerumb Paryß zugeruckt, und ligen dißmalen umb Saint Denis herumb, des Königs wytteren bescheid erwartende. Diß und anderes, so im an-

¹⁾ Chelles, S.-et-M.

²⁾ Lagny, S.-et-M.

deren brüeff begriffen, haben wir E. G. dißmalen unserer schulbigen pflicht nach nicht bergen können u. s. w.

Datum den 4. septembris. Im jar Christi 1590, in unserem leger zu Billtane bei Saint Denis.

E. G. G. E. W. gehorsame burger
gez.: Onophriuß Mentzinger
gez.: Hans Wolrich Widtnouwer.
præs. et lectæ 7 Novembris 90.

Den E. G. F. E. F. E. u. W. herren burgermeister
und rath der statt Basell unsern g. g. e. herren und vettern
Basell.

Ueber die Belagerung von Paris ergeht sich theilweise noch ein Brief des Hptm. Speirer vom 27. Sept. und ein solcher des Feldschreibers Dufmann vom 12. Oktober aus Strepagny (Eure). Durch die langwierige Belagerung sehr geschwächt vertheilte Heinrich nach Aufhebung derselben sein Heer in die Provinzen, sowohl für deren Sicherheit, als auch für den Unterhalt des Heeres zu sorgen, und um letzteres nicht unthätig zu lassen. Daher die in den folgenden Berichten erwähnten Kreuz- und Querzüge. Der Krieg nahm nach wie vor seinen Verlauf, wenn es auch, was Farnese und sein Herr eben wollten, nicht zu großen Entscheidungen kam. Auch die Noth der Heere hörte nicht auf, im Gegentheil. Wiederum verlangten die Schweizer entweder Auszahlung des rückständigen Soldes oder Entlassung, und wiederum mußte der König sie zu beschwichtigen. Farnese, nachdem er sich darauf beschränkt hatte, durch den Entsatz von Paris und die Einnahme einiger kleinern Plätze die Liga wieder kampffähig zu machen, lehrte allgemach zu ihrem großen Verdruß nach Flandern zurück, was ihm übrigens die Zahl und der Zustand seiner Truppen

wohl auch rathsam erscheinen ließ. Der König hatte inzwischen den Adel des Nordens um sich geschart und setzte an der Spitze von 3000 Reitern den sich zurückziehenden Spaniern bis zur Grenze nach. Ein solcher Ritt mußte zu Abenteuern und Zwischenfällen genug Anlaß bieten. Zur Charakteristik des Königs mag es dienen, daß er auf demselben einst in einem Schärmüzel mit eigener Hand dem Sohne seines Freundes Biron das Leben rettete, ein anderes Mal dagegen selbsteinwärts, allein, unbemerkt davon sprengte, das Schloß Coevres (Nišne) aufsuchend, wo die als eine große Schönheit ihm geschilderte Gabrielle d'Estrées weilte. Er fand sich nicht getäuscht, und sie ward von da an seine berühmte Geliebte. Sind das nicht wie Nachklänge zu Ariosto's Palabinen? Doch kehren wir von dieser kleinen Diverſion, zu der uns das Beispiel des Königs verführte, zurück zu unsern armen Schweizern.

Aus Creil bey Senlis (Dise), 7. Sept. a. j. 1590.

Gestrenge Edele ꝛc. Als ich verrugter tagen E. G. ꝛc. für mich selber sambt einem schryben ingemein aller hauptleüthen einwer gnoden statt ickmollen in dienst der von Frankreich unsers dienst und kriegsbeschaffenheit dorin vermeldet und zugeschryben. Als aber K. M. alle eydtgenosische regement vertröstet (nochdem die ganze armada den 3. September vor Paris abgezogen) uff Wanta zufüeren, alldo etliche fenli beurlauben, contentieren und in dz. vatterlandt zuschickhen, so handt sich doch J. K. M. uf mangell an myttlen eins andren bebocht, von Eydtgnossen niemantz zu beurlauben, sunder den 7. septembris nochvolgende abtheyllung der armada gemacht.

Benamdtlichen den herzogen von Anevers¹⁾ uff die Scham-

¹⁾ Duc de Nevers.

pangien neben andern sampt herren obersten Krengers¹⁾ regement von Sollethurn zu schickhen.

Den herren mareschalckh von Domon abgeordnet neben andern auch die frysenli ins Burgundt.

Der herzog von Lungenwylla (Longueville) ist abgeordnet in Picardey (albo zu Ameans [Amiens] sin frauw muotter auch ehegemachell in verwarung sint) zu kriegen.

Der herzog Monpanste in Normanbey zu kriegen.

Der herr mareschalckh von Biron soll in Potver (Beauvais? Dife) zu kriegen.

Der König würdt unßer regement, als ich acht, sambt des obersten von Gryssach regement und daß Bündner regement sambt andern regement und kriegsvoldch by Ihr behalten und als K. M. unß anzeigt solche sünnderung und abtheyllung darumb gemacht, bz alle regement dister baß (bz Gote wölle) gehalten und underhalten werden, mit vertröstung J. M. wölle zc.

Geben raptim zu Kre bey Saulis den 7. Septembris des alten callenders anno 1590.

E. G. S. E. W.

underthenigster dienstwilliger und gehorsamer
gez.: Jo. Spierer.

Den E. J. B. J. J. und W. herren burgermeyster und
rhatts der statt Basell zc. Basell.

Bei Paris, 27 Sept. a. j. 1590.

Gestrengh, Edel zc. Als ich thurz verrugter zeith Euerer nit verhalten, daß zugeschryben than ich nachmollen E. G. gnaden zc. etliche moll wir sendthar ye lenger schlechter mit gelt versehen werden, wiewoll K. M. unß ganz friendtlich täglicher beßerung vertröstet, so wyll es sich zu lang verwyllen, also daß

¹⁾ Kregger, von Solothurn.

uß großem hunger und mangell ampt und kriegsleuth in thrandheit fallen, zudem ganz übell bekleydet.

Als wir, E. G. 2c., 12 ganzer wuchen die statt Paris belegert, dieselbige also hart getreugt, dz etlich thußendt personen dorin sindt hunger gestorben, hund und taßen in der statt umbher gejagt wie wyltprett und geßen, auch alle eßell und roßfleisch verzerdt und uffgeßen, auch deren hütt (reverenter zu melden) geschaben, brüett und geßen. Also ist dise statt so hart belegert und genetiget, dz nit weniger mangels große not und leydens als vor zeytten in Jerusalem whar, außgenommen daß offentlich Rhein menschenfleisch geßen worden, wievill ich berichtet bin worden, daß etliche thind sollint verloren sin worden. Es hat auch E. G. 2c. der statt Paris höchste nott auß heiligenden brieffen zuentnemen, welche ich auffgefangen hab.

Auff den 23. Augusti des alten callenders ist der prinz von Parma sampt dem Dumena auff acht meyll wegs auff Paris gegen auß genechert mit Ihr armada, do ist R. M. vor Paris abzogen und disem feldtfeindt entgegen etlich meyll wegs ja gar under die augen zogen, etliche tag und nacht in der schlachtordnung gestanden, mit großem yffer und ganz wyliglich zuschlachen, aber nach spangischer art haben sy sich ingeschantz wie die fuchs, aller uecht bey dem steitlj Langj, welches sy mithin im vierten sturm ingenommen. Der Spangier sind in der sturmluckhen 200 todt verblyben, der unßern 250 und mher.

Es whar R. M. über die dryßigthusent starcker guotter ehrlicher wherhaffter lüthen under denen ein großen gwaltigen städtlichen adell neben fürsten und herren gesehen worden, also daß die Spangischen nit haben wöllen anbeyßen. Dievill nun R. M. gesehen, daß der füendt zu theiner schlacht

zubringen ist, ist J. K. M. vorhabens die armada ein zeyte lang zu theyllen, und die belegerung der statt Paris auffgeben, wiewoll die lange zeytt nit leüchtlich mag gespüßt werden, der adell sich auch ermpedet, deren ein große anzall wider in ire heüßer züchen mit vermylligung des Königs. Unß eydt- guoßen wyll der König gegen Manta zuo führen vorhabens etliche regement zu urlauben.

Den letzten augusti G. G. 20., hat K. M. unßer regement sampt etliche frantzösische regement, auch ein guotte anzall reyhige in der nacht über daß wasser zu Pont Schalanton¹⁾ geführt, vorhabens vor tag die ein statt Paris bei St. Victors posten einzunemen, aber durch etliche verretterey, als wir schon bey der innersten furten waren, ohngeschafft wider abzogen. Die übrige armada ist zwyschen Paris und St. Dionis in vollhomener schlachtordnung gstanden und des feyendts abermol wartenbe.

Ich soll G. G. 20. auch mit verhalten, Mattis Klozen von Remingen betreffent, welcher under unserem regement allein 3 monat gebient und glept, also bz an G. G. vorgestregte summa nützit mag gelangen. Daß hab' ich alles G. G. 20.

raptim, aller nechsten bey Paris den 2. Septembris des alten callenders. Anno 90 (1590).

G. G. S. G. W.
underthenigster gehorsamer
gez.: Jo. Spirer.

Den G. G. F. B. F. G. und W. herren burgermeyster und rath der statt Basell m. g. h. und g. herren zu presentiren.
Basell.

¹⁾ Charenton.

Etrepagny bei Gisors 12. October 1590.

Edell gestreug ꝛ. Nochdem ich E. G. von dem läger Rouss-gans¹⁾ den 11. verschinen monats aprillis biß uf den 24. augusti waß sich in der zeytt verlossen und waß mir gehandelt mit sampt der blägerung der statt Paris und waß sich in und ußerhalb der blägerung zuotragen, underthäniglich zuogeschryben, in hoffnung E. G. dafelbig empfangen haben, daruf ich nit underlassen wöllen E. G. in aller underthänigkeit wyther ꝛ. zuo berichten.

Uß namblichen nochdem wir 11 ganzer wuchen vor der statt Paris glägen, der feindt nit gewüßt wie er sie entschütten soll, dan er J. M. viel zu schwach gsein, hatt er ime ein felbtschlacht anbotten zwüschen Paris und Sandinis²⁾. Uß daß feindt mir den 20. augusti von gedochter statt abzogen und unß uff das felbt, so bestimpt worden, in die schlachtordnung gsteilt wofelbsten drey tag einandren noch seiner gewartet. Uß er aber nit thomen wöllen, feindt mir am sambstag dernoach ime entgegenzogen. Uß wir in die burg, Schällen³⁾ genant, zuo meil von der statt Läguy thomen, ist der von Maine sampt dem von Parma an einem berg und gsteind glägen, vor ime ein moß, und eines mans hoch eingeschantz gsein, daß mir nit zuo ime thomen mögen. Uß mir ime 12 tag, ußgnome Bartholomey, einandren noch under das gsicht in die schlachtordnung gstanden, vermeint, er würde seinem erbietten nach herfür thomen, ist er doch in seiner schantz verbliben, die reyttter allwegen mit einandren gscharmüßlet. Uß mir den 27. dito den ganzen tag mit dem hällen huffen in der schlachtordnung gstanden, die fryfensi am ortt von der rechten seitten, an inen 20 fenli so beß von Schatellungs gsein, vor inem her ein regiment schützen, neben an der rechten seitten ein flügel schützen sampt drey cornet reyttter, an der linkhen

¹⁾ Nogent s. Seine.

²⁾ St. Denis.

³⁾ Chelles, S. et M.

seitten deß von Chatelliungs fenli, marischalckh D'Aumont mit seinen reythern und fußvolckh, dananthin daß Sollothurner regiment, an irer linkhen seiten baron Vironß fußvolckh, vor inen her Mons^e conte de Briennen mit drey corneten, an gedochten schützen zur linkhen seitten unser¹⁾ und der Pundtner regiment, neben unser linkhen seitten ein regiment schützen sampt baron Viron mit seinen reüttren, daß mir uf die Wallunen und lancknecht angriffen sollen, allßdan J. W. und marischalckh Viron mit den kuirßren, danenthin am ortt die landcknecht mit der nochhuott. Der herr von Thenville (Dinteville) hat sich zuo uns in unser schlachtordnung gestellt. Auß mir denselben tag gewartet, anderst nit vermeint dan sie würden khomen, hat er die statt und paß Lägni, so er mit 8 stuckß beschossen, eingenomen, doran er drey stürm verloren, im vierten sie erobert, aber bey den 600 man darvor verloren, die Spannier übel darin h.ißgehalten, wie dan die soldaten, so kriegßrecht gehalten worden, anzeigt handt. Wie nun J. W. gsächen, daß die statt verloren und sie nit uf der schantz wöllen, noch vil weniger die schlacht halten, hat er unser regiment, baron Viron, und mons. Chatelliungs volckh den 30. dito genomen und in der nacht vor Paris gfüert, die kleine statt einnemen wöllen. Auß man durch die vorstatt an die stattmaur khomen, die leyttren angstellt und etlich uf die maur gftigen, und die leyttren in die statt hinab lassen wöllen, seindt sie bey wythem zuo Thurß gsein, dan sie ein thieffer graben inwendig gmacht khan. Auß irer sechs kuirßer dorin khomen, vermeint die porten würde mit dem petar usgsprengt werden, ist es zuo spät gsein, dan der tag anbrochen, und seindt die lancknecht, so in der vorstatt glägen, solches inen worden, den nechsten

¹⁾ Die 4 Freisähnelein waren dem Schweizerregiment Wischer zugeheilt worden.

in die schlachtordnung gstanden, wie es den sechsten gangen, weißt Gott woll. Handt also wyder zuoruckh müessen, do sie mit stuckh noch unß geschossen, aber (Gott hab lob) ohne schaden abgangen. Daß übrige volckh, so auch in der nacht mit marischalckh Viron usbrochen und für Paris gegen der Sandiniser porten uf dem felbt in der schlachtordnung gehalten, alldo gewartett ob der feindt nochtruckhen wolle oder die in der statt ein usßhal thuon würden, aber niemants khomen wöllen, sindt mir am montag umb drey uhren noch mitentag wyder abzogen und von Paris wyder nidsich zogen. Den 3. Septembris hat J. M. den Spanniern selbß ein corneten, so wuß, blauw und gall ruothächtig (?) gfein, Monfr. Schatellung zwo abgwunen, dan sie in einem dorff losieren wöllen, feindt sie ime verzeigt worden, hat er den 2000 kürisser und etliche lichte pferdt mit sich gnomen, vil spanier erschlagen, und vil gefangen.

Den 4. und 5. feindt mir durch das stettli Piomen ¹⁾, eine meil von Sanlis, ein meil von Creo ²⁾ zogen. Den 8. dito hat J. M. die armada wyder getheilt in der ansehung alle oberste und hauptleüth urlaub haben wöllen, von wägen daß man unß gar übell haltet, dan khein warheit nit ist, man verheißt vil, wirt bey dem wenigsten nit gehalten, dan gar khein gelt vorhanden und leyden die knecht großen mangel, müessen hinuß uf die beut lauffen, do es mancher mit der hutt zallt, (Gott erbarmß).

Unß nun Sollothurner, fry fenli noch der Schampang, Schallung, und hohen Langren (Langres, H^{te} marne) mit marischalckh Domon, dem herzog von Enneverß (de Nevers) zogen, inen versprochen mit inen doselbsten zuo handeln, hatt monf. marischalckh Viron unß, die Pändtner noch Manta ver-

¹⁾ Pont, Oise.

²⁾ Creil, Oise.

prochen zue fueren, mit unß doselbsten zuo handeln. Wie mir schier dosür thomen sollen, handt mir anderwegen die statt Cleremont¹⁾, darin ein vest schloß mit 8 stückh, bñhoßen und den 15. dito mit dem sturm eingenomen, alleß volckh von burgerrn mit wyb, kind, haab und guott und solbaten in das schloß entflochen, so sich noch sechß tag ufgeben, sie abziehen lassen, dorin nit mher allß zwen man umbthomen. Den 23. dito durch das stettli Mouy²⁾ gon Grand Seran³⁾, 4 meil von Mantes; den 28. dito durch die statt Gisor⁴⁾, so 7 meil von Mantes, 12 von Roan, gen Spornj⁵⁾ zogen, doselbsten mir wartten, wan er mit unß abhandlen, gelt und schuoch seinem versprechen noch geben wölle, wiewoll er unß gern wyder biß noch Dieppen an daß mher hette, die knecht aber so übel kleydet, kheine schuo, khein gelt, nit handt, daßelbig nit thuon wölle, sunder begeren irem vatterland zuo, dan iro gar wenig mher seigen, und sterben alle tag noch mher, waß sie ufrichten wolten, so sie an feindt solten. Eß seigen wol 12 fenli vorhanden, do man nit 4 volthomen fenli ufrichten thönte. Die Pündtner, so 7 handt, möchten nit 3 ufrichten. Dan under unfrem regiment ein hauptman in den andren nit 100 knecht mher hatt. Und ist J. M. nunmhe unserem regiment über die 268,422 cronen schuldig, dan mir zu dreyen wuchen ettwan so es vol gerechnet 100 cronen empfochen. Ist zuo erbarment wie eß zuogodt. Ich eracht aber, E. G. seigen beßen pon den knechten, so hinuß thomen, genuogfam berichtet.

In diser zepte hatt der von Maine und Parma den 6. octobris Courbellen⁶⁾, die sich unß den 21. martij ergeben, wyder eingenomen, ist ein gewaltiger paß über die Sainen

¹⁾ Clermont, Oise.

²⁾ Mouy, Oise.

³⁾ Serans, Oise.

⁴⁾ Gisors, Eure.

⁵⁾ Etrepagny, Eure.

⁶⁾ Corbeil, S.-et-O.

nach Paris, hat mit 26 stück darin geschossen. Auß J. W. mit allen seinen reuttern sie zuo entschütten außgerißt, hat er underwägen ein gutschen vol nunnan, so von Paris nach Pouisij¹⁾ reyßen wöllen, antroffen, die zwo cornet und zwo regiment schützen bleitet. Auß J. W. zuo der gutschen thomen sie angedt, hat die äpptissin J. W. nit thönt, do er befragt, waß daß für reütter seigen, sie ime geantwort, Spanier und andere so sie glaiten wöllen, und hiemit zuo ime gsagt: „Monsiour, wer sind ir,“ dan sie nit gewußt, daß es der künig, hiemit er sein volckh gerüefft, die von stunden vorhanden. Auß sie die wyßen pergie gfächen, sie den nechsten die flucht geben, J. W. hernoch und sie erylt erschlagen, also daß nit fünff man dervon thomen.

Es ist diser tagen der Wille Roy sampt andern von Paris zuo J. W. thomen, so uf bevelchs des von Maines im friden handeln sollen, dan daß land würt zuo beyden theilen verhergt, verberbt, verbrent und würt nit geseht, und waß daß arme volckh den summer eingeschnitten, vermeint den wynther sich dormit zu erhalten, daß würt inen iezmoleu gnomen. Ist also bey den armen landtleittheu ein solcher jamer daß Gott erbarmen möchte. Der Almechtige geb sinen friden.

Es seindt den Parisren noch alle paß verlegt, daß inen uf dem wasser nit zuothomen mag. Allein uf dem landt ist aber alffenthalben herumb uf 12 oder mher meil wägs verhergt, die dörrffer zum theil nidergrissen und verbrent.

Daß hab E. G. 2c.

Datum im läger Eperenj²⁾, ein meil von Gisor, 12. octobris anno 1590.

E. G. E. und J. E. W.

underthäniger dienstgehorsamer burger
Gregorius Duffman, schryber.

¹⁾ Poissy.

²⁾ Etrepagny, Eure.

Aus ¹⁾ , 12. October 1590.

Schreiben von den Hauptleuten Spirer, Werdenberg und Büchel
an Bürgermeister und Rath zu Basel.

Sie beziehen sich auf ein durch Hauptmann Menzinger
abgesandtes Schreiben und wiederholen die in demselben vor-
gebrachten Klagen über die Entblößung der 3 Regimenter von
allem Nothwendigen, namentlich Geld, Kleidern und Schuhen.
Anstatt daß der König seinem Versprechen die Regimenter,
wenn in Mantès angekommen, befriedigen zu wollen, nachge-
kommen sei, habe er sie abermals mit guten Worten vertröstet
und sie ermahnt ihn nicht zu verlassen: „Ihr Majestet sagte
„sie thetten noch möge uns Eydtgenossen lassen, wie wirs auch
„erachten, sehen und glauben mögen, daß J. M. ohne Eydt-
„genossen nit ufriichten zc.“ Am 4. October sei auf aber-
malige Beschwerden hin mit dem König „tractiert“ worden, von
welchem „Abkommen“ eine Abschrift hiemit zur Kenntniß an
Bürgermeister und Rath eingesandt werde u. s. w. Diese dem
König von Navarra eingereichte Supplik („Abkommen“) lautet:

4. October 1590.

Aller Christenlichster gnädigster König!

Wiewol die obristen und gemeine hauptleuth den großen
jamer und ellend, so under allen regimenten E. M. als deren
so desselbigen durch unsere vilfaltige schriftliche und mündliche
fürtrag genuogfamlich bericht ferner fürzubringen unnotwendig
sin erachtind, so kennent wir doch uß großer unvermidenlicher
nodb E. M. nit verhalten, daß wir gegen unseren armen kriegs-
leuthen (denen wir so wol als andern, so nur in unserm an-
zug, gelt, wehr und waffen fürgesetzt diser zeit in ihrer höch-

¹⁾ Aus Gisors ging dieser Brief ab, wie aus dem folgenden vom
7. November hervorgeht.

sten noth nützig zugeben habent) dermassen in großen schulden steckent, daß wir dieselbigen (ohne unsern wyb und kinden ir tägliche narung von dem munde entziehen) kümmerlich zuo bezalen wüssent. Zuo dem lauffen uns täglich größere schulden uff, daß, wa wir lenger also in armuot verharren soltend, wir solches nit allein gegen Gott und unsern armen nachhenden und hungerigen knechten, under welchen große und schwere krankheiten ingerissen, sondern auch gegen unsern gnedigen herren obern, die uns in unserem abreissen trüwlich darvor gewarnet, nit zuverantworten wüßtend, dan uns daruß nüt anderst dan das wir umb unser haab und guot kemindt, erst der oberkeit unverschuldt in ungnad fallen, und derselbigen nit mehr under augen dörfstend, sonder von huß und heim und dem unsern, erst als die handtitten, uff dem vatterlandt gestoßen und ins ellend vertryben werden, zu erwartten habent.

Dernwegen wir E. M. underthenigst noch dieses als dem letzten mal supplicirt wöllent haben. Sy wölle alhie (wie uns versprochen worden, zuo Wanta beschehen sollen) mit uns abrechnen lassen, desgleichen unverzogenlich etliche zalungen (deren wir 14 uffstondt) erlegen, darmit wir unsern armen betriebten knechten etlicher gestalt ein willen machen, und umb so vil uff schulden komet, und umb übrige extanzn uns genuogsame versicherung uff gewüßere art dan biszar thuon, damit wir wüssent, wo wir dieselbigen zu unserm urlaub zu empfangen, desgleichen so J. M. uns weiter in Frem dienst zu gebrauchen und zubehalten vorhabens, uns eine heitere, ufftruckhenliche und ohnsälbare versprechung thun, wesß und wellicher maßen man uns halten wölle, so sindt wir dagegen erbittig J. M. weiter, so lang uns Gott leib und leben verleiht als eherlichen kriegsleuthen zustaht zudienen.

Zunfaal aber diesere unsere bylliche Supplication bei E-

M. nit statt und platz gewinet ober empfahen möchte, so kenneht wir E. M. nit verhalten, das weder wir noch unsere knecht also lenger weder dienen kenneht noch wöllent, und pitten bernhalben ganz demüettiglich, E. M. wölle uns ein gnedig urlaub sampt erdienten zalungen und gewonlichen gleit biß an die frontier, damit wir in das vatterlandt ziehen mögent, vergunnen. Sindt also von E. M. gnädigster und wilfariger andtwortt warttende, dieselbige wölle Gott in glücklicher regierung und aller wolfsart erhalten.

gez.: Oberste und gemeine hauptleüth der dreyen eydtgnosischer regimenten, jez bei R. M. in Franckhreych.

Aus dem Lager bei Jory, 7. November 1590.

Vor den Rath gebracht am 12. Januar 1591.

. . . Nach Bezugnahme auf das am 12. October durch einen Fourier aus Bündten von Gisors abgesandte Schreiben fährt dieser Bericht also fort:

„Ob aber solches E. G. zuhomen, mögen wir nit wissen, „dieweil aber unß uff dasselbige Rhein respons von E. G. er- „volget, haben wir unß uff gewiffere gelegenheit bedacht und „Gregorius Dusman zuo E. G. mit schrifften und befehlen „abermalen abgefertigt, er aber gleich selbigen obens, nachdem „er sein reiß fürgenommen, von etlichen Pantiten ufgezogen, von „inen beraubet, alleß waß er bey ime gehept benommen und „geplündert worden. Weil aber zc.“

Nun folgt eine Wiederholung der in dem Schreiben aus Gisors vorgebrachten Klagen; bemerkenswerth sind noch folgende Worte:

... „Wir haben aber auch die trostliche hoffnung, wir „würden auß demjenigen, waß E. G. dem herren von Sancy

„in namen J. K. M. fürgestrect, zuo besserer underhaltung
„der unseren versehen werden, do aber solches, wie wir
„erachten E. G., dessen guot wissens tragen, in andere weg
„verwendet worden, und solches wenig genossen, welches unß
„nit wenig, sonder schmerzlich anligt. Dieweil dan gnedigen
„herren, ein begeren von J. K. M. durch ire abgesandten von
„E. G. zc. abermalen wie auch von andern Orten bescheen wirt,
„und villicht etwaß erhabliches usbracht werden möcht, so ist
„älein unser underthenigste pit unndt notrungenlichß begeren, in
„solchem unß unndt unsere ampts auch kriegßleuthen vetter-
„lichen zuo bedenthen und mit allen gnaden lassen besollen sein,
„darmit wir unß und sie solches unsern strengen und schweren
„kriegß zuo ergeßen, zuo genießen mher alß zuo endgelten
„haben und veilmehr uff unß alß uff ändre anwenden lassen.
„Dan obgleich wol J. M. alle ire kriegßsachen glücklich ab-
„gondt, so sind wir doch übel gehalten und gefuert worden,
„dardurch wir manchen reblichen man wider unseren willen
„mit großem bedauren dohinden lassen müssen.“

Wöllen also E. G. zc.

Datumb im leger bey Nfrj den 7. novembris anno 1590
E. G. und F. S. E. W.

underthenige und gehorsame burger

Johan Spirrer,
Heinrich Werdenberg,
Jacob Büchel.

Das Jahr 1591 brachte keine militärische Entscheidung von Belang. Nach Parma's Rückzug hatte Heinrich wieder nach Paris sich gewendet, welches er von neuem bedrängte. Ein Handstreich im Januar mißglückte. Am 12. Februar

wurde eine spanische Besatzung in die Stadt geworfen, worauf der König sich vor Chartres begab, welches nach zweimonatlicher Belagerung am 19. April capitulierte. Gleichzeitig beinahe ging Château-Thierry an die Liga, später, im August, Noyen von dieser an den König verloren, und so fuhren beide Partheien fort, von der Normandie bis nach Burgund und dem Dauphiné mit wechselndem Glück sich zu bekriegen. Dank dem im Herbst aus England, Deutschland und selbst Holland erhaltenen Subsidien an Mannschaft und Geld konnte endlich Heinrich wiederum an ein größeres Unternehmen denken. Er schritt zur Belagerung der Hauptstadt der Normandie. Der Besitz von Rouen sollte sowohl seine Verbindung mit dem Meer sichern als seine Unternehmungen gegen Paris unterstützen. Ihrerseits suchten die Extreme der Liga durch noch engeren Anschluß an den Papst und Spanien sich zu stärken. Die Bannflüche des erstern und die Intrigen Philipps II., mit denen er dynastische Zwecke verfolgte, hatten zur Folge, daß sich nach und nach neben der fanatisch-katholischen Parthei, welche den Staat der Kirche hintansetzte, noch eine dritte bildete, die der politisch und kirchlich national (gallicanisch) gesinnten Katholischen, was später von großer Wichtigkeit wurde.

Auf unsere Söldner mußte es sehr demoralisierend wirken, wenn der König, wie schon früher angedeutet wurde, sie mit andern seiner Heerestheile, nur um sie nicht unthätig zu lassen, von Provinz zu Provinz ziehen ließ, während er, wenn er dazu sich veranlaßt sah, seine Landeskinder, den berittenen Adel namentlich, auf einige Zeit nach Hause entlassen konnte. Wir dürfen uns daher nicht allzusehr über die den folgenden Briefen vorangestellte Beschwerde der Herren Guitry und Sancy bei Bürgermeister und Rath verwundern. Aber unbedingten Glauben möchten wir diesen verschmitzten Franzosen auch nicht

schenken. Fast möchte es scheinen, als wären sie unserer Lente, die ihnen durch die Entblößung, in welcher man sie ließ, und durch ihre Soldreclamationen lästig werden mochten, überdrüssig geworden. So könnte man wenigstens aus der später folgenden Anklage der Hauptleute Weitnauer und Mentzinger gegen den Herrn von Guित्रy schließen. In weniger niedergeschlagener Stimmung ist der etwas früher eingesandte Bericht des Feldschreibers Dufmann geschrieben. Er beschreibt die Belagerung der mitten in der fruchtbaren Beauce gelegenen Stadt Chartres, rühmt den genügenden Proviant und die Persönlichkeit des Königs, beklagt sich aber auch über den Mangel an Geld. Es machte sich dieser bald so fühlbar, daß im July von den vier Schweizerregimentern, welche damals in des Königs Sold standen, zwei entlassen wurden, und so auch einige Freifähnlein, worunter dasjenige des Hauptmanns Werbenberg. ¹⁾ Dieser traf am 23. October mit seinem Volk in Basel wieder ein. Gewiß konnte das in jenen Zeiten wohl schon gehörte Wort „point d'argent, pas de Suisses“ hier in keinem für diese nachtheiligen Sinne gebentet werden.

Aux magnifiques Seigneurs,

Messieurs les bourgmaistres et conseil de la ville du
Canton de Basle.

Magnifiques Seigneurs. Nous vous avons desya cydevant fait entendre comme la pluspart de nos compagnies de Suisses se desbandoyent. Ce desordre est tellement accru qu'à peine nous reste il le tiers des com-

¹⁾ So groß war die Geldnoth, daß den nach Hause Zurückkehrenden nur der s. g. Schlachtenlohn ausbezahlt werden konnte und der andere als Schuld stehen blieb. Daß es unter solchen Verhältnissen bisweilen zu Reutereien kam ist natürlich.

pagnies. Il ny à aucune nécessité qui les aye fait retirer, soit de vivres ou d'argent. Le seul desir qu'ils ont eu de porter le butin quilz avoyent en leurs maisons à esté cause de ce desordre, ayant trouvé la pluspart des plus mutineux que nous avons pu atraper, chargés d'or et d'argent. Vous le cognoistrez encore mieux, s'il vous plaist d'en faire plus particulière enqueste, comme nous nous assurons que vous le ferez, tant pour eviter le malheur qui vous en pourrait arriver à vous mesmes si vous aviez cy apres à vous servir d'eulx, que pour l'interest que vous avez de conserver l'honneur et la réputation de vostre nation, n'ayant jamais été vu que d'autres Suisses ayant usé d'un si lasche et desloyal tour à leurs cappitaines. Vous en entendrez le discours plus au long par le lieutenant du cappitaine Curion qui va par dela pour remplir sa compagnie. Nous en escrivons à Monsieur l'ambassadeur pour l'assister en cela de ce qui luy sera possible, et esperons entre cy et huit jours vous envoyer un saufconduit de ceulx du comte de Bourgogne pour le passage des soldats qui auront esté levés pour remplir nos compagnies. Puis après vous avoir humblement baisé les mains nous prions Dieu,

Magnifiques Seigneurs, vous donne une santé longue et heureuse vye.

Escrit a Mottes, ce 27 jour de Mars 1591.

Vos bien humbles et affectionnés serviteurs et amis.

Guitry, Sancy.

Vor Chartres, 3. April 1591.

Edell, Gestreng ꝛc. Nochdem ich E. G. ꝛc. vom 26. verschinen monats februarij, waß sich diesen wynther verlossen, und waß mir

an dem mehr gehandelt, und wie J. M. den Spanier uß dem landt getriben, mit sampt der jehigen blägerung der hauptstatt Schertres¹⁾ — so ein mechtige veste und große statt ist, an dem einen ortt ein rinend wasser so zimliche nachen tragen mag dar- durch laufft, eß hatt gedochte statt zuo allen vier ortten herumb mechtige große gemurte und mit grund ußgefülte sporen, so König Heinrich selligster bechtnuß, so erstochen worden, vor der statt ußen machen lassen — mit andern verloffnen sachen in aller underthänigkeit zuogeschriben, in hoffnung E. G. dasselbig empfangen haben. Weil den ich abermolen bottschaftt behtomen, hab ich nit underlassen wöllen, E. G. obgedachter statt halben waß sich dormit wyther dan zuvor verlauffen, underthäniglichen zuoberichten.

Uß namblich noch dem J. M. den 1. martij den sporen²⁾ abermolen wie auch den 23. verschinen february einnemen wöllen und darein geschossen, ist doch wenniglich gsein, dan eß ein sollich werckh, das einer so es gsächen, nit gnuogsam verwundern than, allß man mit 10 Cartonon an zweyen ortten darin geschossen, handt sie nüt darumb geben, und handt den 8. martij anfangen mit monsieur baron de Biron zu parlamenten. Uß der König gsächen das man mit schießen nüt ußrichten than, hatt er fünff fenli schantzuren bschiedhen lassen, hat er angefangen den sporen abzuograbem. Do sie sollichs inen worden, handt sie den 12. dito mit monsieur La Bordin und baron Biron abermolen parlamentet, den 14. und 15. hat der groß Canzler den sie begert mit inen parlamentet, den sie vom duc de Maine entschüttung erwartet. Uß gedochten 15. handt in der nacht 200 schützen, so von Trev³⁾ thomen, hinein sollen, do ime yeder vier pfundt bulser bey sich gehept,

¹⁾ Chartes, liegt an der Eure.

²⁾ Dreux.

³⁾ Von Ravelins flankierte Verschanzungen.

von welchen man 80 gefangen, darunter drey hauptleuth, vil erschlagen, die übrigen entlauffen. Den 16. handt sie aber parlamentet und hiemit begert uf morndrig tag mit J. M. selbß personlich zuoreden, welches J. M. bewilliget. Und ist J. M., marischalckh de Viron, sein sun, monsieur Sanfletis, groß cançler, monsieur de Chiverni, Schatellung und andere herren in der kilchen St. Johann vor der statt erscheinen. Uß der statt Monsieur de Coutan, de grand Mon¹⁾, obrister über die reytter; in der statt, monsieur de Bordestier²⁾, so obrister in der statt, sein leütenampt, und sunst drey herren, welche mit großer ehererbietung und venerenz vor J. M. und den übrigen fürsten erscheinen, und über die sechß stund mit einandren uf dem kilchhof zwüschen den fürsten und herren mit J. M. gsperiert³⁾ und grebt, do J. M. nüt dan seitenwehr angehept, Monsieur de grand Mon und die übrigen den hutt stäts in henden, leztlich fründtlich von einandren abgeseiden. Den 18. in der nacht handt die unseren dem feindt daß wachthuß in dem sporen eingenomen, und sie hinder sich trieben. Den 20. dito am morgen ungedor umb 8 uhren, alß die Sollothurner mit irer wacht abzogen, dan sie bey dem anderen sporen bey dem thor, do sie hinuß thomen zuo parlamenten, alle necht wachen müezen, feindt 15 lichte pferdt so schützen gsein so von Trew, in die statt thomen. In diser zeytt nüt besterweniger J. M. stäts im sporn graben lassen, domit er in einnemen müge. Den 23. dito am morgen früt umb syben uhren hat J. M. mit 12 cartonen uf der andren seyten über das wasser, do sie sich gar nit verfechen, an dreyen ortten ein vermurt thor, ein thurm saupt der mauren abgeschossen, und bis um drey uhren allerding zum sturm beschoßen, dermoßen ein brättschen⁴⁾ ober

¹⁾ de Grammont.

²⁾ petoriert.

³⁾ La Bourdaisier.

⁴⁾ Breische.

sturmlüchden gmacht, daß iro 40 ober 50 nebeneinandren hinauslaufen mögen. Uf das hat J. W. vier regiment frantzosen hinzuoziechen laßen, sampt 300 kürißer, darunder vil stattlicher vom adel gsein, do meinglicher vermeint, J. W. würde stürmen laßen, do ieberman ganz willig gsein, aber J. W. nit haben wöllen, in ansehung monsieur de La Nuev¹⁾ J. W. zum vierten molen bätten er solle stürmen laßen, aber nit thun wöllen, dan er vermeint sie würden sich, wan sie den ernst sächen, sunst ufgeben, und würde hiemit die statt nit verhergt und geplündert. Aber sie handt nit darumb geben, den ettlüche fürneme khauffherren von Paris darinnen seindt, und der bischoff die burger und kriegsleüth stäts ermant, sie sollen sich nicht ufgeben, dan inen gwüß hilff thomen werde. Auß ettlüche oberiste auß monsieur de Viniolen, monsieur de Saint Jehan, und andere mit ettluch hauptleüth und soldaten uf die brätschen gstiten, mit inen gescharmüßlet, hat er Viniolen sechs schütz uf sin küriß und einen durch die handt, arm und schenkel empfangen, monsieur de Saint Jehan vier schütz, vier hauptleüth und ettlüche soldaten uf der brätschen und im graben bleiben, welche beide herren oberiste J. W. lieb und gewaltige kriegßerfarne herren seindt. Gedochts tags seindt bis uf die nacht 882 schütz in die statt thon worden, wie mir monsieur de Bernel oberister schützen hauptman selbß anzeigt hatt. Den 25. bito hat monsieur de Schatellium mit inen parlamentet, damit man die todten uf dem graben thun thönnen, sie zu begraben. Uff den palmtag hat J. W. sechs schütz in die statt bey dem sporen und dem thor uf die mauren thon, dan sie allerdings mit säßern, ballen, sackhen und anderem wyder verschanzt gsein. Den 29. bito in der nacht hatt unser volck den sporen allerdings eingenomen mit sampt den dreyen kasematen, so in

¹⁾ de La Nuev.

graben gfein, und den feindt in die statt hinein tryben, do ich am morgen mit ettklichen herren hineingangen und gedochten sporn besichtiget, do ich ein sollich werckh gfiächen, daß sich einer zu verwundern hat. Difen tag seindt deß duc de Maignes oberister hofmeister, Focon genant, monsieur Voiou ein oberister, so zwey jar lang zuo welschen Nünenburg sich ghalten, do selbstn zuo deß herren nachtmol gangen, under dem scheyn allß seige er der religion, und ietz J. W. so gar zuowyder, der dritt, gubernator zuo Trev, so in die statt wöllen, welche von den unferen ein roßlauß reytt von der statt gfangen worden, den nechsten tag dem König zuogfüert. Was nun J. W. mit inen fürnemen, weiß noch niemants. Sunst handt sie den 30. und lezten diß abermolen parlamentet und noch ein monat schuob begärtt, do J. W. nit lenger dan acht tag inen schuob und termin zulassen wöllen, dan sie stäts der entschüttung sich vertröstet, welche 8 tag sie nit angenommen. Dieser zeytt seindt mir deß prinß von Condes, deß monsieur de Monpansiers, so noch mit sechs cartonen, kruit¹⁾ und loth²⁾ zuo unß kñmen sollen, erwartet. In solchem parlamenten hat monsieur de Schatellion ein verdeckhten lauffgraben an die prätischen zuo der stattmaur machen lassen und noch graben, und allerdingen uf die prätischen das werckh in der nacht ufgerichtet, also daß er sie in der statt überhöcht. Allß aber die saß noch nit verfükt, dz werckh nit verstätiget, handt sie den lezten diß am morgen am tag mit halsparten, spießen und ißnen hochhen allerdingen wyder zerstört, doruf sheurwerckh mit bäch, dannethin granaden mit schleggen in stein und holtz hinußgeworffen, aber der von Schatellion nit darumb geben, sunder selbst boran wyder gearbeitet, dz J. W. marschalckh de Biron seiner glacht. Den J. W. ohne underloß von dem sporen zuo ime

¹⁾ Schießpulver (Nahrung).

²⁾ Blei, überh. gießbares Metall.

Schatellung und wider darvon gritten und gsächen, ob alle ding recht verseechen, wie er den für und für selbst vornen dran. Allß sie in der statt gsächen, das Rhein nochloßen do ist, auch Rhein entschüttung thompt, handt sie den letzten diß uf die nacht umb sieben uhren mit J. M. wyder parlamentet und hiemit ufgeben, der gestalten von inerthalben gedochter sechs tagen Rhein entschüttung, so 300 starckh seige, in die statt thome, so wölden sie allßdan wie die capitulation so besiglet und von beiden theilen underschriben vermag, abziehen und J. M. die statt übergeben, und soll Rhein theil in dieser zeytt mehr schießen, schanzen und graben. Im sshal aber wie obftodt die entschüttung hinein thome, soll gedochte capitulation nüt sein, dan sie von denen von Orleans, Roan, Trev, Sant Bouguin, Amien, Ambry und Randenbeckh der entschüttung vertröstet gsein, aber so frisch nit das sie thomen dörfßen, wie mir dan, Gott hab lob, iezmolen aber Rhein veldtfeindt handt, dan sie fürchten J. M. noch seydtbar der schlacht. Eß hat J. M. in dieser blägerung vom 17. februarij biß uf den letzten martij noch und noch 1840 schütz mit 14 stückhen in die statt thon laßen, darunder er manchen selbst thon.

Sunßt ligt gedochte statt in aller mitte zwüschen Paris, Roan, Orleans und andern stetten und ligt im landt Borßen¹⁾, in einem gnotten fruchtbaeren landt, von weyn und korn doch mehr an früchten, hatt yederzeyt die Paryßer und andere proviandiert, ist inen und andern ein großer abbruch. Daß gemein gschrey ist am hoff die stett Trev, S. Burggonien und Numion Ambry wölden sich iez ergeben, diewil er dise statt gwunnen, dan sie nit vermeint möglichen seige, daß er sie gwinne oder daß er sie blägere, wie erß den mit sunderem vorthail und list angryffen und gedochte blägerung thon hatt. Und diewyl

¹⁾ Beauce, dieß herrliche, fruchtbare Gegend im alten Orléanais hieß die Kornkammer von Paris.

gedochter statt ein solcher schaden, in den vorstetten mit abbrechung der heußern, dan großer mangel an holz mit verbrennung viler heußren, an den räben, somen und sunst an den eingesamleten früchten uf 10 meil wägs schybenwieß¹⁾ herum bschehen, so wöllen sie deßen nit erwartten. Der allmechtig Gott wölle J. W. und unß allen wyther wie noch bißher allwegen glückh und gnad verlichen, und unser vatterland vor solchem jamer und unßhal bewaren.

J. W. belangend so ist er iederzeit (Gott hab lob) freudig und frölich, mit theütschen und welschen, hat die Schwitzer gar lieb, redt mit meniglichem, ist gar gnedig, barmherzig und mild, nit bluottgirig, hat daß kriegßvolckh lieb und verführt sie nit, wie man ettwan findt. Wan er nur nit so vil am hoff hette, so mehr ligisch den künigisch und doch nit derglichen thuon dörfßen, den J. W. ein großer uffatz hatt. Er thent auch dero vil, thuot noch zur zeytt gegen inen nit derglichen. Ist iezmolten seiner W. glich — wie alle fürnemste catholische fürsten und herren selbß bethenuen und manß am hoff von inen hört — nit uf erben, der so manlich, dapfer, streitbar und herzhafft seige. Vermeint, so er nit in allen ortten vornen dran, so habe eß theinen furgang und richte nüt uß. Dabey auch so goßfürchtig und seine predigen so styff haltet, wie er den uf dem heillig ostertag in einem closter Josephat genant, in einem garten offenlichen predigen und das heillig nachtmol geben loßen, do vil Eydtgenossen dorein gangen, deß sich J. W. herßlich erfreuwt hatt und styffe achtung uf sie geben, wie er dan in allen predigen achtung gibt. Eß sind von Franzosen stattliche vom adell, uf die 1000 ober mehr zuo deß herren nachtmol gangen, do J. W. alle psalmen anfocht zuo singen, und allß mit hoher luther stim stundlang, wie er sunst in

¹⁾ In der Runde.

einem grüenen sammeten säßel sißz bey gedochts herren tißch, hat J. W. alle sachen geordnet, und monſieur de Schatellung bey dem tißch ufgewartet und gebient. Mir handt leyder (Gott erbarmß) ein jar lang theine theütiße predig gehöört, den herr Ehezechiel Falckhyßen, alß ſie wyder zuo unß thomen und wyder von unß müeßen erbeten werden, daß er uß ſeinem läger, ſo 2 großer meil von unß gſein, zuo unß in unſer läger thomen, und unß den 28. martij eine gethon (Gott hab lob). Die sachen weren wol zuo verbeßren aber mir handt wenig leider kriegßferarne, ſo unſer hürten und füerer ſein ſollen. Gott wöllß beßren.

Ich erachte in einem monate werde J. W. wyder mit ſeiner armada für Paris, die zuo belägeren, würtß iekmolen kurtz mit inen machen. Der von Maine würt in nit mehr wie zuvor darvon lockhen. Eß laßt J. W. inen ſpeiß zuothomen, do mit ſie die narung haben, gibt aber zuo Sandinis, do mans durchfüert, großen zoll, waß von korn, wyn, rinder, ſchaff und und anders iß.

Unſere läger belangend were provianbt und weyn gnuog vorhanden, wen nur J. W. mher geltt gebe, es were alleß in zimlichen geltt. Mir empfochen aber zuo dreyen oder vier auch ettwan 100 cronen, mag nit bſchießen. J. W. iß allen ſenlinen ein große ſuma ſchuldig. Gott wöllß zuo einem guotten endt ußfüeren.

Daß hab ich E. G. zc. underthäniglichen nit verhalten ſollen. Waß ſich nun wytter zuotragen würt zc.

Datum in der blägerung vor der ſtatt Schertres den 3. Apprilis Anno 91.

E. G. S. und E. W.
underthäniger dienſtgehorſamer burger
Gregorius Dußman, ſchryber zc.

Den E. G. E. F. F. F. E. und W. herren burgermeister und einem erfamen rath der statt Basell meinen gnedigen, hochehrenden, gepietenden, lieben herren und vätren. Basell.

Vor Nutun¹⁾, 23. Mai 1591.

Edell, Gestreng, Ehrenvest, from, fürnem, fürsichtig, ersam und weysß, Eurer G. E. und E. W. syend mein underthenige und gehorsame dienst yeder zeyt bevor.

Insonders gnedig, hochehrende und gepietend lieb herren und vätter, nachdem ich mehremolen durch meyster Conrad Langen, herrn hauptmann Spyrers gewesenen velbtischerer, ein schreiben an Ewer G. G. E. W. gethan, darinnen auch Ihrer Gnaden vätterlicher rath über herrn marechal D'Alumonts anlangen an unß vier hauptleit undertheniglichen begertt, hab ich doch hiezwischen meines begerens halben kein gewisse antwortt haben mögen; villicht weil solches wegen ungelegenheit und gefahrlichkeit des wegs oder aber E. G. G. E. Weysheit fürfallender geschefften halben nicht hat beschehen mögen. Dem sye aber wie imm welle: so hab ich doch, G. G. F. und Vätter, gehorsammer burgerlicher pflicht nach E. G. G. F. W. beßen, so sich hiezwischen mit marechal D'Alumonts armaden (beren auch unsere vier sendle yngelybett) begeben hatt, in kurze zuberichten nicht underlassen kennen. Und haltet sich die sach also.

Nachdem wir den 26. merzens in Bourbonnois widerumb dißseyt der Loyren geschiffet, seind wir den 1. aprilis durch unwegsamme und wilde ort zu Moulin im Rivernoys ankommen, und den andern selbigß monatß vonn dannen für das stettlein Chateaucignon²⁾ im land Mornay, dem herren von Longeville zustendig, zur blägrung geruckt, weil es 14 tag vor

¹⁾ Saône-et-Loire.

²⁾ Château-Chinon, Nièvre.

unserer ankunfft von Lygischen ist erobertt worden. Es hatt sich aber selbige nacht, weil ich mitt meinem fende vor der statt die wacht gehalten, ein merkliche rötte am himmel von langen fewrigen streimen erzeigt, welche sich ungefahr nach einer stundt in ein schönen weyßen bogen, ettwas breütter dan ein regenbogen verendert hatt. Waß das selbig bedeütten möchte laß ich dem verstendigern das urtell.

Am osterabendt haben wir durch ein bettard ein anschlag wider Chateaucignon gehabt, weil aber der, so den bettard an der stattfortten anhefften sollen, geschossen worden, und die lygische besatzung die ganze nacht so hefftig feür über die mauren hinauß geworffen, hatt man den anschlag beruhen laßen.

Den 7. Aprilis seind uns vier stück grob geschütz vonn oxsen über veil berg, nach gelegenheit des landts gezogen, vonn Dezise¹⁾ antommen, welche die Lygischen in der statt wider iren vorigen glauben, das kein geschütz dahin kommen möge, ersechen, und zwen trommetter zum parlament dem marechal D'Amont zugeschüct. Welchen doch der marechal kein andere antwortt werden laßen, weder daß er nachvolgenden tag durch die groben stück, welche schon zum schiessen bereittet waren, mit inen parlamenten welle, wie dann auch besprechen were, wa sich die lygische besatzung nachgehenden morgen frye nicht auf gnab und ungnab auch mitt verheiffung 12000 kronen zur rangion ergeben hetten. Nach ergebung ist die statt zur plün=derung preyß geben worden, und die rindmauren geschlißen, weil auch veil der burgern an irem herzen meinydig gewesen seind.

Die ligische besatzung obgedachter statt ist gewesen 400 wol bewertter soldatten, so 300 gutter pferdt bey sich gehabt,

¹⁾ Dezise (Saône-et-Loire).

die den unsern zu theil worden, und hat der marechal von selbigen 400 mannen 40 hauptleütt gefangen angenommen, deren oberster herr von Marel genant wirtt. Die übrigen hatt er dem König schwören laßen, und nachgendiß under seine fenslin gethan.

Von yetz gedachten 40 hauptleüitten aber, so in die statt Saulieu ¹⁾ beleittet worden, hat marechal D'Amont sythar vier mit dem strangen richtten laßen, weil sye ihr versprochne ranzion nicht auff gesetzten termin erlegt; württ auch mitt den übrigen der gestalt profebieren so sye ihrem zusagen nicht genug thuond.

Den 10. tag aprilis seind vier mitt dem geschütz von dannen auffbrochen, und für das stettlein Lormen ²⁾ ziehen wollen, welches die lygische besatzung daselbst erfahren, und derhalben sampt der burgerschafft auß Lormen entlossen ist. Die statt, so den Franzosen zur beütt worden, hat man auch irer rindmauren beraubt, und seind vier mitt dem geschütz vir ein ander schloß, Meleconte (?) genant, fortgeruckt, welches sich selbigen abendt nach etlich beschenen schützen auß stucken ergeben, und ist dem herzog von Nevers das schloß, dem es zustendig, wieder yngeraumbt worden.

Vonn dem 15. Aprilis seind vier biß auff den 18. selbigß monatß mitt dem geschütz über wilde berg durch die stett Lormen und Saulieu für das schloß La Motte gezogen, welches des vellsens halb, darauff es gelegen, und der wyern komlichkeit halben, zimlich vest ist. Weyll es sich aber auff des herren Davanne ³⁾ aufffordern nicht ergeben wollen, seind den 19. aprilis 4 große stuch darfür geruckt, deren zwey vonn Flaviny ⁴⁾ (da sich yetzmalen das burgundische parlament haltett)

¹⁾ Saulieu (Côte-d'or).

³⁾ Comte de Tavannes.

²⁾ Lormes, Nièvre.

⁴⁾ Flavigny sur Ogerain (Côte-d'or).

gebracht worden. Nachfolgenden tag, welcher ist der zwenzigst selbigß monatß, hatt man vor mitthag das schloß La Motte angefangen zu beschüessen, und erstlich die hochweren gestillet, nachgendts die mauren zum sturm beschossen. Weyl aber die selbige nein oder zehen schuch dick, hatt es erst im hundertisten schuß durchgeschlagen, darauff nach neünzehn schuß ein loch zum sturm genugsam gemacht, also daß mann hatt stürmen wellen. Weyl maun aber gewußt, daß der herr La Motte de Menan, so eben 4 oder 5 tag zuvor von herzogß du Maine armaden heimkommen, an dißem übl beß langen aufhaltens nicht schuld getragen, sonder sich, wa sein weyb Madame de Baugrenant mitt iren soldaten nicht darvor gewesen, ergeben, hatt man ein künigßer durch die sturmlucken hineingeschüct, welcher dem herren la Motte de Ternan zugeschrwen und herauß zugehn vermant: welches er mitt weyb und künbern gethan, und zur sturmlucken hinauß dem herren mareßchal (so am selbigen ortt mitt 1500 mannen zum sturm seiner gewarttett) demüthig entgegen gangen, im seine böchterlein, deren der mareßchal eins am arm genommen, presentieret, und sich ime in gnaden ergeben hatt.

Darauff mann daß schloß gestürmpt, die besatzung einntweders umbracht oder gefangen hatt, dennach daß schloß geplündert, und in selbigem, als einem rechten raubhauß, groß guott gefunden.

Von der besatzung seind auch selbigen abendt zween mitt dem strangen gerichtett worden, und hatt mann sibhär der übrigen auch nicht verschonett.

Das haurßvolck, dessen über die maßen veil im schloß gewesen, hat mann widerumb in ire dörrfer, dem herren La Motte de Ternan zustendig, heimziehen laßen.

Von stucken ist eine edle dochter und sonst iren zween

erschossen worden. Was des herren La Motte frau, Rabame de Baugrenant in seinem des heren abwesen böses umb dz schloß här an den fürreißenden durch ire solbaten angerichtet, ich auff diß malen kurze halben anstehn laß. Eye ist aber irer mißethaten halben vom herrn marechal dem parlament gen Flaviny zugeschiedt worden, über sye nach irem guottbunden zu urtheilen.

Den 27. aprilis seind wier zum stettlin Rene le Duc¹⁾ gezogen, so sich vier tag zuvor dem marechal ergeben. Ist dem grafen von Varny des Königs zuostendig. Weyl wier dafelbstn gelegen, haben sich bey fünffzehu guotte schleßer dem marechal ergeben, und seind unsere reütter denen zu Beaulne²⁾ biß in die vorstatt hineingefallen und die geplindertt.

Den 5. Meyens seind wier für Autin³⁾ die hauptstatt in Burgundt geruckt, da die fünff fendlin eydtgenossen, so der herr von Samsy und Guittry gefüert, zu uns kommen, mitt welchen wier in underscheidne vorstett so herr marechal D'Aumont die nacht zuvor yngenommen, losiert worden. Derhalben der statt besatzung noch selbigen tag wider unß vier freyfendlin in Sanct Andresen vorstatt hinaußgefallen zu scharmutzen, seind aber bald von uns widerumb hineingebuzet worden. Dergleichen haben sye vor uns auch nachvolgenden tag lermen gemacht.

Den 11. May hat marechal D'Aumont und der herr von Cquierren drey grosser cuartonen ob unserem quartier in Sanct Andresen vorstatt lassen für die statt führen, auch zwo ander schlang mit fünff kleinen velbtstücklinen, gegen der Bernern quartier hinauff an einen rein stellen lassen. Und haben selbigen abend umb 11 Uhren zwey unserer fendlinen bey den drey Cuartonen die wacht gehalten, die schantzkerb und

¹⁾ Arnay-le-Duc, Côte-d'or.

²⁾ Autan, Saône-et-Loire.

³⁾ Beaune, Côte-d'or.

faß herzuogeruckt, daran der marechal D'Amont auch selbst mitt uns gearbeitet hatt, und ist also selbige nacht die schantz zun stucken vollendet worden.

Den 12. selbigen monats, nach dem das geschütz gestellt worden, hatt herr marechal D'Amont umb 8 uhren vor mittag ein ecken des waals, so an einem schönen baumplatz (wie bey Emerer Gnaden statt Sanct Petersplatz sein möchte) gelegen, zu beyden orten beschiesßen lassen, und haben die veldtstücklein, so auff der höhe gestanden, die besatzung ab dem platz hinder dem waal hinweg treiben sollen. Weil aber der ecken des waals veil dicker und vester weder man achten mögen, sind die kuglen der großen stucken nicht anderst dann in einem bachoffen oder leimen bestecken bliben und wenig schaden gethan. Derhalben man leylich vornn allem schießen müßen ablassen, damit krautt und lott nicht unnützig verbraucht würde. Doch ist selbigen tag mancher in der statt von unserm geschütz beschedigt worden, und haben sy uns dergleichen ettlich mitt handroren erschossen, auch einem Berner mit einem veldtstücklein ein schenkel abgeschossen. Weil nun dem also, und villicht der feindt auch in der nehe gespürt worden, hatt der marechal den 13. may bye drey quartonen und zwo schlangen sampt krautt und lott widerumb in das leger führen lassen, und uff die 50 newer schantzkerben von unsern knechten lassen rüsten, welche bey unserem quartier noch zur zeytt behalten werden.

Denn 15. may hatt man unsere zwo schlangen (deren eine ein nottschlang) widerumb hinauß in die undere schantz bey unserem quartier gefüertt, und auf zwey wachthüßlin an dem waal gerichtett, darinnen sich ettliche schützen sehen lassen, deren in zweyen schützen von unseren stucken sex oder sieben gebliben, und hatt mann weytters dieselbigen wachthüßlein gar hinab-

geschossen, und dergleichen auch in ihre schanzkerb, deren auff die 80 einander noch auff irem waal gestanden, gedonnert.

Den 16 may hatt man zum vorbeschossenen ecken des waals zu graben, und ist man yezmalen schon mitt graben daruunder, guotter hoffnung es werde die besatzung bald durch ein Sprenge gezwungen den waal zu verlassen, auff welchem inen wegen des strengen gegenbauwes allenweg vonn unserem geschütz veil umbracht werden.

Neben diesem meinem schreiben hab ich auch R. M. schreiben, an herrn marechal D'Aumont nüwlich gethan, herzugelegt, und hiemit E. G. zc.

Datum im leger vor der statt Autin am 23. may Anno 91.

E. G. G. E. W.

underthenigster und dienstgehorsammer burger
gez.: Nolerich Widtnauer.

Den E. G. F. E. F. E. und weysen herrn burgermeyster und rath der statt Basell meinen gnedigen gepietenden lieben herren und vettern. Basell.

Aus Mantes, 8. July 1591 a. f.

Gestrenge, Edlen zc. Ich hab verschiner zeit, als hauptmann Michael Bälbj von unserm regiment in unser lieb vatterlandt abgefertiget worden, E. G. zc. alles unsers Kriegshaltens und füerens, auch wie alle sachen beschaffen, warhafftig mit höchster clag in schrifften berichtet und verständig. Ob aber E. G. solliches geliffert, mag ich nit wissen, dan darüber ich von E. G. ohnbeantwortt worden, So kan ich doch hochbeschwerlichen E. G. nit verhalten, das wir vergangenen winter an großer kette, auch neuerer zeit in Normandie, hin und wider am mehr¹⁾ geführt, nochwerth für Chartres²⁾, welche statt mit

¹⁾ Meer.

²⁾ Chartres, E.-et-L.

großer gefahr beleget, mit starcker wachen und andern zu-
nuottungen, so eidgenössischen brüchen zuwider, übel erfroren,
doch mit guotter vertröstung, wo wir die statt in kriegem wur-
den, dessen ein stattliche ergeßlichkeit und bessere erhaltung be-
scheyen solle. Als nun die statt mit hilff Gottes ingenommen
und erobert worden, ist uns mit dem wenigsten nütze geleistet
noch gehalten worden, sonders uff ein andere statt so Dordang¹⁾
ebennemiger weiß vertröstet, die mau dau auch beleget, an uns
kein müeg und arbeit gespart nocher wurden, der hofnung und
des vertruwens, wir wurden dessen genießen. Aber do war
auch nütze, und muoßten mit leheren henden hinziehen. Die
statt Lufiers²⁾ wart nochwerts auch ingenommen. Als durch
übel haltent und streng fierens das Sollothurnische wie auch
andere eidgenössische regiment urlaub zuo fordern genuogsam
ursach gehept auch erlangt haben, und weil auch Jr R. W.
gefallen wöllen, etliche fendslin von unserm regiment, so an
knechten gar entplöst, und die übrigen unlustig lenger zudienen,
fort zuoschickhen, doch uns unbewußt, uf wen es fallen mögen,
und uns deswegen uf Manta³⁾ bescheiden, daselbsten mit uns
aller gepier nach abzuhandlen und zu tractieren, und nochdem
wir uns disen gantzen zug und zeite erlitten, und J. R. W.
über den zweutheil des gantzen Frankreichs underwürffig und
gehorsam gemacht, so sindt wir doch dessen wenig erfürunt
noch ergeßt worden, sonder wie E. G. 2c. von herren haupt-
man Werdenberg, seinen ampt und kriegsleüthen vernommen,
und leider augenscheinlich sechen werden, mit was großem spott,
verlurst und nochtheil man uns abgefertiget, und obglich wol
Jr R. W. mein fendslin neben andern lenger zu verharren er-

¹⁾ Dourdan, S.-et-O.

²⁾ Louviers, Eure.

³⁾ Mantes, S.-et-O.

mant, und auch von E. G. nit erfordert, sondern vor der zeit zugeschriben Jr M. treuwen dienst zu leisten, daran dieselb E. G. ein gönstigs gefallen trage, so hat mir keins wegs über sollich Jr K. M. auch E. G. befelch und mantata ungehorsam zuo erzeigen, sonderlichen mit einem sollichen spotlichen abzug, darus ich meinen eherlichen ampt und kriegsleüthen, deren ich noch ein zimliche anzal ires wolverdienten soldts und langwirigen trüwen diensten ein ergöyligkeit, vil weniger ein monat solbt, wil geschwiegen gar und vollkommene bezalung thun mögen, noch kontden, muoß also mit schmerzen und großen bedauern solchen unbill und jamer sechen und duldig leiden. Und wiewol ich us bewilligung Jr. K. M., auch des herrn obersten und regiments, E. G. selbs persöhnlich relation und bericht thun wöllen, so erzeigt sich beider seits Jr K. M. und des seyendts macht starckh, also das es sich ansehen last, balt etwas mit hilff Gottes uszerichten, da ich dan nit gern von meinen aubevolenen truwen kriegsleüthen sein wolte. Hienebeut aber, G. G. zc., ist an E. G. mein underthanig dienstlichs pitten, Sie wöllen uns so vill gnad erzeigen neben andern stetten, so ire feindli im veldt und unserer religion sindt, Jr K. M. zuozeschreiben, das uns besser underhaltung dan bisher beschehen, geben thiengj, da ich hof etwas erschießlich sein werde, oder E. G. wöllen mich mit ersten berichten, wessen ich mich verhalten solle, dan ich E. G. zc. zu gehorsamen schuldig und geneigt bin und hiemit zc.

Datum Manta den 8. July stilo antiquo Anno 91.

E. G. und C. F. C. W.

Gehorsamer burger

Johann Speirer, hauptman.

Aus Courcelles vom 31. July 1591.

(Seine-et-Oise)

Vor den Rath gebracht 7. August 1591.

Edell, Gestrang zc. Es ist E. G. zc. wolbewußt, wie daß wir ettwann schriftlichenn und auch mündlichen durch hauptman Mentzinger an E. G. underthäniglich und demüetiglichen langen lassen, uns in gnaden behülffen zu sein, damit wir wegen großer unkumblichkeit deß geringen volckhs unserer fendlinen ettwan under ein eydtgenossisch regiment möchten gestoßen werden, da wir denn an E. G. sovil vermögen, daß sy uns hierinnen gnediglichen gewilsahret und obgedachtes unserß begerens halben fürgeschrifften so wol an R. W. Franckhrychs, als an gemeine herren oberste Eydtgenossischer regimenten zukommen lassen, deren wir zwyffels ohne zu unserem besseren nutz gebrecht hetten, wo sich nit hiezwischen, wyl hauptman Mentzinger abwesend, begeben hette, daß uns R. W. (deren wir dann in billichen sachen zu gehorsamen eydtshalben verpflichtet sind) damahlen in belegerung der statt Chartres zu herren marschalckh D'Annont in das Burgundt zuziehen ernstlichenn bevolchen hette, dahin wir auch durch deß herren Alphonsi delphinatischen gubernatoren beleitung im monat martio kommen sind. Nachdem nun wir daselbsten wider mündliche und schriftliche gethone verheißung R. W. unnd deß herren marschalckhs, dessen wir selbs genuogsame schreiben ufzulegen haben, ohn sonderbares wolhallten (wie noch) selkham herinmbgeschleiff sind worden, ja offermahlen in anderthalb oder zweyen monatten nicht über einhundert kronen uf ein fendlin knecht empfangen, hetten wir uns zwar in ankunfft hauptman Mentzingers schrifften by R. W. und obgedachter herren obersten gern gebrecht wo sy uns nit zuwider gewesen. Diewil im dann nit anderst zuthun was, sind wir recht neben dem bernischen regiment, so mit großem verlurß einer anzahl knechten,

eben so übel gehalten worden, inn großer geduldt fortgezogen, und hieneben wegen mangell deß gelts vil unordnung und beschwerden gegen dem armen haurzman in gütten von unseren knechten sechen müssen, unnd ist so wenig besserung erdolgt, daß wir jekmahlen die sachen schier am ergsten befinden: sonderlich von wegen einer mercklichen usruor, so sich den 28. july in abwesen herren marschalckh D'Amonts uff dem veld an einem „rends vous“ (daß ist an dem ortt, da man im ziehen von dem veldtmarschalckhen die quattiere zu empfangen pflegt) erheppt hatt. Dann als sich damahlen unsere knecht zu rasten so lang nider gesezt, biß man die quattiere empfienge, ist der herr von Quittry¹⁾ (damahlen in abwesen des herren marschalckhs statthalter) mit seiner ritterschafft herzugereut, und von einem unserer soldaten ein roß, so derselbig ettlich tag zuvor einem frantzosen umb 4 kronen abkaufft, gefordert, welches im der soldat zwar nit abgeschlagen, aber doch mit erforschung seines usgegebenen geltes zuzustellen anerpotten. Dieweil aber neben diesem der herr von Quittry deß frantzösischen roßverkäuffers begert, und unser soldat, so daß roß gehabt, denselben zusuchen herumbgeloffen, hatt einer von deß herren von Quittry rütern dasselbig roß mit gewaldt hinwegfüeren wollen, welches im doch deß soldaten, so daß roß umb 4 kronen erkaufft, gesellen nit zulassen wöllen, derhalben der herr von Quittry sampt sinen consortten mit gezugten wehren uf dieselbigen geschlagen und verwundt haben, und wyl sich der unseren ettlich (wie dann in solchen sachen beschicht) zur gegenwehr gestellt (und villicht auch ettwas unbescheidner wortten gegen herren von Quittry geprucht) derhalben der herr deren einiglich hinder der ordnung mit zwen stichen erlegt, deßglichen auch ein anderer unserer soldaten, von sinen rütern einer mit einem

¹⁾ de Guitry.

schutz umbracht worden ist. Und hiemit sind des herren von Quittry ritter ohn unterscheid gegen unseren ligenden und sitzenden soldaten gerent und deren eiff verlegt. Wyl wir nun söllliches ersehen (dann wir dazumahlen wegen des quattiers zum quattierherren, so neben uns gehalten, geritten waren) sind wir herzu gesprengt, und herren von Quittry mit wortten zu begüettigen understanden, dessen er sich doch so wenig ersettigen lassen, daß er uns vil mehr von im zu wichen vermant und hauptman Wittnauwer zum vierttenmahl daß gezugte wehr kreuzwyß umb den halß gezogen, unnd umbzubringen sampt allem unserem volck getreuwet, wo man in die müttmacher zuo hendchen nit glich herauß geben werde. Diemil aber hauptmann Wyttnauwer im eydtgenössischer brüchen nach recht zuhalten fürgeworffen (dann er sine knecht underhört nit hengken welle lassen) ist der herr von Quittry ab solchem bescheid dermaßen erzürnt worden, daß er zwey regiment frantzösischer schützen hinder und für unser ordnung geführt, denen uns all zu erschießen bevolchen, und hatt er glich neben der ordnung mit seiner ritterschafft in uns fallen wöllen, derhalben hauptmann Wittnauwer deren zwen, so der herr von Quittry wytters anlagt, selbs uß dem volck geführt und ob denen glich standrecht (daß doch zuvor im ganzen zug nie geprucht worden) zuhalten erpotten und gehalten hatt. Weil sich aber die anlag über sy gethon unbillich erfunden, und sy der herr von Quittry selbs endtschuldigen müessen, sind wir in unser quattier fortgezogen, und noch selbigen abend dem marschalck D'Alumont erzeigte unbilligkeit neben begertter beurlaubung schriftlichen gehen Langeren zukommen lassen, derglichen auch nachgehenden tag, da er in unserem leger ankommen obgedachte klag mündlichen vor ihm gethon, dessenthalben er sich höchlich bekümmert und uns kein urlaub geben

wöllen, weil er ohn vorwüßen R. W., deren diener er sich bekennt, dessen kein bevelch habe, er wölle uns aber neben möglichem wolhalten dermaßen in allen sachen beholffen sein, daß uns derglichen injurien nicht mehr begegnen söllen. Unnd damit uns unsere knecht nachgehender zyt nit anzuklagen hetten, als ob wir mit ihnen under dem hütetlin¹⁾ spülen wölten, haben wir sy gemeinlich derglichen bescheidt anzuhören zu herren marschalckh geführt, da er inen dann mit vilen wortten sein treuw versprochen und sy zu bestandthafftigkeit ermant hat, angesehen daß nit allein jezmalen R. W. höchste noth solches erfordern, sonder wo es in Franckhrych selen sölte, es zwpyffels-ohn sy auch und ihr geliebtes vatterlandt einer loblichen Eydtgenossenschaft betreffen würde, mit angeheuchter verheißung, wann eine lobliche Eydtgenossenschaft mit krieg (davor doch Gott sein wölle) sollte angefochten werden, wolte er, ob er gleichwol altt unnd deß kriegens schier ersettiget, ihnen wegen R. W. diensten nit allein mit volckh, sonder ouch mit guott unnd bluott als ein getrüwer fründt zuospringen. Ja es würde in gebündchen, es beschehe im von R. W. unbillich, wann sy ein anderen an sin statt dahin schicken söllte. Wievil aber diße deß herren marschalckhs vermanung by unserem volckh erschossen, wirt E. G. 2c. fürthin täglich gespüren mögen, weil uns die knecht täglich verlauffen. Derhalben weil wir eins theils von E. G. 2c. vor einem jar durch schrifften, deren E. G. 2c. sich noch zu erinnern, R. W. treuwlich zudhienen vermant worden, anders theils aber die sachen dahin geratten, daß wir neben entblößung unserer zeichen noch zur zeite kein besserung gespüren mögen, und zu besorgen ist, daß uns wegen mangells an volckh ettwan noch ein schmach begegnen möchte, so gelangt an E. G. 2c. unser underthänig und gedemüetthig-

¹⁾ täuschen. S. Grimm, Wörterbuch unter „hütlein“.

lich pitten, uns in diesem anligen gnediglichen und väterlichen (ohn welche uns villicht zu kurz beschehen möchte), von R. W. abzufordern unnd heimzuziehen mit schreiben vermanen, dann wir die knecht also nicht mehr wissen zu erhalten, und täglich sehen, daß einer hütt, der ander morgen jämertlich daruff gehet, ja auch einem krankhen nicht mit einem schlechten zehrpennig kennen behülffen sein. Hiemit E. G. 2c.

Datum zu Courcelles in unserem veldtleger, den 31. july 1591
E. G. S. E. W.

underthänige unnd gehorsame burger
gez. Hanns Wolrich Witnauer.
gez. Onophriuß Menzinger.

Denn E. G. E. F. F. F. E. und W. herren herren
burgermeister und rhat der statt Basell unsern gnedigen herren
unnd oberen
2 Siegel.

Aus Courcelles, 31. july 1591.
(Seine-et-Oise).

Edel, gestreng 2c. Nachdem wir von unserm hauptman Hans Ulerich Witnauer durch wissen, willen und erlaubnus Eurer ersamen unnd wyßen raths der hochloblichen statt Basel aus E. G. statt mit dem ehrenzeichen sindt gefüert worden unnd die beschwertten dieses kriegszugß nun biß in die drithalb jare von wegen unserß vatterlandts gedultet und getragen, den man uns in solcher zeit mit gelt, mit munitio, mit kleider unnd andern notwenbig sachen, so ein kriegßman haben soll unnd muß gehalten, daß wir solches E. G. mit geschrifften nicht genugsam können noch möchten zu verstehen geben oder dasselbig mögen erkleren, den wir manches mal in 5, 6 monaten keinen pfenning von unsern hauptleütten empfangen haben, unnd unß in solcher werender zeit dieses kriegß nur mehrtheils mit stellen unnd rauben haben erhalten müßen, wie solches E. G.

nicht allein jetzt von uns, sondern täglich von denen von uns hinaus zihenden werdent vernomen haben unnd täglich vernomen werdent, damit wir uns dan gegen den inheimischen françoßen unnd bauers volckh verhaßt gemacht und noch täglich verhaßt machen, also, wo wir hinkhomen, von denselben nur die räuber, schelmen unnd diebe genennt werden, und wo dan ein knecht hinder der orttnung bleibt, von den bauren oder unserm eigenem volckh außgezogen, jämmerlich zerhauen unnd auch gar erschlagen werden.

Wie uns dan den 28. july anno 91 monsieur Guiverich¹⁾ umb einer geringen ursach, so nur einen man unnd ein roß doch unschültiger weyß hat angetroffen, unsere 4 frey sñhlen alle hat wöllen unnd bevolhen umbzubringen, wie es dan darauf gestanden, wo under uns einer nur einen schuß gegen inen gethan, so weren wir alle von dem mörtter erschlagen worden. Wie wir dan von den françoßen zu fues, bieweil wir gerastet unnd kein orttnung gehabt, hinden und forn in irer orttnung gegen uns gestanden, die reutter neben unnd unter uns, unsersehens mit aufgezogenen hanen unnd bloßen rapieren unnd gutalassen²⁾ herum gerendt, viel gehauen unnd übel verwundt, auch irer drey gar umb das leben gebracht, darunter der ein auß E. G. statt Basel, dan den Guiverich mit seiner eignen handt unnd wehr einen auß E. G. herrschafft Münchenstein umbgebracht hat, unnd wan nicht etliche franckösischen herren so häfftig abgemandt, so were solches geschehen, dan er solches zum andern mal, uns alle umbzubringen, ernstlich bevolhen hat, unnd wie etliche getreue françoßen für wahrhaftig sagen, so hab uns solcher nicht allein auf diesen tag sondern den andern zuvor geschehen sollen. Derohalben werden wir auf bißmal höchlich verursacht, E. G. underthenig-

¹⁾ Guitry.

²⁾ Coutelasses.

lichen unnd vätterlichen anzuruffen umb hilf, rath, solcher unserer sach zu bitten unnd behilfflich zu sein, damit wir vor weiterer gefhar, so unß von unserm eigenen volckh geschēhen wurde, sein möchten, wie dan diser haß, so sie gegen unß tragen, immermehr würdt aufgehebt werden.

Wir findt dißē Krieg von unseren hauptleütten von einem herrn zum andern mit lügen, betrug unnd guttem fürgeben, welches noch nie mit dem geringsten geschēhen, dermaßen herum gefüert unnd geschleiff̄t worden, welches inen doch under andern eydtgenössischen regimenten von obersten unnd hauptleütten häßtig ist abgewerdt worden. Wie wir auch leßlich, alß wir von Shertras¹⁾ über die 40 meil wegs sampt 50 reitern allein zu dem monsieur marishal d'Amont von inen findt gefüert worden, von dem sich auch daß Sollothurnische, Glarneische unnd Bündnische regiment mit ganzem ernst abgewendt haben. Aber mit dem großen verheißē unnd guttem fürgeben, so sie unß gethan, alß nemlich, so bald wir gen Langren thomen, werde man unß gelt und munitio unnd anderes, so unß nottwendig ist, geben, unnd so hoch geschworen, es seye auf die 40 tausent kronen daselbsten, so unß werden sollen, darauf wir nun über die funf monat lang gewanderdt, aber noch keinen stieber darvon gesehen, mit solchen lügenen haben sie unß von den andern regimenten gebracht, aber ire verheißung mit dem wenigsten nicht gespürt, will geschweigen gehalten.

Günstige, gebietunde herren, unnd getreue vätter, bieweil nun unsere sach also beschaffen unnd jeder kriegßman mit seinem eydt, gewissen unnd consciens bezeugen soll und muß, daß dem wie obgemelt also ist, unnd wir auch under hauptmans Hans Ulerich Witnaurs sphenle nicht mehr über 30 knecht von denen 300, so von E. G. statt sind außgefüert worden, mehr vhor-

¹⁾ Chartres.

handen. Aber mit denen, so er nach der schlacht unnd den roßbuben, so er täglich unnder unß mischlet, möchtheuß, so manß mit vleyß zellete, auf die 60 gefunden werden.

Dieweil nun unfer wenig unnd der winter auf dem halß, wir die wacht nach billigem gebrauch nicht mehr möchten versehen, auch mit dem wenigsten nicht bekleidet, unnd solche gefhar von unserm volckh täglich erwartten müessen, haben wir solcher unserer beschwerten halben von unseren hauptleuten umb freundliche beurlaubung gebetten unnd begert. Dieweil sie aber dafselbig nicht thuu, auch weder rastzedel noch paßporten geben wöllen, müessen wir errachten, sie begeren unß gar umb und umb zubringen. Derohalben haben wir nicht sollen noch wöllen an E. G. wissen unnd willen ohne zeichen, paßportten noch rastzedel hinauß ziehen, E. G. solches zuvor kundt zu thun, damit es unß nicht einmal möcht aufgehebt werden, wir weren wie ehrlose leut von unserem zeichen, ohne paßportter und ohne beurlaubung hinweg gezogen. So bitten wir E. G. ganz undertheniglich unnd vätterlich, unß auß solcher nott unnd weitterer gefhar zu helfen, unnd unsere hauptleut dahin halten verschaffen, und ernstlich zu schreiben, daß sie unß mit sampt den ehrenzeichen in unfer lieb vatterlandt führen sollen, damit wir mit eren unnd freuden dafselbig erreichen mögen, unnd dessen nicht mehr gewartig sein, wie unß von E. G. jez 4 jarr ist ernstlich fürgehalten worden, warumb wir darzu geschwigen unnd solches zu haben gehn lassen. Dan wir bevelhs halber unnd gemeinen knechte forthin ganz unnd gar nicht mehr dienen wöllen, unnd under den Neuenburgischen sphenlein täglich von 10, auch 12 unnd mehr mit einander hinweg ziehen, also daß bald keiner mehr von inen wordt vörhanden sein, welches wir insonderheit hauptman Witnauer unserm hauptman fürgehalten, darauf er unß geantwortet, wir

sollen sie ziehen lassen, er wölle darnach under das Berner regiment, darbey wir gespüre unnd sehen, daß er unß nimehr mehr willens ist, in unser vatterlandt zu shüren, welches wir aber ganz unnd gar nicht thun wöllen, auch solches E. G. nicht würdt von unß begeren ober zulassen würdt.

E. G. thun wir in gemein ganz vätterlich und undertheniglich bitten, E. G. wölle unß mit einem schreiben by dißem potten zuhomen lassen, damit wir von E. G. einen vätterlich bericht empfangen, wie wir unß forthin weiters halten sollen. Hiemit E. G. in den göttlichen, unß aber in eueren vätterlichen schuß unnd schirm bevelhende.

Datum zu Cosellebutone (?) den 31. juli anno 91.

E. G. G. E. W.

Willige unnd gehorsame burger unnd underthanen
der zweyen Basler frey shenle
der selbigen bevelchs haber unnd gemeiner solbaten.

Vor Pierrefonds, 25. august anno 1591.

(Oise.)

praes. et lectae 27. September 1591.

Eblen, Gestrengen zc. Ich hab verschiner zeit bei herrn hauptman Michael Bälz von Glariz wie auch hernach mermahlen unnd jüngst den 8. July abgeloffnen monats, als her hauptman Werdenberg mit andern fendlinen beurlaubet unnd heimzogen, der lenge nach, wie wir die zeit hero unserß langewehrenden kriegs tractiert, gfüert unnd gehalten werden, mit bebauren unnd clagen zuogeschriben, wüßend gemacht unnd verstantiget, wie solliches zuo thun ich mich schuldig erkenne, unnd zweiffelt wir keineswegs nit, es werde E. G. zc. durch glaubwürdige yezmalen heimreisenden personen grundtlich unnd mundtlich berichtet werden, wie übel an gelt ganz schlechtlich wir gehalten.

Und obgleich wol wir ursachen gnuog auch urlaub zu erfordern und zuheischen, so hab ich doch uff E. G. an uns beschehen schreiben und Jr K. K. ansprechen und begern nit widersetzen sondern gehorsamen sollen und also in Gott zc. (ungefähr lautend wie der brief v. 8. July).

Wiewol alle eidgenossische regiment mit kleiner anzall volckhs besetzt und nit über 3000 kriegsleüth mehr in gemein, und für mein persohn 100 haben, so kan mon doch dieselbig kümerlich erhalten, ist aber uns villfaltiger wyß durch den Konig und andere herren in gehmein verheissen und versprochen worden, uns fürbahhin mehrere und bessere underhaltung zugeben, diemyll unser anzall der sendliuen weniger seyen. Aber alles verheissen und zusagen beim wenigsten sybtharo nit gehalten und wenigß hoffens zum künfftigen haben, also daß es zuerbarmen. Und so wir gegen unsern veyndt waß ußrichten solten, und der allmechtige Gott nit sonder sein gnab erzeigt, möchte uns das guot lob, so wir die zeit erstritten und erlangt, schmeleren und verlieren, darvor aber Gott uns alle gnebig behüetten und bewaren wölle zc. Darneben, G. H., haben wir die bischoffliche statt Noion ¹⁾, so ein schlüssel des Bycarbeis ²⁾ ist, belegert, welche der herzog Dumaina zum vierten mal entschütten wölten, aber In K. M. in allmall zu ruckh und abgetriben, etliche erschlagen, der herrn von Davanen sampt villen andern gefangen, hat das vest closter darvor beschoßen und mit dem sturm durch die Engellender ingenommen, volgentß den 9. diß monats august die statt zum sturm auch beschoßen, die haben sich uffgeben, was darin von reitter und fuoßvolckh, mit gewerter handt abzielhen lassen. Deymalen

¹⁾ Noyon, Oise.

²⁾ Picardie.

ligen wir vor einer starckhen veste Pierfont ¹⁾ genant, so in einem walt vier meill vom Compienen gelegen. Welcher gestalt es sich darmit enden, würt die zeit mitbringen zc. Amen.

Datum in der belegerung vor Pierfont, den 25. august altem calender nach, anno 91.

E. G. unnd S. J. E. W.

underthaniger und gehorsamer burger

Johann Speirer.

Vor Rouen, 7. December 1591 a. st.

Gestrengh, Edlen zc. Nachdem ich letztlichen E. G. zugeschryben und aller sachen berichtet zc. Nach eroberung der statt Rojon sind wir für die veste Pierrfont gezogen, die belegert und über 100 schütz mit großen stuckhen darin thun lassen, nützit fruchtbarß uszrichten vermögen, darvor wyder abgezogen, uff die statt Surne ²⁾, so unß mechtig überlegen, gezogen, solche belegert, beschossen und eingenomen den 26. septembriß. Von dannen sind wir geführt worden für die stadt Cobobec ³⁾ ein gewaltiger paß vom mher ghen Roan. Belegert beschossen und eingenomen, volgens daruff für Roan, die gewaltige statt nur sechen, den 1. Novembriß mit allem ernst und gwalt belegert tröstlicher hoffnung zu dem aller höchsten Gott wir wöllen mit seiner hylff gnad und khrafft auch etwaß nützlichß uszrichten und schaffen. Doch muoß zeith weyll groß mhiße und arbeith tag und nacht auch darby sein und ist vor diser statt Roan der fürst von Anhalt, so erst neüwlich zu unß khome in einem fueß geschossen worden, und blyben teglich bederseite in scharmützen ein guott theyll. Der liebe Gott erhalte unß zc.

¹⁾ Pierrefonds, Oise.

²⁾ Caudebec, Seine inf.

³⁾ Gournay, Seine inf.

Raptim in belägerung der statt Roan den 1. Decembriß
des alten Callenders anno 91.

E. G. und S. E. W.

undertheniger dienstgehorfamer burger

gez.: Jo. Spyrer.

Um Rouen nicht in Heinrichs Hände fallen zu lassen, eilte der Herzog von Parma wiederum der Liga zu Hilfe. Der König wich nach einer vergeblichen Belagerung Anfang April 1592 nach Dieppe zurück, wußte aber in der Folge als geschickter Stratege nach einem glücklichen Gefecht am 10. Mai seinen Gegner in der Gegend von Ivotôt so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser nur mit List sich in letzter Stunde einer völligen Einschließung entziehen konnte. Mit großer Umsicht bewerkstelligte Parma seinen Rückzug nach Flandern, wo er noch in demselben Jahre an einer s. B. bei der Belagerung von Caudebec erhaltenen Wunde starb. Seinen Gegner, Marschall Biron, Heinrichs treuen Diener, raffte eine Kanonenkugel vor Spornay weg. Diese Vorgänge nebst wiederholten Klagen über ihre Noth bilden den Inhalt der letzten noch vorhandenen und hier folgenden 4 Briefe unserer im Feld stehenden 3 Hauptleute Speirer, Weitnauer und Menzinger, welche, wie wir aus anderer Quelle wissen, bald nach Ostern 1593 „schier gar ohne Volk“ in Basel wieder eintrafen.

Aus , 15. April 1592.

Edel Gestrengen ic. Ich hab nicht underlossen sollen E. G. und S. F. B. W. hiez eueren günstigen ehrenden herrn stattschryberen zuo berichten die gestaltfame unserß kriegß wie wol ich hievor E. G. die vorgenommen belegerung der stat Rouan auch andere verloffene sachen zuogeschriben und ver-

stendiget. So haben wir doch dieselbige unserß fiendts beß von Parmans so sich starckh erzeigt verlassen und den 10. diß monates aufgeben und aber aller nechst der stat ihr R. W. mit sampt sienem volckh in sienem vorthail gezogen do wir daß niht anderst vermeinen als daß ein threffen mit ime beschehen solle. Der liebe Jesus verleihe sien gnad und vätterlicher biesstandt. Sonst ist es bißher ir R. W. alle ire furgenomene sachen glücklichen und wol abgangen wie den her statßcrieber E. G. mundlichen berichten wirdt. Jedoch werden wir mit gelt schlechtlichen tractiert und übel gehalten und laufft derwegen mir ser große schulden beschwerden und laßt uff den halß zuo dem daß wir so ein lange zeit brüwlich und reblich gedienet. Diemeil dan unser langwirig brüwlich und reblich dienen E. G. gnedigsten befehlen und geheiß zuo obedieren und gehorsamen nicht haben wollen manglen unß tag und nacht in großer gesoor unserß liebs und lebens lassen brauchen, insunderheit wier liechtlich erkennen mögen daß durch leistung unserer diensten solches unserm lieben vatterlandt nicht weniger als der thron Franckhriech fürstendig heill und wolart erschieslich ist, über dem und zuo aller vorderst zuo preyß ehr und lob beß Almechtigen zuo pflanzung und erbauung sienes heilligen und dieren namens. Derwegen mir E. G. umb vätterlichen hilff und raht underthenigst thuon erröffnen und bitten wie dan ich herrn statßcrybern mundlichen befehl beßhalbten von mienetwegen mit E. G. zuoreden aufgeben. Daß wellen dieselbigen in allen gnoben anhören. Hiemit E. G. ic. unß auch unsere wieb und thinde umb vätterlichen rat ic.

Datum den 15. Apprellen anno 92 beß alten callenders.

E. G. und S. F. E. W.

undertheniger gehorsamer burger

Gez. Jo. Spyrer, hauptman.

Aus Senlis 16. Juni 1592 alten Styls.

(Oise)

Gestrenge, Edel 2c. Es werden E. G. 2c. bey dem herren stattschreibern mein uffgeben schreiben und mundtlich bevelch ohnen Zweifel empfangen uund verstanden haben, daruß dan E. G. berichtet, was ursachen die belegerung Roan uffgehept worden, namlich von wegen der starcken macht und entschütung des prinzen von Parma. Jedoch ist Jr R. W. mit seinem volck dem veyndt immerdar nochgetruckt, und so nach beisammen gelegen das nüt anders zuvermuoten gewesen, dan ein gewaltiges treffen mit einandern zuothun, aber der veyndt sich uff seinem vorthail nit begeben wöllen. Also hat Jr R. W. inn ein infaal, drei oder vier thun laßen, vill volckhs erlegt, groß guot bekomen, und sein armada zerströwet, das er beru wegen weichen müessen, und bei Gobabech¹⁾, also er durch ein handt und arm persönlich geschossen worden, seinen weg über das waßer genommen und entrunnen, und diser zeit mit seinem überblibnem volck bei Schätro Jerg²⁾ ligen und umbschweiffen thuot. Was mit ime weiter fürgenommen und darauß werden, wirt die zeit mitbringen. Rocherwert³⁾ hat man uns an das mehr abermals gefüert, da wir ein statt den 28. may St. Wallery⁴⁾ genant, so ein paß, ingenommen. Sonst sagt man wol von einem fryden. Ob es gewiß mag man nit wissen. Gott wöll es beschehen, dan wir sehr übel gehalten, und wöllen die teutschen reitter, auch die landtsknecht nit me dienen, dardurch auch wir als die 3 regiment Eidtgenossen guugsame ursach auch urlaub zuo fordern gehept. Daruff Jr R. W. unns uff das erst so müglich mit gönstiger abfertigung vertröstet. Ich hab auch zuo E. G. 2c. solche vertruwenliche

¹⁾ Caudebec, Seine inf.

²⁾ St Valery-en-Caux, Seine inf.

³⁾ St George? Eure.

hoffnung, sy werden an unsern langwirigen strengen trümen dienen ein gnedigß vernüegen und wolgefallen tragen und haben, und uns alzeit in E. G. gnedigen schutz und schirm bevehlende zc.

Datum Senli den 16 juny anno 92 stilo veteri.

E. G. unnd E. J. E. W.

gehorsammer und underthaniger burger

Johann Speirer

(nicht eigenhändig gezeichnet.) hauptman.

Auß Epernay, vom 21. July 1592.

(Marne.)

Edel, Gestreng zc. Demnach ich jeßmollen gelegenheit zu schreiben ersehen hab ich gehorsamer unndt undertheniger pflicht halber nit unnderlassen können, E. G. zc. jeß schwäbender frantzösischer kriegssachen halben, kürzlich zu verstendigen, wie es allhie mit unns ein gestaltt habt. Nachdem R. W. verstanden, daß monsieur de Rhosne¹⁾ in namen beyder herzogen von Mayne unnd Parme daß stattlin Epernay an der Marne den 18. juny durch ergebung (ehe Eye mit Ihrer armada daselbst ankommen mögen) erobert, hat Eye im vortreiben daß schloß La Fere en Tardanvys²⁾, so die frauw von Guise dem marschal Montmorancy vorgehalten, widerumb eingenomen, unndt dannethin mit Ihrer R. W. armada dem stettlin Eperne zugeruckht vor welchem marschal von Biron mit eim stückhlin auß der statt getroffen unndt gleich gestorben ist. Weill nun R. W. denn ligischen zusatz zu Eperne zimlich starck bevunden, hat Eye Ihr armada von dannen über die Champaigne für das schloß Richécourt gefiert unndt daselbig durch ergebung erobert. Damit

¹⁾ Chrétien de Savigny, duc de Rosne.

²⁾ Fère-en-Tartenois, Aisne.

nun Ihr K. M. den zusatz zu Eperné herauslotthe, hat Sze ein geschrey außgehn laßen, alß ob Sze Ihr armada strakhs wegs für Bitry fieren wolle, unndt hat noch mit der besten ritterschafft Ihr reyß auf Eperné zugenomen, unndt den 14. july vor Epernay 300 Ballonen so etlich hundert faß wyn von danen gen Dormay¹⁾ belepzet unndt im wider herauf reißen waren, dermaßen angetroffen daß nit mer den zwen in die stat entrunnen, vier gefangen unndt die übrigen 294 etewan ein halben musquete schuß von der statmuren in einem rebberckh angeßichts der belegerten von J. M. selbst unnd dheren ritterschafft seindt ehrlegt worden. Dorauf wir sontag den 16. july die statt angehebt zubelegeren unndt die sach mit hinzuschanzens schon so weit gebracht (ohn angesehen daß sich die ligische armada in zimlicher anzall zur endtschüttung nachtet) daß wir gutter hoffnung sy soll auf mornbrigen tag zum sturm beschoßen unndt mit Gottes hilff erobert werden.

Auß Delphinat ist gewisse doch kost²⁾ zeitung daß herr von Wangerong die statt Wyen³⁾ an der Röhne der ligue überantwortet, welche in für sye zum gubernator in selbiger statt bestettiget hat, unndt hat sich derhalben K. M. größeren unrum in selbiger provincz zuversehen. Gott well es alleß zum besten wenden zc.

Datum in unnsrem leger vor Eperné den 21. july im thusendt fünffhundert zwey unndt neinzigste jahre.

Eüwer G. G. J. unndt E. W.

unndtthennigster unndt dienstgehorsamster burger
Hanns Wolrich Witnauer.

Post Scriptum.

Diewil G. zc. in neßgethonem schrieben der belegerung der statt Epernay ist gedocht worden, kan ich nit underloßen zu

¹⁾ Dormans, Marne.

²⁾ Post.

³⁾ Vienne, Isère.

vermelben wie eß mit derselbigen witters ergangen sige. Es ist die statt Espernay ettlich tag nocheinander beschoßen worden, doch nit zum sturm, sondern allein die belegerten von den hochwerrent zu tryben unnd den selbtfeyndt der sich ettlichen molen hörren loßen daß er die statt entschütten wolle, gegen unß zu loßen, welcher aber den fur nit beyßen wellen. Viel nun unser schießen von stulhen den belegerten merthlichen schaden am volth zugesüegt unnd innen noch irer eignen sag bey hundertunndfünffzig gutter soldaten verletz hat, zu dem auch sambstag den 29. july den sporren an der statt durch den sturm verlohren worden, unnd daß wasser der stattgraben mehrtheilß abgeliffen, haben sye sich fontag den brisigsten obgemeltes monats bergestalt ergeben, daß sy noch selbigen abent, neben hinderloßung ihrer trummen unnd fanen, mit abgelöschene lunden, wehr unnd waffen, sack unnd pack, die statt verloßen und ihren weg noch Reims in Champaigne zugenomen haben. In eroberung obgemeltes sporrenß ist marschallß Wirongß (so etwan dry wuchen zuvor eben vor diser statt mit ein stulh erschossen worden) sohn durch ein büchsen schuß verletz worden doch imme am leben unschädlich. Was nun R. W. in künfftigen tagen werdt fürnemen, wirbt die zeit mit bringen.

raptim ¹⁾ (bei Paris) 4. august 1592.

Ehlen Gestrengen ic. siub mein unberthenige, gehorsame, geneigte, schuldig und willige dienst, bestes vleiß unnd meines vermögens bevor.

Es wirt on allen zweyffel meine beschene schryben, so ich an E. G. gethon denselben behendigt unndt zuhomen, do dan E. G. unsers langwerenden kriegß genuogsam bericht empfangen, wie wir so schlechtlich tractiert und gehalten werden, unser kriegßvolckß, so sich die lange zeit erlich und reblich erzeigt und

¹⁾ Eiligst.

gehalten, deren doch leider in geringer anzahl meer sind und täglich werden, allen mangell an gelt und kleidung undt anderes undt anderen notwendigen sachen sechen müssen, nit bestweniger man unß täglich an sevendt fürtt unndt brauchen lassen müssen, also daß gemeine ampt undt kriegsleüt unlustig lenger undt fürthet zebienen, urlaub fordern undt in ir lieb vatterlandt zeziehen begeren, daß auch nit ein wunder. Aber uff E. G. vordrigen bevelch haben ich nit also leichtlich abzziehen khönnen, sondern E. G. geheiß zugeleben und erwarten wöllen. Zubebenken ist es über daß alle eher¹⁾ undt rebliche thaten so wir in die 40 moneten erstreiten und erlangt, in einer unglückhafften stundt verloren werden möchte, darvor unß der almechtig Got gnedig bewahren wölle, dan wie E. G. erkennen khan, waß mit wenig undt unlustigem kriegsvollk uszerichten ist. Piten derenhalben E. G. undt J. S. E. W. sie wöllen mich meine eherliche ampts und kriegsleüt in allen vätterlichen guaden gedencchen und gnedigen rath schutz und schirm erzeigen, wie dan wir trostlicher hoffnung sindt E. G. z. thun werden, solches wir in aller underthenigister gehorsame undt dankhbarkeit erkennen und verdienen sollen, den almechtigen Got treüwlich pitende, dz er E. G. in glücklicher frudsamer regierung wölle erhalten. Sonst sindt wir diser zeit vor der stat Sperne so der sevend vor ungevör zween moneten eingenomen gelegen, welche mit hilff des almechtigen sontag den 30. july wider einkrigt undt bekhomen, und haben 250 guter solbaten des sündts in die stat iuen zuhilff khomen wöllen, welche ir R. W. selbst eigner person angetroffen und den 14. july alle erschlagen mit wenig reißigem volckh. Undt ist unser herr Marschalk von Byron vor diser statt, mit einem stulch erschossen worden, welcher unsere nation sehr

¹⁾ Ehre.

geliebet auch stetligß bey undt mit unß gewesen, an allen geforlichen orten unß thun dapffer anführen und bey unß erzeigt. Der liebe Got bewar unß weithet vor unfaal.

Datum raptim, den 4. augusty stilo antiquo Anno 1592.

E. G. und E. S. E. W.

underthenigér burger

Jo. Spierer.

Hauptmann Spierer hatte am 16. July aus Senlis geschrieben „man sage von Frieden.“ Es währte aber noch ein Jahr, bis die in den Augen der katholischen Parthei zu einem solchen unerläßliche Bedingung, Heinrichs IV. Uebertritt zur katholischen Kirche, erfüllt wurde. (25. July 1593.) Von da an machte die nationale Einigung rasche Fortschritte. 1594 wurde Heinrich zu Chartres gekrönt, worauf er in Paris einzog. 1595 erhielt er die päpstliche Absolution. 1596 verglich er sich mit Mayenne, und 1598 ließ sich endlich auch Philipp II., seinen Ansprüchen entsagend, nach vergeblichen Kämpfen in der Picardie und Burgund zum Friedensschluß von Vervins herbei.

In diesen Zeitraum fallen noch die folgenden vier Briefe des Hauptmann Speierer, der im Auftrage Basels sich um die Rückzahlung der Gelder verwendete, welche die französische Krone, theilweise schon seit des großen Condé Zeit, der Stadt, den Hauptleuten und der Mannschaft schuldete.

Aus Poligny (Jura) 7. August a. c. 1595.

Edele gestreng ic. Demnach ich mich den 20. july deß alten callenders, mit den herren gesanten loblicher eydtgenossenschaft uff die straz begeben, nach Franckhreych zu reyßen. haben gemelte herren mich zum vierten mall zu iren lyt geschickt, dieselb umb ein bestimpt orth zu pitten, eruambhet, und sy anzuhören. Als aber Ihr W. Rhein gelegen orth die herren gsanten zu empfochen, und besonders in der frey graffschafft Burgundt,

dem Rhünig seiner reputation nachtheyllig nit wöllen biß anhero anhören. Sunder erst den 7. augustj hatt Ihr W. die herren gesanten durch mich loßen bescheyden ghen Waccun¹⁾ ein statt gegen Leon sy anzuhören. Wie zwyschen ist der Rhünig vortgefahren stett schlößer und flecken eingenomen und an gelt gestrafft. Arbuoyß²⁾ ist (do der guott wein wachst) beschoßen blindt (der hauptman der statt gehengt) und umb zehen thüsent cronen rantioniert worden. Bollinguy ein statt, als sy daß geschütz gesehen, mit dem Rhünig überthumen geben zwenzigthüsent cronen. Jez ligt der Rhünig nit weytt von Lion de jony³⁾ welche allbereith belegert, wirt eitweder sich ergeben oder gelt schwyßen mießen.

Den 29. july hatt der Rhünig die statt Sällis⁴⁾ allerdings eigner person selber abgesehen, mich den ander tag (doch wyder meinen großen wyllen) in die statt geschickt dieselb in Ihr W. namen auffzufordern, oder dreyßigthüsent cronen Ihr W. zu erlegen. Als aber durch schryben der herren gesanten an Ihr W. solches gestyllet, einmal so war auch herr obersten Cuon von Viej mit XI senli eydtgenoßen in der statt Sällis, so haben auch die von der statt alle vorstett allerdings selber angestögt und verbrenndt, zu sampt den fruchtbaren beim allerdings umbhauwen loßen.

Der fryden mit dem Dumena soll wie man sagt gemacht sin, er ist aber noch nit zu hoff ankomen, und nimpt der Rhünig sein weg mithin uff Leon zu.

Der connetable von Castylea, weder er noch sein volckh, dörfen sich sechen loßen, also das er dem lande Burgundt mher schad den nutz ist, und ein ursach daß der Rhünig ins Burgundt gezogen ist. Was sich wytter zutregt wyll ich uff

¹⁾ Macon, Saône-et-Loire.

²⁾ Arbois, Jura.

³⁾ Lons-le-Saulnier, Jura.

⁴⁾ Salins, Jura.

undertheniger schuldiger pflicht Eurer gnaden zu verstendigen nit manglen, thun hiemit eurer gnaden streng ersam wyßheith zu langwüriger gesundheith und glücklicher regierung göttlichen gnaden besellen. Geben in ill den 7. augustj deß alten callenders zu Bollingny in der frey graffschafft Burgundt Anno 1595.

E. G. S. E. W.

undertheniger gehorsamer und dienstwylliger
und gez.: Jo. Spyrer.

Den G. E. F. B. F. F. und wyßen herren burgenmeyster und rhatt der statt Basell meinen wohllehrenden gnedigen und gepietenden herren zu handen. Basell.

Aus Paris, 4. November 1595 n. st.

Ehrenvestfer fürnemer fürsichtiger und wyßer hoch und wolgeachter günstiger ehrender lieber herr und guotter fryndt. Demnoch euch sampt andern minen G. und hochehrenden herren deputierten gsanten miner gnedigen herren und stellen hochloblicher Eytgnosßschafft gefallen, gnediglich wöllen, mir etwas in befech zugeben, allhie zu Paris zu sollicitieren und uszupringen, daran dan miner person nit sit soll erwinden an täglichem slyßigem anhalten, wie ich mich dan in größerem obligiert und verpflichtet erthen, minen hochgeachten G. herren zu allenthellen gehorsame underthenige wyllige dienst zuerzeigen. Es langt aber zu den herren zu mherer befürderung und ansehenß, ein schryben bey minen gnedigen herren der statt Basell, oder aber bey den herren der statt Zürich innamen der überigen stetten an herren von Sellnerj¹⁾ uszupringen, und mir zu presentieren thun überschikhen, bey dem ordinarj potten so all 14

¹⁾ Sillery.

tag zu Söllenthorn uff Leon¹⁾) zughott, an den herren Jo. Gruber
doselbst, welcher es alzeith uff Paris zu mir verschaffen than.

Es ist der herr von Silnerj den 2. novembriß bey
neüwen Gallenders allhie zu Paris ankommen, und ist vor-
habens in zweyen tagen zu R. M. in Picardey zuverreyßen
mir selber angezeigt. Daß leyder die große statt Cambro (Cambray)
in Picardey sampt der veste durch die Spanier, und mittel der
inhabitanten eingenomen ist worden, werden min G. herren
wie auch ihr beßen in lenge noch verstendiget sin worden.

Diser tagen ist der herzog von Annewers²⁾) mit todt
abgangen.

Es findt vor verrugter tagen und zytt ob ich gon Paris
ankumen ein große anzall personen gerichtet worden reverenter
zumelden gehengt worden und viertheytt, so die statt Paris
verrathen wöllten, neben dem ist ein pültnuß³⁾) khostlich gemacht
worden zu bedütten den herzogen von Domallen (d'Almale)
so rechtlich verurtheilt und öffentlich zu Paris gevierteytt, und
an die 4 strassen öffentlich gehengt worden, er aber eigner
person ist bey den Spaniern.

Es wölle der herr unbeschwert sin minen gnedigen herren
der statt Basell, mine undertheilige gehorsame wyllige dienst
vermelden und anzeigen, mit wünschung glücklicher regierung
und langß läbens, mit undertheiligen dienstlichem pitten, so ihr
gnaden streng ersam wyßheyth an den herren von Sylnerj
oder herren Sancy schryben werden, miner zu guottem einge-
dencken aller gnedigst nit vergeßen sin wöllten; daß stadt mir
umb ihr gnaden streng ersam wyßheit, die tag mins leben,
undertheilig und dienstlich zubeschulden und zuerdienen.

¹⁾ Lyon.

²⁾ de Nevers.

³⁾ Bildniß.

Thun hiemit den herren sampt siner ehrenden hußfrauen
und lieben angehörigen, göttlichen gnaden treuwlich und woll
befellen.

raptim zu Pariß den 4. novembris stylo novo anno 1595.

Gurver alzeit dienstwyliger

Jo. Spyrer.

Aus Paris 16. November 1595.

Mein fryndtlichen gruoz als liebs und guots zuvor, günsti-
ger lieber schwoger. Wyßent daß min gewesener diener Bal-
thasar mir und sunst einem hauptman etwaß gälts entragen,
zum theyll wider worden, habe iue recht lauffen ¹⁾ lösen, mag
sich wytter hieten ob er wyll.

Derohalben ime so er vylleicht ghon Basell thumen, wurde
niht glauben sollen. Wöllent dem herren Hornlocher neben
fryndlichem gruoz in styl anzeigen ob meinen gnädigen herren
vylleichter gefellig und angemem sin wurde, so ich wurde bey
dem Rhünig verschaffen möchte, daß prinß von Conde säligen
schuldtinhalt der handtschryfft sampt denen zinßen in die haupt-
verschrybung zu pringen, dargegen min G. herren die handts-
chryfft herußgeben wie billich. Derohalben wo solches minen
G. herren gefellig und ich beßen befehl von Thro gnaden mir
zulhumen, wurde mich in allem treuwlich zu verichten bestyßen.
Hiemit findt Gott woll besollen, den 16. Novembris daß nüwen
callenders Anno 1595 zu Pariß.

G. D. W.

Schwoger

Jo. Spirer.

An herren Veith Hörnli Spittallmeyster zu Basell. Basell.

¹⁾ Spiehrutßen.

Aus Paris, 14. Februar 1596.

Gestrenge Edelß ꝛ. E. G. schryben hat ich den 16. januarij stylo novo zu Paris empfangen, daß ein an min G. herren von Splynerj und alsobaldt überlyffert, thun mich gegen E. G. ganz underthenig und dienstlich E. G. fürgeschryfft und intercession an obgemelten herren bedancken.

Betreffent deß prinzen von Condes¹⁾ sätligster gedechtnuß schuldt, hab ich nützig wurden wöllen tractieren oder verhandlen, ohne E. G. vorwytzen und befehl, insunderheit als ich verstanden hab, von dem herren Splynerj, und auch herren Curio, so allhie zu Paris, daß dise prinzipische schuldt ime Curio²⁾ in sinen verschrubungen und contracten inserriert seye, wölcher sich auch anerpotten so er etwaß gälts empfoche zu siner ankunfft, E. G. daß hauptguoth restituieren wölle. Daß hab ich E. G. S. G. W. underthenig und dienstlich zur relation nit wöllen verhalten. Belangent die drey uffstenden zinß der sybenzigthußent cronen hauptguotts, hatt mich der herr ambassathor vertröstet in kurtzem zu empfochen. Wessen ich mich alsdan mit dem gelt zuverhalten sölle, uff die straß zuwagen ober durch ein wechsell, wölches ohne costen nit zugoth, wöll mich E. G. deßen gnediglich thun berichten. Es würdt der herr oberster Bermatten von Sollenthurn und oberster Hardtmann uff den Püntten in kurtzem auch expediert werden.

Neüwer zeyttungen halber anderst nützig dan daß der Rhunig noch vor Baserne (?) verhofft mit einem waßerwerckh und schwölle dieselbige zu bekumen, diser tagen haben die in der statt ein ufffall than, stein und bulffer genummen und in die statt gefierth, auch etliche stuckh vernaglet.

¹⁾ Condé.

²⁾ Der Basler Hauptmann Jacob Curio befehligte in den Jahren 1594—1595 ein Fähnlein Eidgenossen unter Turenne im Luxemburgischen.

Den 22. januarij hatt der Künig mit der fürstin seiner schwöster, so etwaß krankh in der belegerung, eßen wöllen, und den tisch für ihr beth stöllen lassen, ist der boden des ganzen gmachß, usgenomen wo der tisch und das beth gestanden, ingefallen.

Der fryden mit dem herzogen von Saffoy und dem Künig soll beschloßen sin, mit was conditionen würtz die zeit bringe.

Der fryden mit dem herzogen von Dumena ist allerdingen gemacht, und hatt gemelter Dumena dem Künig zu Rußeo (Nouzon?) [ardennes] den 1. februarij den fuoßfall thon, einander umfangen und geliebet.

Mit dem herzogen von Mercur (Mercoeur) in Bryttanie ist ein anstand uff 4 monet lang gemacht. Ich bin aber glaubwürdig berichtet das es auch ein fryden sin solle.

Der jung fürst von Coude der ein successor der kron sin sol ist zu St. Germani, allernechst bey Paris, welchem der Marggroff von Pisani zugeben ist.

Es wolle E. G. zc. diß mein gering und kleinsüeg schryben, wie auch die person, in allen guaden uffnemen, und in gnedigen bedacht für woll recommandiert halten, thun hiemit E. G. zc.

Geben zu Paris den 14. februarij Anno 1596.

Unterschrift fehlt weil abgeschnitten, das ganze Schreiben ist aber von der hand des

Johann Spierer.

Wie hoch die Forderungen für unsere Hauptleute und ihre Mannschafft sich beliesen, finden wir uirgends. Die seit Condé von der Stadt Basel dem König vorgeschossene Gelder betrogen ohne die nie bezahlten Zinsen an hunderttausend Sonnenkronen.

Vergeblich wurden bis ins 17. Jahrhundert hinein durch Abordnungen und Gesandtschaften im Verein mit den in der gleichen Lage sich befindlichen Wittständen persönlich beim König Schritte zur Rückerstattung seiner Schulden gethan. Er anerkannte sie, entschuldigte sich aber mit seinen ruinierten Finanzen und suchte mit guten Worten und Versicherungen sich die Gewogenheit seiner lieben Schweizer ferners zu erhalten. Darüber ereilte ihn der Tod, 1610, und mit diesem scheinen auch unsere Reclamationen verstummt zu sein.

Die Originaltexte zu diesen 85 Briefen befinden sich auf S. 1172. 1247. 1274. 1453. 1291. 1299. 1295. 1281. 1285. 1243. 1234. 1241. 1382. 1318. 1375. 1357. 1355 und 1369. 1347. 1351. 1377. 1455. 1469. 1524. 1489. 1493. 1520. 1518. 1604. 1531. 1606. 1602. 1710. 1714. 1708. 1716 des Fascicels „Zeitungen von 1585 bis 1599“ im Staatsarchiv. Die Reihenfolge dieser Seitenzahlen entspricht derjenigen der Briefe. Orthographie und Syntax derselben haben wir soweit als thunlich unverändert gelassen. Die Deutlichkeit mancher Stellen läßt daher trotz nothdürftiger Ergänzung der Interpunction da und dort noch zu wünschen übrig.

Das Kloster Olsberg.

Von R. Birmann.

Beim stattlichen Hofe Sennweid tritt ein klarer Quell hervor, der, nach wenigen Schritten schon zum Bächlein geworden, bald murmelnd in den vertieften Graben hineinfällt, bald offen und in der Sonne glitzernd glatte Steine umspült, bald rauschend über gelegte Querhölzer springt und nach einer halben Stunde seines Laufes bei Gibenach in den Aribdorfer Bach übergeht.

Das ist die Fieleten, die Grenze einst zwischen der Burggrafschaft Rheinfelden und dem Sisgan, später zwischen dem österreichischen Vorlande und der Landschaft Basel, heute der Biolenbach, der die Kantone Aargau und Baselland trennt.

Am Bächlein ziehen sich die Matten hin, deren Dunkelgrün durch das glänzende Gelb der Dotterblume und das Blau des großen Bergföhennichs wie durchmalt erscheint. Rechts und links erhebt sich das Gelände in fruchtbarem Ackerfeld, und auf den Höhen erscheint der Wald. Hortus Dei wurde das schöne und stille Thälchen schon vor 800 Jahren genannt.

Am klaren Wässerlein liegen, nicht weit von der Quelle, die beidseitigen Häusergruppen von Aargau- und Basel-Olsberg; weiter unten, etwa halbwegs seines Laufes, stehen die stattlichen Gebäude des einstigen Klosters: eine große Kirche mit angebauten Klosterräumen aus der Zeit des 17. Jahrhunderts

nebst einigen freistehenden Wohn- und Oeconomiegebäuden. Das heutige Leben vermag diese Räume nicht zu erfüllen; am schönen Sommertage erscheinen sie wie ausgestorben.

Die Abgelegenheit und Stille dieser Stätte ist es wohl, welche ihre ersten Bewohner hierherzog. Wie diese sich einst hier eingerichtet, was sie im Verlaufe der Zeit hier gelebt, gethan und gelitten haben, das vernehmen wir heute nicht mehr an Ort und Stelle. Wir müssen nach Arau gehen, wo die Urkunden des Klosters Olsberg aufbewahrt werden und müssen mühsam die zerstreuten Notizen über Olsberg zusammensuchen, wie sie in den Zusammenhang anderer Geschichten verwoben sind.

Wer in ältern Zeiten nach den Anfängen des Klosters fragte, dem wurde eine von Guillimann und Sebastian Münster für die Abtissen bearbeitete etymologische Ausdeutung des Namens Olsberg in Verbindung mit den zwei historischen Thatfachen dargeboten, welche aus der Zeit des frühern Mittelalters aus der St. Galler Chronik bekannt waren. Danach ist Olsberg eine Abkürzung von Cadolsberg und kommt her vom Namen Chadalo des jüngern, der mit Irmingar die Ungarn geschlagen und dann aus Dankbarkeit dieses Stift gegründet hat. Münster schon erzählt es ausführlich, und Müller noch hält solchen Bericht in seinem neuen Werke über den Aargau der Mittheilung werth. Es ist aber nur eine auf Irrthum beruhende Spielerei. Es gab nämlich 891 wohl einen Chadaloh, Grafen zu Aargst, aber nicht einen ältern, da senior in der St. Galler Urkunde steht im Sinne von seigneur; so fehlt denn für uns einem jüngern Chodaloh jedwede Berechtigung des Daseins. Kloster Olsberg hat einfach seinen Namen erhalten von der zur Zeit seiner Stiftung schon bestehenden villa de Olsberch.

Die Frauen selber vertieften sich nicht in weitführende

Deutungen. Ihnen genügte die Versicherung der Pilger, daß der Höhenzug über ihrem Kloster dem Delberge gleiche; sie leiteten gerue den Namen ihres Hauses von demjenigen der hl. Stätte ab und führten in ihrem Siegel Christum am Delberge.

Was können wir aber heutzutage mit Sicherheit feststellen? Wann, von wem und wie hat Kloster Olsberg seinen Anfang genommen? Ist es ausgegangen vom bescheidenen Bau einer Zelle oder ist es, wie alle Klöster unserer Landesgegend aus jenen Zeiten, gleich im Beginn als eine von den Großen des Landes ausgestattete wohlthätige Stiftung aufgetreten?

Eine Feuersbrunst hat im Jahr 1199 das Kloster verzehrt und mit ihm auch den Schatz der Documente. Nichts ist von diesen übrig geblieben, als eine 1114 von Albert von Habsburg ausgestellte Urkunde über die Stiftung seiner Jahrzeit durch Scheukung von 10 Mütt Getreides auf dem Bözberg. Nichts Anderes hat Olsberg selber gerettet, als die Erinnerung an die Namen seiner sieben ersten Aebtissen:

Agnes von Mörsberg hat regiert von 1084 bis 1116,

Agathe von Kautstein bis 1136,

Kunigunde von Honberg bis 1144 und ist im Kapitel-
hause begraben,

Gisela von Hertenberg bis 1160,

Anna von Froburg bis 1180,

Gertrud von Froburg bis 1196,

Gutta von Schliegen bis 1200.

Lüzel weiß diesem Wenigen noch beizufügen, daß durch die Aebtisse Anna von Froburg und unter Beistand ihres Bruders, des Bischofs Ortlieb, Olsberg von der Regel des h. Benedict hinübergesührt worden ist zur Ordnung der Cisterzer und daß es sich dabei der Visitation Lüzels unterstellt hat. Lüzel stand damals in seinem Zenit, es zählte unter Abt

Christian 200 Mönche, aus deren Reihe Heinrich von Horburg auf den Bischofsthuhl gelangt war; die Bischöfe Adalbero und Ortlieb waren seine besondern Gönner. Unter Lükels Aufsicht verblieb Olsberg Jahrhunderte lang.

Wenn so gleich Anfangs die Töchter der ersten Häuser des Landes an der Spitze der Stiftung standen, so muß diese letztere, wenn nicht geradezu von jenen Häusern ausgegangen, doch von ihnen gestützt worden sein. Die Zeit der Stiftung fällt wohl auf das Ende des 11. Jahrhunderts, 100 Jahre vor die Zeit, da Liestal gebaut, die Burggrafschaft Rheinselden ausgeschieden und das Haus Houburg von seiner Machtstellung verdrängt wurde.

Aus Schutt und Asche erhob sich ein neues Stift, das die Aebtisse Berta von Thierstein als seine zweite Gründerin nennt. Zwölf Jahre lang wirkte sie für den Aufbau ihres Hauses, bis sie von Jutta von Muesbach abgelöst wurde. Von da an folgen sich in großer Vollständigkeit fast zwei Jahrhunderte lang die Urkunden des äußern Gedeihens: Acker und Matten, Wälder und Häuser kamen an das Stift, bald als fromme Gabe für das feierliche Gedächtniß der abgeschiedenen Seele oder als gläubiger Umtausch zeitlicher gegen ewige Güter, bald durch Tausch oder Kauf um Schillinge und Marken Silbers. Vorsorglich wandten die Pflegerinnen sich an die Großen des Landes und ließen sich, bald nach ihrem Brandunglücke, von Graf Rudolf von Habsburg 1240 und von Ludwig von Froburg 1242 gleichlautende Erlaubnißbriefe anstellen, wonach Eble und Ueble ad jus atque dominium nostrum spectantes den religiosis sororibus monasterii de Olsberg Gaben und Geschenke bieten und diese solche annehmen dürften. Noch 1284 ließen die Frauen sich vom Grafen Theobald von Pfirt einen wörtlich gleichlautenden Brief geben, als er auf der Burg zu Liestal sich aufhielt. Vorsorglich wandten sie sich an den hl.

Vater selbst, damit er nicht bloß dem Bischof, sondern dem Erzbischof in Bisanz ausdrücklichen Auftrag erteilte, das Stift gegen alle Anfechtungen zu schützen. So that es 1234 Gregor IX., 1249 Innocenz VI. und noch 1261 fordert Urban IV. den Domherrn Rudolf von Froburg auf, es nicht zuzugeben, daß Aebteisse und Convent des Gottesgartens in Personen und Gütern belästigt oder beschädigt werden.

Eine der ersten Erwerbungen des neu aufblühenden Klosters war diejenige der villa Olberg, die sie von den Brüdern Heinrich und Rudolf von Nuggen um 150 M. S. erkaufte; dann reichten sie Aecker und Huben und ganze Schuppen in Aisbors und Giebenach und Hersberg an, dann in weitem Kreise in Magden, Augst, Winterlingen, Maisprach, Zeinigen, Füllsbors, Basel, Bloßheim und vor Allem schöne Nebgelände zu Haltungen. Im Jahre 1252 schenkte ihnen Ulrich von Ramstein sein Haus in Basel, und sie machten in der Folge daraus ihr Absteigequartier, den Olberger Hof. In Rheinfelden hatten sie Bürgerrecht und ihr eigenes Haus.

Mit den Erwerbungen der Güter wechseln die Verleihungen derselben ab. Große und Kleine des Landes wurden so Lehenträger des Klosters, und auch mit diesen hatten die Klosterfrauen, wie mit den Verwandten der Verkäufer und der Vergaber, oft ihre liebe Noth. Keiner hat ihnen aber schlechter mitgespielt und sie tiefer verletzt als der Bauer Hake in Augst. Seine Lehenpflichten hatte er schlecht erfüllt, und darum war er mit Recht beim bischöflichen Consistorium in Basel verklagt und von diesem nach einer Untersuchung wegen hartnäckigen Widerstandes mit dem Interdict bedroht worden. Als der Offizial den Brief öffentlich in der Kirche zu Augst anheften ließ, rannte Hake während des Gottesdienstes in die Kirche, riß die Schrift herab und zerschnitt sie und rief zornig: „So spricht man

den Verurtheilten Loß!“ Das geistliche Gericht erließ nun am 19. Mai 1285 gegen den hartnäckigen Hake ein strengeres Urtheil; allein dieser erklärte, Leben, der solches Schriftstück nach Lust bringen würde, erstechen zu wollen, und wirklich verfolgte er den geistlichen Boten mit blanker Waffe. Nun war das Maß voll, und es wurde ihm angekündigt, daß er binnen 8 Tagen Genugthuung zu leisten und zu gehorchen hätte, sonst sollte ihn der Bannfluch treffen mit vollem Gewicht. Jedermann wurde ermahnt, den Widersacher der Kirche, d. h. Gottes, als ein Scheusal zu fliehen und ihn zum Gehorsam zu zwingen. Hake mußte nachgeben; aber die aufgeregten Klosterfrauen überlieferten ausführlich ihr schweres Erlebniß und damit den Namen des Uebelthäters in langer Urkunde der Nachwelt.

• Als aus dem nahen Arnolstorf der Freie Ulrich dem Grafen Ludwig von Troburg nach Waldburg als Dienstmann gefolgt war, sollte dieser Weggang auch unsern Frauen zu Gute kommen. Der eine Sohn Ulrichs, Arnolt, war kinderlos und wandte mit seiner Gattin Hedwig und seiner Schwiegermutter, der nobilis mulier Lutgardis de Lampenberch, seine Gunst mehr dem Kloster Schöntal zu. Der andere Sohn aber, Ulrich von Arnolstorf, vom Grafen zum Schultheißen von Waldburg gesetzt, verkaufte seine sämtlichen Besitzungen in Hersberg an die Frauen zu Olsberg um 12 M. S., und seine Söhne und Enkel, Schultheißen zu Waldburg und Meier zu Arnolstorf, verkauften und verschenkten noch manches Stück an das zu jeder Erweiterung geneigte Kloster.

Nicht minder ausgiebig war der Verkehr der Frauen mit dem Geschlechte derer von Schauenburg. Heinrich von Schauenburg, Ritter, begann mit der Verpfändung seiner Güter zu Füllisborf; nach drei Jahren mußte er dem Kloster diese und seinen Hof zu Giebenach völlig dahingeben, und bald darauf hatte

seine Wittwe Gertrud mit reichen Huben und Schuppisen die wieder aufgelaufenen Schulden zu decken. Auch ihr Sohn Bertold, Ritter, verkaufte fleißig an Dlsberg; aber als eine Tochter ihres Hauses oder vielleicht ihre eigene Tochter, Junta, von den Chorfrauen in geheimer Abstimmung zur Aebtisse gewählt worden war und vom Bischof den Stab und das pectorale (Brustkreuz) empfangen hatte, da schenkte die Wittwe Bertolds, Wechtib, reiche Gülden und Gefälle zu Rickenbach und Rotenflue an das Stift.

Auch die Zielempen zählen in besonderem Sinne zu den benefactores unsres Klosters. Heinrich, der Stammvater der Zielemp in unsern Gegenden, war aus seinem Seßhause in der Grafschaft Pfirt dem letzten Grafen von Homburg, Hermann, hierher gefolgt und hatte von ihm neben andern Gütern auch ein Reichslehen in Augst erhalten. Seinem vielfach bedrängten Lehensherrn war er Bürge gegen den Bischof. Sein Sohn Arnolt hatte aus dem Homburgischen Dienstverhältniß außer Gütern und Gülden in den Dörfern des Sisgau auch solche von Johann von Habsburg in der alten Grafschaft Houburg, in Deschgen, Eiken und Fric erhalten und von Rudolf von Thierstein einen schönen Aussichtspunkt des Farnsberges, um darauf ein neues Haus zu bauen. Im Jahr 1314 erscheint er als Edelknecht von Farnsberg und vergab mit seinen Söhnen Heinrich und Johann das Reichslehen zu Augst an Dlsberg. Sein Enkel Ulrich, genannt von Buus, amteete als Schiedsrichter im Prozeß der Gebrüder Genseli gegen Dlsberg zur Zeit, da seine Schwester Susanna Aebtisse des Klosters war. Noch 1355 bestätigen Heinrich und Arnolt die Schenkungen ihrer Vorfahren an Dlsberg.

Länger als mit allen diesen Häusern des niedern Adels im Sisgau dauerte die Verbindung des Klosters mit denen von

Eptingen. Von 1277 an wechselu Verkäufe und Schenkungen der Eptinger an Olsberg in rascher Folge ab. Eine willkommene Gabe war die 1314 von Mathias von Eptingen gemachte Schenkung des Kirchensazes von Diegten und heute noch sagt am dortigen Pfarrhause die eingemauerte Steinschrift, daß anno 1704 ist dieses Haus von Grund auf von der gnädigen Aebtisse von Olsberg, Frau Maria Franzisca von Eptingen als Collatrix durch Herrn Pfarrer J. Rud. Brenner, Pfarrer allhier, erbauen worden.

Winder erträglich als diese war die Schenkung Peters von Eptingen, Ritters, Schultheißen zu Rheinfelden, welcher mit Ausnahme seines Schlosses Gutenfels alle seine Güter dem Kloster vergabte. Es zeigte sich nach seinem Tode, daß solcher nicht gar viele mehr übrig blieben. Im Verlaufe der Zeit wählte eine ganze Reihe von Eptingern in Olsberg die letzte Ruhestätte, und 1485 sah Jac. von Eptingen, Ritter, mit Erstaunen, wie viele Zweige seines Geschlechts schon vorübergegangen waren.

Als Elisabeth von Eptingen den Krummstab führte, zählte sie im Kloster neben den zahlreichen Conventualinen noch 6 Laienbrüder als Verwalter, und sie hatte den Verdruß, zu sehen, daß diese in dem von der Aebtisse Berta Münch von Münchenstein 1255 erkauften Hof Zglingen den Einfluß von Vegharben begünstigten und die Erbauung einer Kapelle daselbst durchsetzten. Sie sah die kommenden Zwistigkeiten voraus und starb 1343. Zunächst aber gelang ihrer Nachfolgerin noch die Erwerbung der Rechte von Beromünster an der Kirche zu Magden um 260 M. S. und die von Bischof und Pabst genehmigte Incorporation der dortigen Pfarrei.

So hatte Olsberg in beständigem Wachsthum seinen Höhepunkt erreicht. Die gnädige Frau sah um sich, in allen Alters-

stufen, die Töchter der ersten Häuser des Landes. Wenn sie ausging an den bischöflichen Hof nach Basel oder in die nahe Stadt Rheinfelden, wenn hohe Gäste, weltliche oder geistliche ins Kloster kamen, so waren das Ereignisse für das ganze Haus. Sie erwarb Güter und Gefälle, sie baute an den Gebäuden zu Olzberg und in den äußern Besitzungen und suchte sich so den bleibenden Ruf einer Mehrerin des Stifts zu erwerben. Vor allem schmückte sie das Gotteshaus selber mit Altären und Gewändern, mit Silbern und heiligen Gefäßen; wo möglich mit seltenen und wunderthätigen Heilthümern. Der Gottesdienst ward, Jahr aus, Jahr ein, nach der unverbrüchlichen Regel des hl. Bernhard gefeiert, am schönen Herbsttage die Flur in andächtiger Prozession umzogen und auß Neue gesegnet. Indessen verwaltete ein wohlbestelltes Laienpersonal die Güter des Stifts, sammelte die Zehnten in die Speicher zu Diegten und Magden, die Bodenzinse und Gefälle in den großen Räumen zu Olzberg und zu Rheinfelden. Die Lehensmannen kamen bei Anlaß von Aenderungen und Todesfällen in das Stift, um auß Neue in Gelübde und Pflicht desselben zu treten.

Zwei Jahrhunderte lang hat das Kloster in ungestörtem Wachsthum zugenommen; es sollten nun fast vier Jahrhunderte folgen, durch welche hindurch dem Fernerstehenden nur der Eindruck eines bald raschern, bald langsamern Verfalles gemacht und unterhalten wird.

Vom Pjarrhaus zu Magden aus, das vom Stift um so schweres Geld erworben worden war, sollte der erste Schlag erfolgen. Es stritten um die Pfarrei Johann von Brunnkofen und Nicolaus Kost. Das geistliche Gericht sprach sich für den Erstern aus, aber die Aebtisse Margareta von Baden (aus Basel stammend) und der Convent hielten zum Letztern. Der

Streit gedieh sogar dahin, daß über das Kloster das Interdikt und, beim weitem Beharren der Frauen, zuletzt über die Aebtisse und Conventualen die niedere Excommunication ausgesprochen wurde. Erst nach geleisteter vollständiger Satisfaktion löste der straßburgische Offizial Rembold von Samunda die Gedemüthigten wieder.

Darauf folgte der zweite Schlag. Im Jahr 1427 brach Feuer aus und in wenigen Stunden lagen die stattlichen Gebäude darnieder. Das Unglück war groß, da es sich zeigte, daß das angesehene Stift die Mittel nicht fand, seine nothwendigen Bauten wieder auszuführen; denn 1434 war die zur Weihung erstellte Kirche noch ein mangelhaftes Werk. Fünf Jahre später noch mußte die große Kirchenversammlung zu Basel ihre Verwendung eintreten lassen, und sie forderte die milthätige Christenheit zu Steuern auf für das darniederliegende Gotteshaus. Aber auch damit war nicht geholfen. Die Mittel waren namentlich auch durch die kostspieligen Besuche der Väter des Conciliums aufgezehrt worden. Nach 13 weiteren Jahren mußte der General zu Eisterz den Visitator des Klosters, den Prälaten zu Lüzel auffordern, in Olzberg endlich Ordnung zu schaffen. Peter Stoß kam nun als Abt ins Haus, und Anna Burghoferin ward als Statthalterin bestellt. Langsam erholten sich die äußern Verhältnisse des Stifts; aber noch 1482 mußte der Abt von Lüzel sich mahnen lassen, eine völlige Reformation des Klosters vorzunehmen. Die Aebtisse Margareta von Dachsburg vermochte nicht durchzubringen; dieses gelang erst ihrer Nachfolgerin, Anna Müller von Liestal, der ersten bürgerlichen Aebtisse von Olzberg. Kaum war das Stift wieder in eine gute Bahn gebracht, als der dritte, größte Schlag erfolgte.

Anna Müller war 1517 gestorben und an ihre Stelle

durch geheimes Mehr der Conventualen Catharina von Schönberg zur Vorsteherin gewählt worden. Im 8. Jahr ihrer Regierung, am 2. Mai 1525 stiegen die Rotten der empörten Bauern von den Höhen gegen das Stift herab; die Frauen und fast alles Gesinde waren geflohen, und so wurden die Vorräthe des Hauses, der Wein in den Kellern als herrenloes Gut herausgeholt und verschwendet, die Gebäude wurden durchlaufen und durchsucht; vor allem wurde nach den Pergamenten geforscht, als der Quelle aller der Dienstbarkeiten und Lasten; und als diese nicht gefunden wurden, fuhr die wilde Menge gegen die Gebäude und die Einfassungen und zerstörte und verderbte, was immer mit den Händen zu erreichen war. Bald darauf starb die alte gnädige Frau vor Gram, und ihre Nachfolgerin in der äbtlichen Würde ward Agnes Küfer von Rheinfelden. Die Conventfrauen waren nun selber von dem überall erwachten, freiheitlichen Geiste erfaßt und erfüllt worden: erst liefen die Beginen zu Igingen bis auf Eine, eine übelmögende Person, aneinander. Sie nahmen mit sich, was beweglich war und zerstreuten sich und heiratheten in den umliegenden Dörfern. Die österreichische Regierung befaßte sich zwar nicht mit der Ein- und Durchführung der Reformation und der Aussteuer der austretenden Klostergenossen; und doch sehen wir, daß auch Olsberg sich fast ganz entleerte, und alle Frauen bis auf zwei entweder in ihre häuslichen Kreise zurücktraten oder durch Heirath ein eigenes Hauswesen gründeten. Auch die Aebtisse ging nach Basel und ward die Ehefrau des gewesenen Priesters Haltmeier; das Kloster war so gut wie aufgelöst. Es ist nicht zu wiederholen, welche Fluth von Schimpf und Fluch noch zwei Jahrhunderte später von einem geistlichen Geschichtschreiber des Stifts über das Andenken dieser zweiten „Catharina Boré“ ausgeschüttet wird.

Das Kloster Olsberg schien seine Geschichte abgeschlossen zu haben, da zeigte sich so recht der hohe Werth der Paternität der Abtei Lützel. Der Abt Heinrich suchte vor der Hand bloß das Stift zu erhalten; während Zglingen von der Regierung zur Hand genommen wurde, konnte er für Olsberg einen getreuen Schaffner bestellen. Nach seinem Tode übernahm auch für Olsberg die Sorge sein Nachfolger Nicolaus IV., und 23 Jahre nach dem Ausscheiden der letzten Aebtisse wurde in der aus Schwaben berufenen Catharina von Herßberg eine energische neue Vorsteherin bestellt. Diese schied vor allem die aus Zglingen herübergekommene Schwester „als ein räudiges Schaf von ihren geistlichen Töchtern“ und mußte von Erzherzog Ferdinand den Hof Zglingen als einfachen Banernhof wieder zu erlangen. Als fröhliche Gotte finden wir sie 1581 im Hause des evangelischen Stadtschreibers zu Viesel. Sie starb 1588. Ihrer Nachfolgerin Ursula Schmozerin von Nizall war es vorbehalten, auf's Neue die herbsten Prüfungen zu bestehen. Der Nuntius hielt fortwährend das Stift der Aussteckung von der neuen Lehre verdächtig und ordnete eigenmächtig eine Visitation durch den Abt von Wettingen an. Alle Proteste der Frauen, des Abtes von Lützel und selbst der österreichischen Regierung waren umsonst. Doch ging dieser Sturm vorüber, und die Aebtisse wandte sich wieder energisch und gewandt der öconomischen Herstellung des Stiftes zu. Da kam der 16. Sept. 1632 und setzte all ihrer Thätigkeit ein Ziel. An diesem Tage forderte der in Schwedens Diensten stehende Oberst Gonthier Rheinfelden zur Uebergabe auf und zog dann mit 70 Reitern nach Olsberg. Die alte Aebtisse hatte Orgel, Uhren, Altartafeln und andere bewegliche Schätze in ihren Hof zu Rheinfelden geflüchtet und war mit ihren 10 Conventualen nach Seckingen, Klingnau und Baden geflohen.

Gonthier plünderte Olsberg und eilte dann den Geflohenen nach, aber die Stadt Baden verschloß ihm ihre Thore. Bald darauf flohen die Frauen nach Wettingen, wo sie fast $\frac{1}{4}$ Jahre lang, darauf nach Balstal, wo sie 16 Monate blieben. In dessen nahm der kaiserliche Commandant, Graf Spaur, aus dem Olsberger Hof zu Rheinfelden 400 Saum Wein, die Zehntfrüchte von Rheinfelden und Magden, 18 aufgerüstete Betten und Alles was beweglich war. Im folgenden Jahr verlangte der schwedische Commandant Cronect eine Contribution von fl. 800, und als sie nicht bezahlt wurde, plünderten die durlachischen Soldaten auch die nun aufgefundenen Kostbarkeiten des Klosters und fuhren sie auf dem Rhein nach Basel. Im Jahr 1634 ließ der Rheingraf das Gebäude in der Stadt zerstören, die dem Kloster gehörenden Gebäude zu Magden, die drei Höfe Olsberg, die Schennen, sogar die Häge und Rußbäume anbrennen und von den eigentlichen Klostergebäuden alles Holzwerk, selbst die Ziegel von den Dächern fortführen. Kirchenstühle und Altäre wurden zerschlagen; bei 100 Saum Wein, 800 Säck Früchte und 14 Betten wurden mit allem beweglichen Eigenthum bis auf das irdene Küchengeschirr und das letzte Werkzeug mitgenommen und um ein Spottgeld verkauft. Abgedeckt, thüren- und fensterlos stand das Kloster da, als am 18. Sept. 1635 die Frauen zurückkamen. Zehn Jahre später hatten sie sich zur Wahl einer neuen Abtisse zu versammeln. Catharina Koler von Rheinau schätzte den erlittenen Schaden auf 100,000 Dukaten; sie stellte unter dem Beirath des Abtes von Lüzel die Gebäude und die ganze Deconomie des Klosters so gut als möglich wieder her. Im Jahr 1649 konnten die Nebenaltäre wieder durch Abt Bernhardin Buchinger eingeweiht, der Hochaltar aber erst 1673 würdig aufgestellt werden.

Es hatte sich aber indessen gar manches verändert. Im Verlaufe der Zeit waren durch den stets sinkenden Geldwerth die Gefälle, welche nicht in natura zu liefern waren, auf einen unbedeutenden Betrag zusammen geschmolzen. Die ölsbergischen Höfe zu Olsberg, Gibenach und Hersberg waren zu kleinen Dörfern erwachsen, und die Ansprüche der vermehrten Bevölkerung an Wald und Feld, die Zertheilung des Grundbesitzes und daherige Zersplitterung der Zinse, die in schweren Zeiten geschehene Verschleppung und Zerstörung der Beraine hatten in die Einkünfte des Klosters eine solche Unsicherheit gebracht, daß von allen Seiten nur Schaden erwuchs. Das schmale Wässerlein beim Kloster schied den österreichischen vom schweizerischen Boden, und mit einem Schritte darüber standen die Frauen auf dem Gebiet einer andersgläubigen Regierung und auf dem Grund andersgläubiger Bewohner. Und diese Regierung und diese Bewohner hatten ganz kein Interesse mehr an der Aufhellung der Dunkelheiten in den Gerechtfamen des Klosters; sie versuchten vielmehr als Gegenpartei ihre Ansprüche mit dem Nachdruck des eidgenössischen Standesgefühls und mit dem festen Willen, die uralten Lasten nicht auf alle Zeiten hinaus, nicht auf Kind und Kindeskind vererben zu lassen. Selbst im eigenen Lande erwachten mehr und immer mehr die Stimmen, welche den Fortbestand der Klöster als einen Schaden für den allgemeinen Nutzen bezeichneten. So ist seit dem 30jährigen Kriege das Kloster Olsberg an Macht und an Einfluß nur noch der Schatten des einstigen.

Wohl gab es immer noch Lichtblicke in das einförmige und mannigfach bedrängte Leben der Frauen. Die Aebtisse Maria Franzisca von Eptingen wußte nicht nur einen prächtigen Hochaltar zu beschaffen, sondern sie erwarb unter Mithilfe des Einsiedlichen Paters Joachim und dessen Bruder,

des päpstlichen Gardisten Conrad Pfyffer, dahin auch ein würdiges Heilthum. Papst Innocenz XI. ließ ihr den ehrwürdigen Leichnam des Märtyrers Victor zukommen, der dann in Disberg mit inbrünstiger Andacht aufgenommen wurde. Dann erwarb die Aebtisse für künftige Kriegszeiten ein Fluchthaus in Liestal, die bisherige Amtswohnung des städtischen Schultheißen, die spätere Bezirkschreiberei. Großes Lob wird ihr auch gespendet für ihre Pflege der klösterlichen Disciplin und der Deconomie.

Aber nun begannen neue Ansechtungen, welche mit der Auflösung des uralten Stiftes enden sollten. Der Uebergang des Sundgau an Frankreich ließ es der österreichischen Regierung als unstatthaft erscheinen, daß Disberg immerfort der Visitation des Klosters Lüzkel unterstellt bliebe. Nach vielem Verdruß legte der Generalvicarius, Abt Nicolaus, die Pater- nität in die Hände Anselms, des Reichsprälaten von Salem. Unter den 12 Nonnen und 16 Laienschwestern hatten sich 3 Parteien gebildet. Die Aebtisse und der Verwalter leiteten die österreichische, der Lüzelsche Beichtvater die französische, die Conventualen aus dem Bisthum Basel und der Schweiz hielten sich neutral. Abt Anselm begünstigte sich nach vorgenommener 10tägiger Visitation nicht mit der bloßen Einsetzung eines Beichtvaters, sondern schickte auch unter dem Vorwande der zerfallenen Klosterzucht, in der Person der Klosterfrau Juliana Guggerin von Staudach eine Priorin ein. Auf die energische Appellation der Aebtisse an die oberste geistliche Behörde des Ordens, zu Cisterz, und dann am kaiserlichen Hofe ward Prälat Augustin von St. Urban mit einer neuen Visitation beauftragt, und die Verfügungen von Salmausweiler wurden aufgehoben und Disberg wurde der Aufsicht des Abtes zu Tennenbach unterstellt. Die Regierung aber nahm nicht nur

die gesammte Verwaltung der Güter in die Hand, sondern gab auch strikte Vorschriften über die Führung des inneren Haushaltes, über Küche und Keller, über Verminderung der Dienstboten. Darauf verkaufte sie die Höfe zu Iglingen und Ober-Olsberg und wandelte 1788, nach dem Tode der Aebtisse Victoria von Schönau, das Kloster in ein adeliges Fräuleinstift um unter folgenden Bestimmungen:

Es sollen von nun an aufgenommen werden adelige Fräulein im Alter von 15—40 Jahren. Der Kaiser wählt aus einem Dreierorschlag des Convents die Aufzunehmenden. Sie bleiben erbfähig und dürfen sich verheirathen. Nur die Oberin legt das Klostersgelübde ab, ihr kommen jährlich fl. 800, den Stiftsdamen fl. 500 zu. Die Kleidung ist schwarz, das Bild des h. Leopold in Email wird auf der einen Seite getragen, auf der andern der Namenszug des Kaisers im goldenen Kreuz. Sie hören täglich eine Messe und beten für die Verstorbenen im Fegfeuer ein de profundis. An Sonn- und Feiertagen hören sie eine Predigt, sonst sind sie in ihren Andachtsübungen frei. Besuche dürfen sie empfangen in Gegenwart der Oberin, auf Bälle gehen in Begleitung einer Assistentin. Ueber Nacht dürfen sie ausbleiben mit Erlaubniß der Oberin, für längere Zeit mit solcher der Landesstelle.

In die alten Räume zog nun ein neues Leben ein. An die Stelle der methodischen Andachtsübungen trat vielfach ein heiterer Lebensgenuß; musikalische Instrumente wurden eingebracht, und manch weltliches Lied in frohem jugendlichem Chorklang dem Besucher entgegen.

Aber diese Zeiten gingen schnell vorüber, und von dem Wirbel der Veränderungen am Ende des Jahrhunderts sollte auch Olsberg nicht unberührt bleiben. Das Ländchen wurde

von Oesterreich abgerissen und kam an Frankreich und bald darauf 1803 an den neugeschaffenen Kanton Aargau.

Sofort wurden die zurückgebliebenen ältern Conventfrauen pensionirt; die Aebtisse M. Josepha von Forimthaler hielt Fr. 1600 und starb 1813 in Frick, die Frau Assistentin Fr. 1000, die Frau von Reinach Fr. 1000, jede Laienschwester Fr. 400. Die Räume wurden zu einer Erziehungsanstalt für Töchter bestimmt, wobei Lehrerinnen und Zöglinge ohne Rücksicht auf Religion aufgenommen werden sollten. Vier Lehrerinnen unterrichteten in deutscher und französischer Sprache, in Erbschreibung, Geschichte, Naturkunde, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Klavierspiel und Handarbeiten. Mit der Mühle, den Wirthschafts- und Beamtengebäuden zählte man damals noch 17 Häuser.

Im Jahr 1830 wurde auch dieses Institut aufgehoben und der Ertrag der Güter dem Schulsoud einverleibt. Erst 1846 sollten die so lange nicht benützten Gebäude eine neue Verwendung finden. Auf den hundertsten Jahrestag der Geburt Pestalozzi's wurde eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, eine Pestalozzistiftung, in die alten Klostermauern verlegt.

Das innere Wesen des Klosters hat sich mit den Zeiten verändert, und es ist an Stelle einer jahrhundertelangen Pflege des Glaubens für kurze Zeit diejenige des Wissens und in neuerer Zeit eine solche der Liebe getreten. Im Äußern aber hat sich wenig verändert; die Anlage der Gebäude ist dieselbe geblieben; das Wasserlein fließt wie von jeher an ihnen vorbei, und heute noch wird die Stätte bezeichnet mit dem Namen des Klosters Olaberg.

Basels Baugeschichte im Mittelalter.

Von Dr. Albert Burckhardt.

Wenn wir uns um zweitausend Jahre an die Stelle zurückversetzen, wo heute Basel steht, so bietet sich unserm Auge ein recht ibyllisches Bild dar. Zwischen den beiden grünen, noch theilweise mit Wald bepflanzten Hügeln schlängelt sich ein sanftes Bächlein hin; Schafe, Rinder und Schweinchen löschen in den klaren Fluten desselben ihren Durst, und rothhaarige Raurakerkinder fangen unter den Steinen Krebse in zahlreicher Menge hervor. Wo das Flößchen in den Strom sich ergießt, sehen wir große Netze ausgespannt, ein Fischerkahn ist am Ufer angebunden, einige Hütten, einfach aber doch nicht ärmlich gebaut, dienen den Bewohnern als Obdach. Das kleine Flößchen ist der heutige Birsig, an Stelle der einen Hütte erhebt sich der Gasthof zu den Drei Königen und an der Stelle der andern, etwas höher gelegenen der Palast des blauen Hauses.

Einer Niederlassung von Fischern verdankt also Basel seinen Ursprung; eine derartige Gegend forderte unwiderstehlich zur Ansiedlung auf, und hat eine solche jedesfalls lange schon vor dem Augenblick bestanden, als die Bewohner dieser Fischerhütten, ihren rauratischen Stammesgenossen folgend, die Fackel in die eigene Wohnung warfen, um mit Weib und Kind, mit Hab und Gut eine neue Heimath in den fruchtbarern Gebieten

an der Garumna und am untern Rhodanus zu suchen, und so zugleich den immer häufigern Angriffen der auf dem rechten Rheinufer wohnenden Germanen zu entgehen. Jedoch ein Mächtigerer trat diesem Unterfangen mit Glück entgegen: Gajus Julius Cäsar. Das wandernde Volk gelangte durch die Engpässe des heutigen Kajtons Neuenburg, durch die Berge der Freigrafschaft, an die flachen Ufer der langsam dahin schleichenden Saône. Sie erstiegen mit verwunderten Blicken die herrlichen Gelände der Côte d'or, bis sie dann in der Nähe des heutigen Autun ihr Schicksal, das heißt Julius Cäsar, erreichte. Geschlagen und vom römischen Feldherrn mit bestimmten Weisungen versehen lehrte kaum noch der dritte Theil der ausgewanderten Mauraker an den Rhein zurück, die Freiheit war für immer verloren. Zunächst wurden die Hütten wieder aufgebaut, neue Netze verfertigt, ein neuer Kahn gezimmert. Bald erschienen auch die Truppen derjenigen zum Schutze der Landesgrenzen, welche man kurz vorher noch so blutig bekämpft hatte, der römische Adler wurde auch bei den Maurakern aufgepflanzt. Hochgestellte Persönlichkeiten zogen durch unser Gebiet, Prinzen von Geblüt, die künftigen Herren der Welt, leiteten den Kampf mit den gefährlichen deutschen Stämmen. Festungen und Colonien wurden angelegt. Lucius Munatius Plancus gründete Augusta Mauracorum. Jetzt begann auch ein neues Leben für den Bewohner des kleinen Fischerdorfes. Die Herren in der Stadt kauften gerne den Salu und den Lachs, die Forellen des Birjigs bildeten einen Ersatz für die beliebten Muränen, welche der Römer so ungern im fremden Lande mißte; die Krebse mußten ausbelfen, wenn etwa ein Austertransport von der Nordsee von Trajectum oder Lugdunum Batavorum, Utrecht oder Leiden, nicht rechtzeitig eingetroffen war für den Festschmaus, den der römische Stadtcommandant von Augst seinen Offizieren

zu geben pflegte. Auch Soldatenzüge kamen häufiger durch unser Dorf; sie erfuhren, daß dasselbe einen celtischen Namen trage, welcher dem lateinischen Robur ähnlich klang; mit der Zeit wurde eine Straße angelegt, sie führte bei Basel vorbei dem Rhein entlang hinunter nach Cambete, dem heutigen Großlembö, und weiter nach Argentoratum, dem wunderschönen Strassburg. In einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten sah alles ganz anders aus in unserer Gegend, die celtischen Kauraker waren vollständig romanisirt, römische Sitten und römischer Götterdienst waren allgemein angenommen, Latein Sprache nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf dem Lande, (nur die Eigennamen erinnern noch an die frühere vorceltische Zeit), römische Kunst und hauptsächlich römische Bauhätigkeit verbreiteten sich über das ganze Gebiet. Aus dem kleinen Fischerdorf war ein ansehnlicher Flecken entstanden mit steinernen Häusern, gottesdienstlichen Gebäuden und Standquartieren für die römischen Truppen; denn immer nöthiger wurde eine sorgsame Bewachung der Rheingrenze, immer häufiger wurden die Angriffe der Germanen, welche bald sich auch auf das linke Ufer des Rheines ausdehnten. In diese sturmvolten Zeiten fällt diejenige Nachricht, welche nicht nur in baugeschichtlicher Hinsicht einiges Licht verbreitet, sondern welche auch als die erste deutliche Erwähnung unserer Vaterstadt von Seiten eines lateinischen Schriftstellers dasteht; derselbe — es ist Ammianus Marcellinus — meldet nämlich, im Jahr 374 habe Kaiser Valentinian in der Nähe von Basilia, welches die Einwohner des Landes Robur nennen, eine Befestigung, ein munimentum, errichten lassen. Daß dieses Basilia damals kein schmutziges Bauernstädtchen kann gewesen sein, geht aus folgendem Umstande hervor: Kaiser Valentinian hielt sich hier mit seiner königlichen Hofhaltung längere Zeit auf; von dieser Anwesen-

heit des Herrschers rührt wohl der Ehrentitel der Stadt Robur ἢ βραχάρη d. h. die königliche her, denn auf diese Weise darf doch wohl allein der Name unsrer Vaterstadt erklärt werden. Nun möchten wir natürlich gar zu gerne wissen, wie denn diese königliche Stadt ausgesehen hat, allein da lassen uns die Fundstücke gar bedenklich im Stich; wohl hat sich bei dem Abbruch des Diesbacherhofes hinter dem Münster, bei dem Bau des Gerichtsgebäudes und neuerdings wieder bei dem Graben und Legen der Fundamente für das neue Obergymnasium die Stadtmauer des alten Basilica oder doch wenigstens von dessen Citabelle, des Castrum, auffinden lassen, allein nur ganz unbedeutende Aufschlüsse erhalten wir, sobald die Einzelheiten näher in's Auge gefaßt werden. Römische Münzen, einige Grabsteine, ein römischer Begräbnißplatz in der St. Elisabethenvorstadt, und eine Anzahl von Gegenständen, welche für den gewöhnlichen Hausbedarf dienten, dies ist fast alles, was sich aus jener Zeit erhalten hat.

Ob die Befestigung des Kaisers Valentinian da errichtet worden sei, wo sich jetzt der Kinderspital erhebt, und wo bis auf den heutigen Tag der Name Burgweg an die Trümmer vergangener Jahrhunderte erinnert, auch die Entscheidung hierüber vermögen wir mit Sicherheit nicht mehr zu fällen. Immerhin pflegten die Römer nicht prope, d. h. „neben bei“ zu sagen in einem Falle, wo wie hier ein breiter Strom zwischen den beiden zu bezeichnenden Lokalitäten floß.

Bei diesem ungewissen Stand der Dinge soll uns daher auch das römische Basel nicht länger aufhalten, sondern lassen wir unsere Stadt in germanisch-christlicher Zeit uns vor die Seele treten; je mehr wir uns dem eigentlichen finstern Mittelalter nähern, desto mehr Licht verbreitet sich über unsre Arbeit, und sind wir nicht mehr gezwungen, so vollkommen im

Dunkeln zu tappen, wie dies im aufgeklärten Alterthum der Fall war.

Am liebsten möchten wir nun das Basel aus der Zeit Kaiser Karls des Großen uns vorstellen; wissen wir doch, daß der damalige Bischof Hatto bei dem Herrn des Abendlandes viel gekollten hat, wissen wir doch ferner, daß unter Karl eine rege Bauhätigkeit im ganzen fränkischen Reiche sich entwickelt hat, eine Bauhätigkeit, von welcher das Aachener Münster heute noch ein sehr glänzendes Zeugniß ablegt; wie nahe liegt da nicht die Vermuthung, daß auch in Basel in ähnlicher Weise, wenn auch in kleineren Verhältnissen sei gebaut worden, besonders wenn man dazu nimmt, daß Bischof Hatto zugleich Abt von Reichenau war, wo damals sehr eifrig gearbeitet wurde, wie dies die noch vorhandenen Bauten deutlich aufweisen. Ein Münster hat jedesfalls damals schon an demselben Orte wie jetzt bestanden, und um dasselbe herum gruppirt sich die klosterähnlichen Gebäude, in welchen das Domcapitel untergebracht war. Die noch vorhandenen Bauten von Reichenau und der Bauplan des Klosters St. Gallen mögen uns einige Anhaltspunkte geben für das Basler Münster des neunten Jahrhunderts. Auch Befestigungswerke wurden in jener Zeit errichtet, jedoch müssen dieselben nicht von sehr großem Belang gewesen sein, sonst hätten wohl nicht die Ungarn, welche doch gewiß keine Meister in der Belagerungskunst gewesen sind, die Stadt im Jahre 917 einnehmen und verbrennen können. Das zehnte Jahrhundert bildet gewissermaßen den Tiefstand in der Entwicklung Basels, die Stadt gehörte dem Königreich Burgund an, einem ohnmächtigen, von innern und äußern Feinden schwer heimgesuchten Staate. Immerhin wird in einer Stelle Basel als *urbs*, d. h. doch als große Stadt bezeichnet, womit auch der Begriff der Wehrhaftigkeit von vorneher-

ein verbunden war. Mit dem elften Jahrhundert besserten sich auch die Zustände für Basel, besonders seitdem die Stadt unter Kaiser Heinrich II. mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Ich brauche den Namen dieses Kaisers nur auszusprechen und unwillkürlich eilen die Gedanken nach unserm ersten Kunstwerke, nach dem Münster, dessen Bau ja hauptsächlich durch die freigebige Unterstützung des Kaisers ermöglicht wurde. Vielsach ist die Thatsache der Bauhätigkeit Heinrichs anbezweifelt worden, jedoch entschieden mit Unrecht; denn dafür sprechen neben der allgemeinen lokalen Ueberlieferung, der Tradition, mehrere schriftliche Zeugnisse, und sprechen am deutlichsten die Reste, welche sich aus jener Zeit erhalten haben. Freilich die Annahme, daß der jetzige Bau zum größten Theile aus dem beginnenden elften Jahrhundert stamme, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, allein entschieden ist jener Zeit zuzuschreiben der untere Theil des größern, des St. Georgthurmes, mit seinen nun allerdings roth übermalten grauen grobkörnigen Steinen und mit dem einfachen Zierrat jener Bogenstellung, wodurch die kahle Mauer des Thurmes glücklich belebt wurde. Weiter ist ja noch ein sprechendes Andenken an Kaiser Heinrich II. erhalten geblieben, leider allerdings nicht mehr der Stadt Basel, sondern dem Hôtel Cluny zu Paris, es ist dies die nur mit schmerzlicher Empfindung zu nennende goldene Altartafel, jenes Kunstwerk, welches durch Mangel an Verständniß von Seiten der Landtschaft, durch Basler Neugierigkeit und hauptsächlich in Folge bürgerlicher Speculation der Heimath ist entfremdet worden. Eine solche Kostbarkeit wie die Altartafel konnte nur für eine sehr ansehnliche Kirche bestimmt sein, und eine so ansehnliche Kirche konnte nur in einer belebten und wohlhabenden Stadt sich befinden. Mit der kirchlichen Architektur hielt wohl Schritt die Bauhätigkeit auf dem profanen Gebiete; freilich ist von diesen Bauten nichts

mehr stehen geblieben, Feuersbrünste und Erdbeben und nicht zum mindesten die veränderten Bedürfnisse späterer Jahrhunderte haben mit denselben vollständig ausgeräumt. Auch dürfen wir uns die Stadt nicht allzu ausgedehnt vorstellen, scheint doch eine Urkunde von 1002 dafür zu sprechen, daß auf dem linken Ufer des Birfids noch keine Häuser gestanden haben, und daß also das damalige Basel nur den Münsterplatz mit seiner Umgebung, die Eisen- und Sporengasse, den Markt und die Freiestraße umfaßte. Allein auch in diesem engen Bezirke sind öfters Könige und Kaiser eingelehrt, haben Päpste ihren Aufenthalt genommen und wurde sogar im Jahre 1061 ein allgemeines Concilium abgehalten, auf welchem König Heinrich IV. sich die von den Römern gesandte Krone aufsetzen und den Bischof von Parma zum Papste wählen ließ. Dieser erste Basler Papst hat allerdings ebensowenig wie sein späterer Nachfolger Felix V. allgemeine Anerkennung gefunden und wurde schon im folgenden Jahre abgesetzt.

Bürgerkriege, veranlaßt durch religiöse Motive, gehören stets zu den schrecklichen Erscheinungen der Weltgeschichte, und so war auch die Zeit des Kampfes zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. eine Periode sehr großen Unglücks für das deutsche Reich im allgemeinen und für unsere Gegend im besondern, da gerade hier beide Parteien ihre eifrigsten und kühnsten Anhänger aufwiesen, kein Wunder also, wenn auch die Basler Kirche unter ihrem streitbaren Bischof Burchard viel zu leiden hatte. In Folge der allgemeinen Ermüdung auf beiden Seiten hörte allmählig der Kampf mit dem beginnenden XII. Jahrhundert auf, und der tapfere Basler Kirchenfürst konnte nun an Stelle des Schwertes die Maurerkelle in die Hand nehmen. Schon während des Krieges hatte er für die Befestigungen Basels gesorgt, und dieselben nicht nur verstärkt,

sondern auch bedeutend erweitert; damals erhielt die Stadt jenen Umfang, welcher durch die innern Gräben heute noch gekennzeichnet ist, und frühe treten auch die Namen der einzelnen Thore, der spätern Schwibbogen auf. Am obern Ende der Stadt stand Kunosthor, der St. Alban Schwibbogen, dann kam Eschmerthor, auf dem jetzigen Barsüßerplatz vermittelte das Eselsthürlein die Verbindung mit dem Leimenthal, während auf dem Nordwestplateau das Spalen- und Kreuzthor die Ausgänge bildeten. Klein-Basel war damals noch nicht befestigt, sondern fristete mit seiner Pfarrkirche St. Theodor als Dorf sein Dasein unter dem Namen „Enrun Basel“. Die große Stadt zerfiel in drei Hauptbestandtheile in die Burg, das rechte und linke Birfiguser. Alle Hoffstätten innerhalb der alten Einfriedung zinsten dem Bischof um Martini 4 Pfennige, die halben Hoffstätten ihrer 2. Zu dieser Abgabe ist das Eigenthum des Bischofs an Grund und Boden zusammengesmolzen, und noch bis zur Reformationszeit lastete dieser Zins auf allen Häusern der innern Stadt, befreit von demselben waren allein die Häuser der Domherren und der Capläne, die Lehenträger der hohen Stift, die Beamten des geistlichen Gerichts, der Schultzeiß mit seinen Amtleuten und einige weitere Bedienstete mehr. Aus den Bestimmungen, welche noch über den Einzug dieses Martinzinses vorhanden sind, erhellt auch, wie groß in der Regel diese Hoffstätten waren, welche der Bischof den neu ankommenden Einwohnern zur Niederlassung mit der Bedingung des Häuserbaues abtrat, sie maßen nämlich 40 Fuß in der Breite und die kleinern 20'. Daher kommt es auch, daß in den Gassen der innern Stadt die Häuser im allgemeinen gleich groß sind, so haben wir z. B. an der Gerbergasse auf der Birfigseite noch fast durchwegs diese kleinere Front, welche das Anbringen zweier Fenster in der Breite er-

mögliche, an der untern Freienstraße, dem Berg zugekehrt, stehen meistens Häuser, welche auf dem größeren Areal erbaut sind, und bei welchen daher drei bis vier Fenster konnten angebracht werden. Natürlich sind auch viele der breiteren Häuser dadurch entstanden, daß zwei oder drei kleinere Wohnungen mit einander vereinigt, durch die Scheidemauer derselben Thüren gebrochen und mit der Zeit eine mehr oder weniger schöne einheitliche Fassade errichtet wurde. So kauften z. B. die Zünfte oft mehrere solcher Häuser zusammen; noch deutlich erkennt man im Innern des Weinleutenzunfthauses und ebenso bei der Brotbackenzunft die beiden alten Bestandtheile. Das Außere dieser Häuser, von denen sich allerdings bei uns nichts mehr erhalten hat, war sehr einfach; im Ganzen ist wohl auch in Basel der Holzbau oder der Fachwerkbau Regel gewesen. In ebener Erde befand sich, mit einem Rundbogen gegen die Straße geöffnet, die Werkstatt des Handwerkers oder der Kaufladen des Krämers; kleine Fenster spendeten den Gemächern der oberen Stockwerke nur spärliches Licht; der Einfachheit des Außern entsprach auch die innere Einrichtung; man kann es kaum recht begreifen, mit wie wenig Räumlichkeiten man in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters vorlieb nahm, eine rechte Stube mußte zwar in jedem Bürgerhause vorhanden sein, allein Schlafzimmer oder gar etwa Bondoirs und sonstige Luxusgelasse waren durchaus unbekannt, in dem obern Stockwerk brachten die Bewohner des Hauses in Kammern die Nacht zu, manchmal nach Analogie der Arche Noah, ohne daß eine strenge Sonderung nach Staub und Geschlecht stattgefunden hätte. Diese obern Stockwerke ragten um mehrere Fuß über das Erdgeschoß hinaus, wodurch das Eindringen des Lichtes in die ohnehin nicht sehr breiten Straßen der Stadt noch erschwert wurde; bei engern Gassen kam es vor, daß die Häuser oben beinahe an einander stießen. So

nur können wir uns die Möglichkeit jenes kühnen Sprunges erklären, welcher einen flüchtigen Edelmann bei dem Auslaufe des Jahres 1308 rettete, als ihm die Verfolger im Hanse zum Schlüssel bis auf den Estrich nacheilten und er ihnen nur dadurch entkam, daß er sich über den Schlüsselberg auf das Dach des Nachbarhauses hinüberschwang, eine That, welche allerdings die ganze Stadt in Staunen setzte, und die deßhalb auch der Chronist Albert von Straßburg seinen Aufzeichnungen einverleibt hat. Die Häuser des alten Basel stießen wohl ohne Ausnahme mit ihrer Giebelseite gegen die Straße, wie wir dies in einer Menge von alten Städten hauptsächlich im Norden Deutschlands allgemein noch erblicken. Bei dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Erdbeben mochte von dieser Bauart abgewichen worden sein, eine Aenderung, welche wohl aus technischen Gründen getroffen wurde, da die Ableitung des Regen- und Schneewassers bei solchen Giebelhäusern immer mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden ist, auch mochte der Einfluß der sübländischen Bauart, welche ja überhaupt die horizontale Linie viel mehr betont, neben dem praktischen Bedenken maßgebend gewesen sein. In ästhetischer Hinsicht ist allerdings das Verschwinden der Giebelfaçaden in hohem Grade zu bedauern; wie viel lebhafter in den Conturen und wie viel reichhaltiger und lustiger in der Dekoration nimmt sich nicht eine alte Straße von Augsburg, Nürnberg oder Lübeck aus, das Auge klimmt und schwingt sich von Gipfel zu Gipfel, die Individualität des Bauherrn und des Architekten kommt viel mehr zur Geltung, und geradezu großartig, fabelhaft wirkt eine solche Straße in sternenkларer Nacht, wenn der Mond mit seinem Zauberlicht zwischen diesen Zinnen, Schürkeln, Wimpeln und Kaminen hervorbricht und von dem gewaltigen Thurm der Marienkirche die Mitternachtstunde ertönt. Es ist dies auch ein

Stimmungsbild, ein Traum mit offenem Auge; allein auch Gemüth und Herz müssen dafür offen stehen, jedem werden diese Schönheiten nicht offenbart, ein wenig Sinn und Begeisterung für die Vergangenheit ist hier *condicio sine qua non*.

Auf etwas festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir uns umsehen nach den aus Stein massiv errichteten Wohnungen der Stadt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Freilich hat auch hier die Zeit gründlich aufgeräumt, allein wir besitzen doch noch an andern Orten solche Bauten, wie sie gewiß auch bei uns bestanden haben. Der Adel wohnte, falls er sich in den Städten niederließ, in kleinen Burgen, d. h. Gebäuden, welche innerhalb der befestigten Stadt wieder besondere kleine Schlösser bildeten; dieselben waren in bewegten Zeiten für die Stadtherren oft sehr unbequem, um so mehr hingegen mochte der trotzige ritterliche Bewohner von deren Zweckmäßigkeit überzeugt sein. In Zürich haben sich noch einige dieser Thürme, freilich in vollständigem Umbau erhalten; trotzig schauen sie aus dem Gewühle der übrigen Häuser hervor, überall verrathen sie den Hauptzweck ihrer Erbauung, durchaus nicht etwa Bequemlichkeit und Wohnlichkeit, sondern in erster Linie Vertheidigungsfähigkeit. Kleine rundbogige Fensterchen sind in den dicken Mauern angebracht, die obern Stockwerke, welche dem Angriff von der Straße aus etwas weniger ausgesetzt sind, haben größere und vermehrte Oeffnungen, das Ganze wird von einem Zinnenkranz gekrönt und mit einem spitz zulaufenden Zeltdach bedeckt, eine durchbrochene Wetterfahne bildet den Abschluß. Als Vorbild dieser Ritterhäuser in den Städten dienten die Burgen des Landes, ihr Charakter ist finster und trotzig. Auch darf man sich die innere Einrichtung in diesen Castellen nicht sehr elegant vorstellen, mochte auch für die Bedürfnisse des täglichen Lebens etwas besser gesorgt sein als in den Burgen

außerhalb des städtischen Reichbildes. Immerhin sind gewisse Vortheile vorhanden, welche entschieden die mittelalterliche Wohnung vor den modernen Bauten auszeichnen. Das Aeußere der erstern ist nicht so nach der Schablone behandelt, die Eigenthümlichkeit nicht nur des Erbauers, sondern auch der Provinz, der Landschaft kommt viel mehr in Betracht, die Kunst der Architektur war noch nicht in einige Mittelpunkte Europas concentrirt wie heutzutage, da in Paris, Berlin, München oder Stuttgart die Prototypen für alle Bauwerke des Erdtheiles zu suchen und in Ausführung oder in der Mappe auch zu finden sind.

Doch halten wir uns nicht zu lange auf mit diesen ästhetischen Betrachtungen, sondern lehren wir wieder zu Bischof Burchard, d. h. also zum Beginn des XII. Jahrhunderts zurück. Neben dem Münster erheben sich schon mehrere Kirchen, St. Martin, St. Ulrich, wohl auch St. Peter und St. Leonhard. Freilich sind die ältesten Bauwerke, welche einst an diesen Stellen sich befanden, nicht mehr vorhanden mit Ausnahme etwa eines Restes, welchen wir in der unterirdischen Gruft von St. Leonhard erkennen dürfen. Schon damals genügte die Mauerungsgürtung nicht mehr für die Bevölkerung, welche immer zahlreicher in die Stadt zog; diese letztere wurde stets mehr der Sitz der höhern Cultur und zugleich auch der Zufluchtsort der Freiheit oder doch wenigstens gemilderter Hörigkeit. Handwerk und Handel begannen ihre goldenen Früchte zu treiben, so daß auch außerhalb der Stadtmauern sich Leute ansiedelten in den sog. suburbia oder Vorstädten. Auch geistliche Körperschaften schlugen ihren Wohnsitz draußen auf. Nicht daß man ihnen damals schon innerhalb der Stadt nicht den Aufenthalt mit Freuden gegönnt hätte, sondern weil die bessern und größern

Baupläze immer seltener wurden. So entstand das Cluniacenser-Kloster St. Alban. Leider ist von diesem Kunstwerke noch in diesem Jahrhundert vieles zerstört worden, was sehr leicht hätte können gerettet werden. Wehe jedem künstlerischen Baue, dessen sich die Industrie oder die Wohlthätigkeit oder gar der Militarismus bemächtigt, die Liste der auf diese Weise geopferteu Bauten ist sehr groß, und auch unsere Stadt liefert mehr als einen Beitrag dazu. Immerhin wollen wir dankbar sein, daß wenigstens ein Flügel des Kreuzganges, welcher doch wohl noch der Gründungszeit angehört, ist verschont geblieben.

Bald zeigte sich das Bedürfniß, auch diese äußern Quartiere mit in die Stadtbefestigung hineinzuziehen, was freilich in einer Zeit, da der Staat bedächtiger war im Bauen, nur langsam und allmählig vor sich gieng. Zunächst begnügte man sich mit einem starken Palissadenhaag, einem sogenannten Grendel, und erst wenn die Vorstadt drei oder viermal in Folge feindlichen Überfalles in Flammen aufgegangen, erst dann wurde auch eine festere Stadtmauer aufgeführt. Dies führt uns nun hinüber zu der Zeit, da Basel die große Stadterweiterung zu Ende des XIV. Jahrhunderts erlebte; bevor jedoch hievon die Rede sein kann, muß noch auf einige wichtige Erscheinungen, welche diesem Unternehmen vorangieugen und dasselbe eigentlich bedingten, aufmerksam gemacht werden. Gelegentlich sei hier auch der Bau der Rheinbrücke erwähnt, welcher, im Anfang des XIII. Jahrhunderts unternommen, wesentlich dazu beitrug, daß die beiden Städte mit der Zeit zu einer verschmolzen werden konnten. Dann aber haben wir einen großartigen Aufschwung der Bauhätigkeit in Basel zu verzeichnen für das Ende des XII. Jahrhunderts; damals im Jahre 1185 zerstörte eine Feuersbrunst das alte Münster, die romanische Basilika Kaiser Heinrichs II. Auf dem bischöflichen Stuhle saß damals ein

thätiger Mann, Heinrich von Horburg, ein Elsäßer von Geburt, also einem Lande zugehörig, welches schon längst neben den Mittelrheingebieten als hervorragendes deutsches Kunstland dastand, in geistlicher Beziehung gehörte Heinrich von Horburg den Cisterciensern an, einem Orden, welcher sich um die mittelalterliche Architektur die größten Verdienste erworben hat; kein Wunder also, wenn der von ihm geleitete Münsterbau zu solcher Stattlichkeit gedeihen konnte. Außer an dem Münster wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an den Klosterkirchen der Bettelorden, der Barfüßer und Prediger gebaut, denen sich auch bald die Gotteshäuser der Nonnen in den Vorstädten und in Kleinbasel anschlossen. Bei diesem großen, durch Urkunden und Denkmäler beglaubigten Baueifer muß es uns befremden, daß ein Stiftsherr von Marbach im Elsaß zu Ende des XIII. Jahrhunderts in seine Arbeit eintragen konnte: „Die Städte Straßburg und Basel waren unansehnlich an Mauern und Thürmen, noch unansehnlicher in Betreff der Wohnhäuser.“ Dem gegenüber steht nun allerdings das Zeugniß eines andern Elsäßers jener Zeit, welcher von der großen, schönen und edeln Stadt Basel spricht. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, soviel steht fest, daß gerade im XIII. Jahrhundert ein gewaltiger Aufschwung Basels stattgefunden hat. Die dritte Classe der Einwohner, die Handwerker, gelaugten gerade damals neben den Rittern und den altfreien Burgern zu größerem Ansehen, sie entwuchsen der frühern Hörigkeit, mit Bewilligung des Bischofs traten sie in Zünfte zusammen, gassenweise wohnten sie bei einander, hauptsächlich auf dem linken Ufer des Birsigß, wo daher auch bis in unsere Zeit die meisten Zunft Häuser derselben zu suchen waren. Auf dem rechten Birsigufer an der freien Straße wohnten mehr die altfreien Geschlechter, welche von dem Handel oder von dem Ertrage ihrer ländlichen Liegenschaften lebten.

Ein munteres Leben und Treiben mag in jener Zeit unsere Gassen durchzogen haben, da sehen wir Mönche aus allen möglichen Orden, Stifts- und Domherren, Johanniter und Deutschordensherren, Grafen, Barone und Ministerialen des Bischofs, die buntesten Trachten aus den verschiedenen umliegenden Landschaften, die vornehmeru Bürger, welche sich dem Adel vollständig ebenbürtig fühlten, und die rüstigen Handwerker, welche immer mehr das Regiment der Stadt in die Hand nahmen. Allem diesem Gedeihen schien der 18. October des Jahres 1356 für immer ein Ende zu machen, denn da zerfiel die nach allen damaligen Berichten reiche und schöne Stadt durch das furchtbare Erdbeben, ein Schlag, welcher Basel an den Rand des Verderbens gebracht, andrerseits aber auch die Energie seiner Bürger, die finanziellen und geistigen Kräfte seines Volkes geweckt hat; und gerade in haulicher Beziehung mußte nothwendigerweise in Folge des Unglücks ein ungemein reges Leben stattfinden. Freilich dürfen wir uns den Zusammensturz der Stadt nicht derart vorstellen, daß kein Stein mehr auf dem andern geblieben wäre, dagegen spricht vor allem die Thatsache, daß weitaus der größere Theil unsres Münsters aus der Zeit vor dem Erdbeben herrührt, indem nur die obern Theile des Baues, die Gewölbe, Thürme und die Oberwand des Chores zusammenstürzten. Auch die westlichen Theile der Predigerkirche, sowie der Chor der Barfüßerkirche haben die Gewalt des Erdbebens überdauert. Allein das muß doch immerhin betont werden, eine Menge von Bauwerken wurde so stark beschädigt, daß ein nachträglicher, vollständiger Abbruch durchaus nöthig war, und so entstand denn das neue Basel doch in vollständig veränderter Gestalt aus den Trümmern des Jahres 1356. Daß mit ziemlicher Eile gebaut wurde, beweist schon die Thatsache der Neuweihe des Münsters im Jahre 1363, und wir dürfen doch hier annehmen, daß die Bürger mit ihren Wohnhäusern sich ebenfalls

werden, so sehr immer möglich war, beeilt haben. Die innere Stadt muß damals diejenige Physiognomie erhalten haben, welche sie bis in's XVI. Jahrhundert, ja theilweise bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gezeigt hat. Auch erfahren wir, daß bei dem Aufbau der Stadt mit einer gewissen Systematik vorgegangen wurde, wofür in erster Linie die „Fünfe über der Stadt Bau“ zu sorgen hatten. Diese Beamtung, welcher die gesammte Baupolizei zukam, erscheint zum ersten Mal um das Jahr 1300. Ihr kam hauptsächlich die Entscheidung zu, ob der Zinsmann, welcher ein Haus zu Erbzins besaß, dasselbe auch in Stand und Ehren halte, ferner besaßen sie die Gerichtsbarkeit bei Nachbarstreitigkeiten, sowie die Feuer- und Gesundheitspolizei. Ihre Befugnisse reichten bis an die Grenzen des Stadtbannes und ihre Gebote wurden im Falle Ungehorsams von Rath und Bürgermeister erequiert. Im Jahre 1385 wurde die Bestimmung erlassen, daß man unter die fünfse einen Zimmermann und einen Maurer wählen solle. Auch Kleinbasel besaß natürlich ein besonderes Fünfergericht für Bauwesen schon im XIV. Jahrhundert.

Mit dem Aufbau der Stadt war noch nicht eine Vergrößerung derselben verbunden, sondern zunächst begnügte man sich, die alten Befestigungen herzustellen, und erst allmählig wurde in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts das Weichbild Basels erweitert, so daß allerdings im Jahre 1383 die neue Befestigung der Stadt konnte an die Hand genommen werden. Verschiedene Gründe erforderten dieselbe gebieterisch. Eine ganze Anzahl von Gotteshäusern befand sich außerhalb der alten Mauern, wie St. Alban, das Steinenkloster, feruer Gnabenthal, das Predigerkloster und die Ordenshäuser der Johanniter und Antonier. Ferner wohnte in den Vorstädten eine solche Menge von Leuten, daß eine bloße Befestigung von Holzwerk, wenn auch mit einem Graben versehen, nicht mehr ausreichte. Die

Kriege der sechziger und siebenziger Jahre des XIV. Jahrhunderts, das zweimalige Erscheinen der Engländer oder der Schinder unter Cervola und Ingeltram von Coucy und die fortgesetzten Fehden mit dem Hause Oesterreich, mochten ebenfalls durchaus das Erstellen neuer Vertheidigungswerke und deren einheitliche Anlage verlangen. Die drohende Gefahr vor dem Herzog Leopold von Oesterreich, welcher mit allen Mitteln die Freiheit der Stadt zu vernichten drohte, war der Hauptsporn zu der kostspieligen Arbeit, welche besonders seit dem Jahre 1383 mit ununterbrochenem Eifer fortgesetzt wurde. Freilich wurde die Stadt Basel durch die glorreiche Schlacht von Sempach von diesem gefährlichsten und mächtigsten Feinde befreit, allein nichtsdestoweniger ruhte der Baueifer der Bürger nicht, bis im Jahr 1398 die vollständige Umgürtung der Stadt mit Mauern und Gräben vollendet war. Die Stadtkasse wurde durch diese Bauten sehr beschwert, und verschiedene Einkünfte mußten zusammengelegt werden, bis die nöthige Summe aufgebracht war; so wurden die Bußgelder für Meineide und die Einkünfte der Münze verwendet, und ferner glaubte man im Interesse des Staates zu handeln, wenn auch die Juden zu beträchtlichen freiwilligen und wohl mehr noch unfreiwilligen Leistungen hinzugezogen würden. Auch Kleinbasel, welches im Jahre 1386 durch Kauf an die große Stadt übergieng, wurde mit neuen Befestigungswerken versehen, deren Erstellung sich allerdings bis ins XV. Jahrhundert hinauszog.

Diese Befestigungswerke sind dieselben, welche bis in unsre Zeiten in vollem Stand und Ehren geblieben sind, jene stattlichen Mauern und breiten Gräben, jene trutzigen Thore und wehrhaften Thürme, welche in so mancher Gefahr Jahrhunderte hindurch die gute Vaterstadt beschützt haben. Einiges ist in späterer Zeit, in den Tagen des dreißigjährigen Krieges und noch später, das letzte

Stück sogar erst bei der Erbauung des Elsäßerbahnhofes hinzugefügt worden. Außer den drei Thoren ist fast alles verschwunden und nur noch die Namen, die breiten Straßen und Anlagen, welche an Stelle der Befestigungen getreten sind, erinnern an die frühere Wehrhaftigkeit der Stadt. Es ist hier nicht der Ort, diesen alten Festungswerken eine rührende Staudrede zu halten, sondern wir wollen uns mit einigen Bemerkungen begnügen, daß erstens viele Stücke des Mauergürtels von Basel zu dem Interessantesten gehörten, was in dieser Beziehung in deutschen Landen ist geleistet worden, daß zweitens bei dem durchaus nöthigen Abbruch des Ganzen im Einzelnen manches hätte können gerettet und mit den neuen Anlagen in Verbindung gebracht werden, und endlich, daß das Wenige noch Bestehende durchaus sollte erhalten und auch einigermaßen unterhalten werden. Wohl hat man in neuester Zeit auch in Nürnberg angefangen, die Mauern auf der einen Stadtseite niederzulegen, und müssen auch die so merkwürdigen Thore der Stadt Köln eines nach dem andern vom Erdboden verschwinden, hat auch Zürich mit seinen Thürmen und Thoren vollständig aufgeräumt und dieselben theilweise durch recht geringe Neubauten ersetzt, allein das alles sollte für uns nicht maßgebend sein zu Basel, wo man sich so gerne rühmt, die Kunst vor andern Orten zu hegen und zu pflegen, und wo auch in der That in vielen Kreisen Pietät für die Vergangenheit und deren Werke vorhanden ist.

Doch treten wir nun zu einem dieser Thore in die Stadt hinein, nehmen wir an, wir kämen auf der großen Reichsstraße des Elsäßes gegen unsere Stadt, also auf derjenigen Seite, von wo sich Basel am interessantesten repräsentiert, im Vordergrund die zinnenbekrönten Mauern mit dem St. Johannthor links, dem Spalenthor rechts, aus dem Häusermeer ragen die vielen Kirchen hervor, majestätisch erhebt sich das Münster, im Hintergrund als Abschluß des Bildes der lang-

gestreckte Rücken des Gempenstollen auf der einen und der Ehrichonaberg auf der andern Seite, in der Mitte die Schauenburgerfluh und die walbigen Höhen des Adlerberges, ein Bild, welches selbst von den kritischen Reisenden des vorigen Jahrhunderts als ein durchaus großartiges bezeichnet wird. Unter diesem Eindruck nähern wir uns dem Spalenthor, dem stattlichsten Bauwerk dieser Art weit und breit, errichtet im Jahre 1473 durch den Meister Jacob Sarbach, der es wie kein anderer verstanden hat, das Nützliche, das heißt die Festigkeit mit dem Schönen, d. h. mit einer reichen Dekoration zu verbinden. Der spätgothische Stil ist hier mit derselben Liebenswürdigkeit behandelt wie bei irgend einer kirchlichen Bante des fünfzehnten Jahrhunderts, und deutlicher als irgend ein Chronist verkündet dem spätern Geschlechte noch das Spalenthor, hier ist der Ausgang in eine Stadt, welche von wohlhabenden, kunstsinigen, unabhängigen und wehrhaften Bürgern bewohnt wird. Die Anlage des Thores ist dieselbe, wie sie an vielen andern ähnlichen Bauten wiederkehrt, allein die Entwicklung aus dem Grundriß ist mit solcher Meisterschaft durchgeführt, und die Zierraten mit solchem Geschmacke angebracht, daß Städte wie Lübeck und Nürnberg, ja selbst Prag uns um diesen Bau beneiden dürfen.

Nun das Ansehen der Stadt, das heißt die Gassen und Häuser im fünfzehnten Jahrhundert. Der Fremde wunderte sich vor allem über die Sauberkeit der Wohnungen und deren neue und solide Bauart. Da sah man keine alten romanischen Facaden mehr, keine Holzbantten, auch die Thürme des Adels waren zum größten Theil verschwunden. Nach dem Erdbeben war die Stadt in gothischem Baustyl aufgebaut worden, spitzbogige Thüren vermittelten den Eingang, die Einfassungen der Fenster sind tief eingesehlt. Ein steinerner, ebenfalls mit Hohlkehlen verzierter Kreuzstock theilt dieselben in vier Theile, auch werden

ganze Reihen von Fenstern an einander gerückt, so daß auf diese Weise die ganze Breite der Fagade in Fenster aufgelöst wurde. Reichere Häuser zeigten etwa auch gothisches, durchbrochenes Mauerwerk, vielfach kam es ferner vor, daß das mittlere von drei schmalen, ueben einander gestellten Fenstern seine beiden Nachbarn um einen oder zwei Fuß überragte, wodurch natürlich eine reichere Lebendigkeit erzielt wurde. Erker waren ebenfalls hie und da zu sehen, allein jedesfalls waren sie nicht so verbreitet wie in andern Schweizerstädten, z. B. St. Gallen, Schaffhausen und auch Zürich. Leider ist keine solche Fagade des alten Basels aus dem XV. Jahrhundert mehr vorhanden, welche sich noch unberührt auf den heutigen Tag erhalten hätte, denn wenn auch die Architektur noch hie und da dieselbe geblieben ist, so fehlt doch sicherlich der Bilderschmuck, welcher damals bei jedem ordentlichen Hans anzutreffen war. Der kleine Kollerhof auf dem Münsterplatz, einige ganz kleine Häuschen am Gerbergässchen und an der obern Rheingasse mögen noch zu den ältesten bürgerlichen Wohnhäusern der Stadt gehören; von andern hat sich vielleicht nur ein kleiner Theil erhalten, so z. B. jenes kleine Fensterchen an dem Magazingiebel in der Kornhausgasse oder dasjenige an einem Hause der Schwanengasse u. a. m. Auch würde man an der dem Hofe zu gekehrten Seite vieler Häuser noch dieses oder jenes gothische Fenstergesims, hier einen reich profilierten Kreuzstock, dort eine hübsche alte Thüre mit eisernem Klopser entdecken.

Über ein Geseß, welches heutzutage in der Architektur noch ausschließlich dominiert, konnte das fünfzehnte Jahrhundert sich noch mit jugendlichem Übermuth hinwegsetzen, nämlich über die Symmetrie. Nicht daß man deren Vorzüge nicht gekannt, sie auch oft und viel angewendet hätte, allein man ließ sich nicht von ihr knechten und die Folge war, daß eine solche alte Gasse viel weniger das Gefühl der langen Weile erregt

als eine Avenue in Paris oder irgend eine Straße auf unserm Nordwestplateau. Ein zweiter Vorzug, welcher ebenfalls sehr viel zur Belebung der alten Städte beitrug, war die fast durchgängig angebrachte Bemalung; die Farbe schützt bekanntlich den Stein, so daß schon aus diesem praktischen Grunde ein Aufstrich zu empfehlen war. Nun aber bediente man sich in der Regel für Gesimse, Thürpfosten, Schwellen und anderes mehr des rothen Schwarzwaldsandsteins; wo das nicht der Fall war, suchte man denselben nachzuahmen, indem die betreffenden Bauglieder mit rother Farbe angestrichen wurden, wodurch natürlich gerade diese lebhafteste Farbe zur dominirenden in unsern Gassen erhoben ward. Auch die Mauerflächen sollten der Bemalung nicht entbehren, und in einer Zeit, da Reichthum, Handel und Gewerbe so sehr zunahmen, kam man bald zu der weitem Folgerung, statt nur architektonische Verzierungen und Wappen auch ganze Geschichten, welche den verschiedenen Anschauungskreisen entnommen waren, darzustellen. Hier waren es David und Bathseba, dort die keusche Susanna oder an einem dritten Ort Abrahams Opferung; mit Vorliebe wurden Stoffe des alten Testaments zur Abbildung auserkoren, denn hier hatte der Maler einen viel freieren Spielraum als bei den heiligen Gestalten des neuen Bundes. Mit ihren Tugenden und Fehlern durfte man jene abbilden, wobei jedesfalls manche Vergleiche mit der damaligen Zeit unterlief. An andern Facaden erblickte man Bilder, welche dem klassischen Alterthume entnommen waren, Scenen aus dem Leben Alexanders und besonders Darstellungen aus der römischen Geschichte, deren Helden mit ihren handgreiflichen Tugenden besonders geeignet waren für eine immerhin etwas massive Malerei. Natürlich erschienen die Gestalten, Götter und Menschen, in dem Costüm des XV. Jahrhunderts. Pallas Athene hatte ihre Gretchenstasche und Juno ihr wohlgeschnürtes Nieber, nur etwa Venus

wurde in antiker Göttertracht dargestellt. Paris erschien in der reichen Tracht, wie sie hauptsächlich an dem burgundischen Hofe Philipps des Guten aufgefunden war, und Achill stand da, bis an die Zähne in Stahl und Eisen gewappnet, wie Herzog Karl der Kühne oder irgend ein Ritter, der im Begriff war, in die Schranken zu treten. Auch der Staat pflegte schon im XV. Jahrhundert seine Gebäude mit Malereien schmücken zu lassen; so erhalten wir Nachricht von einem neuen Gemälde am innern Spalenthor aus dem Jahre 1428; 1430 wurde ein Crucifix am Steinenthor angemalt, und 1440 wurde der Einzug des Hussiten Procop am Rheinthor angebracht. Freilich waren diese frühern Malereien nur ein schwaches Vorbild von dem, was das XVI. Jahrhundert mit einem Meister wie Hans Holbein hervorgebracht hat.

Bei der Stadterweiterung hatte man mit vorsorglichem Blick die Mauern sehr weit hinausgerückt. Große Rebärten, in welchen jener wegen seiner Qualität nicht besonders berühmte Baselerwein wuchs, waren in die Befestigung hineingezogen worden, daher kam es auch, daß nur die an den beiden wichtigsten Thoren gelegenen Vorstädte, die Spalen- und die Äschenvorstadt, vollständig angebaut wurden, während noch Jahrhunderte lang zu St. Alban und St. Johann meist unscheinbare Schuppen, Rebhäuschen, Stallungen und dergleichen mehr zu finden waren. Freilich wohnten in den belebtern Vorstädten, zu denen auch die Steinen zu zählen ist, mit Ausnahme der geistlichen Corporationen meist Leute, welche erst seit kürzerer Zeit in die Stadt gezogen waren, oder welche wegen ihres Berufes hier eine besonders passende Niederlassung fanden. Der Adel, die reichern Bürger und die meisten Handwerker wohnten immer noch in der innern alten Stadt.

Freilich giengs mit dem Basler Adel im XV. Jahrhundert schnellen Schrittes zurück, die Ebeln waren zu sehr an das

Haus Osterreich gefettet, als daß sie noch aufrichtige, gute Bürger der Stadt hätten sein können; zwar behielt man schon noch seinen Hof, sein Absteigequartier in der Stadt, allein nicht allzu oft wurde von demselben Gebrauch gemacht, rasch änderten die adeligen Höfe ihre Besitzer; da das Schwergewicht dieser Familien außerhalb der Stadt lag, auf den Schlössern des Elsafes, des Breisgaues und des Bisthums, so wurden auch die Wohnungen in der Stadt nur sehr nothdürftig unterhalten. Jahre lang, wohl ganze Jahrzehnte hindurch blieben einzelne geschlossen, es fing nach dem Glauben der Leute an in diesen großen, leeren Räumen zu spucken, und das wilde und wüste Leben mehr als eines dieser vornehmen Besitzer gab Veranlassung genug, ihn nach dem Tod als vom Teufel geheftes Gespenst durch seiner Väter Haus wandeln zu lassen.

Auch auf den Achtbürgern, den eigentlichen Patriciern Basels lag kein besonderer Segen, fast alle diese Familien sind im Laufe der Zeit ausgestorben, die Trmi, die ältern Fselin, die Grieb, die Gebwiler, die Offenburg und viele andere mehr. Auch besaßen sie ihre Höfe nicht in der Nähe des Bischofshofes, wie die ritterlichen Ministerialen, sondern auf dem gegenüberliegenden Hügel zu St. Peter und St. Leonhard, wo jetzt noch der Offenburgerhof, der Griebhof und andere Besitzungen mehr an ihre frühere Anwesenheit erinnern. Das Schwergewicht der Entwicklung Basels in jeder, so auch in künstlerischer und baugeschichtlicher Hinsicht lag auf den zunftmäßigen Bürgern, mochten sie nun Handelsleute, Krämer oder eigentliche Handwerker sein, und auch der Rath, der ja fast ausschließlich aus den Vertretern der Zünfte bestand, legte eine höchst lobenswerthe Bauthätigkeit an den Tag; zwar keine überflüssigen Werke, welche den Bedürfnissen des damaligen Basels nicht entsprachen, wurden ausgeführt, allein das wollte man, die nöthigen Bauten

sollten auch durch ihr Außeres den Einheimischen und den Fremden verkünden, daß hier ein thätiges, wohlhabendes Volk wohne. Das Münster gieng mit dem Schluß des XV. Jahrhunderts seiner Vollendung entgegen; es ist als ein wahres Glück zu bezeichnen, daß der Abschluß unsres ersten Bauwerkes noch vor der Reformation erfolgte; denn nachher wäre dies sicher nie mehr geschehen, und ob die Behörden unsres Jahrhunderts Zeit, Lust und Geld gehabt hätten dieses zu thun, dürfte in der That dahingestellt bleiben. Außer an dem Münster wurde an der St. Leonhardskirche gebaut, deren Schiff in künstlerischer Hinsicht oft unterschätzt wird. Um dieselbe Zeit arbeitete man am Kaufhaus, und 1467/68 stellte Meister Jacob Sarbach, derselbe der wenige Jahre später das Spalenthor erbaut hat, den Fischmarktbrunnen auf. Mit diesem schönsten Brunnen, den Basel aufzuweisen hat, soll hier ein einstweiliger Abschluß erfolgen. An ihm wie an dem Spalenthore hat der Meister in erhabenster Weise ein Zeugniß abgelegt von der Lebenskraft, welche auch im XV. Jahrhundert dem gothischen Stile noch innewohnte, und von der Verwendlichkeit desselben auch da, wo es sich nicht um kirchliche, sondern um profane Zwecke gehandelt hat. Dieser gothische Stil wurde in Basel noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch gehandhabt, allein die Betrachtung der Bauwerke, welche in dieser Zeit hier sind errichtet worden, liegt nicht mehr innerhalb der Grenzen, welche wir uns zu ziehen gedachten, als wir anfiengen, von der Baugeschichte Basels im Mittelalter zu schreiben.

Gedichte

von Emil Sulger.

Sonnenuntergang.

Die Sonne wendet sich zum Schwinden,
Die Wellen plätschern leise nur,
Und Alles neigt sich im Empfinden
Des stillen Friedens der Natur.

Die Mandelbäume streuen träumend
Den Blüthenschnee ins weite Meer,
Die Wogen danken, aufwärts schäumend,
Die Berge grüßen ferne her.

O wem der stille, tiefe Frieden,
Der wunderbar umfließt das All,
In seiner eig'nen Brust beschieden,
Ist wahrhaft glücklich überall.

Denn nur, was wir im Herzen tragen,
Gehört uns eigen in der That:
Des Menschenlebens schwerste Fragen
Löst leicht, wer innern Frieden hat. —

Die Sonne sinkt; zu Purpurfluthen
Verkläret ruht die weite See,
Es flammen tief in heil'gen Gluthen
Die Berge auf im Trennungsweh.

Sie ist dahin, sie hat vollendet
Des Tages mühevollen Lauf;
Doch, ob sie heut' sich weggewendet,
Sie geht uns morgen wieder auf.

Mein Herz, dir ward so Viel genommen,
Vernichtet scheint dir all' dein Glück:
O harre, es muß wiederkommen,
Auch deine Sonne kehrt zurück! (1882.)

Heimweh.

Wohl ist es schön, in diesem milden Lande
Dahinzugeh'n am weiten Meeresstrande,
In dieses Himmels ewig-blauem Licht,
Doch meine Heimath ist es nicht!

Ob auch die fernen Berge schneeig winken,
Des Südens Früchte lockend mich umblinken,
Ob schimmernd sich die Wog' am Felsen bricht:
Die theure Heimath ist es nicht!

Es mahnen mich die weißen Bergesstirnen
An unsrer Alpen eisig-starre Firnen,
Das hehre Meer an unsrer Seen Pracht,
Wo reicher fluren Segen lacht.

O Heimath, wann werd' ich dich wiedersehen,
Auf deiner Berge rauhen Pfaden gehen,
Wann hör' ich wieder um mich, süß und traut,
Der Muttersprache heil'gen Laut? —

Wie gerne gäb' ich hin die ganze Wonne
Des Südens, seine Gluth und seine Sonne
Für meiner Heimath reine Bergesluft,
Für meiner Alpen würz'gen Duft!

Wohl ist es schön in diesem milden Lande
Dahinzugeh'n am weiten Meeresstrande
In dieses Himmels ewig-blauem Licht,
Doch meine Heimath ist es nicht!

(1882.)

Im Schwarzwald.

O Schwarzwaldduft, o Tannenduft,
O Wandern in des Waldes Hallen,
Wenn aus dem Grün der Vogel ruft,
Und tausend Stimmen rings erschallen:
Euch grüßt mein Herz! nach langen Jahren
Kehr' ich voll Sehnsucht euch zurück,
O laßt mich heut' auf's Neu' erfahren
Des Waldes sorgenfreies Glück.

Um Stirn und Brust in freier Luft
Weht milder Lüfte Kosen.
Man fühlt sich selber kaum bewußt
Den innern Sturm vertosen:
Was auch den Sinn mag niederzieh'n,
Was lange schwer das Herz bedrückt,
Im Dom der Schöpfung muß es flieh'n,
Wo rein uns die Natur beglückt.

Am Tannenfuß will ich dem Gruß
Der Waldbewohner lauschen,
Mich weihen reinsten Glücks Genuß,
Das fließt aus Waldesrauschen:
In deinen Hallen kehre wieder
Der Jugend heit'rer Frohsinn mir,
Und ungezählt entquellen Lieder,
Der Brust im weiten Waldrevier. (1882.)

Sturm.

Wild toben die wallenden Wogen daher:
Begrüßt sei, begrüßt mir, du stürmendes Meer!
Wie zischen und spritzen die Wasser hinauf
Am felsigen Strande in mächtigem Lauf!

Am Himmel fliegt düster Gewölke herbei
Und spiegelt sich wieder, die Möve freist scheu;
Der Sonne hellglühende Leuchte erlischt,
Verdunkelt von Wolken und gährendem Gischt.

Kampf, wuchtiges Streiten ist Lösung für heut',
Als hätten die Tiefen der See sich entzweit,
Und stürmten wildfeindlich die beiden Parthei'n
Mit grimmiger Wuth auf einander nun ein.

Stets höher noch, höher schwillt stuthend das Meer,
Die mächtigste Woge wälzt haushoch sich her;
Es gähret im tiefsten, unendlichen Schoos,
Als rängen sich neueste Welten draus los.

So lieb' ich dich, Meer, so enthülltst du die Kraft,
Die in dir geschlummert, wenn ruhig, erschläfft,
Im Sonnenschein du spieltest so friedsam und gut,
Als dächtest du nimmer an Zürnen und Wuth.

Da fliegt der Orkan mit der Schwinge voll Gluth
Herbei und entfesselt die schlafende Fluth:
Nun zürnest du auf, deine Seele erwacht,
Und herrlich bewährst du die herrliche Macht.

Und Welle auf Welle voll Wonne herquillt
Zum Strande, wo eben sie traulich gespielt,
Die Bäume entwurzelt, die Felsen entwühlt,
Nicht tändelnd und losend die Ufer umspült.

Weit donnern die Wogen mit mächtigem Fall,
Erwecken im Berge erweiternden Hall,
Und wie bei Gewittern, fern rollend und wild,
In heimlichem Zittern das Menschenherz schwillt.

Wie schwach und zerbrechlich in Sturmesgewalt
Die menschliche Stimme ersterbend verhallt,
Wie rasch liegt zerschmettert der Kahn, den so traut,
So künstlich der Mensch sich langsinneud erbaut.

Hier beuge dich still vor der Herrin Natur,
Sie zeigt sich in Sturm und Gewitter dir nur,
Im Zorn nur enthüllt sie wahrhaftig ihr Bild;
Es lügt, wer sie schildert als edel und mild!

Vernichtung die Lösung, Verderben das Wort,
Und ob sie mit sengendem Strahle verdorrt,
Und ob sie mit strömenden Wassern verheert,
Mit Bergfeuersgluthen die Saaten verzehrt,

Ob Hagelschlag schmettert ins Korn auf der Flur,
Ob tödtender Blitz ihren Wolken entfuhr,
Ob wild die Lawine fegt Ortschaften fort:
Vernichtung die Lösung, Verderben das Wort!

Doch nirgend so wüthend, doch nirgend so wild,
Als stürmenden Meeres enthüllt sie ihr Bild;
Sie feiert voll Jubel den Freiheitstag heut,
Da kühn sie sich jeglicher Fessel befreit.

Sei hoch mir willkommen, sturmwüthendes Meer,
Laß rauschen die Banner der Freiheit ringsher,
Wild tobe und ringe, dumpf donnere fort:
Vernichtung die Lösung, Verderben das Wort!

(1884.)

Basler Jahrbuch

1885.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1885.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class	Book	Volume
920.0494	B29	7

Heyne Library 1909

My 09-10M

3

•

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Basler Jahrbuch. I. Jahrgang. 1879. — Herausgegeben von **Heinr. Voos.**
IX und 240 S. — Preis broch. Fr. 4. — Geb. Fr. 4. 50.

Inhalt: G. Bischoff: Adolf Christ. — Dr. B. Brömmel: Beschreibung Thomas Platters Reysen, die er von Basel aus in Frankreich gethan hat anno 1595. — Dr. Ch. von Liebenau in Luzern: Thomas Rurner in Basel. — M. Birmann: Die Genealogie der Graien von Thierstein in Homberg. — Dr. H. Voos: Aus einem baslerischen Stammbuch des XVII. Jahrhunderts. — U. Sattler: Zur Geschichte der Reichsmünzstätte in Basel. — Das Socinische Geschlecht. — Miscellen. — Rückblicke, kurze. — Dr. U. Geigy: Uebersicht der Staatsverwaltung des Cantons Basel-Stadt.

— — II. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geb. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: Die steinernen Gäste in der Sylvesternacht. — Fr. Oser: Graf Ulrich Peichte. — U. Vernonlli: Schloß Pfefingen. — M. Birmann: Drei Wälder aus der Geschichte von St. Jakob. — S. Vögelin: Sebastian Münster Kosmographie. — R. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich. — R. Vischer-Merian: Pief eines deutschen Reiters aus dem Heere der niederländischen Patrioten 1579. — U. Burckhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Jäsch. — U. Burckhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. — Miscellen.

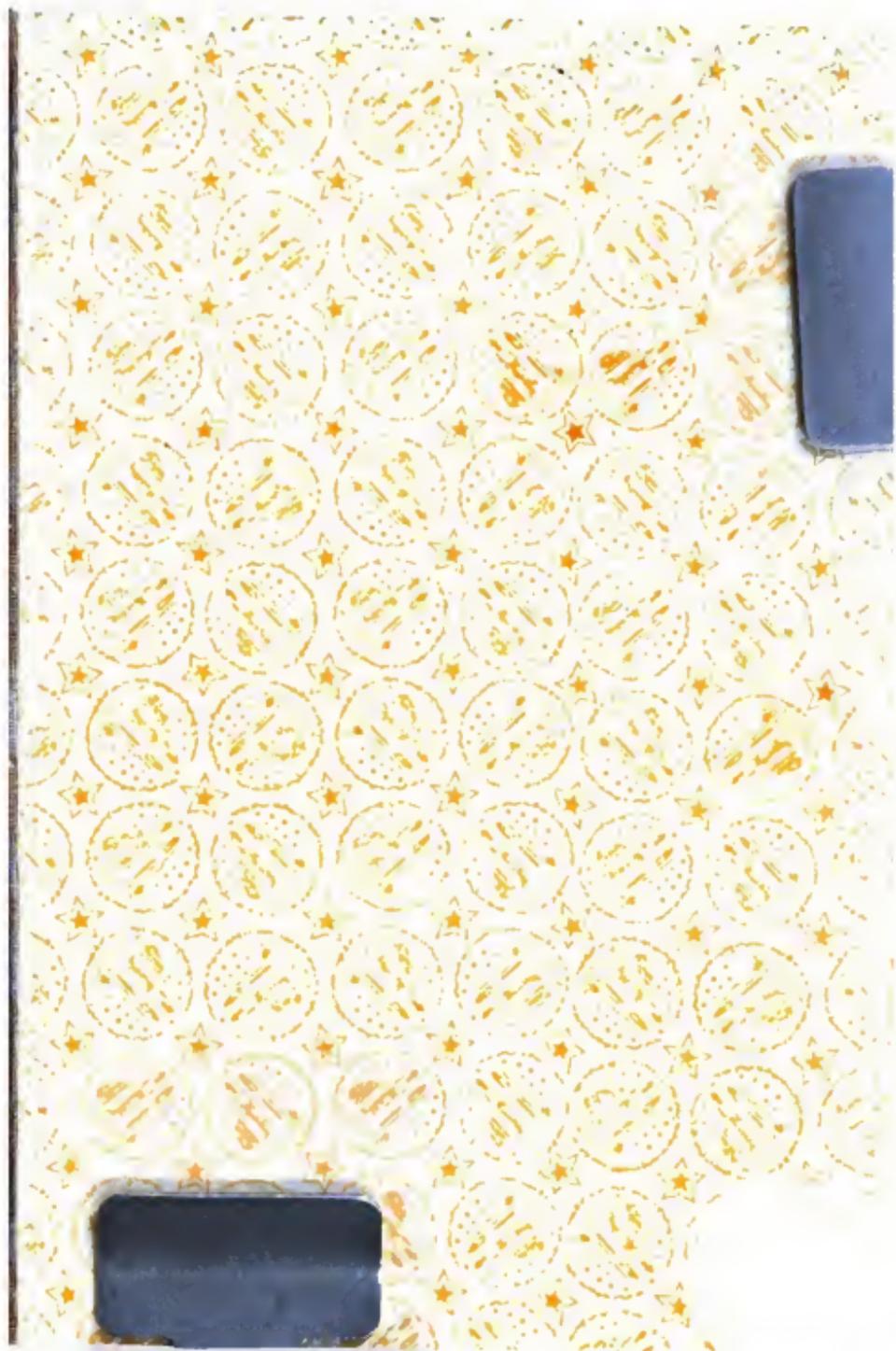
— — III. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geb. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: G. Hensler: Friedrich Weber. — Alb. Burckhardt: Ein politisches Gedicht aus dem Eliaß vom Jahre 1743. — M. Birmann: Graf Eszwalb von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechtes. — C. Wieland: Ueber die Schweighauser in Basel. — U. v. Salis: Bischof Otto's Rache. — Ch. Burckhardt-Biedermann: Don Emanuel Burckhardt, Generalcapitain des Königreichs beider Sicilien. — Ach. Burckhardt: Abbruch des Todtentanzes in Basel. — Elisabeth Hezel: Die muthige That einer Baslerin. — R. Wackernagel: Bruderschaiten und Künste zu Basel im Mittelalter. — Uebersicht der baslerischen hist. Litteratur (1678—82). — Miscellen. — Basler Chronik des Jahres 1882.

— — IV. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geb. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: Martin Vogt. — Zum Titelbild. — J. W. Hegi: Die Gemeindeschulen der Stadt Basel 1817—1822. — Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner (1833—1881). — Dr. Bernhard Riggerbach: Der 3. August 1833. (Aufzeichnungen eines Augenzeugen.) — Dr. Cr. Geering: Der Neubau des Zunfthauses zum Schlüssel durch Roman Jäsch 1485—1488. — Paul Meyer: Basels Concertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. — Dr. G. Bischoff: Zwei Geschichten aus der Chronik von Jakob Christoph Bad. — Der Glockenfortschritt. (Gewidmet der freien Stadt Basel.) 1883. — Albert Burckhardt: Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421. — F. Söhr: Repertorische Rückblicke auf das Jahr 1882. — Basler Chronik vom 1. Oktober 1882 bis 30. September 1883.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 076257929